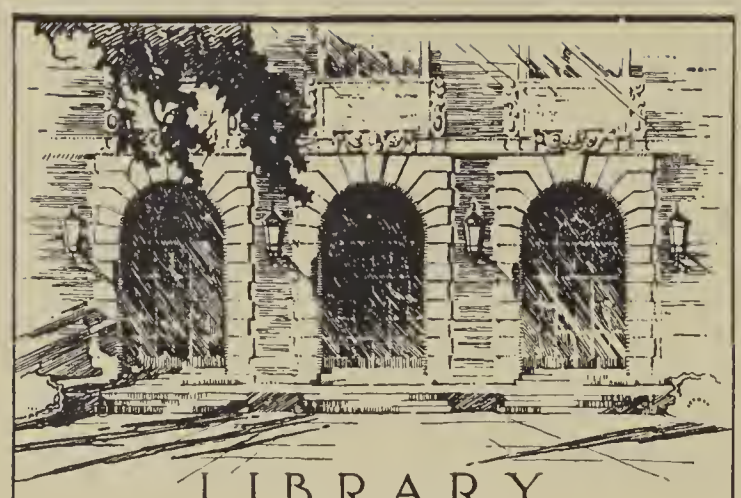
DIE

DIODSKUREN

17TER JAHRGANG

1888.



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS
800
D624
v.17

Die Dioskuren.

Literarisches Jahrbuch

des

Ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Siebzehnter Jahrgang.

Wien, 1888.

Manz'sche k. k. Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchhandlung.

(Stadt, Kohlmarkt 7.)

Der Reinertrag

ist dem Fonde zur Errichtung einer **höheren Töchterschule** gewidmet.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

800
D624
v. 17

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
* * * Eduard Bauernfeld	1
Paoli, Betty: Gedichte	7
Ebner-Eschenbach, Marie von: Aphorismen	9
Hamerling, Robert: Gedichte	10
Groner, Auguste: Das Meerweib. (Erzählung)	13
Lemmermayer, Fritz: Gedichte	19
Perina, F.: Eine Begegnung auf der Wanderung durch Gastein. (Aus dem Tagebuch einer Touristin)	23
Nordmann, Johannes: Madonna di Campiglio	30
Pötting, Hedwig: Kreuz und Rosen	32
Vincenti, Carl von: Wiener Denkmale	33
Cerri, Cajetan: Meditirende Verse	51
Littrow-Bischoff, Auguste v.: Zur Erinnerung an Ottilie von Goethe	61
Migerka, Helene: Gedichte	66
Gernerth, Franz: Die schöne Bató (Aus dem Ungarischen des Josef Kiss)	68
Schweigert, Leonhard, Dr.: Ich möcht's den Winden erzählen	71
Steinebach, Friedrich: Die Atelier-Blume. (Eine Maler-Reminiscenz)	72
Najmájer, Marie von: Gedichte	90
Tandler, J.: Gedichte	92
Heyret, M.: Frauenbilder aus Habsburg-burgundischem Stamme. (Historische Skizze)	94
Waldburg, S. G.: Gedichte	103
Weisbrodt, Gustav: Zum sechzigjährigen Dienstjubiläum des Erzherzogs Albrecht.	106
Armstrong, B. L.: Abu Adhem. (Nach dem Englischen des Leigh Hunter)	109
Meynert, Hermann: Das Hofburgtheater vor einem halben Jahrhundert	110
Poestion, J. C.: Nordische Klänge	133
Keiler, Ernst: Spätsommertage. (Aquarellen aus der Bergwelt Österreichs)	141
Ganser, A.: Gedichte	152
Bett, Emilja: Eingeschlummert. (Aus dem Polnischen des Victor Gomulicki.	154
Hülgerth, Heribert: Gedichte	155
Walden, Bruno: Der Egoismus in den Redensarten	156
Constant, W.: Gedichte	161
Wahlheim, E.: Im Frühlingssturme	165
Milow, Stephan: Von Kindern	243
Kübeck, Guido Freiherr von: Gedichte	247
Coronini, Carl Graf: Am Bosphorus	251
Gagern, Dora von: Iphigenia. (Tragödie in fünf Acten von Racinne)	255
Pöhnl, Hans: Balladen im Volkston	313
Anthofer, Carl sen., Dr.: Die Stunde der Weihe	317
Proschko, Hermine C.: Nur eine Rose! (Aus dem Leben eines Künstlers)	319
Frankl, Ludwig August: Allerlei Verse	330
Greif, Martin: Gedichte	333
Rothenstein, Bernhard: Zur Geschichte und Reform des Ballets. (Studie)	335
Friedmann, Alfred: Heinrich Balingbroke IV.	349

Seite

Knorr, Josephine Freiin v.: Herbstblumen 352
Haßlwander, Friedrich: Lenzesglück 353
Teuffenbach, Albin Reichsfreiherr zu: Josef Fürst Poniatowski, Marschall von Frankreich — ein Wiener Kind 355
Zednik, Jella: Gedichte des Sully-Prudhomme. (Aus dem Französischen) . . 366
Neugebauer, Ladislaus: Erinnerung an Neapel. (Aus dem Ungarischen des Josef Kiss) 368
Pilcz, M. E.: Hanns, Hanne und Hannes. (Novelle) 371
Formey, Alfred: Gedichte 400
Lacroma, Paul Maria: Die prähistorischen Funde Santa Lucias. (Culturhistorische Skizze) 404
Glücksmann, Heinrich: Die Waleser Barden. (Ballade aus dem Ungarischen des Johann Arany) 411
Wartenegg, Wilhelm von: Aus dem Cyclus „Nixensage." 415
Magyar, Helene: Zur näheren Charakteristik Professor Arlt's. (Ein Vermächtniß) 417
Pachler, Faust: In Gastein. (Aus einem lyrischen Cyclus) 429
Silberstein, August: Gedichte 434
Buschmann, Gotthard Freiherr v. (Egynhard): Rosen heraus! 436
Peter, Johann: Im Böhmerwalde. 437
Zelau, Curt v.: Küche und Keller im Wandel der Jahrhunderte. (Eine culturhistorische Studie) 439
Foglár, Ludwig: Gedichte 470
Hartig, S. G.: Gedichte 471
Elze, Theodor: Storch und Kukuk 473
Weiß, Albert: Aus dem Sagenschatze der Insel Rügen 481
Torontal, Ignaz: Erinnerungen an Karl Beck 489

Schwingenschlögl, Rudolf, Dr.: Der Erste allgemeine Beamtenverein der österreichisch-ungarischen Monarchie, seine Entwickelung und Thätigkeit im Jahre 1886 495

Die Dioskuren.

Aus der Kräfte schön vereintem Streben
Hebt sich, wirkend erst, das wahre Leben.

Schiller.

Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird,
ist Bildung.

Goethe.

Eduard von Bauernfeld.

Bisweilen, wenn sie besonders gut gelaunt, gefällt sich die Natur darin, in einem Einzelnen die Eigenart eines Volksthums, den Charakter einer Zeitphase zu potenciren. Offenbar befand sie sich in solch' reicher Gebelaune, als sie Eduard von Bauernfeld zu seinem Lebenslauf dotirte. Alles, in Licht und Schatten den Oesterreicher Charakterisirende tritt bei ihm im Menschen und Dichter zu Tage. Zugleich aber prägt seine Wesenheit die harmonische Verschmelzung zweier stark divergirender Zeitströmungen aus, und eben darin, dem mild versöhnenden Zug der alle Gegensätze auszugleichen versucht und dem es mindestens gelingt, sie zu überbrücken, tritt sein specifisches Oesterreicherthum vielleicht am allermarkantesten zu Tage.

Das geistige Leben vor und nach 1848, wie scharf gesondert erscheint es im kritischen Rückblicke, bei Bauernfeld aber begegnen wir dem einen im andern. Wie er vor dem, das politisch-sociale Leben Europas umgestaltenden Hereinbrechen der neuen Strömung, dieser vieles schon vorweg genommen und manches davon unumwundener zum Ausdruck gebracht als irgend einer seiner landsmännischen Zeitgenossen, so hat er wieder in ihr mehr von der früheren bewahrt als jeder andere. Und dennoch hatte ihn der Uebergang von der einen Phase zur andern so tief und mächtig erregt und bewegt, daß schwere Krankheit für sein Leben fürchten ließ und ihn nöthigte, der Bethätigung

seiner Gesinnung im Frankfurter Vorparlamente zu entsagen: Es erpreßte ihm den Schmerzensschrei:

„Manches möcht' ich noch vollbringen
In der neuen Freiheit Licht —
Decke mich mit Deinen Schwingen
Jetzt, Du starker Tod, noch nicht!

So manch' politisch-sociale Conflicte er auch in seinen vormärzlichen Lustspielen mit für jene Zeit großer Kühnheit angedeutet, Niemand hätte eine derartige Intensität des Interesses an dem großen Umschwunge in ihm vermuthet. Und eben darin wieder liegt ein den Dichter und Menschen, wie sein Volksthum scharf Charakterisirendes: Receptiv: tiefer Ernst, enthusiastische Energie des Erfassens; activ: die möglichst mild ausgleichende, allzu tief Aufwühlendes scheuende Gestaltung der sich daraus ergebenden Conflicte. Derselbe Dichter, der mit vollster poetischer Hingabe, mit Kraft des Ausdruckes darauging, Shakespeare's gewaltige Dramen in's Deutsche zu übertragen, hat es in seinem reichen selbstständigen Schaffen doch stets vermieden, die äußersten Consequenzen eines Stoffes zu ziehen. Milde Empfindung, weicher Sinn, jene exquisite Liebenswürdigkeit des Naturells, die allem Herben abhold ist, die stets Versöhnung sucht und nicht nach einer Conflictlösung durch Sieg und Niederlage strebt, ließ Bauernfeld immer jener Schroffheit der Gegensätze ausweichen, die durchzuführen es jener Härte in der Zeichnung und jener Herbheit des Colorits bedarf, welche allein volle tragische Wirkung erzielen. Dieser, eben seinem Volksthum so sehr entsprechende Eigenart, ist es zuzuschreiben, daß er auf dem Gebiete des Lustspieles so ungleich Werthvolleres geleistet, als auf jenem des Dramas.

Daß Bauernfeld der erste deutsche Lustspieldichter seiner Zeit gewesen, erwies sich auch dadurch, daß er trotz der geistigen Grenzsperre, welche die Hoffahrt norddeutscher Literaturhistoriker zwischen Oesterreich und dem „Reich" zu ziehen bemüht war, das Repertoire in Deutschland gleichfalls beherrschte. Und welch' große Lebenswahrheit seinen Lustspielgebilden, den socialen Schilderungen in ihnen innewohnt, bezeugt anderseits auch, daß eine Anzahl derselben trotz des ungeheuren Zeitumschwunges actuell verblieben und heutzutage auf ein Publikum, das so ganz anders geartet ist, als jenes zur Zeit ihres Entstehens, noch ebenso anregend und anmuthend wirkt wie damals. Er hat eben im Zeitbilde vornehmlich die Stammeseigenart zur Anschauung gebracht, das Bleibende im Wandelbaren.

Aber eben im getreulichen Zeitbilde auch liegt ein bleibender, wie erheblicher Werth der Bühnendichtungen Bauernfeld's. Seine Lustspielmuse hat ein Stück Culturgeschichte verzeichnet. Was Scribe für die Pariser Gesell-

schaft unter Louis Philipp gewesen, Bauernfeld war es für jene des vormärzlichen Wien. Der Adel, der Soldaten- und Kaufmanns-, ganz besonders aber der Beamtenstand, wie fein und doch fest umrissen ist jeder in der Eigenthümlichkeit seiner Anschauungsweise, in seinen Lebensgewohnheiten charakterisirt! Und wie kennzeichnet alle miteinander jene harmlose Lebensfreudigkeit, die instinctiv aller Vertiefung der Conflicte zu unversöhnlicher Dissonanz aus dem Wege geht, die sich einen klaffenden Abgrund zu einer leicht überbrückbaren Kluft vortäuscht und, sich wohl hütend hinabzublicken, blinzelnd darüber hinweggleitet. Eine Lebensfreudigkeit, die sich nie bis zum überschäumenden Frohmuth steigert, die sich innerhalb der Grenzen bequemen Vollbehagens hält, im Bedürfniß nach diesem aber alle Kanten abstumpft, alles rauh Berührende oberflächlich wegpolirt. Er schildert eine Gesellschaft, die, wo sie auf Mißstände stieß, zufrieden damit war unzufrieden zu sein, die sich für ein empfundenes Unrecht genügend gerächt fühlte durch einen Witz. Eine Gesellschaft, in der sich brennende Allgemeinfragen stets nur zum oberflächlich erregenden Einzelfall zuspitzten; in der das Vordringen des dritten Standes nur als Heiratsconflict, als Erwägung betrachtet wurde, ob eine von einem Adeligen gefreite Bürgerliche salonfähig zu machen sei und die von der Existenz eines vierten Standes und irgend welcher Ansprüche, welche derselbe geltend machen könnte, noch gar nichts ahnte. Eine Gesellschaft aber auch, die noch nicht von Besitzesgier getrieben, in allen Richtungen nach Gewinn jagte, die noch nicht unter der Idealitätsflagge persönlichem Streberthum oblag und Conflicte schuf, um sie auszubeuten. Fehlte ihr einerseits die Energie des Ernstes, so krankte sie doch anderseits nicht an den mannigfachen Charlatanerien der Neuzeit.

Die socialen Fragen der vormärzlichen Epoche waren eben rein gesellschaftliche im Sinne des Salonlebens. Mit welch' feiner Ueberlegenheit schildert Bauernfeld diese Welt, in der man sich nur unterhält! So leicht schürzt und löst sich der Knoten, soviel anmuthig Nebensächliches schlingt sich um die zumeist dürftige Grundlinie der Handlung, ein so bestechend opalisirendes Farbenspiel liegt über dem ganzen Bilde, daß sich nur dem schärfer hinblickenden Auge eben darin ein Anhauch von Ironisirung kundgibt. Von vornherein ist bei diesen Gestalten jede Tragik des Geschickes ausgeschlossen. Aber welch' frischer Zug der Lebensfülle in ihnen allen, welch' leicht flüssige, echte Liebenswürdigkeit, die ihre Mängel und Schwächen mildernd umkleidet! Auch kommenden Geschlechtern noch werden Bauernfeld's Lustspiele jenes Alt-Wienerthum veranschaulichen, dem harmloser Lebensgenuß den charakteristischen Stempel aufgedrückt. Allerdings werden sie keine Repräsentanten mehr finden, die wie La Roche und Fichtner, wie die Haitzinger und die Neumann, diesen eigenthümlichen Verein naiver Ursprünglichkeit und geist-

vollen Anmuthszaubers in der Oberflächlichkeit zur Geltung zu bringen vermögen.

Und der Dichter, der diese Fülle an zeitcharakterisirenden Gestalten geschaffen, er gehörte mit zu ihnen, obwohl er sie um Kopfeslänge überragte. Mit nach innen gewandtem Ernste übersah er diese spielenden Lebensformen, an denen er mit naiv quellender Daseinsfreudigkeit lebhaften Antheil nahm. Der gefeierte Lustspieldichter und nicht minder gefeierte Causeur, der gesellschaftlich so reiche Anregung bot in leicht hingeworfenen Bemerkungen, wie unablässig hat er stets ernsten Studien obgelegen! Keine der bedeutenden Erscheinungen, auf welch' immer Gebiete des Geisteslebens, ist ihm fremd geblieben, und bis zur Stunde noch zählt er zu den Wenigen, welche im Genusse der classischen Dichtungen des Alterthums in der Ursprache schwelgen. In dem Schritthalten mit allen Zeitinteressen, das auch dem Greise noch völlig eigen ist, voll in der Gegenwart lebend, hat sich Bauernfeld doch all die leichtlebige Liebenswürdigkeit Alt-Wiens bewahrt.

Dieses eingangs betonte Ineinanderschmelzen zwei verschiedenartiger Zeitströmungen tritt am vollsten in dem Selbstporträt hervor, das uns der Dichter in seinem, einen Zeitraum von sechsundsechzig Jahren umfassenden „Poetischen Tagebuch" geboten. Absichtslos spielend hingeworfene Aufzeichnungen in Versen, in welchen er vermerkt, was ihn im Laufe des Jahres bewegt. Und sieh' da, im zwanzigjährigen Jüngling spricht sich derselbe ernste Zug zu allem Großen, Schönen, Erhabenen, zu den höchsten Gütern des Lebens aus, wie im Greis der gleich warmherzige Enthusiasmus dafür. Nicht allein im historischen und Cultur-Sinne vereinigt Bauernfeld zwei Strömungen in sich, auch im rein menschlichen; mit abgeklärtester Reife des Alters, die noch regsame Spannkraft der Jugend. Ein Liebling der Götter, den das Leben und seine redlich vollbrachte Arbeit nicht abgenützt, sondern dem es Jahr um Jahr einen weiteren Umfassungskreis noch angefügt.

Und wie Jugendsinn sein Alter verklärt, hat vorzeitige Klärung seine Jugend geadelt. Welch' ruhige Objectivität sich selbst gegenüber in frühen Jahren schon, in welchen der Erfolg wie junger Wein zu Kopf zu steigen pflegt! Welch' strenge Selbstkritik und schlichte Anspruchslosigkeit, welch' weltliche Unpersönlichkeit in dem jungen, gefeierten Dichter, und welch' herzensheiß bewundernde Anerkennung für Andere, die er sich überlegen fühlt! Wie naiv und echt prägt sich dies in zwei Zeilen nur aus: Der Achtzehnjährige ruft:

„Die Ahnfrau gelesen. Bin außer mir.
Das ist ein Dichter! — Was sind wir?"

Und wie ebenso warmherzig kehrte sich ein Vierteljahrhundert später sein Grimm gegen die Kritiker, als er grollte:

„Bei „Ludwig's" dichterischem Flug,
Was wetzt ihr nur das kritische Messer?
Für einen König sind die Verse gut genug,
Ein Kaiser machte sie nicht besser."

Ein paar eigene Mißerfolge aber verzeichnet er lakonisch mit:

„Mehrmals durchgefallen,
Das ist Künstlers Erdenwallen."

Und als ihm rauschender Beifall gelohnt, bemerkte er:

„Sind Theatererfolge ein Glück?
Es bleibt ein Gefühl der Leere zurück."

Schwungvoll im Empfinden für die Andern, von bescheidener Schlichtheit, absolut eitelkeitlos in jenem für sich selbst! Wie fein und scharf zutreffend aber auch das Urtheil des Gernbegeisterten ist, die Strophe, welche eine Frucht der Lectüre von Hebbel's Tagebüchern, beweist es: Sie lautet:

„Die Muse hat ihn reich beschenkt,
Sein Geist ist eigen eingerichtet,
Er ist ein Dichter, wenn er denkt,
Ein Grübler, wenn er dichtet."

Und welch' weiten prophetischen Ausblick bezeugen die auf politische Ereignisse bezüglichen Tagebuchs-Vermerke! Ein gut Stück Geschichte, das wir erlebt, haben sie vorausgesagt.

Aber wie schlicht und leicht hingeworfen nur sind all diese Aufzeichnungen! Sicher hat es niemals einen Schriftsteller gegeben, der freier war von gefälliger Selbstbespiegelung, Schöngeisterei, Coquetterie. Eben in dieser Einfachheit, dieser Nachlässigkeit des Sichgebens aber, liegt ein Zug jener natürlichen Würde, die nur hohem Werthe eigen. Nie um seine eigene Geltung bekümmert, fühlt sich Bauernfeld stets nur als ein Theil des Ganzen, zu dem er immer in vollem Connexe steht, bezieht er sich auf die Welt, nicht, wie's sonst üblich, diese auf sich. Er lebt mit, was sie bewegt, unbesorgt darum, was sie von ihm halte.

Und hoch in Ehren hält die Wiener Welt ihren Dichter und heiteren Lebensphilosophen. Wenn er noch ganz tapfer durch die Straßen schreitet, der 1802 Geborene, so stößt Eines das Andere an und flüstert: „Der Bauernfeld!" Mit respectvoller Zärtlichkeit folgen ihm die Blicke der Passanten, die gar herzlich wünschen, ihm oft noch zu begegnen in solch

körperlicher Rüstigkeit, oft noch, wie es hie und da in den Tagesblättern geschieht, Zeugniß seiner ungebrochenen geistigen Regsamkeit zu erhalten.

Ein prächtiges Reliefbildniß von Hans Brandstetter veranschaulicht die Physiognomie des Dichters. Die stark gewölbte Schädeldecke, die hohe, breitausbuchtende Stirne, sie zeugen von dem Charaktererust des Denkers; scharfe Klugheit und zugleich gutmüthige Schalkhaftigkeit lugt aus dem Auge; auf der etwas vorgeschobenen Unterlippe schwebt leichter Spott, doch sänftigt ihn der freundliche Schwung der Curve an den Mundwinkeln, die weichmüthige Milde in der verschwimmenden Contour der Wangen. Ein plastisches Charakterbild, dieses Profil in seiner harmonischen Verschmelzung einer reichen Fülle markanter Züge!

Kein Wunder, daß die Wiener stolz darauf sind, ihren Träger einen der Ihren zu nennen, daß sie in Eduard v. Bauernfeld den Dichter und Menschen herzlich lieben und ehren.

Gedichte

von

Betty Paoli.

I.

An Louise von Francois.

Nach Höherm ging Dein Trachten, Streben
Als uns in bunt phantast'schem Spiel
Mit einer Traumwelt zu umweben —
Die Wahrheit einzig war Dein Ziel.
Du folgtest ihr, der Ewiggleichen,
Wie zum Magnet das Eisen fliegt,
Und unter ihrem heil'gen Zeichen
Hast Du gekämpft, hast Du gesiegt!

Das Wort, das mit geweihtem Munde
Der größte uns'rer Dichter sprach,
Es töne Dir zu jeder Stunde
Im stillbewegten Herzen nach!
Der Flug der Zeit kann nur entraffen
Die Schemen, die der Lüge Kind —
Die Menschen, welche Du geschaffen,
Sind unvergänglich, denn sie sind.

II.

Der Versucher.

„Was Du von dieses Berges Zinnen
Erschaust im weitgedehnten Kreis,
Durch meine Huld kannst Du's gewinnen,
Und wahrlich, um geringen Preis.

„Ich trage Dich zu Ruhm und Ehre
Empor mit meines Fittich's Schwung!
Du fragst, was ich dafür begehre?
Nichts, als nur Deine Huldigung.

„Jedwedes Ziel magst Du erstreben,
Wenn Du vor mir die Kniee beugst,
Und mit der Ehrfurcht scheuem Leben
Für mich und meine Allmacht zeugst!

„Dein sei das Maß der Herrlichkeiten
So lang Du mir zu Willen bist!"
Der Satan sprach's in alten Zeiten,
Und heute sagt's der Journalist.

Aphorismen.

Von

Marie v. Ebner-Eschenbach.

Die Reue treibt den Schwachen zur Verzweiflung und macht den Starken zum Heiligen.

Die Lieblingslüge des Lügners ist: Ich kann nicht lügen!

Es gehört mehr Selbständigkeit dazu der allein Lobende als der allein Tadelnde zu sein.

Du bist keines Anderen Feind, ohne zugleich dein eigener zu sein.

Wir sind leicht bereit uns selbst zu tadeln unter der Bedingung — daß Niemand einstimmt.

Die bedauernswerthesten Menschen sind die Gewissenhaften, denen das Leben unerfüllbare Pflichten aufgebürdet hat.

Der Leichtsinn, der das Unglück verschuldet hat, hilft auch es ertragen.

Ein Plagiat ist ein mit Bewußtsein begangener Gedankendiebstahl. Es gibt aber auch unbewußte. Diese werden von Menschen begangen, deren starkes Gedächtniß zeitweilige Anwandlungen von Schwäche hat.

Es gibt Leute, die alle Augenblicke in die Oeffentlichkeit treten, aber nie in ihr sind.

Ausnahmen sind nicht immer die Constatirung einer alten Regel, sie sind auch manchmal der Ansatz zu einer neuen.

Wahrhaft weise ist, der die Tugenden und Fehler wirklich besitzt, die er zu besitzen glaubt.

Strenge gegen Andere, was beweist sie? — Daß wir uns selbst nicht kennen.

Gedichte

von

Robert Hamerling.

Der Springer.

An einem Frühlingstag auf grüner Heide
Trieb sich umher ein junger, toller Fant.
Ein Turner ohne Zweifel war's; er übte
Des Springens Künste. Jauchzend sprang er, schwang
Zur Klafterhöh' sich auf. So trieb er's lang,
Und immer toller wuchs in ihm die Lust,
Zu springen, heissa, himmelhoch zu springen.
„Dürft' ich mir etwas wünschen," ruft er schließlich,
„Von einer Fee, von einem Gnom, und wär's
Vom Bösen selber, wünscht' ich mir die Gabe,
Im Sprung mich hundert Klafter hoch zu schwingen!"

Da trat aus dem Gebüsch ein Männlein vor,
Ein wunderliches — und das Männlein sprach:
„Nicht unerreichbar ist, was Du begehrst!
An dieser Wurzel da — 's ist eine Springwurz' —
Ein bischen kaue, sauge! Traun, ihr Saft
Verleiht die Gabe Dir, die heißersehnte,
Im Sprung Dich hundert Klafter hoch zu schwingen!"

So sprach der zauberkundige Versucher,
Und gierig nach der Wurzel greift der Fant.
Ha, welche Kraft durchströmt die Muskeln ihm,
Als er den Springwurzsaft in sich gesogen!
Ihm ist, als wär' geflügelt jeder Nerv!

Und jauchzend springt er, springt und schwingt empor
Zur Schwindelhöhe sich von hundert Klaftern.

Was lacht im Busche dort der zauberkund'ge
Versucher tückisch, schadenfroh?

Es ist
Ein Schwung, ein Flug des Sprunges erste Hälfte —
Doch seine zweite ist ein Fall, ein Sturz:
Sie folgt der Schwerkraft ehernem Gesetz.

Das hatte nicht bedacht der kühne Springer.
Verlieh'n war ihm des Aufschwungs Zauberkraft,
Nichts war gewährt, verheißen, ausbedungen,
Zu Gunsten einer sichern Wiederkunft
Aus der ersprung'nen Schwindelhöh' zur Erde.
Aufschlägt er, nach dem Sprung in stolzem Bogen
Zum Erdreich wiederkehrend, auf den Grund,
Den festen, mit verhundertfachter Wucht,
Zerschmettert sich die Glieder, bricht den Hals.

Und die Moral der kläglichen Geschichte?
Ach, die Moral, sie lautet: Mensch, zu steigen
Verlange höher nicht, als Du im Stande
Zu fallen, ohne Dir den Hals zu brechen!

In der Klause.

„O könnt' ich doch nur einmal, einmal noch
Genießen einen Augenblick des Glücks!
Noch einmal einen Tag gesund und fröhlich
Auf blüh'nden Auen schweifen einen Tag lang,
Nur einen einz'gen blauen Sommertag
Die Welt durchwandern, Mensch sein unter Menschen,
Noch einmal in ein liebend Auge blicken,
Noch einen Zug thun aus dem Wonnebecher
Des Lebens, oder mindestens doch leidlos
Verbringen einen Tag — mit ruhigem
Behagen einen Tag, wie and're Menschen,
Den Odem in mich zieh'n des Aetherhauch's! —

Doch dann? Was dann, wenn jener Glücksmoment,
Flüchtig wie all' die irdischen Momente,
Nun durchgenossen wär' und hingeschwunden,
Erloschen wie ein Strahl, um Platz zu machen
Der alten Düsternis? Was hätt' ich d'ran?
Vorbei wär' er, vorbei wie all' die andern,
Die Sonnenblicke des vergang'nen Lebens.

Bereichert wär' die lange bunte Reihe
Von schönen, freundlichen Erinnerungen
Um eine — das wär' Alles. Ob sie länger,
Kürzer, die Perlenschnur, um eine Perle,
Was liegt daran? Nein, lieber gar nicht will ich's,
Das Glück des Augenblicks! Nimm deinen Lauf,
O Leben, wie mir's das Geschick beschieden!
Die Jahre machen anspruchsvoll den Menschen,
Daß er zuletzt nur noch ein Glück begehrt,
Das nicht bloß mehrt die Summe des vergang'nen,
Das blüht in ewig holder Gegenwart,
Das sich erneut, alltäglich und allstündlich,
Und einen milden Glanz in schönem Gleichmaß
Verbreitet um ein ganzes Erdendasein,
Wär's auch des Leides voll . . ."

So in der Klause sann der sieche Klausner.

Das Meerweib.

Erzählung

von

Auguste Groner.

In einem sizilianischen Fischerdörfchen lebte bei der uralten Mutter Maşèr ein junger Mensch Namens Marco. Vor zwanzig Jahren hatte ihn die Fluth hier an das Land getrieben. Der kleine Bube lag bewußtlos in den Armen einer todten Frau. Die umgestürzte Segelstange des Bootes, darin sie trieben, hatte die junge Mutter schwer getroffen, das bewies die klaffende Wunde an ihrer Stirne. Aus den wirren Aussagen des verstörten Kindes erfuhr man später, daß die Fischersfrau ihrem Manne entgegengefahren war und daß ein Sturm gekommen, der das kleine Fahrzeug tagelang auf dem Meere umhergetrieben habe.

Der Kleine wußte nichts weiter, als daß er Marco heiße und da die Mutter Maşèr sich bereit erklärte, ihn bei sich aufzunehmen, unterließ der bequeme Podestà es bald, nach dessen Vater und Heimat zu forschen, denn er liebte es nicht, langwierige Untersuchungen einzuleiten und sich um Anderes zu kümmern, als um sein wohlgerundetes Bäuchlein.

So kam es, daß der kleine Marco in die winzige Gemeinde aufgenommen wurde, welche hier unter den denkbar einfachsten Verhältnissen lebte. Ganz allein wohnte er mit seiner Pflegerin am äußersten Ende des Dörfchens.

Mutter Maşèr war wenig beliebt in der Gemeinde. Man fand sie geheimnißvoll und unheimlich und brachte sie mit allem Unerklärlichen in Verbindung. Sie machte sich nicht allzuviel daraus und lebte von den Ersparnissen, die ihr Mann zurückgelegt und die ihre Genügsamkeit kaum verringerte, unabhängig von den Anderen.

Das Herz aber, das will niemals unabhängig sein, deshalb suchte die Einsame wie um eine Gnade darum an, daß man ihr den Findling gebe. Sie wollte Jemanden lieb haben dürfen und ein wenig geliebt sein.

Der Knabe blieb ihr ganz. Keiner der dunklen Krausköpfe, die da auf den Klippen umhertollten, wollte mit ihm spielen. Sie fürchteten seinen bösen Blick. Und manch albernes Weib zog, wie sie, die Finger ein, wenn Marcos düsteres Auge, das freilich in ein Kindergesicht nicht paßte, dem ihren begegnete.

Einsam lebten die Alte und Marco nebeneinander.

Sie konnte wenig für seine Erziehung thun. Sein Herz blieb gut, vielleicht nur deshalb, weil sie nicht daran rührte, in seiner Seele weckte sie nichts als die Phantasie; für die Erziehung seines Körpers sorgte er selber.

Bald schwamm und tauchte er wie ein Fisch und erwuchs zur Stärke und Behendigkeit. Mit Mißtrauen sah die Gemeinde den Wohlstand in Mutter Masèrs Hütte wachsen. Wer und was kam ihrem Schützling, der nun ihr Wohlthäter geworden, zu Hilfe? Niemals litt *seine* Barke Schaden, immer hatte *er* den reichsten Fang. Solch Glück war bedenklich. Man zog sich mehr als je von Marco zurück, er hatte keinen Freund, er hatte keine Geliebte, der „Gettatore" war von Allen gemieden.

So saß er denn nach wie vor, wenn sein Tagewerk vollbracht war, neben der Mutter Masèr und lauschte ihren, zuweilen recht wunderlichen Erzählungen.

Weiter östlich an der Küste, das wußte er schon aus dem Munde Anderer, gab es eine kleine Bucht, die, wie sehr sie auch zum Landen einlud, ängstlich gemieden war. Mit Dämonen bevölkerte sie der Schiffer Aberglaube und Keiner rings aus der Gegend wagte es, dort anzulegen, in ihrem ruhigen Wasser zu fischen oder Rettung dort zu suchen, wenn ein Orkan die See aufwühlte und die irrenden Barken an die Klippen zu schlendern drohte. In weitem Bogen umfuhr man sie und vermied es ganz besonders in Vollmondnächten in ihre Nähe zu kommen, denn gar Mancher war dann, gelockt vom blinkenden Gestein, dem milden Lichte, das aus den Wellen zu kommen schien und den Nebeln, die wie Schleier darüber wallten, trotz aller Scheu dort eingefahren und hatte ein wunderschönes Weib auf dem Grunde des Meeres gesehen. Wie hilfeflehend oder winkend, streckte sie die Arme aus und leise regte sich ihr weißer Leib. Wer sie aber gesehen, die schöne Unheimliche, dessen Seele war für immer verstört. Auch Mutter Masèr kannte die Geschichte, besser als irgend Einer hier herum; denn ihr eigener Mann war das letzte Opfer des Meerweibes gewesen. Traumverloren war er einmal heimgekommen und nachdem er ihr erzählt, was er gesehen, hatte er sich hingelegt, um nimmermehr aufzustehen.

In heftigen Fantasien lag er, immer von dem schönen Weibe redend, bis er starb. Sie wußte nicht, daß der Arme seine Waare auf einem Schiffe feilgeboten hatte, darauf der Typhus herrschte, deshalb dachte sie nur an die Dämonin und haßte sie mehr als es Andere thaten und sprach deshalb auch mehr von ihr, — denn, wie verschwiegen die Liebe ist, so plauderhaft ist der Haß.

Die Alte wußte nicht, was sie that, wenn sie die widerwillig begeisterte Schilderin der Dämonin war; sie achtete nicht darauf, daß Marcos düstere Augen heller wurden, daß seine Wangen sich rötheten und seine Brust in tiefen Athemzügen sich senkte und hob, wenn sie von deren Schönheit sprach.

Hier, von einem Weibe, das keines mehr war, von einem anderen hörend, das nie eines gewesen, lernte der junge Mann die Macht des Weibes kennen und eine immer mehr wachsende Sehnsucht erfüllte ihn, nach dem Räthselhaften, das die Geschlechter zu einander zieht.

Er begann die Frauen und Mädchen, die im Dorfe lebten, zu beobachten und war enttäuscht. Kalt, wie er früher gewesen, da er sich noch nicht um sie gekümmert, wurde er wieder, nachdem er diese derben, braunen Gestalten mit der verglichen hatte, die ihm Mutter Maşèr im Geiste gezeigt. Er wußte nun, warum ihn die Fluthen, die ihn ausgeworfen, mächtig, wie nichts Anderes, anzogen, lebte ja sie darin, die Schönste — die sich freilich dem Manne nur zeigte, um ihn zu verderben. Marco wurde immer schweigsamer.

Träumen, Grübeln, Sehnen, es war immerhin eine Art Glückes, am liebsten genoß er es draußen auf dem Meere, dabei hielt seine Barke immer öfter auf die Bucht zu und eines Abends legte er an einer der Klippen an, die davor lagen. Mit hochklopfendem Herzen und mit Augen, aus denen Neugier und Furcht und ein heißer Wunsch schauten, blickte er um sich.

Er war sehr erstaunt, denn er sah nichts Ungewöhnliches.

Die klare Fluth war leicht bewegt und schlug melodisch an die Ufer. Hohe Agaven säumten den steinigen Strand und das Lorbeerwäldchen, das sanft bergan stieg, neigte sich unter dem frischen Hauch, mit dem es der Aspromonte nachbarlich grüßte.

Umsonst wartete Marco darauf, daß sich etwas ereignen werde. Er sagte sich, daß er zu unglücklicher Stunde gekommen sei und fuhr mißmuthig heim. Noch manchesmal ist er hinausgefahren, ohne die zu sehen, an die er ohne Unterlaß dachte, einmal aber, in einer Mondnacht, war ihm das Glück hold.

Durchsichtige Helle liegt über dem Meere, da er die Barke löst und lautlos hinausfährt. Zum erstenmale rudert er, seinen Muth an seiner Sehnsucht entzündend, tief in die Bucht hinein. Trunken staunt er das prachtvolle Landschaftsbild an. Lorber und nachtschwarze Cypressen mischen sich zu herrlichen Gruppen, zu deren Füßen mannshohe Aloen, gezückten Schwertern gleich, das Landen wehren. Weißes Gestein hebt sich in selt-

samen Formen aus dem dunklen Grün und von irgendwoher kommt ein betäubend süßer Duft. Die See singt ihr Lied dazu und jede Welle spiegelt, wie um mit ihm zu prunken, den Mond. Aber das ist ja nur südlicher Nachtfrieden, da ist nichts Dämonisches — Marcos ungeduldiger Seufzer dringt durch die Stille — und sein Schrei!

Die Augen senkend stößt er ihn aus. Vor sich, auf dem Meeresgrunde, der ob der Klarheit des Wassers greifbar zu sein scheint, sieht er ein wunderschönes Weib. Sie ruht auf einem thronartigen Stuhle und hält die Arme leicht emporgehoben, wie hilfeflehend — oder — winkt sie ihm? Ganz leise regt sie sich dabei. Er athmet nicht, er bewegt sich nicht, sein ganzes Leben liegt in seinen Augen, welche die Gliederpracht der Ruhenden verschlingen.

„So also ist das Weib!“

Er denkt es nicht, er empfindet es.

Ein Fieber strömt durch seinen Körper. Ein Fieber, ja, denn wie er handelt nur ein Fieberkranker.

Er schließt nach seiner wonnigen Betrachtung einen Moment lang die Augen. Doch der Schwindel, der ihn überkam, er will nicht weichen. Marco lächelt und sieht wieder hinab, ja, da ist sie noch, noch winkt sie ihm, noch wartet sie auf ihn, was kann er anderes thun, als zu ihr gehen? Im nächsten Augenblicke gleitet er aus dem Boote — und nun steht er auf dem Grunde, ganz nahe von ihr. Lange Algen wehen über seine Füße und allerlei Gethier schwimmt an ihm vorüber, er achtet nicht darauf, er starrt nur auf sie hin, die bleich und schön, wie er nie ein Weib gesehen, nach ihm hinschaut. „Schaut? Ach, nein! Ihr Auge ist ja lichtlos.“ Marco erbebt über diese Wahrnehmung, schon will er zu ihr hineilen, um die Hilflose von der häßlichen Schnecke zu befreien, die auf ihrem Nacken hinschleicht — da verwirrte ihm ein Blutstrom, der zu seinem Haupte aufsteigt, die Sinne und nöthigt ihn, empor zu steigen. Erholt, taucht er wieder hinab und naht sich dem Weibe. Hastiger, als er will, langt er nach der Schnecke, die ihre Schönheit besudelt, und da er sie wegreißt, fließt ein Blutstropfen den blendenden Nacken herab und zerrinnt unter dem leichten Anschlage der Wellen. Marco starrt auf diesen Nacken hin, daraus kein Blut quillt, darauf er nur eine Purpurschnecke zerdrückte, auf diesen Nacken, der gelblichbleich und von feinem Geäder durchzogen und kalt und hart wie Stein ist.

Das Meerweib ist ein versunkenes Kunstwerk.

Marco taumelt davor zurück, er begreift nicht ganz, denn er hat Aehnliches noch nie gesehen, er ahnt nur, daß sein Wahn ein doppelter gewesen — daß das kein Weib und daß es kein Dämon sei.

Wie er heimkam, weiß ich nicht zu sagen und er selber sprach niemals von seiner Entdeckung. Immer wieder aber lenkte er seine Barke

nach der verrufenen Bucht. Er konnte dem Zauber des Meerweibes nicht widerstehen.

Wenn er die Burſche ihre Liebſten herzen ſah, lächelte er ſpöttiſch über Jener Genügſamkeit und lächelte traurig-ſtolz ob ſeines Geheimniſſes. Nur ihm gehörte das ſchöne Weib auf dem Meeresgrunde.

Nur ihm? Er ſollte in dieſem Wahne grauſam geſtört werden. Eines Tages, es war wohl ſchon eineinhalb Jahr nach Marco's Entdeckung verſtrichen, hielt ein Wagen vor dem Hauſe des Podeſtà. Ein alter, ſehr gelehrt ausſehender Herr entſtieg ihm und hatte mit dem ſchmerbäuchigen Dorfälteſten eine umſtändliche Unterredung. Nach langem Hin- und Herreden berief dieſer eine Anzahl Männer aus dem Dorfe zu ſich; ſie ſollten dem Herrn, welcher ſich als dazu berechtigt ausgewieſen hatte, behilflich ſein, die Reſte eines bei einem Erdbeben verſunkenen Hauſes zu heben. Der Podeſtà redete den Abergläubiſchen ſo lange zu, bis ſie einwilligten, mit nach der verrufenen Bucht zu fahren, um die verſunkenen Kunſtſchätze zu heben. „Aber das Meerweib!“ ſagte zagend einer der Männer. „Iſt eine Marmorſtatue!“ ergänzte weiſe, als ob er ſeit jeher davon überzeugt geweſen, der Schmerbauch, der dennoch froh war, nicht mitgehen zu müſſen, denn man konnte nicht wiſſen, wie das Unternehmen enden würde. Im Namen der Kunſt und des Vaterlandes, rief er, den Italiener in ſich fühlend, ſie auf, dem Herrn zu Willen zu ſein und ſie erklärten ſich in beider Namen und wohl auch der glänzenden Bezahlung halber geneigt zur verlangten Arbeit.

Noch am ſelben Tage erfuhr Marco davon. Er wurde todtenblaß. Der fremde Gelehrte ſaß eben beim Abendbrot, als ein wildausſehender junger Mann in ſein Zimmer trat. Er war offenbar in höchſter Aufregung, denn er nahm ſich nicht einmal Zeit zu grüßen, wiewohl er demüthig genug ausſah; freilich war ſeine Demuth eine, die ſofort zu Trotz und Gewalt umzuſchlagen droht, wenn ſie ſelber nichts erreicht.

„Herr! Ihr wollt hinaus!“ begann er leidenſchaftlich. „Thut es nicht, dort iſt mein Reich. Ich habe ſie gefunden, ich kann ſie Euch nicht geben. Sie iſt mein Einziges. O laßt ſie mir, meine Heilige! meine Göttin.“ In dieſem Augenblicke kam der Podeſtà herzu, den Geängſtigten von Marco's Anweſenheit zu befreien. Er ſtieß den armen, faſt wahnwitzigen Burſchen einfach hinaus. Das war aber nicht nach dem Geſchmacke des alten Herrn, der ganz bleich wurde ob des Nachdenkens über die Folgen, welche ſolche Brutalität haben könnte.

„Wer iſt der Menſch?“ fragte er haſtig. „Weiß er um den Fund?“

„Il Gettatore, Eccellenza! — Er wird verrückt ſein, nichts weiter“, antwortete der Podeſtà und bemühte ſich dann, den Gelehrten über die beſondere Güte von Marco's Charakter aufzuklären. Es fiel die unleugbare Thatſache, daß Marco noch nie einen Racheact oder eine Gemeinheit begangen,

ganz urplötzlich dem Dorfoberhaupte ein, das doch sonst niemals ein freundliches Wort für den fast Vervehmten gehabt. Marco aber eilte mit einem bösen Lächeln heim.

Ganz beruhigt war der fremde Gelehrte denn doch nicht von den Worten des Podestà. Er beschloß deshalb, sofort nach der Bucht aufzubrechen. Die Sicherheit des Kunstwerkes war schon eine unbequeme Nacht auf der Barke werth.

Bald nachdem er seine Weisungen gegeben, flog das gutbemannte Boot in die See hinaus. In weit weniger als einer Stunde tauchte die Bucht vor seinen Insassen auf.

Noch verdämmerte im Westen die Abendröthe und schon stieg über den Bergen Italiens der Mond auf. In seinem blauen Schimmer zogen hoch oben feine Nebel, unten aber, über den endlosen Fluthen herrschte wunderbare Klarheit. So hell war es, daß man schon von fern her mit unzweifelhafter Deutlichkeit die herrenlose Barke sehen konnte, die in Mitte der Bucht trieb.

„Marco's Boot!“ sagte einer der Männer; der Gelehrte zuckte zusammen, er sah, daß er zu spät gekommen sei.

Nirgends war der Unselige zu sehen.

Man ruderte ganz nahe an das Land, dorthin wo dem Plane nach, den der Forscher bei sich hatte, das Haus versunken war.

Einer der Männer zeigte schaudernd hinunter, es fehlte nicht viel, sie wären Alle geflohen.

In dem glasigen, helldurchleuchteten Wasser ist Allerlei zu sehen. Geborstene Säulen, deren Capitäle nun Muschellager sind und an deren Kanelirung, wie grüne Fransen, Algen hängen, zertrümmerte Quadern, über welche vor Jahrhunderten sandalenbedeckte Füße schritten, marmornes Stückwerk, das einstens Künstlerhände zu einem Hause fügten, dessen schönster Schmuck, wie durch ein Wunder erhalten, noch unverletzt da unten steht. —

Gelblich geworden durch die Einwirkung des Wassers, dessen Bewegung dem Marmor täuschendes Leben verleiht, scheint das Weib zu athmen. Sie ist unversehrt. Zu ihren Füßen blinkt ein Beil.

In ihren Armen aber ruht ein Mann, ihr letztes Opfer. Es ist als ob sie ihn an ihre kalte Brust preßte, dafür, daß er sie nicht lassen wollte. Bleich wie sie ist nun auch Marco und seine Augen wie die ihren lichtlos.

Unter einer leichten Brise zerstieben die Wellen zu tausend und aber tausend blitzenden Schuppen. Zu fröhlich aber für das was hier geschehen, scheint der Natur dieser Glanz. Ganz leise zieht sie einen Wolkenschleier über den Mond und wie ein Todesschatten sinkt die Dunkelheit auf die traurige Gruppe auf dem Meeresgrunde.

Gedichte

von

Fritz Lemmermayer.

Sylvesternacht.

Für's Grab gerüstet ist das Jahr,
Die Nebel umhüllen grau die Bahr'.

Hinunter in den stygischen Grund,
Die Glocke ruft mit ehernem Mund.

Die Glocke ruft: 's ist Mitternacht —
Der eine weint, der andere lacht.

Zwölf Schläge dumpf. Horch, Gläserklang!
Zwölf Schläge dumpf. Horch, Todtensang!

Die einen preisen, sie wissen nicht was;
Sie trinken, und klirrend zerbricht das Glas.

In Scherben das Glück und in Scherben die Zeit —
Den Becher ergriff die Vergänglichkeit.

Hat manchem Menschen ihn gereicht.
Er stöhnt in der Nacht, die Locke verbleicht.

Verwelkt die Blume, die ihm geblüht,
Erloschen das Licht, das ihm geglüht.

Er trinkt nicht und er stoßt nicht an,
Er ist ein stiller, verwaister Mann.

's ist bitter kalt und draußen Schnee,
Und im armen Herzen meertief Weh.

Und alter Sünden denkt das Herz,
Die Reue gesellt sich dem einsamen Schmerz.

Und ein Gewimmer ernst und bang,
Und lieber, lieber Stimmen Klang.

's klingt wie Musik aus weiter Fern' —
Steht nicht am Himmel der Morgenstern?

Und die Sehnsucht hämmert im Herzen schwer —
Was flirrt und flattert und geistet umher?

Das Leben schwindet zum Augenblick;
Eine eherne Stimme ruft: Geschick! — —

Vorbei die winterlange Nacht,
Die Glocke schweigt, der Tag erwacht.

Begraben tief das alte Jahr,
Und begraben was darinnen war.

Abend im Süden.

Spiegelglatt die weite Fläche,
Keine Welle braust daher,
Und die Schiffe gleiten ruhig,
Dir vertrauend, heilig Meer!

Und der Kinder munt're Schaaren
Suchen Kiesel auf dem Strand,
Und die braunen Fischer liegen,
Rast sich gönnend, kühl im Sand,

Flinke Frauen sammeln Wäsche
Trocken durch des Himmels Licht,
Und der ew'ge Stern des Abends
Mild durch eine Wolke bricht,

Unter grauer Felswand starret
Der Cypressen schwarzer Hain,
An dem Stabe klettert aufwärts,
Segen kündend, junger Wein.

Wasservögel zieh'n zum Neste,
Alles dämmernd, Alles leis,
Und die Nacht zieht sachte, sachte,
Schützend ihren dunkeln Kreis.

Italienische Auswanderer.

Nun ist das Schiff gerichtet,
Die Nacht liegt auf dem Meer,
Der Anker wird gelichtet,
Die Leute seh'n nicht mehr.

Sie sind in engen Zellen
Und ruh'n in Schlafes Arm;
O möcht' ein Licht erhellen
Des Lebens dunklen Harm!

Sie ziehen in die Ferne,
Weil sie ihr Land verstieß,
Und folgen einem Sterne,
Der bess'res Glück verhieß.

Das Schiff bewegt die Glieder,
Ist ein gar stolzer Bau,
Der Himmel schaut hernieder
Mit seinem trägen Grau.

Die Leute geh'n zur Fremde,
Das Meer rauscht mächtig auf,
Sind arm bis auf das Hemde,
Das Schiff nimmt seinen Lauf.

Es ächzt, die Möve bebet,
Fliegt auf vom hohen Mast,
Und in die Nacht verschwebet
Des falschen Meeres Gast.

Tagebuch.

Im tiefsten Schmerz verstummt der Mensch,
Doch spricht für ihn die Poesie.
Verkannt zu werden ist ihr Loos,
Denn das letzte Wort verschweigt auch sie.

*

Brauchst in die Wüste nicht zu flieh'n
Wenn Du willst einsam sein;
Sei erst ein ganzer Mensch,
Bald wirst Du einsam sein.

*

Nur eine Herberg' ist die Welt,
Es kommt der Mensch und geht;
Die Zeche fordert der Tod von ihm,
Aus Herzblut sie besteht.

*

Es wandern die Wolken und wandern die Sterne,
Und die Menschen wandern und zieh'n;
Verklungene Stimmen aus der Ferne
Vorüber flieh'n, vorüber flieh'n!

*

Gewissen ist des Menschen Recht,
Befolg' es all' Dein Leben;
Und weder Herr und weder Knecht —
Sonst ist mir nichts gegeben.

*

Den Gedanken läßt sich wohl gebieten,
Dem innern Herzen nicht;
Es ist das Element der Wahrheit,
D'rum horche, wenn es spricht.

*

Ich begreife Dich, Märtyrer Du und Christ,
Du hast Dein Ich vernichtet,
Den dunkeln Dämon, der da haßt und frißt,
Du hast ihn selbst gerichtet.

*

Unendliche Ruh' allüberall,
Und dennoch geheimes Rauschen.
Verstumme nun du auch, Herzensqual,
Ich möchte lauschen, lauschen!

*

Wie liebt' ich dich, mein Weihnachtbaum,
Du meiner Jugend Blüthe!
Es ist ein verlor'ner, zerronnener Traum
Von Kinderglück und Muttergüte.

Eine Begegnung

auf der Wanderung durch Gastein.

Aus dem Tagebuche einer Touristin.

Von

F. Perina.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt“, so singt der heitere Liederdichter Eichendorff und mit vollem Herzen stimme ich ihm bei und betrachte es als eine hohe Gunst des Schicksals, daß ich im Sommer mein Ränzchen schnüren und in die weite Welt ziehen kann. So liebe Freunde mir die Bücher im Winter sind, so nehme ich doch gerne von ihnen Abschied, wenn die jubelnden Sänger und duftenden Blumen ins Freie locken; da läßt die Wanderlust mich nicht bei dem Schreibpulte, sondern drängt zur Flucht aus dem dunsterfüllten Häusermeer. Es gibt ja nichts Köstlicheres als zu wandern über Thal und Höhen, zu erleben, was uns der Dichter schildert: Die traute süße Heimlichkeit der Mondnacht, die stille Feier des Morgens auf den Bergen, die entzückende Aussicht, der sonnige Lichtglanz auf den Auen und das geheimnißvolle Waldesdunkel mit den rauschenden Bronnen und all die Schönheiten zu genießen, die uns die Natur so reichlich darbietet. Wie das Wandern hohen Genuß und Freude gewährt, so wirkt es kräftigend und erquickend auf Geist und Körper.

Allein nur der Wanderer genießt diese Vortheile, nicht der Reisende, welcher der herrschenden Mode folgend, sein Rundreisebillet benützt, um mit dem brausenden Dampfroß mit geringen Unterbrechungen durch die schönen

Gegenden zu fliegen, mehr Zeit im Coupé als an den Stationen zubringt. Die Bezeichnung „Vergnügungsreise" wird zur Ironie, wenn es nur eine strapaziöse Hetze ist und der arme Reisende ermüdet und abgespannt heimkehrt. Von allen Sehenswürdigkeiten, die in rasender Eile an seinem Auge vorüber gleiten, behält er nicht viel mehr als eine chaotische Erinnerung und wird von seinen Fahrten nicht viel anderes berichten können, als von Gepäckplackereien, versäumten Abfahrten und Prellereien von Seite der Hoteliers. Daher kann wohl nicht die Rede sein, daß eine solche Reise die Bildung fördere, die Kenntnisse erweitere, ja ich habe es sogar nicht selten von Reisenden erfahren, daß sie ganz unrichtige Urtheile über Land und Leute gebildet und weiter verbreitet haben. Der Eisenbahnreisende verkehrt mehr oder weniger mit einer rücksichtslosen Classe von Menschen, mit Kellnern, Lastträgern und Fremdenführern, die alle seiner Börse nachstellen und sich in allen Ländern gleich bleiben; so sammelt er Daten, die zu einer irrigen Anschauung über die Bevölkerung führen. Wie doch ganz anders urtheilt der Wanderer, der von der breiten Heerstraße abweichend Wege und Thäler aufsucht, wo ihm die Bewohner in ihrer natürlichen Eigenthümlichkeit entgegentreten; da lernt er manchen braven, edlen Menschen kennen und schätzen und kehrt heim, nicht nur voll Begeisterung für die Naturschönheiten, sondern auch voll Menschenliebe. Auf meinen Wanderungen durch das österreichisch-bayerische Alpenland, durch die Schweiz und Italien, durch den Schwarzwald und Thüringerwald, durch die Harzgegenden bis zum Strande der Nord- und Ostsee habe ich viel herrliche Naturbilder gesehen, die mir unvergeßlich sein werden, allein ich habe auch hier und überall viel Liebes und Gutes von den Menschen erfahren, das ich treu im Herzen bewahre. So könnte ich manchen Zug von Treuherzigkeit, liebenswürdiger Gastfreundschaft und Biederkeit mittheilen, der auch den Menschenfeind rühren würde. Heitere Episoden und Ueberraschungen vermehren die Reize der Wanderung; nicht selten begegnet man unverhofft Persönlichkeiten, die der Reisende im Coupé nicht treffen könnte. So will ich denn mein Tagebuch von früheren Jahren aufschlagen und von einer interessanten Begegnung erzählen.

Schon drei Wochen war ich unterwegs, hatte die östlichen Thäler von Tirol und Oberkärnten durchwandert, in einsamen Gebirgsdörfern und Sennhütten Herberge genommen und genoß mit Wonne alle Reize des Wanderlebens. Die hehre Pracht der großartigen Alpenwelt und die geheimnißvolle Poesie der Natur erfüllte meine Seele und beglückte mich so sehr, daß ich gar kein Verlangen hegte nach der nüchternen Prosa, die uns die Zeitungen bringen. So erfuhr ich nichts, was in der großen Welt vorging, nichts von den Beschlüssen der mächtigen Herren, welche die Geschicke Europas leiten, wußte auch nicht, wo die hohen Monarchen von den Regierungssorgen aus-

ruhen. So wanderte ich in weltvergessener Einsamkeit versenkt am Beginne des Augustmonates von Kärnten über die Malnitzertauern in das Gasteinthal; es war ein Prachttag, in sonniger Bläue glänzten die firnbeladenen Häupter der hohen Tauern und mit Entzücken betrachtete ich den reichen Wechsel der Scenerie auf meinem Wege. Vor der Sonnengluth in den Mittagsstunden flüchtete ich mich in Waldesdunkel, eine Quelle im Schatten hoher Tannen lud zur Rast ein. Die lautlose Stille, unterbrochen nur vom geschäftigen Plätschern des Quells, ließ mich sanft schlummern. Doch plötzlich ward ich von einem mächtigen Donnerschlag erschreckt; ein furchtbares Gewitter stand am Himmel und ich beschleunigte meine Schritte; allein ehe ich ein schützendes Obdach erreichen konnte, entlud es sich mit dämonischer Naturgewalt. Wie flammten die Blitze, wechselnd mit erschütternden Donnerschlägen, die mächtig von den Felswänden widerhallten, ein furchtbar prächtiges Schauspiel der Natur! Nun strömte noch der Regen herab, so daß ich ganz durchnäßt bei den Hütten in Naßfeld ankam. Wer in Gastein geweilt, kennt das idyllische Hochthal, eingebettet zwischen grünen Alpen, über welche die hohen Eiszinken des „Herzog Ernst" emporragen. Aus den Seitenthälern und Schluchten strömen die Bächlein hervor, die sich hier zur Gasteiner Ache vereinigen. Mir war das Gebirgsdörflein doppelt willkommen, da es mir eine behagliche Unterkunft gewährte; bald schlüpfte ich unter die warme Decke, um meine triefenden Kleider trocknen zu lassen. Im Traume hörte ich noch das dumpfe Rollen des Donners, sowie das Rauschen der Gewässer, die vom Regenstrom reichlich genährt, sich unbändig wild betrugen.

Als ich am frühen Morgen erwachte und das Fenster öffnete, sah ich zuerst nichts als das graue Nebelmeer; der kühle Hauch der Morgenluft wehte mich an, das tiefe Schweigen rund umher lud mich ein, den Traumbildern der Nacht nachzusinnen, da traf ein Lichtschimmer vom östlichen Himmel mein Auge und verkündete einen heiteren Tag. Das war mein Signal zum Aufbruch, rasch warf ich mich in mein vielfach abgenütztes Touristengewand, die kurzen Haare hielten mich auch nicht lange auf, so war die Toilette rasch beendet und die Wanderung angetreten.

Mit Freude begrüßte ich die Königin des Thales, die den Nebelschleier zerrissen und mit rosigem Lichte die eisbedeckten Berghäupter übergoß. Welch' wundervoller Anblick, und welche Wonne, in balsamischer Morgenluft zu wandern zwischen den sammtgrünen Matten, übersäet mit Diamanten und Perlen. Eine romantische Felsschlucht nahm mich auf und führte mich zu dem duftigen Schleierfall, der von hoher Felswand gleitend und zerstäubend, das Spielzeug der irisirenden Sonnenstrahlen ist.

Nach zweistündiger genußreicher Wanderung erreichte ich das Dorf Böckstein, ein beliebtes Ziel der Spaziergänger von Gastein, einerseits wegen

seiner schönen Lage, anderseits scheint hier gesorgt zu sein für die Bedürfnisse anspruchsvoller Curgäste. Ich erquickte mich an dem köstlichen Wasser, das dem kunstvollen Metallbrunnen des Parterres entquoll, versorgte mich mit Proviant und setzte meine Wanderung nach Gastein fort. Den Fußpfad verfolgend, gelangte ich bald zu der sogenannten Schreckensbrücke, welche über die schäumende Ache führt. Von hier genießt man einen schönen Anblick von Wildbad-Gastein. Allein mich zog es nicht hinab zu den stattlichen Gasthöfen, wo meine Toilette nur zu sehr den Spott der eleganten Welt hervorgerufen hätte, auch bin ich keine Freundin von dem gesellschaftlichen Leben in einem Curorte, sondern liebe die Einsamkeit. Daher vermied ich den breiten Promenadeweg und gelangte auf einem menschenleeren Weg zu einem reizenden Ruheplätzchen. Hier machte ich es mir behaglich, ließ mir den Imbiß trefflich munden, breitete die Touristenkarten am Tischchen aus, studirte dieselben und begann dann in meinem Tagebuche zu schreiben.

So mag ich denn ein halbes Stündchen beiläufig zugebracht haben; vertieft in die schönen Erinnerungen, die ich meinem Büchlein anvertraute, bemerkte ich nicht das Herannahen von Schritten.

Plötzlich wurde ich durch die Frage überrascht, ob man ein Plätzchen in Anspruch nehmen darf. Ich blickte auf und sah vor mir einen alten, schwarzgekleideten Herrn, dessen freundliches Antlitz und würdiges Wesen mir gleich Vertrauen einflößte, daher ich ihm sofort einen Sitz auf der mit meinem Reiseplaid bedeckten Bank einräumte. Dankend nahm der würdige Greis Platz; als er sah, daß ich mein Tagebuch schloß, sagte er freundlich: „Bitte fahren Sie nur fort und lassen Sie sich durchaus nicht stören!"

„Ich bin bereits mit meinem Berichte zu Ende und muß nun abwarten, was ich hier weiter erlebe."

„Sie scheinen heute auch schon Manches erlebt zu haben," bemerkte der Herr, deutete auf die frischgepflückten Alpenblumen und streifte mit lächelndem Blick mein Touristengewand.

Ich erzählte nun von meiner genußvollen Morgenwanderung; der freundliche Greis zu meiner Seite hörte mit reger Theilnahme zu und forderte mich zu weiteren Berichten auf. Gerne war ich dazu bereit; denn abgesehen, daß man immer gerne angenehme Erinnerungen mittheilt, berührte mich auch das Wesen des würdigen Herrn so ungemein sympathisch, daß ich gerne mit ihm verkehrte. So schilderte ich denn mein Abenteuer bei dem Uebergang über die Malnitzertauern, sowie meine Touren in Kärnten und Tirol. Die eingestreuten Fragen zeigten das lebhafte Interesse meines Zuhörers, der sich auch auf den Karten die Wege zeigen ließ, die ich gewandert. Kaum hatte ich meinen Reisebericht vollendet, so knüpfte er die Frage daran: „Warum gehen Sie denn allein? In Gesellschaft läßt es sich doch angenehmer reisen und

wandern. Sind Sie so menschenfeindlich gesinnt?“ — „O nein! allein ich habe eben Niemand gefunden, der ganz meine Meinung theilt. Wie sehr wünschte ich, daß eine Schwester oder gute Freundin mich begleiten würde, doch ich müßte dann auf manche Touren, die mir viel Genuß gewähren, Verzicht leisten, so besonders bei Nacht und Morgengrauen.“

„Ja freilich, eine Gefährtin dürften Sie schwerlich finden, die weder die Dunkelheit der Nacht, noch Sturm und Wetter scheut, auf Toilette nichts hält und selbst ein behagliches Nachtlager und alle Bequemlichkeit des Lebens entbehren kann. Doch wählen Sie sich einen männlichen Begleiter, der Ihren Muth und die Ausdauer theilt oder nehmen Sie an den Unternehmungen der anderen Touristen Theil.“

„Das könnte ich nicht, da es meinen Neigungen ganz widerspricht. Abgesehen davon, daß ich den kühnen Touristen nicht folgen könnte, wenn sie in Sturmschritten durch die Thäler eilen und die steilen Berge hinanklimmen, so sind auch ihre Touren im Allgemeinen wesentlich verschieden von meinen Wanderungen. Sie haben nur ihr Ziel im Auge und setzen ihren Stolz darein, dasselbe so rasch als möglich zu erreichen. Bei mir ist das Wandern Selbstzweck, daher haste ich nicht nach einem bestimmten Ziel, sondern weile gerne bei dem Schönen unterwegs wo es sich trifft, und habe meine Freude daran, idyllische Plätzchen und Aussichtspunkte zu entdecken und wähle nicht immer den kürzesten Weg. Vielleicht wird einer meiner Neffen meine Neigung theilen und mein Begleiter werden, vorläufig kann ich nur allein meine Wege ziehen.“

„Ich sehe schon, daß Sie eine ganz originelle Touristin sind und muß auch zugestehen, daß Ihre Art zu wandern wahrhaft erquickend und genußreich sein muß, nur ist es zu bedauern, daß Sie der Freude entbehren, mitzutheilen und auszusprechen. — Getheilte Freude ist ja doppelt!“

„Ja, da haben Sie Recht, es gibt nicht selten Augenblicke, da ich mich nach einer gleichgestimmten Seele sehne und da muß eben mein Tagebuch die entbehrte Gefährtin vertreten — hier spreche ich aus, was meine Seele erhob und entzückte.“

Er bat sich die Erlaubniß aus, in meinem Tagebuch zu blättern; in anderen Fällen hätte ich solches Ansinnen mit Entrüstung abgewiesen, aber dem würdigen wohlwollenden Greise übergab ich ohne Scheu mein Büchlein, fügte nur die Bemerkung hinzu, es dürfte ihm schwer fallen, das Gekritzel zu entziffern. Er las einige Stellen. Als er blätterte, fielen einige gepreßte Alpenblumen heraus, die er sich zum Andenken behalten wollte.

„Von diesen Blümlein trenne ich mich nicht; für Sie sind dieselben werthlos und werden sehr bald weggeworfen, für mich sind sie kostbar, da sie die einzigen ihrer Art sind, die ich in den Alpen gefunden.“

„Da darf ich Sie freilich nicht berauben, nur muß ich mich von einem ungerechten Verdachte reinigen; ich hätte gewiß nicht so grausam an den Blümlein gehandelt, wie Sie von mir glauben."

Im weiteren Gespräche erkundigte er sich, wohin ich nun meine Schritte wenden werde, da theilte ich meine Absicht mit, das Rauristhal zu besuchen, und zwar werde ich diesmal nicht den Weg über die Berge wählen, sondern durch das Thal zuerst nach Lend wandern, um die romantische Klause am Eingange des Thales zu passiren. Daran knüpfte ich die Bemerkung, der Herr sollte, wenn er mit der Post zur Station fährt, das letzte Stück auch zu Fuß zurücklegen und wenn möglich die Kitzlochklamm bei Taxenbach, das Fuschthal besuchen. Ich hatte an der Sprache erkannt, daß der Herr ein Preuße sei und fügte daher bei: „Genießen Sie nur recht die Naturschönheiten unseres Alpenlandes, daheim in Ihrem Vaterland sehen Sie doch dergleichen nicht."

„Nun, haben wir auch keine weißen Bergriesen und Gletscher, so fehlt es Deutschland nicht an schönen Gegenden, kommen Sie nur einmal nach Norden und Sie werden gerne in unsern Wäldern wandern."

Wie sehr er recht hatte, habe ich mich später überzeugt, damals schwärmte ich nur für unsere herrlichen Alpen und gerieth so ins Feuer, daß der Herr unwillkürlich lächelte. — „Nun möchte ich den Namen der begeisterten Touristin wissen", bemerkte er, nachdem ich meine Lobrede auf die Alpen geendet.

„Was kann Ihnen, lieber Herr, an meinem Namen gelegen sein, den Sie kaum einen Tag im Gedächtnisse behalten." Er wollte das Gegentheil betheuern, doch ich unterbrach ihn „nein, ich bin nicht so eitel, mir einzubilden, daß Sie meiner Wenigkeit gedenken werden."

„Da ich verzichten muß, Ihren Namen zu erfahren, so kann ich auch nicht meinen mittheilen", sagte er und lächelte fein.

„Wenn ich auch nicht weiß, wer Sie sind, so wünsche ich Ihnen doch vom ganzen Herzen glücklichen Erfolg der Cur, und daß Sie unser schönes österreichisches Alpenland recht lieb gewinnen." Herzlich nahm er Abschied und wir trennten uns. — Ich blieb noch eine Weile auf meinem Plätzchen und sah von ferne, daß Herren sich ihm anschlossen und folgten. Bald brach auch ich auf und suchte das einfachste Gasthaus von Gastein aus. Nachdem ich die nothwendigsten Reparaturen an der Bekleidung vorgenommen, wagte ich mich unter die Curgäste und besuchte die Wandelbahn. Diese nach einiger Zeit verlassend, sah ich vor dem Schlosse einen eleganten Wagen stehen und jener Herr stieg ein, mit dem ich vor mehreren Stunden verkehrte. Mit Staunen bemerkte ich, daß alle Anwesenden dem alten Herrn die größte Ehrfurcht erwiesen. Ich fragte einen der Nebenstehenden, wer der Herr sei und

erhielt zur Antwort — „der deutsche Kaiser". — Er war's und wie kam es, daß ich ihn nicht erkannte!

Nachträglich fiel mir wohl die Aehnlichkeit mit oft gesehenen Bildern auf, allein da ich keine Ahnung von seiner Anwesenheit in Gastein hatte, so lag mir vollkommen ferne, in dem stattlichen und würdigen, aber einfachen Greise den allverehrten Kaiser Wilhelm zu vermuthen.

Noch an demselben Tage verschwand ich aus Gastein, das ich seither nicht wieder besuchte, allein die interessante Begegnung habe ich nicht vergessen.

Madonna di Campiglio.

Von

Johannes Nordmann.

1.

Auf dem Campo.

Auf dem Campo Karl des Großen,
Weithin dehnt sich seine Trift,
Rings von Wald und Fels umschlossen,
Bin in Träumen ich vertieft.

Mit den Träumen steigen Zeiten,
Längst vergang'ne, auf vor mir,
Und das Feld in seinen Weiten
Wird bevölkert dort und hier.

Wo der Wald mit dunklen Bäumen
Nieder sich zum Thale senkt,
Und der Bach mit wildem Schäumen
Nach Dimaro abwärts lenkt:

Aus dem Walde reiten Mannen,
Schwer gerüstet, hoch zu Roß,
Und nicht enden zwischen Tannen
Will der Zug mit ihrem Troß.

Weit voran der große Kaiser
Auf dem Zelter, weiß wie Schnee,
Trägt im Helmschmuck grüne Reiser
Als des Sieges Panacée.

Hinter ihm die Edlen alle,
Mit ihm auf dem Römerzug,
Die mit hellem Waffenschalle
Scheuchen auf der Vögel Flug.

Rast und Lager! herrscht der Große,
Aus dem Bügel fährt der Fuß,
Es erwidern laut die Rosse
Wiehernd diesen Ruhegruß.

Wie mit einer dunklen Wolke
Ist das weite Feld bedeckt,
Bald sind von dem Kriegervolke
Rings die Lager abgesteckt.

Auf dem Feld die Zelte ragen
Für die Edlen rings im Kreis,
Und die Lagerfeuer schlagen
Lodernd aus dem dürren Reis.

Wie wenn wilde Bienen schwärmen,
Die sich los vom Stock gemacht,
Geht ein wüstes Singen, Lärmen
Aus dem Lager in die Nacht.

Endlich senkt sich Stille nieder,
Rauscht der Bach nur mit Gebraus,
Und es ruh'n die müden Glieder
Schlafgebannt die Recken aus.

Schlafet, die ihr aufgeklommen
Mühvoll aus dem Val di Sol,
Und es möge euch bekommen
Diese Rast zum Romzug wohl!

Rief ich laut; aus tiefen Träumen
War ich selber nun erwacht,
Auf des Campo weiten Räumen
Ueberraschte mich die Nacht.

Heimwärts lenkte ich die Schritte
Eilig; mir erschien es schier,
Als wenn Karl der Große ritte
Auf dem Zelter hinter mir.

2.

Zur Malga.

Auf die Malga kam ich früh,
Funkelthau lag auf dem Anger,
Nicht verdroß mich meine Müh',
War der Aufstieg auch ein langer.

Zwischen Büschen ab und auf
Weiden an den schroffsten Stellen
Kühe, von dem höchsten Knauf
Tönen nieder ihre Schellen.

Und die Sennin hochgeschürzt
Barfuß zu der Quelle schreitet,
Die sich jäh vom Felsen stürzt
Und zum Abhang friedlich gleitet.

Für das Frühmahl auf dem Ried
Schöpft sie Wasser in die Schwinge,
Singt dazu ihr Morgenlied
Sorgenlos und guter Dinge.

Bettelarm ist sie doch reich,
Schmuck und schön im groben Loden,
Keine Fürstin ist ihr gleich
Und ihr Reich der Alpenboden.

Rauschkraut und Prünelle schmückt
Weithin es auf allen Hängen,
Und sie schafft darin beglückt
Unter Klängen und Gesängen.

Schöne Sennin, habe Dank,
Für das Labsal, für die Blüthen,
Und der Himmel soll den Trank
Dir vieltausendmal vergüten.

3.

Am Rambino-See.

Müde hab' ich mich gegangen,
Um, Rambino-See, zu dir
Ueber Klippen zu gelangen,
Doch du lohnst es reichlich mir.

Wald und Alpentrift umfangen
Deinen Wasserspiegel mild:
Zwischen diesen Rahmenspangen
Liegst du als ein prächtig Bild.

Lüfte streichen gleich Libellen
Ueber dich im Kosetanz,
Und es glitzern deine Wellen
In der Sonne hellem Glanz.

Bild des Friedens, Bild der Liebe,
Durch der Alpe Schellenklang
Nicht gestört, wie gerne bliebe
Träumend hier ich tagelang.

Wie der Wildbach aus dem Becken
Los sich reißt und niederbraust,
Laß' ich dich, den Wanderstecken,
Niedersteigend, in der Faust.

Kreuz und Rosen.

Von

Hedwig Pötting.

Auf einem stillen Gange
Durch grünes Laubgeheg,
Da hab' ich jüngst gefunden
Ein Kreuz am Waldesweg.

Es hing an seinem Stamme
Der Heiland starr und todt.
Ein Rosenbusch stand neben,
Bedeckt mit Blüthen roth.

Ich blickt' empor zum Kreuze
Und hab' dabei gedacht:
„Wie ward so großer Liebe
Solch schweres Leid gebracht!"

Und wie ich all' die Blüthen
Zum duft'gen Strauße band,
Zerriß ich mir gar schmerzlich
An Dornen meine Hand.

Mir war als hört' ich's klagen
Im sanften Windesweh'n:
„O, daß doch Lieb' und Schmerzen
So nah' beisammen steh'n!"

Wiener Denkmale.

Von

Carl von Vincenti.

Marmor und Erz sind Denkmalstoffe. Marmor ist mild, heiter, lyrisch, Erz kraftvoll, ernst, episch; Marmor ist ruhiger, anspruchsloser, als Erz, das in die Geschichte hinein- und aus der Geschichte heraustönt. Was aber dem Erz den Vorrang gibt, ist seine Unvergänglichkeit. Ja, es liegt eine unvergängliche Poesie in dem monumentalen Worte: Erz. Es hat den gewaltig-beredten Klang der Weltgeschichte. Gold und Silber sind weichlich, üppig, Eisen ist brutal und wild, so sehr es auch die Schmiedekunst gebändigt haben mag, Erz allein ist stark und schmeidig zugleich. In ihm liegen die stärksten Eindrücke, welche unsere Seele empfängt, sei es, daß es als Glocke, als Feuerschlund, als Denkmal zu uns spreche. Es ist das Metall der Andacht, der Begeisterung, des Ruhmes. Am Tiefsten empfinden wir denn auch seinen Klang und Nachhall in der Jugend, wo uns die Allmacht des Goldes noch nicht überkommen hat. Gold ist älter im Gebrauche der Menschen und hat seit jenen Tagen, wo salomonische Gallionen das gelbe Metall aus Ophir, dem sagenhaften „Aschenlande", nach den edomitischen Häfen brachten, seine Herrschaft stetig befestigt, und Silber leistete dem edleren Bruder Heeresfolge, seit es aus den Händen äthiopischer Schürfer durch Tauschhändler in die Königshallen von Ekbatana wanderte. Erz ist nicht so angesehener Herkunft, wie seine beiden Machtgenossen, es hat sogar unter dem Wechsel seines Geschickes im Oriente, eine Zeit lang dem bäuerischen Zinn den Vorrang überlassen und sich in der Neuzeit die „gemischtesten" Verbindungen gefallen lassen müssen, ist aber immer wieder zu alten wohlverdienten Ehren gekommen.

Keine Zeit hat so sehr das Bedürfniß monumentaler Verherrlichung empfunden, als die unsrige. Erz ist denn auch in diesem Jahrhundert zu seiner mächtigsten Bedeutung gekommen. Denkmale und Jubiläen sind die beredten Mahner unseres Gewissens, denen zu gehorchen, wir nicht müde werden. Eine Ehrenschuld nach der andern lösen wir dem Verdienste gegenüber in Erz und Marmor ein, und es ist kein Ländchen so klein, daß es nicht von dieser förmlichen „Denkmal-Epidemie" erfaßt, innerhalb einer Peripherie plötzlich neue berühmte Männer entdeckte und zu „monumentalisiren" sich beeilte. Früher, als es überhaupt keine anderen, des verewigenden Erzes würdigen Menschen, als Heilige, Landesväter und Heeresfürsten geben konnte, schufen die Erzbildner und -Gießer nur Votivsäulen, allerhöchste und kriegsverdiente Denkmale; heute bestrahlt das Licht der mündigeren Zeit auch Erz- und Marmorbilder von Heroen friedlicher Eroberungen, von Befreiern, Denkern, Dichtern, Duldern, Erfindern, Künstlern und Verkündern des Schönen, ja sogar von Colossal-Standbildern der Freiheit selbst, welche mit gewaltiger Fackel in die Zukunft leuchtet. Und dies ist die große, schöne Seite der monumentalen Dankbarkeit unserer Zeit, mag dieselbe auch bisweilen in „Denkmalthümelei" ausarten.

Das Reich der Habsburger ist nicht reich an Denkmalen. Besonders Ungarn war bis in die neuere Zeit geradezu denkmalarm. Begreiflicher Weise, denn über unsere Brüder jenseits der Leitha fegten jene mongolischen und islamischen Bilderstürme hin, welche theils Oesterreich verschonten, theils an Wiens starker Brustwehr zerschellten. Bei den Ungarn ging Alles in Scherben und Stücke. Chronisten des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts berichten von Erzbildern und erhabenen Bildern in mehreren Kirchen Ungarns sowohl, als in den Ofener und Visegráder Königsburgen. Klausenburger Erzgießer hatten auf bischöfliche Bestellung ein Reiterbild des Königs Ladislaus und eine Gruppe von Königsstatuen gegossen, welche den Großwardeiner Domplatz schmückten. Die corvinischen Schloßbauten sollen reich an plastischen Werken gewesen sein; Bonfin spricht von drei Standbildern in voller Waffenzier, König Mathias mit Vater und Bruder. Den Eingang des Palastes bewachten bewehrte Erzgestalten und mitten im Hofraum sah man einen Brunnen mit einem ehernen Pallasbilde. All diesen „nachbildnerischen Gräuel" schmolzen die Muslims zu Feuerschlünden um, womit sie ihre Feinde vom Kreuze bedienten. Etwas besser war's in Oesterreich, obwohl auch Wien erst im letzten Menschenalter eine Reihe von wahrhaft würdigen Denkmalen erstehen sah, welchen sich in der neueren Zeit Kunstwerke von hohem Werthe zugesellten und in der nächsten Zukunft noch zugesellen werden, so daß vor Ausgang dieses Jahrhunderts Wien unter den denkmalreichsten Städten genannt werden dürfte. Freilich wird es wohl auch dann noch hinter

Berlin zurückstehen, welches heute bereits rundweg fünfzig öffentliche Denkmale zählt, während Wien bis zur Stunde, das Grillparzer- und das Maria Theresia-Denkmal miteingerechnet, deren nur achtzehn aufzuweisen hat.

Es wird keinem Beobachter entgehen, daß Epochal-Denkmale, das heißt solche, welche einen ganzen geschichtlichen Zeitabschnitt zu monumentaler Verherrlichung bringen, allenthalben noch selten sind, obschon gerade diese die meiste historische und künstlerische Berechtigung besitzen. Ich wüßte deren heute eigentlich nur vier zu nennen: das Denkmal des großen Fritz in Berlin, das Londoner Albert-Monument, das Wormser Luther-Denkmal und das Maria Theresia-Denkmal in Wien, denen sich mit der Zeit das großartige geplante Victor Emanuel-Monument in Rom zugesellen wird. Daß deren so wenige sind, erklärt sich aus mannigfachen Gründen. Einmal sind Epochal-Denkmale, in welchen die hervorragendsten Männer der zu verherrlichenden Zeit in historisch-monumentalen Zusammenhang untereinander gebracht werden sollen, ganz außerordentlich schwierige künstlerisch-plastische Aufgaben; dann kosten sie enorm viel, brauchen viele Jahre zur Herstellung und endlich reift auch der Gedanke solcher umfassender Werke viel zu langsam, als daß nicht mittlerweile das Denkmalbedürfniß für einen oder den anderen Liebling des Ruhmes lebhafter empfunden worden wäre und demselben zu einer Statue verholfen hätte, so daß er dann für ein Collectivdenkmal verloren geht.

Schnell gedacht, gemacht und angebracht ist die Einzelstatue; mit einem Schock Emblemen, etwas Allegorie in Relief oder ronde bosse und einigen Vollgruppen ist das Monument fertig und der Mann steht auf dem Sockel. Dies ist ein nicht allzu kostspieliges Vergnügen, schmückt und wird in den Reisecompendien mit einem Sternchen als sehenswürdig angezeichnet. München ist bekanntlich die Stadt, wo das Standbild als solches am zahlreichsten auftritt und wer nicht sattelfest ist in der bairischen Specialgeschichte, kann dort leicht, beispielsweise auf dem Promenadenplatz und in den Anlagen der Maximilianstraße, in Verlegenheit kommen. In Wien kommt Niemand in Verlegenheit, wir sind nicht so reich an Standbildern, glücklicher Weise möchte man beinahe hinzufügen, denn im großen Ganzen gibt es nichts Langweiligeres, als Receptdenkmale. Bei uns ist übrigens die Platzfrage eine so schwierige, daß wir bekanntlich nicht gewußt haben, wohin mit Tegetthoff und Haydn und noch nicht recht wissen, wohin mit Radetzky und mit Goethe und Mozart seinerzeit in einige Verlegenheit gerathen werden. Wien ist eben arm an denkmalempfänglichen Plätzen und wo wir solche haben, denken wir nicht daran, sie zu reguliren (siehe Schwarzenberg-Square und Karlskirchenplatz, für welchen Streit einen reizenden Regulirungsplan entworfen hat), oder wissen wir nicht, sie zu schmücken (siehe Votivkirchenplatz und Börsen-Square), oder lassen sie in schmählichem Zustande (siehe Rudolfs-

platz) oder verbauen sie, wie dies bei dem früheren Hegelplatz mit so wenig Glück geschehen ist. Wir wollen uns nun unter den Denkmalen Wiens umsehen. Zuerst betrachten wir die eigentlichen Denkmale, dann die Monumentalbrunnen und zuletzt die Grabmonumente, so daß wir schließlich auf dem großen Gottesacker unsere Wanderungen beschließen werden.

Unter unseren achtzehn Denkmalen sind drei Votivmonumente, vier Kaiserstandbilder, vier Monumente von Heerführern; außerdem haben drei Musiker, zwei Dichter, ein Erfinder (Ressel) und ein Wiener Bürgermeister (Zelinka) monumentale Verewigung gefunden. Keines unserer öffentlichen Monumente geht weiter als ins sechzehnte Jahrhundert zurück und weitaus das Meiste stammt aus unserem Jahrhunderte. Unsere ältesten Denkmale (Barockwerke) sind bald besichtigt: Votivsäulen am Hof und am Graben und das Denkmal auf dem hohen Markte. Weiter zurück als das sechzehnte Jahrhundert besitzt Wien nur Ein plastisches Denkmal, nämlich Tichter's Grabmonument von Kaiser Friedrich III. in der Stephanskirche. Mitte des siebzehnten Jahrhunders wurden italienische Barockkünstler berufen, unter welchen der Hofarchitekt und Theatermaler Burnacini den größten Einfluß erlangte. Er lieferte die Zeichnungen zu der Mariensäule am Hof und der Dreifaltigkeitssäule auf dem Graben, welche 1668 und 1686 errichtet wurden. Die erste war der unbefleckten Empfängniß, einem allenthalben vielfach statuarisch bezeugten Dogma gewidmet und mit der zweiten hat der Kaiser der Dreifaltigkeit den Dank für die Befreiung von der Pest abgestattet.

Die 66 Schuh hohe Grabensäule — eines der Wahrzeichen Wiens — wird von Gerard de Nerval mit einem riesigen „Bilboquet" verglichen und der Vergleich ist so übel nicht. Ein wunderliches Ding, dieses colossale fromme Decorationsstück aus Marmor und Gold. Ein Fels als Sockel, worauf der Glaube ruht, zu dessen Füßen das Ungeheuer der Pest von einem Cherub herabgestürzt wird. Ueber diesem Absturz der knieende Kaiser und darüber eine Wolkensäule, von vergnügten Engelein umgaukelt, und hoch oben in der Wolkenglorie die verherrlichte Dreifaltigkeit. Kein Geringerer als Fischer von Erlach hat Burnacini's fromm-verschnörkelten Entwurf ausgeführt und Bildhauer Paul Strudel, der Schöpfer der Kaiserstandbilder in der Hofbibliothek, sculptirte die figurale und Wolkenplastik dazu.

Auch den Votivtempel auf dem Hohenmarkte hatte Leopold I. in Folge eines Gelöbnisses geplant, aber erst Karl VI. ließ ihn ausführen. Unter schlankem, heiterschönen Tempelaufbau, dessen Bekrönung eherne Palmzweige schmücken, steht der Hohepriester, welcher Maria und Josef miteinander verbindet. Die Plastik des Venetianers Corradini ist der Architektur unseres Fischer von Erlach würdig; aus freigetragenen Marmormuscheln zu beiden Seiten sprudelt Wasser.

Wir müssen bis zum nächsten Monumente, das Wien gegeben ward, gut zwei Menschenalter überspringen, um das Kaiser Josef-Denkmal zu finden, welches die Jahreszahl 1806 trägt, also mitten in stürmischer Zeit entstand. Es ist Zauner's großes Werk und eines der edelsten Denkmale Wiens. In dem Tiroler Franz Zauner, dessen Lehrer der wunderliche Schletterer gewesen, verkörpert sich die dritte Periode der österreichischen Plastik. Zauner war, wie seine Vorgänger Beyer und Müller, Hofstatuarius; er hinterließ allerdings nicht wie der Letztgenannte gräfliche Nachkommen, dafür aber echte Kunstwerke, denn auch das Grabmonument des zweiten Leopold in der „Todtenkapelle" und die Pallavicini'schen Karyatiden sind seine Werke. Zauner ist der zweite große Bildhauer, welchen Oesterreich im vorigen Jahrhundert hervorgebracht; er blieb zwar um Kopfeshöhe unter Raphael Donner, aber seine unmittelbaren Vorgänger und Nachfolger überragte er um Kopfeshöhe. Aus dem Zopf hervorgegangen, gelangte er auf der Grundlage strengsten Studiums der Antike zur Ueberzeugung, daß das Heil der Kunst nur in dem Classicismus bestehe, worunter man damals eigentlich den überrheinisch importirten Classicismus verstand. Sein Reiterstandbild des Freiheitskaisers ist ein Werk voll edlen Maßes und imposanter Einfachheit. Franz I. ließ es seinem unsterblichen Oheim errichten: Josepho II., qui saluti publicae vixit non diu, sed totus — besagt die vom Dichter Denis verfaßte Inschrift. Der Kaiser ist, dem Kunstgeschmacke der Errichtungszeit gemäß, in römischer Imperatorentracht, was in unserer naturalistischen Zeit einen eigenthümlichen Eindruck macht. Seine Geberde ist hoheitsvoll. An der Langseite des Granitsockels sind schmucklose Bronzetafeln eingelassen, auf welchen entsprechend stylisirte Basreliefs in allegorischen Darstellungen über die Verdienste des Kaisers berichten. Bronzeketten umgeben das Denkmal, welches von vier Granitpilastern flankirt erscheint, die je vier Medaillons mit Abbildungen von unter Joseph geprägten Denkmünzen auf Zeitereignisse tragen.

Auf dieses bedeutende Werk eines vaterländischen Künstlers folgte eine Oede in der österreichischen Plastik. In der monumental-baulichen Entwicklung Wiens war ein fast gänzlicher Stillstand eingetreten, und da gabs nicht einmal Aufträge für mittlere Bildhauerei, von der höheren gar nicht zu reden. Fischer, Schaller und Moll schufen fast nur Weichmetallplastik. Das beste Werk des Letztgenannten ist eine dem größeren Publicum wenig bekannte Reiterstatue (Lebensgröße) Franz I., Gemals der Kaiserin Maria Theresia, welche im Hofgarten steht. Ihre Errichtung fällt in das Jahr 1819. Als man zwanzig Jahre später das große Franzens-Monument und einen Monumentalbrunnen brauchte, mußte man sich zum Entwurf und Guß nach Mailand und München wenden. Marchesi stellte den Kaiser Franz, „den Frommen, Gerechten, Starken, Friedlichen, den

Vater des Vaterlandes", wie die Unterschrift des kaiserlichen Widmers lautet, im Vließornate dar. Der Monarch steht auf einem überreich geschmückten achteckigen Sockel mit allegorischen Basreliefs. Die üblichen sitzenden Gestalten (hier: Religion, Stärke, Gerechtigkeit und Friedensliebe) sind unverhältnißmäßig groß ausgefallen, so daß das Ganze einen recht schwerfälligen Eindruck macht. Das nicht sehr erfreuliche Monument wurde in der Manfredini'schen Gießerei zu Mailand gegossen und 1846 eingeweiht. Es war glücklicherweise das letzte Monumentalwerk, für dessen Herstellung Wien vom Auslande abhängig gewesen, denn mit der Stadterweiterung begann jene auch in technischer Hinsicht neue Aera, welche wir „Wiener Kunstrenaissance" genannt haben. Von nun ab gossen wir im kaiserlichen Gußhause und später auch bei Turbain unsere Denkmale selbst.

Das vorhergegangene Decennium hatte uns Fernkorn und Gasser gebracht. Zum ersten Male seit langer Zeit gabs in Wien wieder monumental-plastische Aufgaben. Der geniale Fernkorn, welcher mit einer Auslagegruppe in einem Goldschmiedeladen begonnen und mit dem vielfach angegriffenen Prinz Eugen-Monumente geendet, starb bekanntlich wahnsinnig, wie Van der Nüll und Siccardsburg, die beiden Winkelriede der großen Baubewegung. Zum Jahrestage der Schlacht bei Aspern fiel 1860 die Hülle von Fernkorn's Reiterstandbild des heldenmüthigen Erzherzogs Carl. Das kühne Werk war die erste große That der wiedererwachten plastischen Kunst in Oesterreich. Die packende Drastik der Auffassung wurde natürlich von zahmgeschulten Akademikern beanständet, aber es war ein Wurf; das empfand das Volk, das sich wenig um akademische Bedenken scheert, und das Denkmal des Siegers von Aspern, auf gebäumtem Roß, mit hochgeschwungener Fahne den Zach-Grenadieren voran, ward und blieb populär. Weniger glücklich war fünf Jahre später Fernkorn mit seinem Gegenstück: der Reiterstatue vom „edlen Ritter". Der theilweise Mißerfolg seiner Ressel-Statue (in den Anlagen des Polytechnikums) hatte den Meister mißmuthig gemacht. Wie sollte aber auch der Erfinder der Schiffsschraube denkmalfähig werden? Die Angriffe, welche gegen das Engen-Monument gerichtet wurden, verdüsterten den Meister vollends. Und doch verdient nur der Sockel mit den angeklebten Genien eigentlich scharfe Kritik. Reiter und Pferd sind charakteristisch und die Haltung des Siegers von Zenta und Belgrad auf seinem schwergebäumten Kriegsgaul, dessen wuchtiger Typus dem deutschen Pferde der Türkenkämpfe entspricht, voll Kraft und Feuer. Niemand wird dies von dem ehernen Reiter behaupten können, welcher über den Schwarzenbergplatz reitet. Kalt vornehm, tadellos beritten und modellirt, aber akademisch nüchtern präsentirt sich Carl Fürst Schwarzenberg, der siegreiche Heerführer der Verbündeten, welche den napoleonischen Zauber brachen. Fernkorn um-

nachtet und Gasser dahinsiechend, hatte man einen fremden Künstler mit dieser Aufgabe betraut, Meister Hähnel in Dresden, der echte Erfolg jedoch blieb aus.

Mittlerweile waren in Wien eine Reihe ausgezeichneter Künstler auf dem Gebiete der Plastik erstanden und die nur auf ihre Zeit warteten. Und ihre Zeit kam. Der erste, der hervortrat, war Carl Kundmann, dem wir später zwei großentworfene Tegetthoff-Monumente (Pola und Wien) verdanken sollten. Er schuf eines der heiterschönsten Marmormonumente, die je einem Musenliebling gewidmet worden: das Denkmal Schubert's, des unsterblichen Liedercomponisten. Dort, im grünen Stadtpark, vom Straßenlärm abgewendet, sitzt er seit fünfzehn Jahren, der Unvergeßliche, weißmarmorn auf schöngegliedertem Sockel, das Notenblatt auf dem Schoße, den Griffel in der Hand, mit erhobenem Haupte, als lausche er auf Finkenschlag und Kinderjubel . . . . . .

Nach Schubert kam Schiller. Nur vier Jahre gingen ins Land und die Hülle fiel vom Denkmale des Dichters, welchem das Jünglingsherz des deutschen Volkes für alle Zeit gehört! Schilling, der am Rhein jenes gewaltige Trutzgedicht in Erz dichten sollte, welches das Niederwalddenkmal geheißen wird, gab uns das anmuthig schlanke Schiller-Monument, welches leider seinen Standort auf einem zu großen Platze, mit dem nicht gerade vortheilhaften Hintergrunde der Akademiefront erhalten hat. Man hat zwar den Schillerplatz mit hübschen Anlagen geschmückt, um dieses Mißverhältniß zwischen Denkmal und Standort etwas auszugleichen, aber so vortheilhaft sich dasselbe von der Ringstraße aus darbietet, betritt man den Platz selbst, dann hat man sofort die Empfindung, daß Schilling's graciöses Werk nicht in diesen Rahmen hineincomponirt ist. Der Eindruck des Denkmales selbst ist ein poetischer; jenen idealen Reiz, welcher alle Werke Meister Schillings umschimmert, besitzt auch unser Schiller-Denkmal. Die von freiem Schwung emporgehobene, schlanke Gestalt des Dichters, die Hochreliefgestalten, die „vier Lebensalter" als Sockelfiguren, das Ganze klingt nicht allein harmonisch zusammen, sondern ist auch der plastisch-glückliche Ausdruck eines gemeinverständlichen, monumentalen Gedankens. Technisch mißlich ist freilich die Herstellung des Ganzen, Architektur und Plastik, in Erz. Man muß es zwar an sich ein Gußmeisterstück nennen, aber einmal ist ein Bronzesockel ein stylisches Unding und dann sind heute schon, nach erst elfthalb Jahren, Sockel und Figuren — letztere wurden mattirt — zu einer schmutzigen Masse zusammengewachsen, wodurch die reine plastische Wirkung erheblich beeinträchtigt wird.

Noch weitere vier Jahre und Beethoven steht auf dem Sockel. Es ist in Wien das erste große Werk Kaspar Zumbusch's, der damit „Bürger von Wien" geworden und seitdem zu den Unsern zählt. Liszt hatte noch die letzten

Mittel zum Denkmale in jenem unvergeßlichen Concerte erspielt, wo er Abschied nahm. Am ersten Maientag 1880 fiel die Hülle von Beethoven's Erzbild. Es war, wie fast allemal, ein mürrischer erster Mai. Schlicht und wahr wußte Dumba als Festredner hervorzuheben, „wie nahe dem Herzen des Verherrlichten das sang- und klangreiche Wien gestanden, wo er so warme Empfänglichkeit, so inniges Verständniß gefunden." Das Beethoven'sche „Zur Ehre Gottes" schwang sich in die Lüfte, den im Maiengrün prangenden Renaissance-Gartengrund erfüllend, welchen Abel für das Denkmal geschaffen. Das Monument ist mächtig im Wurf, ein sprechend Erz, in seiner geistigen Bedeutung ohne jede dunkle Allegorie, dem Einzelnen wie der Masse in's Verständniß gehend. Auf leberbraunem, schmucklosen Porphyr-Sockel sitzt, inmitten der stillwebenden Harmonien der freien Natur, Beethoven als Kolossalfigur auf einem Felsblock; der Oberkörper ist leicht nach links geneigt, die ineinander gepreßten Hände sind auf das Bein gestützt; der mächtig gehämmerte Kopf verräth im Ausdruck das Ringen mit den geheimen Tongewalten. Zwei Gestalten flankiren den Sockel: rechts der Lichtträger und Schutzpatron aller genialen Leidensmenschen, Prometheus, gefesselt und vom Geier heimgesucht, links die Siegesjungfrau, welche dem durch Kampf zum Sieg Emporgestiegenen den Kranz der Unsterblichkeit reicht. Ein anmuthiger Kinderreigen, das Gefühlsleben der Musik symbolisirend, verbindet die beiden Gestalten miteinander. Der Knabe vorn mit der Leier, in deren Saiten man an Frühlingstagen bisweilen blühende Rosen prangen sieht, ist die Liebe, der Schwan auf der Rückseite des Tonbegnadeten Sterbevogel. Sämmtliche Gestalten sind Turbain'scher Dünnguß, über dessen Vorzüge heute unter Fachleuten nur Eine Stimme herrscht.

Mittlerweile war im Stadtparke das Zelinka-Denkmal von Pönninger, dem verdienstvollen Leiter des Gußhauses, eingeweiht worden. Die wohlgelungene Kolossal-Büste des tüchtigsten Bürgermeisters Wien's, dem wir insbesondere die Schöpfung der lieblichen Parkoase verdanken, steht auf einem mit schweren Gewinden behangenen Broncepostamente, jedoch an einer Stelle des Parkes, wo wir lieber einen heiteren Barockbrunnen — etwa von Otto König — gewünscht hätten, während dem kleinen Denkmal ganz gut ein Platz vorn auf der Terrasse vor dem Cursalon oder auch vor der Rosenlaube eingeräumt werden konnte. Es ist eben immer und immer wieder die Platzfrage. Welch' langwierige Debatten gingen beispielsweise in den letzten Jahren der Platzbestimmung für das im September verflossenen Jahres enthüllte großartige Tegetthoff-Monument Kundmann's voran, welches glücklicherweise dort hingestellt worden ist, wo es hingehört. Die ganze monumentale Schönheit und allen monumental-plastischen Schmuck Wien's nur immer wieder am Ring anzuhäufen, ist gewiß nicht geboten. Freilich ist bei der

durchwegs planlosen Anlage, selbst der großen, stattlich gebauten Vorstädte, so wenig auf andere freie Plätze, als etwa Kirchenplätze, Bedacht genommen worden, daß Standorte für Monumente dort kaum existiren. Dies erklärt auch die Denkmal-Armuth der Vorstädte, von welcher die ankommenden Fremden meist einen wenig günstigen Eindruck empfangen. Jedermann aber weiß, wie viel gerade am ersten Eindruck liegt. Nun ist wenigstens den aus dem Norden und Nordosten Eintreffenden im Tegetthoff-Denkmale auf dem Praterstern sofort ein monumentaler Einblick in das ob seiner Schönheit oft gerühmte Wien geboten.

Drei Städte haben bis jetzt Tegetthoff monumental verewigt: Pola—Marburg—Wien. Von über siebzig Fuß hoher marmorner Rostralsäule schaut der Sieger von Lissa nach Wien hinein. Sieben Straßen strahlen von seinem Standorte aus, welcher somit eine seltene Denkmal-Perspective bietet. Es schwingt sich die schimmernde Säule auf einem mächtigen Sockelaufbau von überraschender Originalität empor: zwei kolossale Siegesgöttinnen auf Muschelwagen mit aus der Flut gebäumten Seerossen, rechts die kämpfende mit dem Speer, links die krönende mit Lorbeer und Posaune. Das „durch Kampf zum Sieg" hat hier einen nicht minder glücklichen plastischen Ausdruck gefunden, wie bei Zumbusch's Beethoven. Das elf Fuß hohe Standbild des kühnen Admirals ist zum Gefecht auslugend dargestellt; drei mächtige, reich decorirte, nach oben sich verjüngende Schiffsschnäbel-Paare aus Bronze springen vom marmornen Säulenschafte aus; Trophäen, Gewinde, Adler vervollständigen die decorative Zier des Denkmales, welches einen Stolz des kaiserlichen Wien bildet.

Das zweite Denkmal, welches bis jetzt in der Vorstadt Platz gefunden, ist das am letzten Mai d. J. enthüllte Marmorstandbild Haydn's auf dem Mariahilfer-Kirchplatze, wo früher Wagner's Brunnenstatue gestanden. Der tiroler Bauernsohn Heinrich Natter, eines der kraftvollsten Talente der jüngeren Wiener Bildhauerschule, der Schöpfer des Zwingli-Denkmales in Zürich und der Statue Walther's von der Vogelweide in Bozen, hat uns Vater Haydn gegeben. Feines, edles Maß und schöne künstlerische Abgewogenheit zeichnen das Standbild aus; es liegt etwas Rhythmisches im Flusse der Linien, so daß man beinahe von musikalischer Plastik sprechen darf. Das neunthalb Schuh hohe Standbild im gestickten Galarock und Spitzenjabot ist ungezwungen in der Haltung; das entsprechend im Zopf frisirte Haupt mit der scharfgeschnittenen Nase blickt frei und heiter hinaus, die rechte Hand hält den Schreibstift, die Linke ein Notenblatt, worauf die ersten Takte der Volkshymne in Gold eingegraben sind. Der günstige Eindruck des Ganzen wird noch durch die große künstlerische Sorgfalt erhöht, womit auch das kleinste Detail behandelt ist.

Mit den beiden vorgenannten Monumenten hat in Wien eine neue Denkmal-Aera begonnen. Die großen Todten mahnen die säumige Stadt. Eine Reihe von Monumenten ist theils der Vollendung nahe, theils in Angriff genommen, theils geplant. Mit dem nächsten Frühling soll das Grillparzer-Denkmal von Kundmann und Weyr eingeweiht werden, das gewaltige figurenreiche Monument der großen Kaiserin, in welchem Zumbusch eine ganze Zeit in Erz verkörpert, wird noch in diesem Jahre auf dem Museumplatze aufgestellt sein. Eduard Hellmer ist mit der Ausführung des für den Stephansdom bestimmten großen Denkmales beschäftigt, welches die Befreiung von der Türkennoth verewigen soll, Silbernagel's Monument für den Bürgermeister Liebenberg ist beinahe fertig, und zum Reiterbilde Radetzky's, für dessen Zustandekommen sich ein mächtiger Patriotismus entflammt hat, ist Zumbusch bereits mit der Modellirung der Kolossalfigur beschäftigt. Goethe und Mozart, denen in Wien so verspätete Dankbarkeit wird, und wahrscheinlich auch Lenau und Anastasius Grün sollen nachfolgen. Goethe! Wie sagte doch Laube in März 1882 bei der Goethefeier? Seine beredten Worte lauteten: „Wenn sich Grillparzer im Volksgarten von seinem Sitze erhebt, sich umschaut und ruft: Aber wo ist unser Polarstern, wo ist Goethe? Was werden wir antworten? Werden wir sagen können: Ueber Nacht an einem sonnigen Morgen wird auch Goethe in Wien stehen zur Genugthuung für den deutschen Sinn der österreichischen Hauptstadt. Entscheiden Sie, ob diese Antwort richtig ist?" Sie ist es. Möge endlich die Beschämung von Wien genommen werden, kein Goethe-Standbild zu besitzen. Mehr als eine andere muß ja unsere Zeit die höchsten Vorbilder unablässig vor Augen haben, damit unser Blick sich nicht trübe, unser Fuß nicht strauchle, unsere Ziele sich nicht verwirren!

Das Grillparzer-Denkmal wird im Volksgarten, in der Axe der Bellariastraße aufgestellt werden. Es bietet sich als Marmor-Hemicycle dar, dessen Mitte die von Kundmann geschaffene sitzende Gestalt des Dichters einnimmt, während sechs Hochreliefs von Weyr, im Laaser Marmor gemeiselt, Vorgänge aus den dramatischen Schöpfungen des Verherrlichten darstellen. Zum Maria Theresia-Monumente hat Ende Juli die Aufstellung der Figuren begonnen, welche theils aus dem Gußhaus, theils aus der Turbain'schen Gießerei auf den Museenplatz gebracht wurden. Die Hauptfigur wurde auf einem Locomotivwagen befördert und mittelst Krahnvorrichtungen in die Bauhütte gehoben und auf den Sockel gesetzt. Will man sich von dieser Kolossalgestalt einen Begriff machen? Der Umfang des Daumenknöchels beträgt 29, jener der Handgelenke 74 Centimeter. Die Figur ist siebenthalb Meter hoch und ihr Scepter mißt vierthalb Meter. Bei der 1874er Concurrenz, an welcher sich Zumbusch, Kundmann und

Benk betheiligten, ging der Erstgenannte als Sieger hervor, wobei jedoch die hohen künstlerischen Vorzüge der beiden anderen Concurrenzentwürfe allgemeine Würdigung fanden. Kaspar Zumbusch's Entwurf ist in dreizehn Jahren ausgeführt worden. Er war als solcher vielversprechend, hoffen wir, daß das fertige Werk die Erwartungen glänzend erfüllen wird. Sein großer Vorzug ist eine starke Einheitlichkeit, von welcher der Künstler eine volle harmonische Gesammtwirkung zu erwarten berechtigt ist. Alle Theile des Monumentes sind fest zusammengehalten und doch bewegen sich die Hauptfiguren frei in der Architektur. Außer der großen Kaiserin wird acht bedeutenden Zeitgenossen eine aus dem Ganzen herauswachsende bevorzugte Stellung gewahrt, nämlich sechs Kriegsmännern und zwei Staatsmännern, welche in erster Linie den theresianischen Staatsbau nach Außen beschirmt und nach Innen gefestigt haben. Es sind dies die Feldmarschälle Daun, Laudon, Traun und Khevenhüller, welche als 18 Schuh hohe Reiterbilder übereck ausſprengen, und die Staatsminister Kaunitz und Haugwitz, sowie die Feldmarschälle Wenzel Liechtenstein und Franz Lascy, die zwischen den Reitern vor den mit historischen Kolossal-Hautreliefs geschmückten Fronten des gewaltigen Sockelbaues stehen. Letzterer — gleichsam den Staatsbau der Epoche darstellend — ist durch mächtige Säulenpaare an den Ecken verstärkt. Hoch oben, wie von den Herrschertugenden emporgetragen, thront Maria Theresia in der Vollkraft, doppelgebietend, als Kaiserin und als Frau; auf den Stufen ihres Thrones ruhen Kraft, Weisheit, Gerechtigkeit und Milde. Zum Kaiserjubiläum wird die Hülle fallen.

Edmund Hellmers „Türkenmonument" und Zumbusch's „Radetzky" werden länger auf sich warten lassen. Hellmers Entwurf ging aus dem 1883er Wettbewerb siegreich hervor. Es ist ein altarähnlicher Aufbau in Spätrenaissance; die Mensa des Sockels zeigt die Entsatzschlacht im Relief die Standbilder des Bischofs Kollonitz und des Bürgermeisters Liebenberg stehen zu beiden Seiten. Eine von korinthischen Säulenpaaren flankirte Mittelnische enthält die Hauptgruppe: Rüdiger von Starhemberg als Sieger aus dem Thorbogen reitend und von einer Victoria überschwebt, welche den Kranz auf sein Haupt herniedersenkt. Auf den beiden Architrav-Sockeln haben je zwei Zeitgestalten Platz gefunden: Der Polenkönig und Max Emanuel, der Lothringer und Georg von Sachsen; Kaiser Leopold's Statue im Harnisch und Ornat bekrönt den Giebel, so daß das Ganze dynastisch ausklingt. Es soll in Sandstein ausgeführt werden! Bedauerlich genug! Ich denke, die hohe historische Bedeutung des Denkmals verdient auch im Materiale eine monumentale Behandlung: polychrome Marmorarchitektur (gelber Mori, rother Trentino, grauer Karst) Plastik in Laaser Marmor, Wappenschilder in Bronze. „Vater Radetzky" kommt auf dem

Schmuckplatzzwickel zwischen Justizpalast und Parlamentsgebäude zu stehen, vorläufig wenigstens, denn sein Standort ist noch nicht endgiltig ermittelt. Es ist ein gewaltiges Reiterbild von ruhiger monumentaler Wirkung. Der Marschall streckt die Rechte zum Commando aus; der schlichte Sockel trägt Seitenreliefs und vorn die Inschrift: „In Deinem Lager ist Oesterreich", worunter der Adler seine Schwingen entfaltet. Trophäengruppen prangen auf den vier Eckpostamenten der Sockelterrasse.

Wenn wir uns nun unseren monumentalen Brunnenanlagen zuwenden, so können wir uns weit kürzer fassen, denn Wien ist verhältnißmäßig arm an schönen Zierbrunnen und kann, scheint es, nicht einmal für die wenigen, die es hat, das nöthige Wasser auftreiben. Der Hochstrahlbrunnen auf dem Schwarzenberg-Square feiert die meiste Zeit des Jahres; die beiden Marmorfontänen am Opernpalais spielen nur halb und die Rococo-Wandbrunnen am Akademiepalast der Wissenschaften sind seit Jahren gänzlich versiegt. Man sollte wirklich meinen, die große Stadt am großen Strome, welche überdieß eine der großartigsten Hochquellenleitungen besitzt, sei auch wasserarm. Die Erbauer und Verschönerer der Stadt scheinen niemals begriffen zu haben, welch' unsagbar monumentaler Reiz in dem Elemente lebender, belebender Fontänen liegt. Es sieht fast aus wie Wasserscheu. Hat sich doch die Stadt während Jahrhunderten von ihrem Prachtstrome entfernt, welchem sie die Rolle eines Weltstapelplatzes schon in früher Zeit verdanken konnte, wenn sie nur gewollt hätte. Dann raffte man sich auf, meisterte, bändigte und überbrückte in kühnem Anlauf den Strom, feierte das Regulirungsfest im stolzen Bewußtsein, schuf ausgiebig Raum für eine echte, rechte Donaustadt — was war das Ergebniß? Daß die weiten Baugründe an den Stromufern verödet blieben und das wasserscheue Wien, dem alten Zuge folgend, sich immer weiter nach der entgegengesetzten Richtung hin ausbreitete. Begreife das, wer da kann; die Budapester haben's ganz anders gemacht, obwohl sie von dem verheerenden Unmuth des Stromes oft recht hart zu leiden hatten.

Mit den Schmuckbrunnen indeß wird's ja besser werden. Für das Schwarzenberg-Square wird eine großartige Brunnenanlage geplant, für die vier Bassins auf dem Museumsplatze verspricht man uns Brunnengruppen von Schmidgruber, Härdtl und Hoffmann und die Austriafontäne Hansens zwischen den Rampenflügeln des Parlamentspalastes wird, wie man mir sagt, in den nächsten Jahren ausgeführt werden. Was wir, abgesehen von den Rococo-Brunnen im Belvedere-, Schwarzenberg- und Augarten bis heute an Monumental-Fontänen und künstlerischen Brunnenstatuen besitzen, ist rasch hergezählt. Es sind: Donner's berühmter Mehlmarkt-Brunnen, der Freiung-Brunnen vom seligen Schwanthaler, Meixner's

figurenreicher Albrechts-Brunnen an der Augustinerrampe, die beiden Opern-Fontänen mit Gasser's reizenden Figuren, Ferstel's „Donauweibchen-Fontäne" in der verödeten Passage des Bankpalastes, Tilgner's naturalistische Fontäne (Faun und Nymphe) im Volksgarten, Wagner's vielgewandertes „Gänsemädchen" auf der Rahlstiege, Gasser's liebliches „Donauweibchen" im Stadtparke. Der sogenannte „Minerva-Brunnen" am Verbindungsgange des österreichischen Museums und der Kunstgewerbeschule war ein zweifelhaftes Experiment, da das Salviati'sche Kolossal-Mosaikbild der Pallas unser Klima nicht verträgt, springt und verdeckt werden mußte. Wohl wäre noch hie und da eine werthvolle Brunnenstatue zu nennen, wie vor Allem Donner's herrliche „Andromeda-Fontäne" im Hofe des alten Rathhauses, Fernkorn's mit Recht berühmter St. Michaels-Brunnen im Palais Montenuovo, Rammelmayer's „Rebecca" im Pereira'schen Hause, die Pilz'sche „Hygiea" bei Epstein, und andere mehr, aber ihre Aufzählung ginge über den Rahmen dieser Arbeit hinaus. An öffentlichen Brunnen ist mit den obengenannten das Inventar Wien's erschöpft, denn die unterschiedlichen Weichmetall-Fontänen Fischer's und Schallers am Graben, auf dem Franziscanerplatze, in der Alservorstadt, in der Josephsakademie und in Margarethen (die beiden Fontänen am Hof sind bekanntlich eingegangen), der Paulanerbrunnen u. s. w. sind eigentlich nur Wasserausläufe mit mehr oder minder monumentalen Anläufen.

Das werthvollste Brunnendenkmal Alt-Wiens ist der Mehlmarktbrunnen, die bedeutendste Brunnenanlage von Neu-Wien wird wohl die große Fontäne auf dem Schwarzenberg-Square werden, wobei der Letztere zugleich in einen Renaissance-Schmuckplatz umgewandelt wird. Rafael Donner's Werk ist allbekannt. Vier Kindergestalten mit wasserspeienden Fischen umgeben die Allegorie der Vorsehung, während vier große Figuren auf dem äußersten Beckenrand die österreichischen Flüsse, Ybbs, Enns, Traun und March allegorisch darstellen. Früher in Weichmetall, wurden diese in Bewegung wie Charakterisirung ausgezeichneten Figuren vor einigen Jahren in Bronze hergestellt. Der Freiung-Brunnen von 1846 ist unverkennbarer, aber wenigstens guter Schwanthaler. Die bewehrte Austria steht auf einem eigenartigen Säulensockel, an welchen sich die vier Stromgestalten Donau, Weichsel, Elbe und Po lehnen; das Ganze ist Miller'scher Guß aus München. Ueber die vielgeschmähte Marmor-Fontäne Meixners will ich nichts Uebles sagen; Neptun mit der Donau bildet die Mittelgruppe, welcher sich je fünf Flußallegorien auf beiden Seiten anschließen; der Inn mit dem martialisch aufgedrehten Schnurrbart wird dem Beschauer sofort auffallen.

Wann wird der Zukunftsbrunnen vor dem Gartenpalast der Schwarzenberge zu Stande kommen? Daß man endlich des Verbrechens sich bewußt

geworden, einen der schönsten Prospectplätze Wiens so sträflich vernachlässigt zu haben, ist immerhin ein Fortschritt. Es haben auch Meister Tilgner und Weyr, jeder für sich, einen Entwurf zu einer großartigen Brunnenanlage, welche das abscheuliche Hochstrahlbecken ersetzen soll, entworfen, ausgestellt und der Kritik überliefert; aber wie steht es mit der Ausführung? Da wird man wieder eine lange Weile warten müssen. Die Entwürfe mögen hier skizzirt werden. Der Tilgner'sche betont vornehmlich die Prospectwirkung des Platzes, welchen er architektonisch ausgestaltet, während Weyr eine phantasievolle Lösung der plastischen, wie architektonischen Aufgabe bietet. Die Discussion über die beiden Entwürfe ist ziemlich lebhaft gewesen, ich, für meinen Theil, würde den Weyr'schen vorziehen. Niemand wird dem Tilgner'schen Projecte die geschlossen künstlerische Wirkung absprechen, aber in der malerischen Behandlung des eigentlichen Brunnenaufbaues und dessen Verbindung mit der Palastterrasse und der Rampenanlage ist Weyr erfinderischer gewesen. In den architektonischen Motiven lehnen sich beide Entwürfe selbstverständlich an das Schwarzenberg'sche Sommer-Palais an, welches Fischer von Erlach erbaut. Bei Tilgner bietet sich die Terrassenmauer dreitheilig dar, wobei das Mittelstück mit der Brunnennische die gleiche Höhe mit den Seitenflügeln zeigt, so daß die beiden Auffahrtsrampen bedenklicherweise durch die Mauer verdeckt sind; aus dem großen Brunnenbecken ragen drei plastische Gruppen hervor, während der weite Raum einen im Belvederestyl künstlerisch behandelten Ziergartengrund erhält.

Weyr's ächt monumentaler Vorwurf bietet eine reich gegliederte allegorische Darstellung des großen segensreichen Werkes der Hochquellenleitung, welchem wir die halbe Gesundheit, unser köstliches Bergwasser, verdanken. Von den mächtig zerklüfteten Felshöhen des Schneeberges und der Raxalpe strömen die Gewässer herab. Die beiden Bergriesen verkörpern kolossale 18 Schuh hohe Steinbilder, welche auf hohen, reichen Sockeln ein tief in die Terrasse eingeschnittenes Becken flankiren, dessen Rückwand eine höchst malerische Muschelnische ziert. In diesem Becken sammeln sich alle Wassermassen gleichsam wie im Höllenthale; hier steht, von drei Nixen des Hochquellengebietes umgeben, die anmuthsvolle Marmorgestalt der Vindobona, welche in hochgehobener Schale den Alpentrunk kredenzt. Aus dem Becken stürzen wieder die Wasser über die dorische Façade eines halbversunkenen Wasserschlosses in das große, über 25 Klafter in der Peripherie messende Bassin herab, in welches sich von der Rampenmauer aus noch zwei Wandmuscheln entleeren; aus der Mitte endlich pustet ein zwischen Felsen geduckter Gigant den Hochstrahl aus vollem Backen in die Lüfte. Reliefs, Sphinxe und Lichtträger vervollständigen den Monumentalschmuck der Rampe, welche dem Blicke freigelegt erscheint. Dies ist Weyr's origineller Entwurf, welcher, wenn

ausgeführt, Wien mit einer der reizvollsten, heiterprächtigsten Brunnenanlagen der Welt beschenken würde.

Wir sind nun bei den Grabdenkmalen angelangt. Unsere Kirchen sind nicht sehr reich an schönen Grabmonumenten, die Friedhöfe zählen deren auch nicht viele, so groß auch die Anzahl der bedeutenden Männer ist, welche in Wiener Erde zur Ruhe gebettet worden. Das herrlichste Grabmal, welches Wien besitzt, eines der schönsten der Welt, ist einer jungen Frau aus dem Kaiserhause von innigster Gattenliebe gewidmet worden, nämlich Marien Christinen, der Tochter Maria Theresia's, von Albert von Sachsen-Teschen: „Uxori optimae Albertus." Alle Welt kennt das wundervolle Werk Canova's in der Augustiner Hofkirche; niemals hat der Meißel dem Marmor wehmüthigeren Zauber entlockt, niemals hat ein Gedächtnißmonument der Liebe so tief die Empfindungen andachtvoller Trauer und ergebungsvoller Todesheiterkeit erweckt, wie dies Werk des großen Venetianer Meisters. Die sogenannte Todtenkapelle derselben Kirche birgt das sechs Jahre früher (1799) errichtete Grabdenkmal Leopold II. von Zauner; eine trauernde Frauengestalt lehnt am Sarkophage, auf welchem des Kaisers gewappnete Gestalt ruht. Im Stephansdome sind die Grabmäler Kaiser Friedrichs III., Herzog Rudolphs des Stifters und des Prinzen Eugen von Savoyen berühmt; es ruhen hier eine Anzahl Habsburger in der alten Fürstengruft, die eigentliche Todtenhalle Habsburg's aber ist bei den Kapuzinern, wo sie seit Kaiser Mathias in ihren Prachtsarkophagen schlafen. Auch andere Wiener Kirchen bergen berühmte Grabmonumente, so die Michaeler Kirche die Trautson'schen mit edlen Marmorbildern geschmückt, das Werdenberg'sche, Mollard'sche, Sigmund Herberstein'sche. Bei „Unserer lieben Frau zu den Schotten" schlafen Herzog Heinrich Jasomirgott, Starhemberg der Türkenbezwinger, Bertha von Rosenberg, die „weiße Frau"; unter der Kuppel der Karlskirche hat der Dichter Collin seine Friedensstätte gefunden; Sautner hat sein Denkmal gemeißelt und in der Heilandskirche endlich ist das Monument des Grafen Niklas von Salm aufgestellt worden.

Unter den Gedächtnißbüsten, welche die neuere Zeit zu Ehren hochverdienter Todter gewidmet hat, verdienen jene des österreichischen Museums Erwähnung; binnen Kurzem werden es dort drei sein: Haas als Hauptstifter, Ferstel als Erbauer und Eitelberger als Gründer und langjähriger Leiter der Anstalt. Das von Klotz gemeißelte Eitelberger-Denkmal im Museum soll Anfang November d. J. eingeweiht werden.

Und nun betreten wir die Gottesäcker. Viele unserer heimgegangenen Lieblinge haben nicht in der neuen großen Todtenstadt ihre Ruhestätte gefunden. Sie schlafen noch auf den stilleren Vorortefriedhöfen, dürften aber einmal doch übersiedeln. Von der Währinger Höhe schauen die Grabmale Beethoven's, Schubert's und Grillparzer's; in Matzleinsdorf ruhen Tegetthoff, Gluck, Wald-

müller; vor der Hundsthurmer Linie Haydn und Zelinka, bei St. Marx Mozart; auf dem evangelischen Friedhofe Hebbel und eine Anzahl Größen vom Burgtheater; in Döbling die Walzerkönige Strauß und Lanner; in Grinzing Siccardsburg, Ferstel und Engelsberg; in Hütteldorf Halm, in Guttenstein Raimund, in Weidling Lenau und Hammer-Purgstall, und Julius von der Traun endlich ist fern von Wien, in Aigen, zur Ruhe gebettet. Erst an einem dieser Maientage trat ich wieder einmal in den zwischen traute Berge gebetteten Schlummergrund von Weidling eine Weile hinein. Ich warf einen Blick auf Hammer's morgenländischen Sarkophag mit seinem Gewirr polyglotter Schriftzeichen und blieb dann vor der Granitpyramide stehen, welche des süßesten schwermuthsvollsten Dichters Reliefbild trägt. Die Luft war würzig, die Thujenbüsche schauerten und Rosen — Saadi's glühende Freundinen — dampften vom Grabe des großen Orientforschers; im gedämpften Abendstrahl umwob Lenau's Denkstätte ein Glitzern von so hellen Stäubchen, als schüttle Psyche, die Besucherin ihres Lieblings, den Goldstaub von ihren Falterflügeln auf sein blühend Grab . . .

Darauf bin ich an einem glühenden Sommermorgen die große via mortuaria hinausgewandert zum todten Wien. Der Weg führt zwischen kümmerlichen Akazien und Fabriksschloten, zwischen Grabsteinmetzereien und Buschenschänken hin, wo „Bildhauer des Todes" und Rosoglioverkäufer ihre zweifelhafte Waare ausbieten. Dann wieder Landschaft; von einem Stoppelfelde dampft's wie heißer Brotgeruch; links sieht man die Pulverstampfe mit ihren Rundthürmen und Zinnenmauern, rechts die Todtenstadt, die große Friedensoase von Wien. Wir halten am ersten Thor. Hier schläft Israel. Das Gebäude des „Ceremoniensaales" schaut uns entgegen; dahinter breitet sich das jüdische Todtenviertel mit seinen wohlgepflegten Alleen und Gassen aus. Massengräber gibt's hier keine, ein besonderer Verein sorgt dafür, daß jeder Israelit im eigenen Grabe ruhe. Die orientalische Prunkliebe ist durch das Nachbildungsverbot eingeschränkt, wir finden deßhalb bei den vornehmen Grabmälern reiche Architekturen, aber ohne jeden figuralischen Schmuck. Links vom Ceremoniensaale läßt soeben ein vielfacher Kohlenmillionär eine „gothische" Familiengruftkapelle, an der einen Seite offen, mit schönen Maßwerkfenstern, bunten Scheiben und gemalter Decke errichten.

Wir wandern das unermeßliche Todtenfeld, die Eschen- und Lindenalleen hinab. Hie und da taucht an den Wegkreuzungen, zwischen Thujen, Trauerweiden und dem rosig schimmernden Fieder der Tamarinde ein Mausoleum auf; um stille Rasenschmuckplätze drängt sich dichtes, dunkles Cypressengebüsch. In weite, hochumbuschte Gevierte dringt der Blick, es sind Massengräber — eigentliche Schachtgräber gibt's nicht mehr — von vielen schmalen Pfaden durchschnitten, in niedrige, längliche Erhöhungen eingetheilt, wo zwischen schwarzen Eisenkreuzen lange Reihen von weißen numerirten

Rundtäfelchen, kaum handhoch aufstarren. Die da unten in gezählten Särgen gedrängt nebeneinander ruhen, sind nur „Nummern" im Leben gewesen. Bestellte Todtengärtnerei wird da nicht viel getrieben, aber stille Wehmuth schmückt die Kreuze und webt um die Nummerngräber eifriger als bei den Mausoleumschläfern, die ja gar oft ihr Bestes zurückgelassen haben . . . . Wir sind bei den seit einigen Jahren bestehenden Arkaden angelangt. Ein dürftiges Campo Santo, kaum einer großen Metropole würdig! Die nüchternen Ziegelrohbauten, mit ihren weißen, dorischen Steinsäulen, machen einen mäßig monumentalen Eindruck. Angenehm muthet die schöngepflegte Schmuckanlage an, welche sich vorn ausbreitet. Die Arkaden bergen Ehren- und Luxusgrüfte. Großes Verdienst, oder viel Geld kauft sich hier ein. So wird es für das wahre Verdienst eine zweifelhafte Ehre, neben gewissen Millionären zu ruhen und für den wahren Kunstfreund ein zweifelhaftes Vergnügen, das aufdringliche Millionärdenkmal das vornehm bescheidene Kunstwerk überprunken zu sehen. Nur spärlich findet man hier Grabdenkmale, wie sie den Pariser Père Lachaise, das Mailänder Campo Santo, oder den Münchener Friedhof schmücken. Zumeist herrscht die Schablone und fehlt der schöpferische Gedanke. Wie ergreifend ist doch das Denkmal einer jungen Mutter (Charlotte Sager, wenn ich nicht irre) auf dem Münchener Gottesacker! Eine Frauengestalt in weißem Marmor, die schon mit der einen Hand die Klinke der schwarzen Gruftthür berührt und dabei schmerzensvoll sich von einem sie zurückhaltenden Töchterchen losmacht, während ein nacktes Kindlein vergebens die Füße der Scheidenden zu umklammern sucht.

Bis jetzt sind die Arkaden nur mäßig besetzt, es ist noch Raum für viel Verdienst und Geld. Von verdienten Namen habe ich gelesen: Oppolzer, Haas, Mauthner-Markhof, Groner, Schimke; auch der Nadler Sanetty aus dem achten Bezirk war gewiß ein Ehrenmann; ein Mitglied aus dem großgewerblichen Ordensadel ist als Büste in wohlgetroffenem Ordensschmuck vorhanden, ein gewisser Herr Stanislaus Bloch hat sich von seinen zweifellos lachenden Erben ein riesiges schwarzes Kreuz mit einem weißmarmornen Christusleib darauf widmen lassen. Von wohlthuender künstlerischer Schönheit sind die Grabdenkmale der Familie Haas und des Hofbuchbinders Groner: wo der Name Oppolzer steht, liegt bis jetzt nur ein Haufen welker Lorbeerkränze. Auch Makart, Amerling, Ghega und Eitelberger werden hier ihre Ehrengräber haben. Für Makart hat Hellmer den Entwurf geliefert, welcher ein Kunstwerk ersten Ranges verspricht. Ueber dem Sarkophag aus Syenit erhebt sich ein Genius, welcher das Medaillonbildniß des unvergeßlichen Künstlers emporhält; Puten halten Ruhmeskränze und oben auf der Archivolte des altarähnlichen Aufbaues steht eine Vase, aus welcher üppige Gewinde herabsinken. Das Amerling'sche Grabdenkmal wird ein Werk Benk's sein; auf eine

rothporphyrne Pyramide schreibt ein sitzender Genius den Namen: „Amerling". Die sterblichen Reste Ghega's, des genialen Erbauers der Semmeringbahn, sind bereits vom Währinger Ortsfriedhofe in die große Todtenstadt gebracht worden, wo ihnen die Architekten Avanzo und Lange ein Arkadengrab errichten.

Rückwärts und zu beiden Seiten der Arkadengänge strahlen die vornehmen Todtenstraßen aus. Wie weit prächtiger würden diese besäumt sein, wenn nicht unser reicher, hoher Feudaladel in seinen Schloßgrüften beigesetzt würde; so trägt derselbe so gut wie nichts zu dem Monumentalschmuck unserer Nekropole bei. Auch der obenerwähnte Umstand, daß viele unserer großen Todten noch auf anderen Gottesäckern ruhen, beraubt bis heute diesen Letzteren noch vieler Gräber von historischem und monumentalem Interesse. Verfolgt man den Mittelboulevard, dann stößt man links auf zwei vielbemerkte Gräber: Uchatius und John. Dem Erfinder des Bronzegeschützes haben die Officiere der Armee eine schwarzmarmorne Pyramide mit Porträtmedaillon und kriegerischen Emblemen in Bronze gewidmet. Besonders prächtig ist das Grabdenkmal des tapferen Generals, welcher 1866 Generalstabschef in Italien gewesen: Ein Renaissance-Aufbau mit Johns Büste in weißem Marmor; das Gitter bewachen auf Säulenstümpfen stehende Löwen mit Schildern, auf denen Schlachtendaten eingegraben sind: Custozza vor Allen. Die Ruhestätte des Ministers Haymerle ist hinter den rechtsseitigen Arkaden; seine Gattin hat ihm ein hohes schwarzes Kreuz mit Bildnißmedaillon in Grünbronze gewidmet; das Ganze von vornehmer Schlichtheit. Dingelstedt ruht neben seiner Gattin, der sangreichen Lutzer. Doch wer wollte die Namen alle finden und zählen? Links in der großen Seitenallee finden wir das gemeinschaftliche Grabmal der Opfer des Ringtheaterbrandes. Widmerin ist Vindobona, die oben tief trauernd sitzt, Schöpfer ist unser Weyr. Das Monument ist eine wahrhaft monumentale Zierde der Todtenstadt. Die Namen der Verunglückten des 8. December sind auf der Marmorwand zu lesen, in deren Mitte die Widmungstafel zwischen Säulen eingelassen ist . . .

Still versunken sitze ich auf einer Ruhebank. Wie wundersam friedvoll ist's hier; die Amsel schlüpft durch's Gebüsch, Bienen taumeln blumenrauschig über die Gräber und sinnbildliche Falter gaukeln umher; leise graupeln die Auslaufbrunnen, die Grillen schrillen am besonnten Rain und die Todtengärtner kommen und gehen. Ja, wer den Sinn des Lebens so recht inne werden will, der muß unter die Todten gehen . . . Wie sprach doch das Siegel des tapferen Amru?

„Als Prediger genügt der Tod".

Wien, im September 1887.

Meditirende Verse*

von

Cajetan Cerri.

Einig sollst Du zwar sein, doch Eines nicht mit dem Ganzen;
Durch die Vernunft bist Du Eins, einig mit ihm durch das Herz.
Schiller.

Anastasis.**

Weitere Fragmente aus einem größeren Gedichte.

. . . . . .

Ob Du unsterblich bist? —
Stumm ist das Jenseits,
Und unerforschlich abgrundstief das Grab;
Doch an dem Rand des Abgrunds blitzt es oft
Wie leuchtendes Erkennen aus der Tiefe.
Lern' es versteh'n!
Vor vielen Jahren war's,
An einem stillen Lenztag. Fern im Süden,
Geküßt vom milden Strahl der Abendsonne,
Rang eben mit dem Tod ein edler Greis,
Ein großer Rechtsgelehrter. Da, auf einmal,
Aus dumpfem Schlaf erwachend, bat er zitternd

* Die mit der Ueberschrift „Anastasis" theils in diesem Cyclus, theils früher – im XII. Jahrgange (1883) der „Dioskuren" – mitgetheilten „Fragmente" gehören zum Ganzen einer poetischen „Meditation" transcendental-didaktischen Charakters, welche, an Foscolo's Dichtung „I Sepolcri" anknüpfend, im Gegensatze zur materialistischen Tendenz derselben, den Unsterblichkeits-Gedanken vertritt. — Ebenso bilden die diesen Fragmenten hier folgenden „Sonette" einen Bruchtheil einer umfassenderen Sonetten-Serie. — Was ferner die am Schlusse dieses Cyclus ebenfalls vorgeführten „Lieder aus Meran" betrifft, so ist zu bemerken, daß dieselben, nebst anderen, dort im Winter 1886 und im Frühling 1887 entstanden sind.

** Leser! — Bist Du geneigt, Dich aus der bequemen Welt des Empyrischen, des Faßbaren und Greifbaren, auf Augenblicke in die geheimnißvolle Welt der Ahnung, der Sehnsucht und der Glaubenszuversicht leiten zu lassen?

„Nein . . ."

Dann lege Verse wie „Anastasis" bei Seite; sie sind nicht für Dich geschrieben.

Der Verfasser.

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY

Um eine Rose, die, gleich seinem Leib,
— So sprach der Weise — bald verwesen werde,
Doch deren Dufthauch, so wie seine Seele,
Für ewig sich zur Welt des Lichts wird heben.
Er spricht's, greift nach der Blume dann und stirbt,
Indeß, als letzter Gruß der Schmerzgenossin,
Ihr duft'ger Hauch sein bleiches Haupt umweht.
Im Norden aber, fast zur selben Zeit,
Schloß auch der Geistesriese des Jahrhunderts
Das Seher-Aug' „mehr Licht!" verlangend zu —
Dort Zuversicht, hier Sehnsucht, fortzuleben!

Doch Du, Du zweifelst, daß einst Etwas könne
In geist'gem Sicherkennen fortbestehen,
Und sprichst von künft'gem Nichts.
Sag' doch: kannst Du
Das „Nichts", das echte rechte Nichts dir denken?
Nein! Darum lehrst Du ja, daß, was Du Stoff nennst,
Sich nur verwandelt, aber nicht vergeht,
Und also, gleichsam, selbst unsterblich ist.
Wie sollte auch was da ist ganz „vergehen"?
Wodurch, wozu, wohin? Kein Zweck, kein Ziel!
Bedenk': wär's möglich, Alles zu verbannen,
Womit der Tag, die Stunde, die Minute,
Rückwirkend, tausendmal und tausendfach
Den Leib des Menschen schädigen, dann wahrlich
Wär' selbst für ihn das Sterben, die „Verwandlung"
Kaum wohl durch Etwas unbedingt geboten.
Hat nicht sogar der Völker dunkles Ahnen
Elias, Ahasverus, Barbarossa,
So auch Cagliostro, Buddah, Mahomet,
Den „fliegenden Holländer" und so weiter,
Schon längst mit einer Sagenwelt umrahmt,
Die nichts von einem Lebensabschluß weiß,
Die Möglichkeit damit schier anerkennend,
Daß selbst die Physis fortbestehen könne?
Warum, warum soll es nun anders sein,
Als mit dem Stoff, mit der dem Tag, der Stunde
Und der Minute nicht verfall'nen Psyche,
Mit jener Kraft, die nicht allein „auch da ist",
Nein, die aus sich den trägen Stoff belebte?
Wodurch, wozu, wohin soll sie entschwinden,
Gerade sie, die stark genug, zu schaffen
Die That des Helden dort, und hier zu tragen
Den ew'gen Gottgedanken, machtvoll groß?
Wie sinkt vor dieser Kraft der Leib, die Physis,
Von der selbst die Natur nichts wissen will!
Du bist der Besten Einer und nur Milde

Spricht aus den Zügen Dir; versuch' es dennoch,
Und tritt hinaus ins Freie der Natur:
Der Grashalm und die Blume zittern förmlich
Vor deinem Schritt; vor deinem Hauch zerstiebt
Der Mücken Heer, im Sonnenstrahle tanzend;
Die frohe Grille, nahst Du ihr, verstummt;
Der Vogel unterbricht sein süßes Lied;
Das Reh, der Hirsch, die Gemse flieh'n vor Dir,
Verwirrt, entsetzt. Das Raubthier nur, die Bestie,
Sie kommen auf Dich zu, — Dich zu zerfleischen
In wilder Wuth! — Warum? Du bist ein Wesen
In menschlicher Gestalt und Leibeshülle!
So darf's nicht bleiben für das „Ich" in Dir,
So war's auf immer nicht gemeint, als dieses
Im Läuterungsgefäße ird'scher Form
Gebannte Ding zum Schlußpunkt ward bestimmt
Der kosmischen Entwicklung.
Laß' uns forschen.
Da die mechanisch thätige Materie,
Begreifbar, greifbar und beschränkt zugleich,
Weil unbewußt und jeglichen Impulses
Unfähig immer; dort ein And're, anders
An Wesen, Norm und Werth. Sprich: was ist Das?
„Ein Urgeheimniß" sagst Du. Freund, wohlan!
So laß' mich glauben, daß in dem Geheimniß
Ein seelisches Bewußtsein walte. Nun
Schuf Das die Wunder Griechenlands; Das lenkte
Die Feder Dante's, Raphael Sanzio's Hand,
Und des Columbus Auge; Das erdachte
Die dichterischen Welten „Hamlet", „Faust",
Der „Glocke" Lied, den „Cid", die „Basvilliana";
Das hat die Märtyrer der Katakomben
Und der Kreuzritter Heldenschaar begeistert;
Das bändigte das Meer, den Blitz; Das bannte
An's Werk des spröden Stoffes den Gedanken.
Und Das, Das hätt' kein Selbstgesetz? — Unmöglich!
Das sollte der Materie unterworfen
Und so wie sie verwesbar sein? — Unmöglich!
Das wär' in riesenhafter Kraftverschwendung
Des Elementen-Zeugungskampfs entstanden,
Bloß für die kurze trübe Wanderschaft,
Die von der Wiege führt zum Grab? — Unmöglich!

. . . . . .

Beweisen soll man dies? Beweisen heute
Ein künftiges Geschick!
Beweise Du,
Daß jene Kraft, die, Deinem Körper eigen,

Selbständig ihn belebt, beherrscht, bemeistert,
Vergeh', indeß sich dieser nur verwandelt.
Fragt Ahnung nach „Beweis" je? Der Beweise
Bedurften die Unsterblichen doch nicht,
Die, Jeder wohl nach seiner Eigenart,
Gleich dem aus Florenz einst verbannten Sänger,
Geahnt im Wurm des Himmelsfalters Zukunft. * —
Dort stockt der Herzen edelstes, sich selbst
Der Welt als unvollkomm'nes Buch verkündend,
Das einst „verbessert neu erscheinen" wird;
Da seh' ich wieder einen Sänger sterben,
Den besten seines Volks, und hör' ihn flüstern
Als letzten Gruß: „Auf Wiederseh'n!" indeß
Der stolzen Neuzeit größter Wissensforscher
Sich zukunftsfroh noch auf dem Sterbelager
Zur christlichen Verheißung frei bekennt.
Was sagt das Alles? — Was soll es bedeuten,
Daß dort Italiens radicalster Kriegsmann,
Hier Frankreichs dichtender Tribun die Seele
Unsterblich nennen? Und was lehrt uns Clio,
Wenn selbst der „Tiger-Mensch" in Schreckenstagen
Ein höchstes Wesen und Unsterblichkeit
Vor einem schier verthierten Volke sieghaft
Als Normen ew'ger Wahrheit proclamirt?
Wohl nur das Eine: daß dem Weltbewußtsein
Die „Ich"-Continuität des Individuums
Als Postulat gilt und als Urbedingung
Im Wesen der beseelten Creatur.

. . . . . .

Woher die Sucht nach rühmendem Gedenken,
Die Homeriden zeugt und Herostraten,
Und Wunder bald gereift, bald Wahn und Wahnsinn?
Woher die Furcht vor Leere — horror vacui —
So alt, daß man, wo solche ward vermuthet,
Von Schemen lieber und Gespenstern träumte?
Woher der Urtrieb, möglichst lang zu leben,
Derart tiefwurzelnd, allgemein und mächtig,
Daß, wer an sich übt selbst das Amt der Parze,
Ob Irrsinns wird beschuldigt und entschuldigt?
Woher der Größe Anspruch auf Verew'gung?
Und dieses Etwas, das in uns, aus uns,
Die Gräber unten und die Sterne oben
Erforschen möchte, ist Das wohl nur Folge
Des Wissensdrangs, nicht auch des Drangs zum Ew'gen?

* Non v'accorgete voi, che noi siam vermi
Nati a formar l'angelica farfalla,
Che vola alla giustizia senza schermi? Dante, Purg. X., 42.

„Lebt auch ein Ewiger“? —
Frag' d'rum den Schatten
Des Großen, den ein Grabstein fern in England
„Der Menschheit Zierde“ nennt, und der sich neigte,
So oft vom ew'gen Gotte ward gesprochen;
Kaum wird er's leugnen, der unsterblich zweimal!
. . . . . .

Prometheus und Jupiter zugleich,
Erhebe, Mensch, Dich aus der Selbsterniedr'gung
Des atheistisch rohen, trägen Stumpfsinns,
Der Dich herabdrückt zu des Thieres Art.
Fühl' Deinen Werth, und denk' mit stolzer Freude,
Daß höhere Geschicke Dich erwarten
In einer Welt des Glücks. Beim Sonnenlicht!
Es ist kein Märchen, und Du bist unsterblich.

Sonette.

Mephisto.

Indem Du Dich mit jenem frevlen Muthe,
Der stets Verderbten und Verderbern eigen,
Als Theil und Stück suchst einer Kraft zu zeigen,
Die, Böses wollend, dennoch schafft das Gute,
Hast Du, der Menschheit ew'ge Qual und Ruthe,
Den Geist verwirrt, das Recht gebracht zum Schweigen;
Denn Gutes dann von Bösem abzuzweigen,
Wer braucht's, steh'n Beide unter einem Hute?
Wie magst Du da, wenn Du die Welt betrogen
Durch solcher Wirrniß Kunst, die tief verlogen,
Du Frechthumsheld, Dir schlau die Hände reiben!
Und doch hat selbst ein Kinderherz, ein schlichtes,
Als guter Genius eines Weltgedichtes,
Dich „ahnungsvoll“ durchschaut, Dich und Dein Treiben.

Stern und Saatkorn.

Oft blickt' ich in die Welt; was ich gesehen,
Begreif' ich kaum! Was heißt noch „hoch“, was „nieder“?
Das Hohe sinkt und senkt sich, dafür wieder
Drängt sich was unten steht zu fremden Höhen.
Was ist noch hehr im Reiche der Ideen?
Was ist noch vornehm hier, dort schlicht und bieder?
Es taucht in Staub der Aar sein Prachtgefieder,
Vom Sonnenglanz läßt sich der Specht umwehen!
Und dennoch bleiben ewig sie geschieden;
Nur gab man sich einst wahr, jetzt wirr, verschroben —
Daraus reift nimmermehr der Menschen Frieden.

Oh! daß zu Jedem eine Stimme riefe:
Bleib' wo Du bist — Du, Stern, in Wolken oben,
Du, Saatkorn, unten, in der Erde Tiefe.

Laokoon.

Vom äußeren Erfolg laß' Dich nicht blenden,
Wenn über Menschenthaten Du wirst richten;
Was ist „Erfolg"? Verdienter Lohn? Mit nichten!
Fast nur ein Ding, das Glück und Willkür spenden.
D'rum, willst Du selbst den Schritt zu Hohem wenden,
Mußt Du auf dieses eitle Ding verzichten;
Fehlt doch die Waage mit den Gold-Gewichten
„Recht und Gerechtigkeit" den Richterhänden.
Als Kain einst gesiegt, da ward für immer
Im Buch des Werthes der Erfolg gestrichen —
Nicht besser kam's seither, wohl aber schlimmer.
Laokoon war auch im Recht, mit Bangen
Zu warnen Troja vor der List der Griechen —
Dafür erwürgten ihn Minerva's Schlangen!

Spruchwort.

Wer ernst denkt, soll in sturmbewegten Zeiten
Sein „Ich" nach einer festen Norm gestalten;
Ein Spruchwort möge, wie ein Leitstern, walten
Bei uns'rem ganzen Wollen, Schaffen, Streiten.
Ein kurzes Wort sagt mehr oft, als in breiten
Kunstreden wird gelehrt und Zeitungsspalten;
Es kann, wenn warm gedacht, nicht bald erkalten,
Nicht bald dem starken Geistesbann entgleiten.
Wähl' selbst dies Wort! — Doch Eines laß' Dir rathen:
In Tagen wandelbarer Kniebeugung
Mahn' es an unbeugsame Ueberzeugung.
Nun, in den Blättern alter Denkensthaten
Winkt solch' ein Wort Dir eines Weltvertrauten:
„Frangar, non flectar" soll Dein Wahlspruch lauten.

Aus dem Lehrbuche des Glückes.

1.

Paläste, Villen, Schätze, Prachtcarossen,
Rennpferde, Jagdreviere, Factoreien
Sein eigen nennen, dann in langen Reihen
Der Lebenslust Schaumperlen rasch genossen!
Dazu die Gunst der Mächtigen und Großen,
Dazu die feilen süßen Schmeicheleien
Der Phrynen, der Schmarotzer, der Lakaien —
Ein lust'ger Carneval frivoler Possen.

So viel! — und doch im innersten Gemüthe
Das Fiebern ruheloser Mehrbegierde,
Die stets vernichtet des Genusses Blüthe,
Und bleibt und wächst, indeß die Freuden schwinden,
Vom schweren Alp erdrückt der Sorgenbürde —
So viel! und doch kein Glück und Glücksempfinden.

2.

Ein Traumbild, eine Lerche, eine Rose,
Ein Tropfen Thau, ein Kuß der Morgenhelle,
Ein Strahl der Sonne an des Abends Schwelle,
Ein Hauch von Zephir's lieblichem Gekose,
Ein Lächeln, keusch und reizvoll, der Mimose,
Ein Waldlied, eine Wiese, eine Welle,
Ein Orgelton an gottgeweihter Stelle,
Ein Falter, der uns mahnt an ew'ge Lose,
Ein warmer Händedruck in ernster Stunde,
Ein Dichterspruch, ein Märchen, eine Sage,
Ein plötzliches Gedenken schöner Tage,
Ein liebes Wort aus vielgeliebtem Munde,
Ein Frühlingsgruß aus süßem Kindesblicke —
So wenig braucht das Herz zum wahren Glücke!

Lieder aus Meran.

Für Kranke!

Vom „Schloß Tyrol" beim „Dorf Tyrol"
Ins Alpen-Eden blickend,
Seh' ich, wie unten, tief im Thal,
Bezaubernd und entzückend,
Meran sich streckt aus grünem Duft,
Gleich einer Reben-Ranke,
Meran, fürwahr durch Reiz und Luft
Ein Paradies für Kranke.

Für Kranke, deren arme Brust
Zerstört halb und verwittert,
Für Kranke, die beim Kampf um's Sein
Der Nerven Netz erschüttert,
Und — ach! — für Kranke, deren Herz
Erfaßt des Leidens Krallen,
Und nun dem unsagbarsten Schmerz
In banger Angst verfallen.

Für Kranke lacht hier die Natur
Wie Hoffnungsgenien lachen,
Für sie, vor Stürmen schützend, steh'n
Hier Berge rings als Wachen,
Für sie strömt würzige Luft voll Kraft
Hier durch gar traute Lauben,
Für sie reift hier der feurige Saft
In herrlich süßen Trauben.

Für Kranke — merkt es wohl, und nicht
Für die „vergoldete Jugend",
Die ruhestörend lärmt und tobt,
Stets nur nach „Späßen" lugend;
Die — oft — bis zum Exceß „gesund",
Nicht fragt nach fremden Leiden,
Gilt's nicht dem „Pferd", gilt's nicht dem „Hund",
Den Spendern ihrer Freuden.

Für Kranke taugt nicht das Programm
Des Sportmanns, der Coquette:
Eislauf, Kutschirkunst, Peitschenknall,
Athletik und Ballete;
Wer leidend ist, der sehnt sich schier
Nach Tanzen nicht und Schießen —
Was soll das ew'ge Knattern hier,
Der Staub von Tänzerfüßen?

Für Kranke wardst Du, o Meran,
Von Gott so hoch begnadet,
Und Deiner eig'nen Wohlfahrt hat
Dies, wahrlich, nicht geschadet;
So hör', Meran, hör' auf mein Wort,
Beengt von keiner Schranke:
Sei Du doch ganz ein Heilungsort,
Ein „Paradies für Kranke."

Am Grabe Emil Kuh's*.

Ein kleines Kreuz, ein kleiner Stein,
Ein kleines Stückchen Erden,
Und d'runten, träumend friedensstill
Vom künft'gen Wiederwerden,
Ein großer Geist, ein großes Herz,
Das viel gekämpft in Sturm und Schmerz
Mit irdischen Beschwerden.

* Das -- ziemlich bescheidene — Grabmal Emil Kuh's, des eminenten, wenn auch vielleicht allzu leidenschaftlich exclusiven Literarhistorikers, welcher Das, was ihm nun einmal als wahrhaft bedeutend und groß erschien, in rührend treuer Anhänglichkeit enthusiastisch vertrat, befindet sich gerade in der Mitte der an der linken Innenseite der Ringmauer des Friedhofes in Meran fortlaufenden Reihe von Gräbern und

Ein großes Herz! — Hieß Größe doch
Der Genius Deines Strebens,
Und daß Du sie zu seh'n geglaubt
Im Kleinkram dieses Lebens,
Das war das Dir ertheilte Stück
Von eines Dichters Fluchgeschick,
Zu streben — ach! — vergebens!

Nun schaust Du, Glücklicher, befreit
Vom Schatten enger Schranken,
Dem wahrhaft ewig Großen kühn
Ins Antlitz, ohne Schwanken:
Dem großen Himmelskörper-Kreis,
Dem großen Welterlösungspreis,
Dem großen Gottgedanken.

Sieh'! all' die großen Räthsel kannst
Du nun befriedigt lösen,
So blick' versöhnt auf diese Welt
Des ungelösten Bösen;
Ward Dir da auch des Kampfes Pein,
Mensch sein heißt ja ein Kämpfer sein —
Du bist's mit Ruhm gewesen!

In „Obermais".

Sieh'! „Schillerhof", und d'rinnen Schiller's Büste —
Sag', Freund: ein Epigone wohnt wohl hier
Des Idealen-Horts? — „Daß ich nicht wüßte!
Recht practisch prachtvoll dünkt die Villa mir".

Beim „Kränzchen".

(Einer tanzenden Dame.)

Noch ist's kein Jahr, daß der Edle dahin,
Der einst an das Licht Dich gezogen;
Wie schnell ist in Deinem schwankenden Sinn
Der Dank, Du, sein Wittweib, verflogen!

Grüften, und hebt sich nur wenig von der Erde empor. Eine kleine, ovale, tief liegende Tafel von Carrara-Marmor trägt folgende Inschrift:

Kaiserl. Rath
u. Professor
Emil Kuh
aus Wien
geboren $\frac{13.}{12}$ 1828,
gestorben $\frac{30.}{12}$ 1876.
Friede deiner
Asche.

Warum da nicht auch des gewesenen Professors Eigenschaft als Schriftsteller verzeichnet erscheint? Und doch war gerade Emil Kuh ein Schriftsteller, auf welchen — mutatis mutandis — Pallavicino's bekanntes Wort über den schriftstellernden Cardinal Bentivoglio paßte daß nämlich derselbe „den Hermelin mit der Tinte noch glänzender zu schmücken verstand".

Ja, wohl: Nichts war er, als nur ein Genie,
Kein luſt'ger Roſſelenker;
Rieb auf ſich in Arbeit und raſtete nie —
Pah! denkſt Du: das Loos iſt's der Denker!

Und, daß ſo heiß Dich liebte der Mann,
Mit Glück und Glanz Dich verſehen —
Ei was! meinſt Du: ſeine Pflicht nur gethan
Hat der Mohr — der Mohr konnte gehen.

Und er ging! — Du aber flattre nur fort,
Du ſchöner, treuloſer Falter;
Auch Dir, auch Dir naht — glaub' an mein Wort —
Der Bote der Reue: das Alter.

Auf „Schenna".

Ein Dorf, umkränzt von Reben und von Weiden,
Auf Bergeshöh'; nur wen'ge Häuſer eben,
Ein Kirchlein und ein Kirchhof gleich daneben.
Auf dieſem Weihplatz, welchen „Luſt'ge" meiden,

Seh' ich, kunſtherrlich ſchön, und doch beſcheiden,
Des beſten Prinzen Grabmal ſich erheben;
Da, betend, kniet ein Eh'paar, frommergeben —
Ein Bild der alten Zeit, die zu beneiden!

Nicht weit davon ein Gaſthaus dritten Ranges,
Im Ort Hôtel genannt; vor ihm Caroſſen
Mit ſtolzen Dienern und mit ſtolzen Roſſen,

Und im „Hôtel", beim Schall des Becherklanges,
Viel ſtädt'ſche Gäſte, tafelnd um die Wette —
Ein Bild der Zeit der Banken und Bankette!

Ein Sonnenſtrahl.

(Meiner Frau in Wien.)

Ein Sonnenſtrahl tritt lichtgoldig herein
In meine Kranken-Zelle,
Und ſpricht mir von Dir, mein Weib, lieb und rein,
Mit Worten ſo warm und ſo helle:

„Es grüßt Deine Lotte! Heut' Früh traf ich ſie
— Dort, jenſeits der Alpenfirne —
Im Garten, und ſag' Dir: ich habe noch nie
Geküßt eine edlere Stirne!"

Zur Erinnerung an Ottilie von Goethe.

Mitgetheilt von

Auguste v. Littrow-Bischoff.

. . . . . .

. . . . . Eines Morgens, da ich zu Frau von Goethe kam, frug sie, ob ich keinen Weg zu Gauermann kenne. Zugleich zeigte sie mir eine Radirung, die von einem jungen Menschen herrührte, den sie gern als Schüler zu einem tüchtigen Thiermaler gebracht hätte; nun wußte sie zwar schon, daß Gauermann keine Schule habe, keine Schüler annehme, allein sie meinte, solche Dinge hingen doch immer von persönlichen Umständen und Einflüssen ab. Vielleicht fände sich Jemand, der dem spröden Künstler beikäme, ein Wort spräche für ihren Schützling, der, der wärmsten Theilnahme werth, sich aus schweren Verwickelungen emporgearbeitet und für den sie speciell ein besonderes Interesse habe. — Es sei der Sohn Eckermanns und ihr Pathe.

Ich kannte Friedrich Gauermann, den menschenscheuen Künstler, welchem die Thiere mehr Interesse einflößten als die Menschen und der wohl durch Niemanden zu solcher Aufgabe zu bestimmen gewesen wäre. Dennoch ließ ich durch Freund Höger, Schwager und Jugendfreund Gauermanns, anfragen und bekam eine rundweg abschlägige Antwort, wie ich erwartete. Er wollte sich unter keiner Bedingung herbeilassen, einen Schüler anzunehmen, schon gar nicht „Einen von draußen."

Ich erzälte von der unglaublichen Sauvagerie des sonderbaren Mannes, der uns einst mit Höger im Sommer besucht, einen Esel im Stalle meiner

Eltern gezeichnet, dann mit uns die Vesper eingenommen und sich dabei als interessanter Mensch gezeigt, Histörchen von seinen Gebirgsreisen erzält und in uns den schmeichelhaften Gedanken erweckt hatte, als habe der berühmte Wilde sich in unserem Kreise wohlbefunden, ein Gedanke, der sich dadurch als illusorisch erwies, als er, ungeachtet der Aufforderung meiner Eltern, nie wieder erschien. Später steigerte sich sein menschenscheues Wesen so sehr, daß er in der tiefen Abgeschiedenheit eines kleinen Gutes, das er in dem damals noch ganz unzugänglichen Dorfe Miesenbach in der Nähe des Schneeberges besaß, sich nicht einsam genug fühlte und da ihn ein alter Bekannter dort aufsuchte, mit seiner Frau und seinen Töchtern zum hinteren Fenster seines Ateliers hinaus sprang und sich im Walde verbarg.

Meine Zuhörerin lachte sehr. „Ach!", rief sie heiter aus, „wie hätte der zum Vater meines Schützlings gepaßt! Denn Eckermann ist ja bekanntlich ein Dorfkind und als solches jahrelang Hirt gewesen. Eine unsägliche Liebe zu den Thieren, namentlich zu den Vögeln brachte seinen Dienst mit seinem Wesen in Uebereinstimmung und dem Lebenslauf des Hirtenknaben kam eine seltene natürliche Auffassung für Alles zu statten, was sich auf den thierischen Charakter bezog — später auch noch das gebildete Auge des forschenden Menschen. Er kannte die Eigenheiten der Vögel wie vielleicht kein anderer Sterblicher und wußte ganze Romane aus dem Leben der Thiere zu erzählen, die so sichtlich das Gepräge der Wahrheit trugen, daß Niemand sie bezweifeln konnte und am wenigsten wir, die ihn so genau kannten und wußten, wie unmöglich ihm eine derartige Erfindung wäre. Dies Talent scheint nun in künstlerisch productiver Weise auf den Sohn übergegangen, der sich zur Kunst gewendet und namentlich Thiermalerei zum Studium gewählt hat. Er soll dabei ein ganz eigener Mensch sein und große und bedeutende Kenntnisse erworben haben. Ich interessire mich schon deshalb für ihn, weil die Erinnerung an seine Geburt, Taufe und was darauf folgte, zu den erschütterndsten Erinnerungen meines Lebens gehört."

Ich bat um Mittheilung dieser Erlebnisse.

„Eckermann führte ein sonderbares Leben" erzählte Frau v. Goethe. „Er war der eckigste, schroffste Mensch, den man sich nur denken kann und nur wir, die ihn jede Woche ein Mal zu Tische hatten, haben ihn eigentlich gekannt. Er lebte still und zurückgezogen, aber diese Stille und Zurückgezogenheit genügten seiner nach Stille und Waldeinsamkeit dürstenden Seele nicht. Er mußte zeitweise hinaus ins Freie, in die Wildniß, in den Wald. Dort blieb er oft Tage und Wochen. Wie und von was er lebte, wie er sich barg, von was Leib und Seele zehrten, davon weiß Niemand. Er mag oft ungemessene Zeiträume im Walde liegend, die Vögel belauschend, den Zusammenhang und Ausdruck ihres Gezwitschers beobachtend, zugebracht haben. In

all' seinen Zimmern standen Käfige, große Volièren mit allen Gattungen gefiederter Sänger und die Pflege dieser Thiere und die aufmerksamste Beobachtung ihres Wesens, ihrer Gewohnheiten und Instinkte bildete gewissermaßen einen Mittelpunkt seines Interesses für Alles, was sich in der Natur begab, indem er alle ihre Einwirkungen auf sich bezog. Wenn er zurück von einem solchen Ausfluge kam, hatte er immer wieder etwas Neues von ihnen erlebt und erfahren, Dinge, die seine zahlreichen Stubenvögel ihm nicht zu bieten vermochten, obschon er sie mit der höchsten Aufmerksamkeit beobachtete und von Jedem eine Geschichte zu erzählen wußte. Aber es schien doch, als wenn sie im Käfig den individuellen Reiz verlören oder Gewohnheitsthiere wurden, wie's auch der Menschen Los ist.

„Eckermann unterhielt außer mit seinen Vögeln nur noch Ein Verhältniß und zwar eines, welches schon viele, viele Jahre dauerte. Endlich kam es doch zur Hochzeit. Wenn Sie heiraten, hieß es oft, werden wohl die Vögel nicht bleiben können — und in der That, als er seine Frau brachte, waren auch die Vögel verschwunden. — Aber es dauerte nicht lange. — Madame Eckermann war eine sanfte, gute Frau und bald kamen auch die Vögel wieder angeflogen. Sie lebte still zurückgezogen, kannte Wenige und suchte auch keinen Umgang. Ich hatte sie wenig gesehen; doch da ihm ein Sohn geboren wurde, bat er mich zur Taufe und ich wurde des Knaben Pathin. Die junge Mutter aber befand sich nicht wohl und es lief das Gerücht, daß sie kaum lange der Mutterfreuden genießen würde.

„Eines Abends, es war spät und Weimar lag schon im Schlafe, wurde ich zu Eckermann gerufen; die Frau liege im Sterben! Ich weigerte mich natürlich nicht, zu kommen und fand die Kranke todtenbleich auf ihrem Lager, bei ihr eine Wärterin und Eckermann, der selbst leidend und angegriffen aussah. Nach einer Stunde peinlicher Unthätigkeit, denn es ließ sich nichts machen, erklärte letzterer plötzlich, daß er sich ins Bett legen und schwitzen müsse. Es war seine feste Ueberzeugung, daß er zeitweise „schwitzen müsse", da sein Körper es verlange und er ohne das nicht leben könne.

„Diese seit langer Zeit angenommene Gewohnheit mochte seiner Natur wirklich einen solchen Proceß zum Bedürfniß gemacht haben. Er ging also auf sein Zimmer und überließ mir die Wache bei der von Minute zu Minute schwächer werdenden Frau, während die Wärterin das schreiende, wahrscheinlich auch leidende Kind zu beschwichtigen suchte. Nach einigen qualvollen Stunden sah ich, daß hier die letzte Kraft geschwunden war, daß die Frau, immer leiser und langsamer Luft schöpfend, unmöglich mehr lange Athem holen, daß der letzte Moment nicht fern sein konnte, und wollte ihn davon benachrichtigen lassen, damit er kommen möge. Nun wurde ich erst gewahr, daß außer mir und der Wärterin kein lebendes Wesen im Hause war als das

Kind, das die Wärterin nicht verlassen wollte und konnte. Es blieb mir also nichts übrig, als selbst auf seine Stube zu gehen — was ich auch that — um ihm so ruhig und gefaßt als möglich zu sagen, daß der letzte Augenblick herannahe. Er kam eilig herbei, doch als er ins Zimmer und an das Bett trat — da war sie verlöscht.

„Einen Augenblick blieben wir Beide wie erstarrt — dann warf er sich in wilder Leidenschaft über sie her. Es war ein entsetzlicher Anblick! Immer und immer wieder umschlang er die Todte, hob ihr lebloses Haupt empor und drückte es unter tausend Küssen krampfhaft an sich. Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß dieser ruhige, fast frostige Mensch, welcher vor wenigen Stunden noch das Schwitzen als höchstes Bedürfniß empfand, solcher Vehemenz des Gefühles, solcher Liebe, solcher Verzweiflung fähig sei. Endlich aber, wie lange auch das gräßliche Schauspiel dieser Leidenschaft mit dem mehr und mehr erstarrenden Leichnam währte — endlich war die Gewalt dieser Raserei doch erschöpft; wie gebrochen ging er wankend wieder auf sein Zimmer und ließ mich mit dem Leichnam, der Wärterin und dem schreienden Säugling allein zurück.

Ich wollte die zaghafte Dienerin nicht allein in der Stube mit dem Leichnam lassen, konnte aber füglich in dunkler Nacht nicht unbegleitet nach Hause gehen und wehmüthig traurigen Herzens setzte ich mich auf den Lehnstuhl zwischen die todte Mutter und ihr lebendiges Kind, das sich nun allmälig beruhigte. Die Wärterin schlief ein und bald verlor auch ich das Bewußtsein und fiel in einen leisen Schlummer, bis der Morgen graute und der Tag erwachte.

Da mit einem Male schlug ich die Augen auf, erweckt von lautem Gezwitscher, das zahllose frohe Stimmen um mich her aus der Nebenstube erhoben. Die gesammten Vögel in all' den Käfigen begrüßten jubelnd den Tag und ihr freudiges Geschmetter durchdrang alle Räume dieses Hauses, das die Leiche der Frau, der Mutter barg! So lange ich lebe, werde ich den Contrast dieser Umgebung, dieses Morgengesanges, nie die schmerzliche Erregung dieser Stunden vergessen!

„Nun können Sie auch das stete Interesse verstehen", fuhr die Erzählerin nach einer kurzen Pause fort, „das ich an diesem Kinde genommen und werden es theilen und diese Theilnahme durch Thaten beweisen, wenn es uns doch gelingen sollte, mein Pathenkind hier in tüchtiger Schule unterzubringen."

Es kam jedoch nicht so weit, und ich habe später leider nichts mehr von diesem meinem präsumptiven Schützling gehört, der mir schon um seiner Pathin und um der Einsicht willen, die ich um seinetwegen zuerst in ihr Wesen gewonnen, werth und lieb gewesen wäre. Denn daß Eckermann, der trockene Pedant, in der Stunde seines Gefühles, in der Trostlosigkeit seiner

Lage, sich an diese Frau wenden mochte und durfte, die eine der vornehmsten Damen Weimars, zur Zeit da Goethe noch lebte mit dem Glanze einer Fürstin umgeben und gefeiert, daß sie es so natürlich fand, Nachts in das fremde Haus geholt zu werden, und daß sie kam und jede Hilfe leistete, — das war der schönste Beweis, daß es keine Forderung an die Hingebung weiblicher Milde und Opferwilligkeit gab, welcher das schöne, warme Herz Ottiliens nicht entsprochen hätte.

Gedichte

von

Helene Migerka.

Ein Ballet.

Klänge rauschen,
Alle lauschen;
Vorhang hebt sich,
Es belebt sich.
Ballerinen
Sind erschienen,
Wahre Stöcke!
Kurze Röcke,
Falsche Steine,
Schön ist keine!
Schmink' und Puder
Ganze Fuder,
Viele Bänder,
Tüllgewänder,

Etwas luftig,
Aber duftig!
Tänzer springen,
Sich verschlingen.
Erst zwei Acte,
Und schon packte
Mich ein Bangen
Und Verlangen,
Daß es fände
Bald ein Ende.
Drei Act' weiter
Tanzt es heiter,
Nicht verständlich,
Ganz unendlich!

Wieder Hüpfen,
Beugen, Schlüpfen,
Tänzers Heben,
Leichtes Schweben,
Fußverrenken,
Zartes Schwenken,
Langes Stehen
Auf den Zehen.

Vorhang sinket,
Alles winket;
Sehr erfreulich —
Ganz abscheulich!

Bei einem Kinderball.

Mädchen mit entblößten Schultern,
Seidenkleidern, buntem Flitter,
Handschuh'n bis zum halben Arme,
Schwarzbefrackte kleine Ritter.

Vorgestellt sind sich die Gäste,
„Herr v. Mayer — Fräulein Gretchen,"
Schmeicheleien sagt das Bübchen,
Mit Verständniß horcht das Mädchen.

Nun zum Tanz die Pärchen schreiten,
Rühmend in beredter Weise
Ihre Grazie, ihr Benehmen,
Steh'n Erwachs'ne rings im Kreise.

Wie sie tanzen, wie sie plaudern,
Cavaliere schon und Damen!
Ist es doch, als ob hier Gäste
Aus dem Reich der Zwerge kamen.

Wenn sie einmal nur recht lustig,
Kindlich heiter sprächen, lachten,
Wenn sie einmal nur sich neckten,
Kindisch frohe Scherze machten!
Nein, sie sind so gut erzogen,
Immer nur dasselbe Lächeln! —
Herrengleich die Knaben sprechen,
Damengleich die Mädchen fächeln. —

Aufgeschoss'ne Treibhausblüthen
Sind mir durch den Sinn gegangen,
Die, an steifen Draht gefesselt,
Allzu früh im Strauße prangen.

Und weilst Du im Nord —

Und weilst Du im Nord,
Und ich im Süd,
Es ziehet doch fort
Mein Herz mit Dir! —
Wenn lieblich im Thal
Ein Vogel singt,
So denke, daß er
Mein Grüßen Dir bringt! —
Und ob ich auch einsam
Durchwandre den Wald,
Es wandert gemeinsam
Dein Geist mit mir;
Aus schimmernder Quelle,
Aus jeder Welle,
An jeder Stelle
In sonniger Helle
Grüßest Du mich! —
Uns trennt kein Raum,
Ich bin bei Dir,
Ob auch nur als Traum
Mein Bild Dir erscheint;
Und weilst Du im Nord
Und ich im Süd,
So hier wie dort
Mein Denken Dir glüht!
In jeglicher Stunde
Bin ich bei Dir,
Und wenn Dir nicht Kunde
Dein Herz davon gibt,
Dann liebt es mich nimmer
Wie meines Dich liebt!

Die schöne Bató.

Aus dem Ungarischen des Josef Kiss.

Von

F. Gernerth.

Am langen Tag in Kleidern feierlich
Die fromme Judenschar versammelt sich.
Die schöne Bató tritt vor ihre Schwelle,
Es schimmert ihr Gewand wie Silber helle,
Der Mund, zum Kuß geschaffen, lächelt süß,
Und heiß entbrannt in Liebe spricht sie dies:
„Komm', süßer Jonas, auf ein Wort zu mir!
Zum Beten bleibt die Zeit am Abend Dir,
Und wisse, könnt's auch nicht im Tempel sein,
Ich öffne Dir mein stilles Kämmerlein.
Mein Augenpaar wird Dein Gebetbuch sein,
Und statt des Thalles* schließt mein Arm Dich ein;
Laß tauschen Kuß um Kuß uns stets auf's Neue,
So wandelt sich zum Himmel bald die Reue."

— „Du willst versuchen mich, unsel'ge Frau;
Doch frommt mir's nicht, daß ich Dein Antlitz schau.
Du hast den Gatten, wenn auch hoch an Jahren,
Und ich muß meiner Braut die Treu' bewahren.
Jehova träfe mich mit Strafen schwer,
Und meine Sünd' verzieh' er nimmermehr."

Frau Bató rasch zurück nach Hause kehrt
Und wirft auf's Bett sich, wie von Gram verzehrt.
Ihr alter Mann schleicht sorgenvoll umher
Und meint, es droh' ihr eine Krankheit schwer.

* Wolltuch, welches die Juden beim Gebet um Hals und Schulter tragen.

„Nein, guter Paul, nicht Krankheit quält den Leib,
Vor jedem Lüftchen schützest Du Dein Weib.
Der Judenjunge meinen Groll erweckt;
Mit Schimpf und Schande hat er mich bedeckt."

Indeß zum Tempel wandelt Jonas hin,
Scheu birgt er sich in dunkler Ecke d'rin,
Das weiße Tuch er um den Nacken schlingt,
Der schönen Bató runder Arm ihm's dünkt,
Und furchtsam schlägt er sein Gebetbuch auf,
Ihm war's, als sähen ihre Augen d'rauf,
Und wie er stumm dort an der Brustwehr lehnt,
Nach ihrer weichen Schulter er sich sehnt . . .
„Jehova's großer Tag!" — Gesang ertönt,
Der bärt'gen Alten Schar, sie weint und stöhnt,
Sie schlagen an die Brust . . . Die Beicht beginnt:
„Nicht fromm bist, Jonas, Du; bist bös' gesinnt!
Dein Dasein ist ein Fluch, Dein Beten Sünde;
Wie willst Du, daß der Herr gerecht Dich finde?" . . .

Der Herbstwind saust; am Herd das Feuer knistert;
Mit ihrem Mann Frau Bató eifrig flüstert
Und ruft sein Zorngefühl mit Schmeicheln wach:
„Du wirst auf uns nicht lassen ruh'n die Schmach!" . . .

* * *

„Ich ging im Wald an einem Dorn vorbei,
Der riß mir meinen seid'nen Rock entzwei;
Hör', liebster Jonas, hast Du nicht vielleicht
Im Laden einen Stoff, der meinem gleicht?
Von sieben Stücken wähl' mir Eines aus,
Von sieben such' das schönste mir heraus,
Mit schwarzem Grund und rothen Blumen d'rauf,
Und bring' es mir heut' in des Abends Lauf!"

—„Von sieben Stücken wählt' ich Eines aus,
Das allerschönste sucht' ich Dir heraus,
Mit schwarzem Grund und rothen Blumen d'rauf,
Hier bring' ich's, Klara Bató, Dir zum Kauf.

Doch nicht um Silber geb' ich's, nicht um Gold,
Ich geb's nur, wenn Du mir in Liebe hold.
Mag meine Seel' auch dann zur Hölle fahren,
Mag Keiner mehr die Freundschaft mir bewahren,
Mag selbst der Glaube mir verloren sein:
Die Seligkeit find' ich bei Dir allein."

Mit wilder Lust umfängt er ihren Leib,
Da spinnt Verrath schon das unsel'ge Weib.

„Um Himmelswillen flieh', wenn Du mich liebst,
Dein Blut Du sonst für meine Seele gibst."
Aus seinem Rausch erwacht da Jonas schnelle.
„Du kommst nicht lebend über diese Schwelle!"
Den Weg vertritt der alte Bató ihm
Und schwingt das Beil auf Jonas ungestüm,
Aus seinem Haupt das Blut bespritzt die Wand,
Drei Tropfen fallen auf Frau Bató's Hand.

* * *

„Ihr gnäd'gen Herren der Gerechtigkeit,
Thut meinem alten Manne nichts zu Leid!
Er ist so fromm, möcht' Keinen nur betrüben;
Doch keine Gnade sollt' an mir Ihr üben!
Laßt mich nur sterben unter Henkershänden,
Auf's Rad geflochten, will ich schmachvoll enden!
Zerstreut in alle Winde mein Gebein,
Verlassen soll ich, unbegraben sein!
Kein Lüftchen und kein Sturm beweine mich,
Verflucht, vergessen sei ich ewiglich:
Weil ich Verrath und Mord an Dem verübt,
Den auf der Welt am meisten ich geliebt."

Ich möcht's den Winden erzählen...

Von

Dr. Leonhard Schweigert.

Ich möcht's den Winden erzählen,
Daß er mich eben geküßt,
Wenn ich nur trauen könnte,
Wenn ich nur sicher wüßt',

Daß sie's nicht weiter sagen;
Doch die verrathen's bald,
Erst einem grünen Zweige
Und dann dem ganzen Wald!

Ich möcht's dem Bächlein vertrauen;
Das ist nicht ernst genug,
Das könnt's den Blumen erzählen,
Wenn es geschäftig und klug

Die bunten Kelche und Blüthen
Mit perlendem Thaue berührt,
Wenn es gebrochene Stengel
In's Thal hinunter führt.

Soll ich des Waldes Vögel
In mein Vertrauen zieh'n?
Die fliegen bald zum Süden
Und bald zum Norden hin,

Und sind so unbeständig,
Wie alle Sänger sind, —
Und doch kann ich nicht schweigen
Ich armes glückliches Kind!

Die Atelier-Blume.

Eine Maler-Reminiscenz.

Von

Friedrich Steinebach.

---

aus Makarts Bild: „Der Einzug Karl des Fünften in Antwerpen“ erregte bei der ersten öffentlichen Ausstellung große Sensation. Es galt dieselbe nicht dem hervorragenden coloristischen Zauber, noch der gänzlich verfehlten Perspective, sondern dem Vorführen weiblicher Schönheiten in der Toilette der Eva. Es war nämlich damals in Oesterreich diese Schaustellung intimer Reize in der neueren Malerschule wenig cultivirt, im Gegensatze zu Paris, wo „la femme“ nicht nur im Leben, sondern auch in der Literatur, auf dem Theater und in der Malerei längst die Situation vollständig, und zwar meistens in so ungenirt materialistischer Richtung beherrscht, daß Universaldecolletirungen zu den gewöhnlichen Vorkommnissen gehören.

Der Eindruck, welchen das gedachte Bild, sowie: „Der Jagdzug der Diana“ desselben Meisters daheim zu jener Zeit hervorbrachte, würde daher im Seine-Babel für unbegreifliche Prüderie gehalten worden sein. Seither hat man allerdings auch außerhalb Frankreich hierin bedeutende — Fortschritte gemacht und diesen Sumpfpflanzen sogar die erste deutsche Bühne, das Hofburgtheater, eröffnet; sowie derartige Bilder und Bücher mit wahrer Leidenschaft gesucht werden.

Weniger — modern organisirte Naturen haben allerdings auch dermal noch, wenn sie mit solchen — Kunstwerken in nähere Berührung gekommen sind, das Gefühl, als wären sie in eine durch Sümpfe verpestete Luft gerathen, und müßten sich erst auf die freie, schöne Natur in der Welt wieder besinnen;

dieselben fühlen auch infolge dieser Berührung das Bedürfniß nach Seife und Wasser, um den moralischen Schmutz zu beseitigen, aus welchem diese — „Wonneträume" entstanden sind.

Dennoch sollte der Effect dieser Schaustellung in Wien ruhiger vorübergehen, als eine andere gleichartige Leistung zur selben Zeit zu Paris, wo allerdings das Sensationsbedürfniß außerordentlich entwickelt ist und die geringsten Anlässe mit Vorliebe zu Ereignissen emporgehoben werden, um die Welt von der — durch Victor Hugo's Gnaden zur Beherrscherin des Universums ernannten — Hauptstadt Frankreichs fortwährend reden zu machen und die allgemeine Bewunderung zu erregen.

In Wien dagegen wurde einige Zeit hindurch von diesen Bildern viel gesprochen, es wurden im Geheimen die Namen derjenigen Damen genannt, welche sich herbeigelassen hatten, als — Modelle zu dienen, und die böse Welt behauptete sogar, es gäbe gar keine Malerleinwand, welche groß genug gewesen wäre, um alle jene Damen in einer Gruppe zu verewigen, welche sich um diese — Ehre beworben hatten.

Der witzige, geistvolle Dichter Bauernfeld widmete endlich diesem Ereignisse ein — seinerzeit wenig bekannt gewordenes — Impromptu:

„Moderner Weiber
Charmante Leiber,
Schier ohne Mieder;
Die weißen Glieder
Nur kaum verschleiert.
Bild, hoch gefeiert,
Nicht farbenkränklich!
Der Stoff bedenklich,
Voll Glanz und Schimmer,
Doch Wahrheit nimmer;
Auffassung kleine,
Gruppirung keine,
Decoratives,
Und auch Lascives,
Nichts warm Beseeltes —
Am Geiste fehlt es!
Das ist, geschildert ohne Haß und Gunst,
Das neu'ste Werk der Wiener Malerkunst.

Sodann ging man wieder zur Tagesordnung über, und — wie man in Wien jeden nach seiner Façon selig werden läßt — ließ man jedem Künstler

und jeder Frau die Ansicht darüber frei, wie weit man in der Schaustellung gehen könne, ohne sich zu — prostituiren. —

Anders sollte es in diesem Falle zu Paris kommen, wo im Salon ein Bild ausgestellt war: „fleur d'atelier" von Dubois.

Dasselbe stellt ein ebenso reich als künstlerisch geschmackvoll arrangirtes Maleratelier vor, in dessen Mitte auf einem Tigerfelle, an eine Säule gelehnt, ein Mädchen steht, der soeben dem Meeresschaume entstiegenen Venus vergleichbar. Ihre Formen sind von fascinirender Schönheit und mit nahezu anatomischer Treue bis in das geringste Detail wiedergegeben. Die reichen schwarzen Haare sind fesselos aus der Stirne zurückgestrichen, das tadellose Oval des Gesichtes, die lebhaften, unergründlich tiefen Augen, die sanft gebogene Nase und der kleine, aber schwellende Mund fesseln jedes Auge; was aber den Reiz der Gestalt, selbst ohne Schleier, geradezu entzückend macht, ist die Reinheit, der seelische Adel, welcher — ungeachtet der mehr als gewagten Situation — in der ganzen Erscheinung zum Ausdrucke kommt und wie verklärend wirkt. Ueber ihre Züge ist eine so edle, ergreifende Wehmuth gelagert, daß man unwillkürlich an die traurigsten Stürme des Lebens denken mußte, welche dieses Mädchen zur „fleur d'atelier" verurtheilt haben mochten. In all' ihrer Schönheit stand sie vor dem Beschauer und doch wieder ihrer seltenen Reize unbewußt, so schlicht, ungezwungen war ihre Stellung, als wäre ihre Seele noch von keinem irdischen Gedanken berührt worden.

Diese in Lebensgröße dargestellte Schönheit, noch mehr die — mit der Situation so sehr contrastirende — sittenreine Eigenart derselben fesselte alle Blicke in solchem Grade, daß alle anderen Kunstwerke nahezu unbeachtet blieben. Die Besucher des Salons mehren sich von Tag zu Tag und bald muß man sich damit zufrieden geben, vor diesem Bilde Quai zu machen. Bald sind alle öffentlichen Locale und Gesellschaften nur mit der Besprechung dieses Kunstwerkes beschäftigt, herrlich gelungene Photographien, welche die neue Eva bis in das kleinste Detail wiedergeben, werden zu Tausenden gekauft und der bis dahin wenig beachtete junge Künstler ist mit Eins der Mann des Tages geworden.

Da betritt eines Abends ein junger, sehr eleganter Mann, welcher von allen Seiten sehr freundlich begrüßt wird, den Salon, er sucht offenbar ostentativ unbefangen und heiter zu erscheinen, was ihm aber nur zum Theil gelingt, denn er ist nervös aufgeregt, und selbst in seinen männlich schönen Zügen läßt sich dieser gewaltige Affect nicht verbergen. Er ist der ebenso reiche, als beliebte junge Vicomte Anatol Ducormier, und wie die vornehme Welt erzählt, der Verlobte der wegen ihrer Schönheit bewunderten Marquise Clemence Blainville, welche sehr frühzeitig, unter nicht ganz aufgeklärten

Verhältnissen, ihre Eltern verloren hat, und nunmehr unter dem Schutze ihrer im excentrischen Grade adelsstolzen Großmutter, der Gräfin von Saint-Geran, in einem mehr als bescheidenen Appartement eines Palais in der Rue de Rivoli wohnt.

Als der Vicomte in den Saal tritt, haben sich bereits dichte Gruppen um das bewunderte Gemälde gebildet und viele Personen flüstern eifrig zusammen, denn Manche glauben eine auffallende Aehnlichkeit mit oft gesehenen Gesichtszügen in diesem Bilde wieder zu erblicken, ohne jedoch mit Bestimmtheit einen Namen nennen zu können. Das Erscheinen des jungen Vicomte an dieser Stelle scheint aber bei Manchem der Anwesenden dem Gedächtnisse nachzuhelfen, und viele Personen sehen mit erstaunten Blicken auf ihn, geben ihm aber den Raum vor dem Bilde frei, und ziehen sich unter Zeichen der Befremdung zurück.

Ducormier dagegen scheint von dem Eindrucke nichts zu ahnen, welchen sein Erscheinen hervorruft, er grüßt nur flüchtig einzelne Bekannte und ist — wie traumhaft befangen — offenbar mit einer inneren Erregung so vollkommen beschäftigt, daß die Außenwelt für ihn nur schattenhaft vorhanden erscheint. Seine Gemüthsbewegung ist so gewaltig, daß er mit unsicheren, schwankenden Schritten auf die „fleur d'atelier" zuschreitet, seine Hände zittern, krampfhaft zuckt es um seine Mundwinkel und sein Auge glüht von einer gewaltigen Leidenschaft. Als sein Blick zum ersten Male dem reizenden Bilde begegnet, durchzuckt es seine Glieder wie von einem elektrischen Strome, stöhnend fährt er sich mit der Hand über die Stirne, dann zieht er eine Photographie aus der Brusttasche, vergleicht dieselbe mit der zauberhaft schönen Gestalt, welche Dubois gemalt hat — und im nächsten Augenblicke durchstößt er mit einem feinen Dolche die Mitte des Bildes, so daß die Leinwand in zwei Hälften durchschnitten klafft.

Ein Schrei des Schreckens ertönt, die Anwesenden ziehen sich entsetzt zurück und sind keines Wortes mächtig, indem sie auf den Thäter starren, als hätten sie einen Wahnsinnigen vor sich. — In höchster Aufregung, aber rasch wie ein Schatten, ist der Vicomte im nächsten Augenblicke schon aus dem Saale verschwunden.

Im Bureau des Salons wird sofort von ihm der Preis für das Bild „fleur d'atelier" mit sechstausend Francs erlegt und bevor man den leidenschaftlich erregten Käufer um irgend eine Auskunft ersuchen kann, hat sich derselbe bereits entfernt, nachdem er begehrt hatte, daß dieses Bild unverzüglich aus der Ausstellung entfernt werde. —

Eine Stunde später sitzt vor dem Café de la Régence bei dem Palais Royal eine zahlreiche Gesellschaft von Einheimischen und Fremden. An einem der Tische geht es gar lustig her, denn daselbst hat sich ein Kreis von Künstlern,

Schriftstellern und Malern zusammengefunden, durchweg fröhliche, junge Männer, welche sich bei Scherzen und Erzählungen des Lebens freuen.

Begleitet von zwei Freunden seines Hauses, dem Obersten Montfleury und Capitain Bonaquet geht bei dem Café der Vicomte Ducormier vorüber, welcher noch immer in zunehmender Aufregung sich befindet, lebhaft mit seinen Begleitern debattirt, und um so leidenschaftlicher wird, je eifriger diese bemüht sind, ihn zur Ruhe und Ueberlegung zu ermahnen.

In diesem kritischen Augenblicke, als die drei Herren soeben unfern von dem Tische, an welchem die heitere Künstlerschaar sitzt, sprechend stehen bleiben, schlägt wiederholt der Name Dubois an das Ohr des Vicomte, so daß dieser aufhorcht und seine haßerfüllten Blicke auf den also genannten Maler richtet, wobei seine Züge Leichenblässe überzieht und ein Anfall von wüthender Leidenschaft ihn aller ruhigen Besinnung beraubt.

Hart an den Künstler herantretend, stößt er keuchend die Worte hervor:

„Sie sind der Maler, Monsieur Dubois?"

„Es ist mein Name; und der Ihrige?"

„Vicomte Ducormier, hier ist meine Karte. Sie haben das Bild „fleur d'atelier" ausgestellt?"

„Allerdings, und was weiter?"

„Ich habe es gekauft und vernichtet."

„Vernichtet? — Mit welchem Rechte, aus welchem Grund? —

„Weil dasselbe eine infame Prostitution ist! Sie sind ein séducteur coquin, fripon! Betrachten Sie sich als von mir geohrfeigt!" Nur stammelnd bringt er diese Worte über seine bleichen Lippen, wobei er mit seinem Stocke einen Schlag gegen den Maler führen will. Allein der besonnene Oberst hat ihn daran gehindert, und bietet seine ganze Kraft auf, um den Rasenden zu entfernen, während der Capitain zurückbleibt, um den Sturm zu beschwören. Noch als Montfleury bemüht ist, Anatol zum Einsteigen in seine Equipage zu bewegen, welche ihnen gefolgt ist, ruft dieser laut zurück: „Sie werden mir morgen früh Genugthuung geben, blutige Genugthuung, oder ich schieße Sie nieder, sobald ich Sie treffe!"

Diese Scene voll aufregendem, dramatischen Effecte hat allgemeine unsagbare Sensation erregt und am meisten scheint der Maler Dubois betroffen, denn er betheuert, den Grund dieser ihm öffentlich zugefügten Beleidigung nicht einmal zu ahnen. Die im Allgemeinen bestehende Lust an Emotionen, am Scandal und Duellen bewirkt es, daß ein großer Theil der Anwesenden sofort für den Vicomte Partei nahm, während Besonnenere dafür waren, die Sache erst zu untersuchen, und den Capitain Bonaquet mit Fragen bestürmten, welche Aufklärung geben sollten. Dieser aber, sowie der wieder zurückgekommene Oberst Montfleury, vermag nur zu versichern,

daß der Vicomte mit aller Bestimmtheit in dem Bilde „fleur d'atelier“ das Portrait einer ihm sehr werthen Dame erkannt habe, und daß diese beiden Herren, welche er zu seinen Secundanten gewählt hatte, nach erfolgtem Augenschein diese seine Ansicht auf das Entschiedenste bestätigen müßten.

Der Maler Dubois, ein junger, lebensfroher, aber ebenso heißblütiger, als ehrgeiziger Mann, betheuerte nochmal, daß er auch nicht einmal eine Ahnung darüber besitze, worin die Beleidigung bestehen, noch wessen Portrait sein Bild wiedergeben sollte. Aber ebenso entschieden beharrte er darauf, Genugthuung von dem Vicomte fordern zu müssen, denn die Beleidigung war in zu verletzender Weise erfolgt und hatte sofort die vollste Oeffentlichkeit erlangt. Den Zureden und Beschwichtigungen Aelterer gab er kein Gehör und bezeichnete die allgemein geachteten Maler Duval und Fauveau, seine intimsten Freunde, als seine Secundanten.

Da sich der Vicomte für Aufklärungen, ebenso wie für Versöhnungsversuche absolut unzugänglich zeigte, was auch bei Dubois der Fall war, so mußten die Secundanten zur Festsetzung der Duellbedingungen schreiten.

Im Bois de Boulogne, um 6 Uhr des nächsten Morgens, zehn Schritte Distance, zweimaliger Kugelwechsel, diese Bedingungen wurden von beiden Seiten angenommen. — Da der Vicomte ein renommirter Pistolenschütze war, wogegen der Künstler seit seinen Studienjahren diese Waffe nur selten geführt hatte, waren die Chancen für den Letzteren nicht eben günstig, indeß zögerte er keinen Augenblick dieses Arrangement anzunehmen, im Gegentheile bedauerte er es nur, daß ihn eine lange Nacht noch von der Entscheidung trennte. Der Vicomte fand für diese Zwischenzeit mehr als genug der Beschäftigung, denn er hatte für alle Fälle seine vielfachen Beziehungen und Verhältnisse zu ordnen, der allein und unabhängig in der Welt dastehende Maler dagegen hat wenig zu besorgen und die einsamen Stunden der Nacht schleichen ohne Schlaf nur allzu langsam vorüber. Er hält sich daher in seinem Atelier auf und ist lange mit der Durchsicht seiner Skizzen und Kunstblätter beschäftiget, bis ein wundervoll schöner Studienkopf in seinen Händen liegt, dessen Anblick ihn an eine bedeutsame Thatsache erinnern muß, denn er geräth in eine sichtbare Aufregung und kann die Augen von diesen herrlichen Zügen einer Dame nicht abwenden. Unruhig geht er sodann auf und ab, wiederholt mit sich selbst redend, wornach er immer wieder zu diesem reizenden Bilde zurückkehrt. —

Während diese aufregenden Ereignisse die Welt der Lebemänner und Künstler beschäftigen, herrscht in der kleinen Wohnung, welche die Gräfin v. Saint-Geran mit ihrer Enkelin Clemence inne hat, die vollste Ruhe und der hier immer heimische Friede, denn der Wellenschlag des Lebens in der Großstadt dringt nicht bis hieher. Die greise Gräfin, eine Royalistin vom

reinsten Wasser und gar stolz auf ihr blaues Blut, welche sich selbstverständlich mit den modernen Verhältnissen nicht befreunden kann, sitzt in gerader, steifer Haltung, im Bewußtsein ihrer Hoheit auf dem vergilbten Canapé wie auf einem Throne. Ihr hohes Alter zwingt sie, fortwährend mit dem Kopfe zu wackeln, und auch ihre Hände zittern, was sie aber nicht zugestehen will, als wäre es unstatthaft, daß die Zeit über ihre Hoheit jemals eine Macht gewinnen könnte. Ihr ganzes Gebaren läßt daher den Eindruck zurück, als wäre diese Gestalt ein Petrefact aus einem früheren Jahrhundert. Die ganze Umgebung ist geeignet, diesen Glauben nur zu bestärken, denn ihre Kleidung, wie die Meubles und die Wandtapeten mögen einst kostbar gewesen sein, dermal aber sind dieselben brüchig, abgetragen und nur mehr zur Noth zusammengeflickt, um die Idee der Noblesse aufrecht zu erhalten, während dieselben in der That zum Trödel gehören. Man glaubt die Illustration zu Don Ranudo de Colibrados vor sich zu haben, welcher einst durch den Dichter Kotzebue zu großer Berühmtheit gelangt ist, wenn man dieses Interieur betrachtet.

Beneidenswerth war daher der Aufenthalt der lebenslustigen, kaum siebzehn Jahre alten Clemence in diesen Räumen nicht, denn sie mußte nicht nur die oft absonderlichen Launen der alten Dame ertragen, sondern hatte auch mit den Sorgen für das materielle Leben zu kämpfen, da die anspruchsvolle Aristokratin in allem den Schein der Vornehmheit gewahrt wissen wollte, und doch war ihr Einkommen so gering, daß sie von den Resten einstiger Herrlichkeit kaum das Unentbehrlichste bestreiten konnte, und Clemence — mit Thränen in den Augen und Qual im Herzen — es im Geheimen nicht verschmähen durfte, Unterstützungen von altbefreundeten Familien zum Besten der alten Großmutter anzunehmen. Ueberdies war ihre Wohnung fast verödet, denn die Gräfin war in Folge ihres Hochmuthes und ihrer Marotten mit aller Welt überworfen.

In dieser gefängnißartigen Einsamkeit lebt die früh entwickelte, ebenso schöne, als lebensfrohe Clemence seit einem halben Jahre und mußte dafür noch dankbar sein, denn sie war arm, ganz verwaist, und besaß nichts als ihre blendende Schönheit und einen anspruchsvollen Namen. Noch dazu war sie mit allen Verwandten, in Folge der seltsamen Eigenheiten ihres nun bereits verstorbenen Vaters, überworfen und vor Jahren schon förmlich proscribirt worden. Der Marquis lebte nämlich meistens in Rom und fühlte sich nahezu als Italiener, so daß er deren Bestrebungen für die Einheit Italiens nicht nur lebhaft theilte, sondern auch materiell so reichlich unterstützte, daß er seinen eigenen Wohlstand vernichtete. Ganz besonders geschah dies, seit er eine italienische Sängerin, Signora Tadolini, geheiratet hatte, und er schloß sich der Volksbewegung so entschieden an, daß er schließlich ein

begeisterter Garibaldianer war. Den Befreiungszügen des Volkstribunen folgte er bereitwillig, ohne irgend einer besonnenen Abmahnung Gehör zu geben, was für die Seinen um so verhängnißvoller wurde, als er sowohl seine am Sumpffieber erkrankte Frau wie seine kaum zur Jungfrau erblühte Tochter in der traurigsten Lage, von allen Mitteln entblößt, zurückließ. In der Nähe von Neapel wurde er von einer meuchlerischen Kugel in die Brust getroffen und einem Kampfgenossen fiel die traurige Pflicht zu, die Seinen von seinem Ableben auf dem Felde der Ehre zu benachrichtigen.

Für Clemence begann mit dieser Botschaft eine Zeit unsagbarer Leiden, denn die Aerzte hatten es längst angedeutet, daß das Leben ihrer Mutter, in Folge von frühzeitigen Ueberanstrengungen in der Oper, kaum für längere Zeit zu retten sein werde, und hierzu sah sich das weltunerfahrene Mädchen in der Fremde einer drückenden Noth gegenübergestellt.

Mit den größten Entbehrungen ringend, pflegte sie die Leidende durch viele Wochen, bis derselben Erlösung dadurch zu Theil wurde, daß sich ihre Augen für immer schlossen. Nun war die Vereinsamung der jungen Clemence auf das Höchste gestiegen und sie wendete sich nochmal an das Herz der Großmutter, der einzigen Person auf der ganzen Erde, zu welcher sie Vertrauen besaß. Ein früheres Schreiben um Hilfe zum Besten ihrer kranken Mutter war zwar unbeantwortet geblieben, denn die Aristokratin haßte die Frau ihres Sohnes ebenso heftig, wie diesen selbst. Hatten beide doch so schwere Verbrechen begangen: sowohl durch die Heirat einer Bürgerlichen, und durch die Sympathie für — einen Mann des Volkes, den Anstifter einer Revolution. Beide Thaten waren in ihren Augen unverzeihliche, den Adel ihres Hauses entehrende Handlungen, welche sie mit Abscheu erfüllten.

Als aber nun die Schuldigen vor einen höheren Richter gestellt waren, siegte doch das Mitgefühl über ihre Vorurtheile und zudem hoffte sie, ein beinahe verlorenes Glied ihres Hauses dem wahren Glauben an die hohe Ehre des Stammbaumes Derer von Saint-Geran und Blainville retten zu können; daher sie huldvoll ihre Hand der armen Clemence reichte, und so war dieselbe aufgenommen in das Allerheiligste der alten Vertreterin der Legitimität.

Umsonst genießt übrigens das schöne Mädchen diese Ehre nicht, denn sie hat nicht nur alle möglichen Arbeiten zu verrichten, sondern auch Entbehrungen zu ertragen, und der stolzen Dame eine Verehrung zu widmen, welche von der Anbetung nicht mehr weit entfernt war. Die wenigen freien Stunden, welche für die vereinsamte Clemence noch blieben, namentlich Abends, hatte sie der Vorlesung von vergilbten Adelschroniken zu widmen, den einzigen Büchern, welche die Gräfin des Berücksichtigens würdig erkannte, für das lebensfrische Mädchen aber um so unausstehlicher erschienen, als der

Vorrath an derartigen Scharteken nur sehr gering war, daher sie mit dem ersten Bande wieder zu beginnen hatte, sobald deren letzter ausgelesen war.

Als sie daher eines Tages mit der Greisin ein Hochamt besucht hatte, welches in der Basilique de Notre-Dame, auf der Isle de la Cité, von den Orleanisten zur Erinnerung an ihren legitimen König abgehalten worden war, war es für sie eine wahre Herzensfreude, ein kleines Abenteuer zu erleben, welches eine ihr unbekannte, aber höchst sympathische Persönlichkeit mit ihr in nähere Berührung brachte. Ein junger, höchst distinguirter Herr war ihnen nämlich an der Kirchenpforte begegnet, war von ihrer blendenden Schönheit, gepaart mit vollster Unschuld, so sehr frappirt, daß er sofort nicht mehr von ihrer Seite wich, und beobachtend seine Blicke ihren Schritten und Bewegungen folgen ließ. Zum ersten Male empfand sie eine seltsame Unruhe und Aufregung in ihrem Innern, zugleich aber ein süßes beseligendes Gefühl, daß sie sich vergebens bemühte, ihren Geist auf ihr Gebetbuch zu concentriren. Ihre Gedanken schweiften immer abseits, und sobald sie ihre Augen durch den Raum der Kirche gleiten ließ, sah — ja fühlte sie sogar — dieselben Blicke immer auf sich gerichtet.

Als nun die feierliche Messe beendet war, führte sie zwar sorgsam die Großmutter dem Ausgange zu, aber dieselbe hatte in Folge des Andranges der Menge dennoch das Mißgeschick, zu straucheln und wäre wohl auch gefallen, hätte nicht ein Herr ihr rasch seinen Arm geboten, um sie auf der zweiten Seite zu stützen. Indem derselbe einige beruhigende Worte spricht, erreichen diese drei Personen das Thor, wo der Herr mittelst eines Winkes seine elegante Equipage herbeiruft und die Greisin bittet, dieselbe zur Heimfahrt benützen zu wollen, da ihr Zittern es ihm verrieth, daß sie vom gehabten Malheur noch etwas angegriffen sei; zugleich nannte er artig grüßend seinen Namen: Vicomte Anatol Ducormier.

Mit der Grandezza eines gekrönten Hauptes nimmt die Gräfin dieses Ansuchen huldvollst an, und sitzt stillbeglückt in den schwellenden Kissen, ganz erfüllt von der Wonne, wieder einmal in einer eleganten Equipage fahren zu können, welche nur mehr wie ein herrlicher Traum aus besseren Tagen zu ihr herüberwinkt. Nicht minder beseligt sitzt Clemence an ihrer Seite, aber ihre Freude ist ein Aufjauchzen ihrer Seele, und mag sie die Augen schließen oder öffnen, sie sieht nur den Blick des jungen Mannes vor sich, der sich tief und sprechend in den ihrigen senkt, und dessen Strahl bis in ihr unentweihtes Herz gedrungen ist.

Am nächsten Tage spricht der Vicomte bei der Gräfin vor, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Er wird sehr huldvoll aufgenommen und erringt sich rasch durch seine feinen Manieren, seine Galanterie und seinen Anstand die volle Gunst der Gräfin, so daß er bald zu den fast täglichen

Besuchern im Palais der Rue de Rivoli gehört. Er weiß es auch mit aller Rücksicht und Delicatesse so einzurichten, daß so manchem Mangel in der Haushaltung durch seine Intervention abgeholfen wird, ohne daß die stolze Dame es ahnt, und ebenso weiß er Heiterkeit und Abwechslung in das Leben zu bringen, welches Clemence hier zu führen gezwungen ist, indem er seine Loge in der großen Oper oder im théatre français zur Verfügung stellt.

Je öfter er Clemence sieht, um so mehr ist er von ihrer Schönheit, Naivetät und Herzensgüte entzückt, und diese Neigung wird ebenso leidenschaftlich erwidert. Es ist diese erste, reine, innige Liebe der erste Sonnenstrahl, welcher das Leben dieses reizenden Mädchens verklärt, und bald darnach ist sie die Verlobte Anatols. Ihr Herz genießt ein nahezu traumhaftes Glück und nur bisweilen fällt ein Schatten in dasselbe, indem der Vicomte einen nahezu krankhaften Ehrgeiz, ein leidenschaftliches Temperament und einen solchen Grad von Eifersucht besitzt, daß der kleinste Anlaß geeignet ist, sein Mißtrauen zu entflammen. Indeß sind dies nur Wolken, welche rasch vorüberziehen, und das sonnige Gemüth des Mädchens hat immer noch rasch gesiegt; sie hofft dasselbe für alle Zukunft; unbekannt mit den Stimmen des Lebens, wie sie bisher geblieben ist, ahnt sie noch nicht deren vernichtende Gewalt.

An demselben Abende, an welchem im „Salon" die Vernichtung des Bildes „fleur d'atelier" so großes Aufsehen erregt hatte, saß Clemence wie gewöhnlich mit der Gräfin zusammen im sogenannten Salon und las aus einem vielgelesenen Buche vor, welches die Ritterthaten in den Zeiten der Kreuzzüge schilderte.

Oft und oft sah das Mädchen nach der tickenden Wanduhr, sehnsuchtsvoll die Ankunft des Vicomte's erwartend, welcher sie von dieser langweiligen Vorlesung befreien sollte. Aber die Abendschatten senkten sich schon nieder und noch immer war er nicht erschienen. Mit einem tiefen Seufzer entzündete Clemence die Lampe und sah mit Vergnügen, daß die Greisin entschlummert war, so daß sie mindestens sich selbst überlassen blieb und ihren Gedanken nachhängen konnte.

Da wurde ein kleines versiegeltes Paquet gebracht und mit Erstaunen erkennt sie auf der Adresse Anatols Handschrift. Von einer trüben Ahnung erfaßt, öffnet sie die Sendung mit pochendem Herzen und ein goldener Reif, welchen sie als Zeichen der Verlobung dem Vicomte gegeben hat, ihre eigene Photographie und eine Photographie von dem Bilde: „fleur d'atelier" nebst einer Visitkarte Anatols liegen in ihren zitternden Händen. Auf der letzteren stehen nur die Worte geschrieben: „Ich glaubte, mich mit der Marquise Clemence v. Blainville zu verloben, nicht aber mit einer „fleur d'atelier". Der Irrthum in der Person löst unser Versprechen. Leben Sie wohl für immer."

Die Gräfin, welche inzwischen erwacht war, sieht das Mädchen erblassen und ohnmächtig zurücksinken.

Sofort ist sie eifrig um dieselbe bemüht, und betrachtet dann die seltsame Sendung, aber sie vermag es lange nicht, zum vollen Verständniß der Sachlage zu kommen. Erst als sie beide Bilder durch die Lorguette genau betrachtet und verglichen hat, erkennt sie es, daß beide dasselbe Portrait enthalten: das der armen Clemence. Die alte, von der Natur aus schon mißtrauische Dame, welche noch immer nicht einen Verdacht gegen die Enkelin gänzlich abgelegt hatte, daß dieselbe nämlich einige demokratische und zu freie Ansichten und Gewohnheiten von ihren Eltern geerbt haben dürfte, verfehlt nicht, sofort ihr Mißtrauen laut werden zu lassen und das Mädchen streng zu tadeln wegen geheimer Intrignen, an denen unschuldig zu sein Clemence unter einem Strom von Thränen betheuert. Sie ist darüber entrüstet, daß man sie einer solchen Handlung für fähig hielt.

Die Qual, welche sie leidet, der Schmerz, welcher an ihrem blutenden Herzen nagt, läßt sich nicht schildern, und ihr natürliches Gefühl bestimmt sie dafür, sofort Anatol aufsuchen zu lassen, Aufklärungen zu begehren und sich zu rechtfertigen, um den entehrenden Verdacht zu zerstreuen. Die Gräfin dagegen verbot dies entschieden, erklärt es für eine Herabwürdigung, dem Vicomte nach dieser seiner That auch nur im geringsten entgegen zu kommen, und fordert von ihrer Enkelin das Versprechen, daß sie ohne ihre Zustimmung nicht den kleinsten Schritt in dieser Angelegenheit unternehmen werde.

Das arme, rathlose, blutende Herz gehorchte diesem Befehle, aber schlaflose Nächte, lautloser, doch quälender Schmerz ließen ihre Wangen erblassen, trübten den Glanz ihrer Augen und nagten um so heftiger an ihrem Innern, je klangloser ihre Lippen geschlossen bleiben mußten.

Am nächsten Morgen ist kaum der Schlag der sechsten Stunde verklungen, als der Vicomte mit seinen Zeugen und seinem Hausarzte in eleganter Equipage auf dem Orte des Duells erschien. Bald darnach kommt auch der Maler mit den Secundanten, welche noch einen letzten Versöhnungsversuch machen, der aber ebenfalls fruchtlos bleibt, denn Anatol ist wo möglich noch mehr aufgeregt, als am Tage zuvor.

Die zehn Schritte werden abgemessen, die Barrièren gezogen, die doppelläufigen Pistolen den Duellanten übergeben, welche wortlos einander gegenübertreten.

Auf das gegebene Zeichen schossen Beide zugleich. Beim ersten Kugelwechsel blieben die Gegner unverletzt, nur Duval's Hut war durchschossen von dessen Kopf geflogen; an dem Ohre des Vicomte war die Kugel vorübergestreift. Der Letztere war zu aufgeregt, um seine Fertigkeit im Treffen diesmal bewähren zu können. Der Maler dagegen gehorchte überhaupt nur dem

Zwange der Pflicht und schoß, ohne vorher zu zielen. Beim zweiten Schießen aber erhielt Duval einen leichten Streifschuß an der Schulter, welcher wohl einiges Blut kostete, aber im Uebrigen ganz ungefährlich war; Anatol dagegen hatte einen Schuß in die linke Seite davongetragen und sank lautlos zu Boden. Rasch war man um ihn beschäftigt, der das Bewußtsein verloren hatte, und man brachte ihn eilig in sein Palais am Boulevard des Italiens. Der Arzt hoffte übrigens die Kugel ehestens entfernen zu können und erklärte, daß keine Gefahr für das Leben des Vicomte bestehe. Der Künstler, welcher abermals, ohne zu zielen, geschossen hatte, war trostlos über den traurigen Erfolg seines Schusses.

Wenige Tage später wird der Maler Dubois bei der Gräfin Saint-Geran angemeldet. Er trägt wohl den einen Arm noch in der Schlinge, allein dieser Rest seiner Verwundung hat keine Bedeutung. Er ist nach Malerart, aber elegant gekleidet und trägt eine Mappe unter dem Arm. Bevor sich die Greisin besinnen kann, ob derselbe anzunehmen sei, da ihrem schwachen Gedächtnisse dieser Name etwas unklar vorschwebt, hat Clemence eilig ihn ersuchen lassen, eintreten zu wollen, denn sie hofft von ihm Aufschlüsse über die Ereignisse zu erhalten, welche sie unsagbar betrüben.

Sobald der Künstler ihr gegenübersteht, bleibt er allerdings ein paar Augenblicke lang wie versteinert stehen, denn der ideal schöne Kopf seiner „fleur d'atelier", deren bezaubernd schöne Gestalt — hier allerdings in moderner Kleidung — steht vor ihm und doch sieht er die Marquise zum ersten Male in seinem Leben. Sobald sich das Staunen gelegt hat, tritt er zur Gräfin, deren Hand er ehrfurchtsvoll küßt, und läßt sich, auf den Wink der Enkelin, auf einen Fauteuil nieder. Darnach beginnt er, seine volle Sicherheit gewinnend, den Grund seines Kommens zu erörtern:

„Mich führt eine traurige Pflicht hieher, um ein Mißgeschick zu entschuldigen, dessen Folgen ohne mein Wissen und gegen meinen Willen diesen Familienkreis, wie ich höre, schwer getroffen haben. Ich bin der Maler des soeben im „Salon" ausgestellten Bildes „fleur d'atelier", welches eine außerordentliche Sensation hervorgerufen hat. Ich habe dieses Bild auf den Wunsch eines sehr mächtigen Gönners gemalt und war bald in der Lage, das ganze Gemälde zu vollenden bis auf den Kopf der weiblichen Figur. Obwohl ich zahllose Modelle prüfte, fand ich keines, welches meinen Anforderungen vollkommen entsprochen hätte, denn ich suchte sinnlich anregende und doch durchgeistigte Züge, welche so schwer zu finden sind. Nachdem ich durch mehr als ein halbes Jahr meine Bemühungen fruchtlos fortgesetzt hatte, wendete ich mich von lebenden Modellen ab und entschloß mich, ein Modell anzunehmen, welches sich etwa unter meinen gemalten oder gezeichneten Kunstschätzen vorfinden würde.. Dabei kam mir eine reizende Sammlung von

Studien- und Charakterköpfen in die Hand, welche ich vor Kurzem in einer Auction erstanden hatte. Dieselben sind über hundert an der Zahl, rühren von verschiedenen Meistern her und sollten — wie man mir sagte — nicht Portraits, sondern Phantasiegebilde sein, um alle Altersstufen, die verschiedenen Völkertypen, die Varietäten der Schönheit je nach geistigem oder sinnlichem Reiz zur Anschauung zu bringen. Unter diesen Bildern nun fesselte mich Eines durch unwiderstehlichen Zauber so sehr, daß ich meine Phantasie von demselben nicht mehr losreißen konnte und nach wochenlangem Zögern mich entschloß, dieſen Kopf meiner „fleur d'atelier" zu geben. Hier ist dieses Blatt; dasselbe ist von dem bekannten Bellino zu Rom ausgeführt, welcher vor kurzer Zeit plötzlich gestorben ist. Ob dasselbe nur durch einen Verstoß in diese Sammlung gerathen, daher keine Phantasie, sondern ein Portrait sei, konnte ich nicht ahnen; seit ich dieses Zimmer betreten habe, muß ich allerdings das Letztere annehmen, denn so haarscharf genau, Zug um Zug, pflegen sich Natur und Einbildungskraft kaum jemals zu begegnen. Diese unselige Thatsache scheint nun den Herrn Vicomte Ducormier zur Annahme bestimmt zu haben, daß die ganze entblößte Figur das Portrait einer und derselben ihm sehr theuren Persönlichkeit sein müsse. Ein unglücklicher Irrthum, der zwei Menschenleben für immer zu zerstören droht."

„Sie haben deshalb ein Duell bestanden?" fragt die Gräfin, während deren Enkelin reichliche Thränen vergießt und das Gesicht in den Händen verbirgt.

„Allerdings, da der Herr Vicomte in seiner namenlosen Aufregung keiner Erklärung zugänglich war. Der Denkzettel, welchen ich erhalten habe, ist nicht sehr bedeutend, aber er zwingt mich dazu, den Arm noch in der Schlinge zu tragen. Leider hat mein ziellos abgegebener Schuß größeres Unheil angerichtet. Der Herr Vicomte ist zwar außer Gefahr, die Kugel ist entfernt, kein edler Theil verletzt, aber der Blutverlust, vereint mit der heftigen Gemüthbewegung, veranlassen den Wunsch des Arztes, daß er sich ehestens für einige Zeit nach dem Süden, womöglich nach Egypten begeben möchte."

„Und welches Motiv veranlaßt Ihren Besuch?"

„Meine Verzweiflung über die Wirkung meines Bildes, und die Zerstörung des Friedens in diesem Hause, sowie mein Streben, gut zu machen, zu klären, zu versöhnen, und zu diesem Ende meine ganze Kraft aufzubieten."

„Und Du, Clemence, schweigst? Es kann dies nicht Dein Portrait sein — es ist unmöglich — es wäre empörend?" Tief aufathmend sieht das schöne Mädchen empor und sagt mit schwacher, zitternder Stimme:

„Es ist mein Portrait!"

„Unglückselige!" stöhnte die Greisin, und stößt einen Schrei des Abscheues aus.

„Es ist mein Portrait, liebe Großmutter! aber ich habe mich dessen nicht zu schämen, so wahr ein Gott ist! Es war die schwerste, trostloseste Stunde meines Lebens, als ich aus Liebe zu meiner kranken Mutter mich entschloß, das härteste Opfer zu bringen."

Stöhnend athmet die Gräfin auf und hebt ihre Hände abwehrend empor, sich möglichst von der Enkelin zurückziehend, welche neben ihr auf ein Tabouret gesunken war und ihre Hände zu erfassen suchte, indem sie in ihrem Bekenntnisse fortfuhr:

„Mein Vater war beerdigt worden, meine Mutter lag schwer krank darnieder, Gläubiger hatten uns Alles genommen, was Werth besaß, ohne Hilfe, ohne Schutz, aller Mittel beraubt, vegetirten wir bei einer alten Kaufmannswitwe in einer elenden Dachkammer der via di Monserrato. Alle Welt hatte uns verlassen, selbst Du, liebe Großmutter, hast meine Briefe abgewiesen, ich war der Verzweiflung nahe, unbekannt mit der Welt und dem Leben und doch suchte meine Kindesliebe nach einem Mittel, meine Mutter zu hegen, zu pflegen und der Gesundheit wiederzugeben. Händeringend flehte ich die Witwe an, mir einen Weg zur Rettung, zum Gelderwerb anzuzeigen, denn wir hatten kaum so viel, um den Hunger zu stillen. Da meinte dieselbe, ich sei nicht klug, Mangel zu leiden, während der Spiegel allein schon mir ein reiches Einkommen anzuzeigen vermöge. Bei meiner Jugend und Schönheit sei in Rom reicher Verdienst zu finden, wenn ich „Modell stehen" wollte, wie es so viele Mädchen täglich üben und davon reichlich zu leben haben. Ein alter, berühmter Maler Bellino suche schon seit Monaten ein Modell für eine Venus, da er ein großes Bild derselben für einen reichen Edelmann zu malen habe, welches den pallazo Borghese zu schmücken bestimmt ist. Dreißig Ducaten sollte er zu zahlen bereit sein für ein Modell, welches allen seinen künstlerischen Anforderungen genügen würde. Dreißig Ducaten! Welcher Reichthum für meine verzweifelte Lage?! — Anfangs verstand ich gar nicht, was von mir gefordert wurde, und wie man eine solche Summe für ein Modell bieten könne. Erst als die Padrona mir klar gemacht hatte, was von mir zu leisten wäre, wurde mir Alles verständlich, und Scham, Entrüstung und Abscheu erfüllten meine Seele. Wachend unter Thränen verbrachte ich Nächte und Tage, denn woher sollte Hilfe kommen? Selbst der Arzt und Apotheker verweigerten die Unterstützung, denn wir konnten nicht bezahlen. Mein letzter Brief an Dich, Großmutter, war ungeöffnet zurückgekommen, dabei hörte ich das Stöhnen der leidenden Mutter, das mir das Herz zu brechen drohte. Da nahm ich eines Morgens — bis zur Verzweiflung gebracht — einen Überwurf, den mir die Padrona lieh, hüllte mein Gesicht in einen dichten Schleier und lief aus dem Hause nach der Villa Farnesina in Trastevere, in welcher der Maler damals sein Atelier

errichtet hatte. Athemlos, kaum bei klarem Bewußtsein erreiche ich diesen Ort und finde daselbst den Maler an der Staffelei, einen ehrwürdigen Mann mit weißem Haar. Mit Freuden nimmt er mein mit Stammeln und Erröthen vorgebrachtes Anerbieten auf, ihm als Modell dienen zu wollen, und Bewunderung heftete seine Augen auf meine Gestalt, indem er ausruft, daß seine kühnsten Hoffnungen erfüllt seien, denn meine Züge entsprechen vollkommen seinem Ideale und meine Gestalt lasse junonische Formen ahnen. Er wies nach dem Gemach, in welchem ich mich entkleiden sollte und bezeichnete das Ruhebett, auf welchem ich meine Stellung zu nehmen hatte . . . . In diesem Augenblicke aber ging ein Schauer durch meine Glieder, mein Blut erstarrte zu Eis, der Herzschlag stand still und meine Sinne schwanden. Empörung gegen mich selbst erfaßte mich; zu entschleiern sollte ich wagen meine Frauenehre, preisgeben einem fremden Blicke mein Selbst gegen alle Zucht; Entwürdigung, Vernichtung meiner Selbstachtung war mir zugemuthet, und in mir schrie eine Stimme laut und ermahnend: Nein, ich kann es nicht wagen, das Opfer ist zu groß; selbst für das Leben der geliebten Mutter darf ich es nicht wagen — eher den Tod — eher mit ihr hinab in die Fluthen des Tiber . . . Entsetzt warf ich mich zu des Malers Füßen nieder, bat um Schonung und Nachsicht und erzählte ihm Alles, was geschehen war und mich bewogen hatte, hier zu erscheinen . . . Er aber zürnte mir nicht, er hob mich auf vom Boden, ließ mich auf einen Lehnstuhl niedergleiten, und legte seine Hand auf mein Haupt, indem er sprach: Bleibe so gut und rein wie Du bist, meine Tochter, ich achte und ehre in Dir den erhabenen Sieg der wahren Tugend. — Du bist für ein Modell nicht geboren, und ich will nicht verlangen, was mir Deine Unschuld verweigert. Ist mir dadurch gleich der Künstlergenuß benommen, ein so herrliches Weib zu verewigen, wie es Gott geschaffen hat, so zürne ich Dir deshalb doch nicht, und Deiner Noth sei in anderer Weise abgeholfen. Widme mir dreimal je eine Stunde in derselben Kleidung und Stellung, welche Du soeben angenommen hast, und ich werde nur Deinen Kopf, Deine engelsgleichen Züge für mich selbst als Erinnerung an diese Stunde malen. Mir wäre dies eine große Freude und dieselbe mit zehn Ducaten nicht zu theuer bezahlt.“ Dreimal verbrachte ich eine Stunde am Morgen in der angedeuteten Weise, dann war dieses Bild, welches hier liegt, vollendet, und ich hatte zehn Ducaten verdient, in meiner damaligen Lage ein Reichthum für mich, die von aller Welt verlassen war. Meine Mutter konnte ich nun ruhig pflegen, ihr jeden Wunsch erfüllen, welchen sie hegte — ihr Leben konnte ich leider nicht mehr retten . . . nach wenigen Wochen ist sie gestorben. . . . Das ist mein Schuldbekenntniß, wie es Gott der Allwissende kennt.“ . . .

Die Gräfin schloß gerührt Clemence in die Arme, hatte Thränen in den Augen und küßte die Enkelin, denn sie fühlte sich nicht ganz frei von der Selbstanklage, deren verzweifelte Lage damals mit verschuldet zu haben. Auch der Maler war tief ergriffen von dieser offenen Erzählung der Ereignisse, indem diese schlichten Worte den Stempel der Wahrheit trugen. Er suchte daher das Mädchen zu beruhigen mit der Versicherung, daß er sofort den Vicomte aufsuchen und die volle Aufklärung und Versöhnung herbeiführen werde. Selbst wenn derselbe schon nach Egypten abgereist sein sollte, werde er ihn und seine Begleiter aufzufinden wissen, und nicht zögern, bis er sein schönes Ziel erreicht haben wird.

Hierin wurde er auf das Entschiedenste von der Gräfin unterstützt, deren Sympathie der Vicomte längst errungen hatte, und welchen Clemence so innig liebte, daß die dermalige Trennung ihr jede Lebensfreude raubte. Ueberdies sah sie auch für die Enkelin und sich selbst keine Rettung aus ihrer traurigen Lage, als durch die Heirat mit diesem Edelmanne, welchen ein unseliges Mißverständniß von ihnen für immer zu trennen drohte. Nachdem Beide alle Schritte besprochen hatten, welche der Künstler sofort unternehmen sollte, sagte dieser zu Clemence gewendet:

„Fassen Sie Muth, Frau Marquise, alles wird sich bald zum Glücke wenden. Das Alter und der Charakter des Künstlers Bellino schließt an und für sich jede verfängliche Deutung aus, überdies gibt es eine Sprache, welche selbst nach seinem Tode deutlich spricht, um jeden Zweifel zu zerstören. Der verewigte Meister hat nämlich seine Memoiren hinterlassen, welche das Institut de France angekauft hat. Auf diesem Ihrem Portrait um ist der Tag und das Jahr ersichtlich gemacht, wann der durch sein Monogramm bezeichnete Maler dasselbe beendet hat, und genau an demselben Tage findet sich in den gedachten Memoiren dieselbe Entstehungsart des Bildes im Detail dargelegt, wie Sie deren soeben Erwähnung gethan haben. Ich habe in dieses Tagebuch bereits Einsicht genommen und mir die Erlaubniß erwirkt, eine legalisirte Abschrift der bezüglichen Stelle zu erhalten. Solchen Zeugen gegenüber muß wohl jeder Zweifel schwinden. Sofort gehe ich an mein Werk haben Sie mir zu diesem Ende keinen Auftrag zu geben?“

Clemence, welche noch zu sehr gekränkt und betrübt war, verneinte nur durch eine ablehnende Bewegung des Kopfes und sagte mit tonloser, zitternder Stimme, kämpfend mit ihren Thränen:

„Thun Sie, was Sie für Recht und Pflicht halten, für mich ist ohnedies alles Glück vorbei und verloren!“

Mit einem Segenswunsche der Gräfin schied der Künstler, belebt von einem wahren Feuereifer, die Verwirrung zu lösen, welche seine „fleur d'Atelier“ veranlaßt hatte. —

Nach einer langen Irrfahrt traf Dubois den Vicomte v. Ducormier mit seinen treuen Freunden, Oberst Montfleury und Capitain Bonaquet, welche ihn auf seiner Erholungsreise begleiteten, zu Cairo, als er kaum dort eingetroffen war. In vorsichtiger Weise näherte er sich den Letzteren, um den Genesenden nicht zu sehr aufzuregen, und durch deren Vermittlung kam er mit dem Vicomte in directe Berührung. Dessen allzu heißes Blut war durch die Ereignisse abgekühlt worden, auch litt er selbst unsagbar durch die Trennung von Clemence, welche er noch immer leidenschaftlich liebte, und durch die vorgelegten Beweise und erhaltenen Aufklärungen war er seines unseligen Irrthums so klar überwiesen worden, daß er dem Maler zur Versöhnung die Hände reichte und ihn bat, ihm zu vergeben und zu vergessen, was seine überschäumende Leidenschaft verbrochen hatte. Dubois, eine echte, edle Künstlernatur, welcher sich nicht ganz frei sprach von der Mitschuld an diesen Mißverständnissen, weil er einen Kopf, dessen Provenienz ihm nicht auf das Entschiedenste klar gewesen, für dieses gewagte Sujet benützt hatte, reichte hochbeglückt seine Hand zur Versöhnung und athmete jetzt erst wieder freudig auf, während ihn bisher trübe Gedanken, wie ein Alp, seines frohen Lebensmuthes beraubt hatten.

Alsbald gingen Briefe voll Zerknirschung und Reue, voll Schwüren und Verheißungen, an welchen die Liebe so reich ist, an die Gräfin und Clemence von Seite des Vicomte ab, und wurden von der Greisin mit Freude aufgenommen. Clemence dagegen blieb noch traurig, denn sie war zu tief verletzt und noch blutete die Wunde, welche Anatols Mißtrauen ihr geschlagen hatte. Sie meint, er könne sie nicht wahrhaft lieben, weil er sie einer solchen That für fähig gehalten habe. Ohne Vertrauen gäbe es aber keine wahre Liebe.

Die Gräfin nahm jedoch mit aller Entschiedenheit für den Vicomte Partei und meinte unter Anderem: wer allen Anzeichen und Ereignissen gegenüber in allen Verhältnissen den Gleichmuth bewahre, könne doch nicht lieben, denn Gleichgiltigkeit für die Ehre des geliebten Wesens sei unmöglich, im Gegentheile die lebhafteste Fürsorge für ein Erforderniß. Wer aber, ungeachtet drohender Anzeichen, in stoischer Ruhe verharre, laufe Gefahr, ein — „Dupe“ zu werden, wie sie die moderne Poesie mit Vorliebe dem Gelächter preisgibt. Sie solle sich nur selbst in *seine* Lage, dem gedachten unglückseligen Zusammentreffen der Umstände gegenüber versetzen, und sich klar darüber werden, ob er zu glauben, zu vertrauen verpflichtet war. Sein allzu heißes Blut sei sicher durch die erhaltene Lehre abgekühlt worden, und zudem habe er sich für ihre Ehre geschlagen. Dadurch habe er als Ritter ohne Furcht und Tadel bewiesen, daß er sie wahr und innig liebe, denn für Ungeliebtes setze man sein Leben niemals ein.

Wie ein Wassertropfen im Laufe der Zeit einen Stein auszuhöhlen vermag, so gelang es den Worten der eifrigen Parteigängerin des Vicomte, Clemence's Kummer zu lindern und einen freundlichen Empfang desselben vorzubereiten, und dies um so mehr, als die Gekränkte jetzt deutlicher als jemals fühlte, wie glühend sie denjenigen liebte, der sie so tief durch sein Mißtrauen verwundet hatte.

Als endlich Anatol selbst eintraf, mußte er wohl das ganze Register ihrer Klagen und Vorwürfe anhören, aber er ertrug es mit exemplarischer Ergebenheit; las er es doch im Vorhinein in ihren lieben Augen, daß der Schlußpunkt die Versöhnung sein werde, welche sie auch thatsächlich veranlaßte, in seine Arme zu sinken. Dagegen war sie nicht von der Bedingung abzubringen, daß ihre Hochzeit erst in einem Jahre stattfinden dürfe; das Probejahr sollte es beweisen, ob seine Reue echt und wahr sei, um auf dieser Grundfeste ein dauerhaftes Glück aufzubauen.

Anatol bestand diese Prüfung vorzüglich, und als die glänzend gefeierte Hochzeit vorüber war, zog das überglückliche Ehepaar in sein herrlich ausgestattetes Palais ein, in welchem für die stolze Gräfin Saint-Geran ein eigenes Appartement mit auserlesener Pracht eingerichtet war, so daß die verwöhnteste Aristokratin nichts auszusetzen fand.

In der nächsten Nähe des Palais Ducormier hat sich dermal bereits der Maler Dubois angesiedelt und dem edlen Genre der historischen Bilder, wie der Portraits im großen Style zugewendet. Er ist ebenso beliebt und gesucht, als glücklich verheiratet. Er hat eine Studienreise an den Rhein seinerzeit angetreten und sich von dort eine ebenso hübsche, als brave, echt deutsche Hausfrau mitgebracht.

Beide Ehepaare leben in herzlichster Eintracht und so still vergnügt, daß selbst der passionirteste Ehebruchdramen-Dichter für seine Poesien von mehr als zweifelhaftem Werth hier keinen Stoff zu finden vermag.

Wenn der Künstler irgend etwas mit Bedauern erfüllen kann, so ist es nur die Erinnerung an den Umstand, daß der Grundstein zu seinem Glücke und seiner Berühmtheit denn doch nur durch das gewagte, minderwerthige Bild „fleur d'atelier" und durch den von diesem hervorgerufenen Scandal gelegt worden war. Allein das ist der jetzige Lauf der Welt; denn in dem Jahrhunderte des täuschenden Scheines und des Schwindels entscheidet nicht so sehr der innere Werth, als vielmehr der Effect, welchen man irgendwie zu erzielen vermag, — dies ist der Götze, welchem Jedermann heute huldigt!

Gedichte

von

Marie von Najmájer.

Kirchlein am Walde.

Du Kirchlein am Walde, von Andacht erbaut,
Das segnend vom Bergkamm in's Thal niederschaut,
So Ehrfurcht erweckend und lieblich zugleich,
Ein Kindesang', spiegelnd das himmlische Reich —
Wie wardst Du mir theuer, wie bist Du mit traut,
Seitdem ich, fast Kind noch, zuerst Dich erschaut!

Nicht opfert auf Deinem so schlichten Altar
Der Priester in prunkendem, gold'nen Talar,
Nicht sammeln sich Sonntags in gleißender Zier
Voll weltlicher Eitelkeit Menschen in Dir,
Nicht wallfahrten irdische Wünsche herein,
Ein Wunder erflehend, und opfernd am Schrein.

Gesammelten Sinnes nur steigt zu Dir auf,
Wer fern von der Dinge alltäglichem Lauf
Des göttlichen Dulders und Heilands gedenkt,
Und dann in sein besseres Selbst sich versenkt.
Ist doch als Calvarienhöhe geweiht
Der Berg, den Du krönst in der Waldeinsamkeit.

O Kirchlein am Walde, wie wallt' ich so gern
Dir zu, dem Getriebe des Tages so fern!
Der Wald hinter Dir war mein heiliger Hain:
Denn weihevoll trat ich zum Gotte dort ein,
Der früh mir die Seele gelöst im Gesang,
Ihm priesterlich dienend aus innerstem Drang.

O Kirchlein! wie rauschte vorüber im Flug
Der Zeiten zerstörender schaffender Zug,
Seitdem ich, fast Kind noch, zuerst Dich erschaut,
Auf lieblicher Höhe von Andacht erbaut!
Doch segnend wie damals noch schaust Du in's Land,
Und niemals entweiht' ich mein Priestergewand.

Mondesaufgang.

Hoch von grün umrankter Terrasse schau' ich
Still hinaus zum scheidenden Tag, dess' Klarheit
Langsam nur entweicht auf des Sommers lichten,
Rosigen Flügeln.

Goldhell aus dem lieblichen Grün der Reben
Hebt sich noch manch' reifendes, weites Kornfeld,
Doch die schlanke Reihe der Pappeln ragt stets
Dunkler und dunkler.

Sieh'! am tiefblau werdenden Himmel steigt jetzt
Groß der Vollmond auf, gesättigt in dunklem Feuer,
Prachtvoll, überwältigend ganz durch seine
Scheinbare Nähe.

Sonnenhaft, doch nimmer das Auge blendend,
Nein, es süß berauschend, so schwebt er höher
Ueber alles Land, das ein später Lichtschein
Sanft noch umkleidet.

Einer Jungfrau gleich, deren inn'rer Reichthum
Ungenützt an rosiger Lebensschwelle,
Dennoch ahnungsvoll schon ihr ganzes Wesen
Herrlich durchfluthet,

Kündend, was für Kräfte sich da entfalten
Eine Welt durchstrahlend in Liebesfülle —
Also schwebt die Leuchte der künftigen Erdnacht
Hin durch den Aether.

Vor so herzbewegender Schönheit steh' ich
Sprachlos, ganz mir selber entrückt, als hätt' ich
Dieses Schauspiel kreisender Himmelskörper
Niemals gesehen.

O Natur! erlösender, reiner Zauber,
Ew'ge Jugend! uraltes, höchstes Wunder!
Sei im Walten Deiner Gesetze staunend
Immer gepriesen!

Gedichte

von

J. Tandler.

Im Fest-Album der Dichterin Marie Louise von François.

Schnallt die Rüstung um die Glieder
kampfesmuthig eine Frau,
ringt die Manneshand, gar rauh,
leichtlich in den Sand sie nieder.

Wenn die Dichter-Amazone
kühn die Harfe uns entwand,
reicht dieselbe rauhe Hand
huld'gend ihr die Siegeskrone.

Wer ist berufen!

Das Herz wird leicht im heil'gen Zorn entbrannt
bei jeder Kunde, daß fortan das Rohe
mit Untergang das Edelste bedrohe,
doch hat zur That nicht jedes sich ermannt.

Wer mit sich selbst in argem Streite liegt,
wem Wahn und Zweifel noch die Kräfte lähmen,
der zögere, die Kämpfe aufzunehmen
mit einer Welt, die keiner noch besiegt.

„Ich bin's."

Die Dämm'rung wob durch meines Stübchens Raum
ein Fädchen für den nah'nden Dichtertraum;
da glittst Du leise durch die off'ne Pforte,
mich grüßend mit dem süßesten der Worte:
„Ich bin's!"

Du bist's! Du bringst den morgenlichten Tag,
die Blütenzeit, den Nachtigallenschlag;
die eingesargten Wonnen, all' das traute
Geflüster wecken Deine Liebeslaute:
„Ich bin's!"

Du bleibst mir nah' und sollt's zu Grabe geh'n;
wenn kalt des Todes Fitt'ge mich umweh'n,
die Sinne, die Dich suchen, sich umdüstern —
dann werden Deine Lippen mir noch flüstern:
„Ich bin's!"

Verbüß' ich einst in Qualen meine Schuld,
nur Gnade hoffend von des Himmels Huld,
und bringt ein Engel die Erlösungskunde —
Du wirst es sein, ich hör' aus Deinem Munde:
„Ich bin's!"

Frauenbilder

aus Habsburg-burgundischem Stamme.

Historische Skizze

von

M. Heyret.

Fast bis zu den Anfängen der hochedlen Habsburger Dynastie reichen die Verbindungen derselben mit den in Schönheit und Anmuth prangenden Fürstinnen des Hauses Burgund. Schon Kaiser Rudolf I. hatte sich am 5. Februar 1284 mit der 14jährigen Tochter Otto IV. Grafen von Burgund vermält. Die Prinzessin, welche sich durch hervorragende Schönheit ausgezeichnet, überlebte ihren kaiserlichen Gemal und zog sich als 22jährige blühende Witwe wieder nach Burgund zurück. Ebenso reichte Katharina, Philipp's des Kühnen von Burgund Tochter, 1381 Leopold IV. dem Dicken, Herzog von Oesterreich, die Hand am Altare. Die Ehe blieb kinderlos; Katharina überlebte Leopold um 14 Jahre. Er war am 3. Juni 1411 gestorben, sie hatte 1425 das Zeitliche gesegnet. Seinerzeit die wichtigste und für Oesterreich ersprießlichste jener Verbindungen war freilich jene des ritterlichen Maximilian I. mit der jugendlichen Maria von Burgund, der einzigen Erbin reicher Lande, einer lockenden Braut, die mit Reichthum und Glanz auch Schönheit, Anmuth, Geist und Frohsinn vereinte.

Maria stammte aus Karl des Kühnen zweiter Ehe mit Isabella von Bourbon. Sie wurde am 13. Februar 1457 zu Brüssel geboren. Die herzogliche Großmutter Isabella von Portugal hielt sie im Vereine mit dem Dauphin von Frankreich, deren späteren Erbfeind, als Pathen zur Taufe.

Eine außergewöhnliche Pracht ward bei den 14tägigen Feierlichkeiten aus diesem Anlasse entfaltet. Maria hatte ihre treffliche Mutter kaum gekannt und nur kurze Zeit war der schützende Blick des Großvaters, Philipps des Gütigen, auf ihr geruht. Zu früh für die Kleine schieden Beide aus dem Leben, somit stand dieselbe von ihrem achten Jahre an unter der harten Zucht des Vaters.

Karl der Kühne war ein fester aber auch ein trotziger Charakter; zarte Verhältnisse des Blutes kannte und achtete er nicht. Zum Glücke für Maria wurden ihr als Hofmeisterinnen zwei, durch geistige und sittliche Vorzüge gleich ausgezeichnete Frauen beigegeben. Der feine Tact dieser beiden Damen, sowie der übrigen Leiterinnen ihrer Jugend hatte die physischen und geistigen Kräfte gleichmäßig geübt und deren Fähigkeiten um so reicher entwickelt. Die zarte Prinzessin lernte den Zelter trotz dem gewandtesten Ritter tummeln und die gefährlichen Vergnügungen der Jagd bestehen. Die Musik mit ihren edlen Genüssen, das Schachspiel mit seinem anstrengenden Vergnügen, der Schlittschuhlauf und andere Spiele dieser Art gehörten zu den Zerstreuungen, denen sie sich gerne hingab. An Sagen, Liedern, Chroniken und Geschichtsbüchern, die Thaten der Ahnen sowie der Zeitgenossen verherrlichend, hatte die Fürstin das lebhafteste Gefallen. Die früh verstorbene Mutter ersetzte eine geistvolle Prinzessin, die sich der Waise liebend näherte und ihr mütterliche Zärtlichkeit in hohem Grade bewies. Es war dies eine Engländerin, Margarethe von York, welche nicht geringen Einfluß auf die hohe, geistige Ausbildung der Stieftochter genommen hatte.

In ihrer äußeren Erscheinung erinnerte Maria einigermaßen an die Züge des Vaters, doch strahlte das Auge freundlicher in Milde und Güte und eine gewisse Lebhaftigkeit machte sich in allen Bewegungen kund. Die Gestalt war edel und von vollendetstem Ebenmaß. Durch die beständigen Kreuz- und Querzüge des nimmer rastenden Herzogs von einem Ende des Reiches zum anderen glich der Hofstaat eher einem wandernden Nomadengezelt, das abwechselnd zu Brügge, Gent, Brüssel, Mecheln ꝛc. seinen Sitz aufgeschlagen hatte. So empfing denn Maria, welche in Gesellschaft der liebenswürdigen Margarethe, sowie ihrer trefflichen Großmutter, diese Expeditionen mitmachte, schon früh die verschiedenartigsten Eindrücke. Jedenfalls war sie um ihrer vielen Vorzüge willen, sowie auch ob ihrer einnehmenden, liebenswürdigen Erscheinung an sich schon eine begehrenswerthe Braut; die politischen Verhältnisse jener Zeit aber machten deren Besitz nur um so wünschenswerther. Nicht weniger als 12 Bewerber um die Hand der schönen burgundischen Fürstin waren denn auch aufgetreten. Schon zu Lebzeiten des Vaters hatte sich Friedrich der III. von Oesterreich für seinen Sohn Maximilian um dieselbe bei Karl dem Kühnen beworben. 1473 waren

die ersten diesbezüglichen Unterhandlungen gepflogen worden. Bei der politisch merkwürdigen Zusammenkunft Friedrichs III. mit Karl dem Kühnen zu Trier, welche vor der Belagerung von Neuß stattfand, vollzog sich eidlich die förmliche Verlobung; bald aber hatte der Kaiser die Ueberzeugung gewonnen, daß man ihn nur zu äffen suche, um politische Vortheile von ihm zu erlangen, nicht aber um ein Ehebündniß zu erzielen, und entfernte sich heimlich von Karl des Kühnen Hoflager. Hiemit schien die Angelegenheit abgeschlossen zu sein; doch dem war nicht so. 1475 wurden die Unterhandlungen burgundischerseits von Neuem aufgenommen; der Bräutigam forderte die Wiederbestätigung des einst geschlossenen Verlöbnisses und diesmal wurde sie ernstlich gewährt. Ein reitender Bote ward zur herzoglichen Braut entsandt mit einem Brieflein, die frohe Kunde enthaltend. Freudetrunken erbrach es Maria; aber in ihrer Erregung vermochte sie es nicht zu lesen. Ein edler Ritter hatte sie mit dem Inhalte vertraut gemacht.

Die Prinzessin, schon früh in ihr Schicksal ergeben, einst als Opfer des Ehrgeizes und der Politik dem Staate zu dienen, betrachtete alle ihre Freier nur durch die Brille des Vaters. Jetzt freute sie sich, daß die Politik kein hartes Opfer forderte, indem es ihr Schicksal an einen stattlichen, männlich schönen Jüngling von hervorragendem Geiste knüpfte. Auch Maximilian war froh über die Wendung der Dinge, da Maria ebensosehr ein bedeutender Ruf unwiderstehlichen Liebreizes und holder Anmuth voranging. Uebrigens sollte ein unverhofftes Ereigniß diese Verbindung noch ernstlich in Frage stellen. Karl der Kühne, im Kriege mit den Schweizer Eidgenossen bei Granson und Murten aufs Haupt geschlagen, verlor am 5. Jänner 1477 im 44. Lebensjahre sein unruhvolles Leben. Niemand wagte es, der Tochter diese Trauerbotschaft zu überbringen; Margarethe von York war hiezu ausersehen. Maria hatte nicht nur einen Vater zu beweinen, sie selbst gerieth durch diesen Umstand in die gefahrvollste Lage. Die Blüthe des burgundischen Adels lag erschlagen, die Finanzen waren erschöpft und ein Theil der Unterthanen neigte zur Empörung. König Ludwig XI. von Frankreich hielt es eben für den geeignetsten Augenblick, die Rebellion anzufachen; wollte er doch dadurch die Hand der Kronerbin für seinen achtjährigen Sohn Karl erzwingen!

Maximilian und Maria aber hielten an dem Verlöbnisse fest. In zärtlichen Briefen sprachen sie das Vertrauen auf die Ueberwindung der großen Schwierigkeiten aus. Uebrigens war auch Kaiser Friedrich für seinen Sohn nicht unthätig geblieben. Sowohl öffentlich als insgeheim hatte er es sich angelegen sein lassen, die Gunst der mächtigen niederländischen Stände zu erwerben. Er fertigte eine ansehnliche Deputation, an deren Spitze der Churfürst von Trier und der Bischof Georg von Metz. Sie überreichten bei

ihrer Audienz das Bildniß des Erzherzogs, das die Braut hochentzückte und welches sie, wie der Chronist bemerkt, wohl zwanzigmal des Tags an die Lippen führte. Zu Gunsten Maximilians sprach zudem der Haß des niederländischen Volkes gegen jede Verbindung mit Frankreich aus Furcht vor Zerstückelung. Nur Marien's Vermälung mit einem mächtigen Fürsten konnte ihm Schutz gewähren und die Einheit erhalten. Auch befürwortete diese Verbindung Margarethe von York, welche in zahlreichen Schreiben den jungen Freier ermuthigte und kein Opfer zu diesem Zwecke scheute.

Am Tage Mariä Himmelfahrt des Jahres 1477 standen die Brautleute endlich am Ziele ihrer Wünsche. Erzherzog Maximilian hielt an der Spitze einer glänzenden Gesandtschaft seinen Einzug in Gent. Hingerissen von dem Anblicke des blühenden Jünglings, der in silberner Rüstung durch die Menge über die dicht besetzten Treppen des Schlosses hinauf eilte und seiner Braut zu Füßen sank, brach Maria in Thränen aus und rief ihm, das Antlitz zum Kusse zuneigend, entgegen: „Nun sei willkommen, Du edelstes deutsches Blut, nach dem mein Herz so lange sich gesehnt!“ Am 19. August fand die Vermälung in der Kapelle des Schlosses statt. Zu dem weiten Besitze des Hauses Habsburg gesellte sich nun ein Reich, dessen Grenzen die Fluthen der Nordsee bespülten und die Bergketten der Ardennen und des Jura einrahmten. Mit dem reichen Besitze übernahm das Haus Habsburg aber auch den Haß und die Eifersucht Frankreichs, der dritthalb Jahrhunderte nicht erlöschen sollte.

Ueber dem Portale des Stadtthores, durch welches Maximilian nach Gent einziehen sollte, hatte man die Inschrift angebracht: „Du bist unser Herzog; streite unsern Streit, und so Du es thust, werden wir in Allem Deinen Geboten gehorchen!“

Der edle Fürst hatte diese Aufgabe wohl erfaßt; denn, kaum an die Seite der burgundischen Fürstin gestellt, traf er ernstliche Anstalten, den Krieg mit dem Könige von Frankreich tüchtig zu betreiben und die Rechte der Frau seines Herzens zu wahren und zu schirmen. Es war eine wilde sturmbewegte Zeit voll Kriegswirren und Unruhen, in welcher es des ganzen Mannesmuthes und der Tapferkeit des edlen Ritters bedurfte, um die Feinde in Zaum zu halten, sie aus ihren festen Positionen zu treiben und zu besiegen, während Maria all' ihre Anmuth, ihren Geist und die durch reiche politische Erfahrungen gewiegten Rathschläge ihrer Stiefmutter anwenden mußte, die Zügel der Regierung im Innern zu führen und die Treue und Anhänglichkeit ihrer Unterthanen zu befestigen und zu wahren. Mitten in diesen unruhvollen Zeiten entwickelte sich aber am herzoglichen Hofe ein schönes und rührendes Familienleben. Maximilian benutzte jeden Moment des Waffenstillstandes, das reine Glück seiner Ehe zu genießen.

Margarethe von York war dem Paare eine liebevolle mütterliche Freundin geworden, die in ihm und nur für dasselbe lebte. Man unterhielt sich am Hofe mit Musik und Poesie, wohl auch mit Kunst- und wissenschaftlichen Studien. Der „Weißkunig" erzählt viel von dem wechselseitigen Sprachunterrichte, den die erlauchten Herrschaften so erfolgreich betrieben. Auch an Frohsinn und Scherz fehlte es nicht, wozu Maria mit ihrem angeborenen Witze nicht wenig beitrug.

Das Glück der Familie wurde nur noch erhöht, als Maria am 22. Juni 1478 ihren Gemal mit einem Söhnchen beschenkte, das in der Taufe den Namen Philipp erhielt. Das ganze Land jubelte ob dieser Freudenbotschaft und Maximilian war außer sich vor Wonne. Er war eben im Lager zu Pont-à-Vendin und brannte vor Begierde, sein Kind in die Arme zu schließen. Zwei Jahre später erweiterte sich der Familienkreis, indem die Fürstin am 10. Jänner ein Töchterchen geboren hatte. So ernst und trübe auch die Zeiten waren, gestaltete sich dieses Ereigniß doch zu einem heiteren Familienfeste, zumal die Kleine der geliebten Stiefmutter zu Ehren Margaretha genannt wurde.

Am 2. September 1481 hoffte man abermals in der Hofburg zu Brüssel einen Freudentag zu begehen, indem man die Geburt eines zweiten Prinzen mit Namen Franz feierte; aber es war dies nur ein flüchtiger Schein von Glück; das schwächliche Kind sank alsbald wieder ins Grab. Uebrigens sollte dieser Schlag nur der Vorbote eines größeren Unglückes sein, dem Maria selbst zum Opfer fiel.

Im Anfange März 1482 war es; man wollte zur Falkenjagd reiten. Die Fürstin mit ihrem Sperber, und von ihren Frauen geleitet, war vorneau. Sie freute sich von Herzen, dieses Vergnügen mitmachen zu können. Verschiedene Reiher waren bald gefangen worden und die Prinzessin, ungewöhnlich heiter über den Erfolg, ritt immer rascher durch den Wald, bis sie auf einem Baume einen besonders großen Reiher erblickte, nach welchem sie ihren Vogel alsbald fliegen ließ. Das Pferd wollte jedoch nicht vorwärts, da ein Wassergraben hemmend dazwischen lag, und als sie es zum Sprunge zwang, scheute es und warf die Reiterin so unglücklich ab, daß sie an einen Baumstrunk fiel und das Pferd über sie zu liegen kam. Es war ein tödtlicher Fall, dem sie erliegen sollte. Einige Rippen waren gebrochen, der Baumstrunk in den Leib gedrungen. Am 27. März 1482 hauchte sie ihr junges Leben aus. Das Land betrauerte tief seine edle Herrscherin, Maximilian aber war der Verzweiflung nahe. In seinem herbsten Schmerze schwor er: „Nie, so lange ich lebe, werde ich dies traute Weib vergessen!" und er hielt Wort; noch in späteren Jahren erweckte die Erinnerung an sie ihm Thränen der Sehnsucht nach dem verlorenen Lebensglück. Er fand es

in den Armen keiner andern Frau wieder. Seine Zärtlichkeit ging verdoppelt auf die hinterlassenen Kinder über, von denen Philipp der Mutter und des Vaters Schönheit und Ritterlichkeit, Margaretha aber beider Eltern Verstand und Geist geerbt zu haben schienen.

Von besonderer Bedeutung für die Geschichte der burgundischen Lande war eben jenes Töchterchen, die als Mittel der Versöhnung mit Frankreich eine so hervorragende Rolle spielte. Die merkwürdigen Schicksale Margarethens bieten einen Stoff, würdig eines Romanciers. Kaum zwei Jahre alt, mit dem Sohne Ludwigs XI. von Frankreich verlobt, mußte sie die Reise nach Paris antreten, da der König sich anheischig gemacht hatte, sie selbst erziehen zu lassen. Nach einem prächtigen Einzuge in Paris wurde die zweijährige Verlobte mit ihrer Amme nach Schloß Amboise gebracht, wo sie ihre Erziehung erhalten sollte. Die Verbindung der reichen Erbin Burgunds mit dem nachmaligen König Karl VIII. galt als Pfand des langersehnten Friedens, dessen Siegel die in einem Jahre festlich begangene Vermälung bildete. Die Zeit der Kindheit war denn für die Prinzessin ungetrübt dahingeflossen. Sorgfältiger Unterricht in der Literatur und Kunst bildete ihren Geschmack in einer Weise, daß sie selbst später glänzende Proben hievon ablegte. Die friedliche Ruhe auf Schloß Amboise sollte jedoch durch ein unvorhergesehenes Ereignis bald gestört werden. Die Werbung Maximilians, Margarethens Vater, um die Hand der verwaisten Anna von Bretagne, einer reichen Erbin und gefürchteten Nachbarin Frankreichs, ärgerte Karl VIII. gar sehr, und da alle Mittel zur Hintanhaltung dieser Verbindung erfolglos blieben, scheute er nicht, der Braut auf ihrer Brautfahrt aufzulauern, sie zu rauben und selbst zu ehelichen.

Margaretha, die vierzehnjährige rechtmäßige angetraute Gemalin, war hiemit vacant geworden. Man zwang sie, auf alle ihre Rechte auf Frankreich Verzicht zu leisten und schickte sie einfach nach Burgund zurück. Die Prinzessin fühlte die Schmach, die man ihr als burgundisch-habsburgischer Fürstin angethan, tief, hoffte aber auf ihren Vater, der inzwischen den Kaiserthron bestiegen hatte, daß er sie rächen werde. Doch dieser war dem mächtigen Feinde gegenüber nicht minder machtlos. Ein Hoffnungsstrahl leuchtete; es war die Verbindung mit Spanien durch eine Doppelheirat, welche Frankreich seine italienischen Pläne zerstören sollte. Margaretha war hiemit dem Infant Don Juan bestimmt, dessen Schwester Johanna ihrem Bruder Philipp. Margaretha wurde nun thatsächlich Don Juan's Gemalin; doch nur wenige Monate und der schöne Traum war verflogen. Der blühende Gemal starb, die Frucht dieser Ehe, welche sie noch unter dem Herzen trug, sank bald nach der Geburt ins Grab. Margaretha war den Niederlanden wiedergegeben. Drei Jahre lebte sie dort ihrer Witwenschaft

unter ihren geliebten Burgundern, bis ihr Philibert, Herzog von Savoyen, die Hand bot und sie der theueren Heimat zum dritten Male entführte. Die Ehe war eine glückliche; aber auch sie trennte der Tod nur allzubald — in wenigen Jahren. Margaretha flüchtete abermals in die schönen Gefilde Burgunds; doch diesmal nicht allein um ihr Schicksal zu betrauern, sondern vielmehr, um zu herrschen. Die flämischen Provinzen waren nach Philipp's des Schönen Tod ohne Regierung und bedurften doch einer kräftigen, sicheren und milden Leitung so sehr. Margaretha war die geeignete Persönlichkeit zu diesem hohen Amte, denn sie besaß ein feines Gefühl, Scharfsinn, einen durchdringenden Geist und seltene Charakterfestigkeit. Die Bevölkerung empfing sie mit Jubel; hoffte man doch von ihr, der Eingeborenen, zumindest mehr Gutes, als von einem Fremden, und wahrlich man hatte sich nicht getäuscht. Das prächtige Regierungsgebäude in Mecheln war ihre Residenz. Sie bewohnte es mit ihren Mündeln: Karl V., Eleonore, Isabella, Katharina und Maria, den Kindern ihres verstorbenen Bruders, an denen sie nun Mutterstelle vertrat. Selten noch hatten die Niederlande eine Statthalterin ihr Eigen genannt, welche so großartigen und wohlthätigen Einfluß auf die europäische Politik ausgeübt. Ihr Wirken verdiente eingehendere Würdigung, als es der Rahmen eines Essays erlaubt; stand sie doch so hoch im Ansehen bei ihren Zeitgenossen, daß mehrere Fürsten sie zur Schiedsrichterin in strittigen Fällen erwählten. Sie gilt wohl als der größte Diplomat in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts; ein Ruhm, den sie sich durch ihre geschickten Unterhandlungen erwarb. England und Spanien waren durch einen für Castilien nachtheiligen Handelsvertrag verbunden; Margaretha führte die Lösung desselben und die Schließung eines für beide Theile vortheilhafteren herbei. Wer kennt nicht die Bedeutung des Vertrages von Cambrai, der allein dieser geistvollen Fürstin zu danken ist? Es handelte sich hiebei um die Feststellung des Verhältnisses zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich anläßlich des Krieges Julius II. gegen Venedig, wobei die beiderseitigen Interessen gefährdet waren. Es war eine schwierige Mission, deren sich Margaretha jedoch ruhmreich entledigte. Nicht minder glänzende Proben ihres diplomatischen Talentes legte sie durch die Zustandebringung des sogenannten „Damenfriedens" ab. Es war dies der Waffenstillstand nach der Schlacht von Pavia, welchen sie mit Louise von Savoyen schloß. Wenn endlich nach Maximilians Tode sein Enkel aus der Wahlurne als deutscher Kaiser hervorging, so verdankte er dies zunächst seiner hochherzigen Tante, welche ihn nicht nur zeitlebens politisch geschult hatte, sondern im entscheidenden Augenblicke auch all' ihren Einfluß geltend machte, all' ihre Liebenswürdigkeit aufbot und selbst vor riesigen pecuniären Opfern nicht zurückschreckte. Erholung von ihren schwierigen Regierungs-

geschäften, sowie von ihrer erziehlichen Thätigkeit, fand diese große Frau nur in der Pflege der Künste und Wissenschaften. Nicht nur, daß sie selbst auf künstlerischem Gebiete sich hervorgethan, bewies sie sich auch als hochherzigen Mäcen der Künstler. Dichter und Musiker zog sie mit besonderer Vorliebe an ihren Hof und schuf in den Niederlanden eine neue Glanzperiode der Künste und Wissenschaften. Ihren Lebensabend wünschte sie in Ruhe und Zurückgezogenheit in dem von ihr gestifteten Kloster Annunciade zu Brügge zu verbringen; doch kam es nicht zur Ausführung, da der Tod sie noch vorher am 1. December 1530 ereilte. Dankbaren Andenkens haben ihr die Niederländer zu Mecheln ein Monument errichtet; freilich erst 320 Jahre nach ihrem Tode!

Eine hochbedeutende Frau war dahingegangen; doch lebte ihr Geist noch lange in der Schule ihres Neffen und ihrer Nichte Maria in den Niederlanden fort. Maria, die Witwe des in der Schlacht bei Mohacs gefallenen Königs Ludwig II. von Ungarn, wurde im Jahre 1530 von ihrem Bruder Karl V. zur Regentin der Niederlande ernannt. In diesem Amte bewährte sie sich als die treue Schülerin ihrer Tante. In ihrer großherzigen Weise, in ihrem Geiste verwaltete sie es 25 Jahre lang, bis Kaiser Karl V. selbst die Ruder der Regierung niederlegte und sich in die klösterliche Einsamkeit von St. Just zurückzog. Alsdann verfügte auch sie sich nach Spanien, um in der Provinz Valladolid zwei Jahre später zu sterben. Auch ihr Andenken ist in Belgien ein gesegnetes, zumal sie das Land gegen die Usurpationen der Franzosen treulich schützte. Während letztere im Kriege mit Karl V. Metz belagerten, war ihr Heer in die Picardie eingedrungen und hatte gewaltige Verheerungen angestellt. In Belgien nennt das Städtchen Marienburg Maria ihre Erbauerin. Sie wird als eine Frau von männlichem Geist und mit reichen Kenntnissen begabt, geschildert. Besondere Gewandtheit bekundete sie in der Handhabung der lateinischen Sprache, deren sie sich in Wort und Schrift mit großer Fertigkeit bediente.

Nur wenige Jahre, nachdem Maria die Regentschaft in den Niederlanden niedergelegt, ergriff abermals eine hochbedeutende Frau die Zügel der Regierung. Es war Margaretha, die natürliche Tochter Karl des V. aus seiner Verbindung mit dem flandrischen Edelfräulein Johanna Vomgeest. Margaretha, von Karl V. als Tochter anerkannt, lebte am Hofe zu Brüssel, vermälte sich mit Alexander Medicis, Herzog von Florenz, und nach dessen Tode zum zweiten Male mit dem gewaltigsten Kriegshelden seiner Zeit, Octav Farnese, Herzog von Parma. Ihrer politischen Umsicht und genauen Kenntniß des Volkes wegen war sie von Philipp II. zur Statthalterin der Niederlande im Jahre 1559 feierlich ernannt worden; aber sie theilte nicht das Glück ihrer Vorgängerinnen. Nur trübe, sorgenschwere

Tage, stürmische Zeiten hatte sie in ihrer neuen Würde zu verleben, die sie nach achtjährigen Mühen zum Rückzuge zwangen. In die Zeit ihrer Regierung fällt der Bilderstreit, fallen Empörungen und Aufstände aller Art, die sie trotz ihrer Energie, gepaart mit Klugheit, nimmer niederzukämpfen vermochte. Freilich lag die Schuld nicht auf Seite dieser geistvollen Frau; ihr Abhängigkeitsverhältniß und der mächtige Einfluß eines Alba hatten den Umsturz bedingt. Wenn sie ob ihrer unverschuldeten Mißerfolge später verlassen und vergessen wurde, so daß sie ihrer Heimat für immer den Rücken kehrte und nach Italien zu ihrem Gatten flüchtete, so stehen besonnene Zeitgenossen nicht an, die schlimme Behandlung, welche sie erfuhr, als Undank zu bezeichnen.

Margaretha starb zu Ortona im Jahre 1586, doch nicht ohne die Genugthuung, ihren Sohn Octav Farnese als Statthalter der Niederlande proclamirt zu sehen.

Noch einer hervorragenden Frauengestalt an der Spitze der niederländischen Regierung möchten wir insbesondere erwähnen. Es ist dies Erzherzogin Maria Christine, die geistvolle Tochter der großen Maria Theresia. Die hervorragende Schönheit ihrer äußeren Erscheinung, ihre hohe geistige Bildung und ihr wohlthätiger Sinn machten sie zu einer der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit und die Niederländer konnten stolz sein, sie ihre Statthalterin nennen zu dürfen. Ihren ausgezeichneten Eigenschaften entsprechend, hatte sie dieses Amt an der Seite ihres Gemals, des Herzogs von Sachsen-Teschen, trotz aller Wirren und Unruhen, ehrenvoll bekleidet. Sie starb am 24. Juni 1798. Der Griffel eines Canova verewigte sie durch ein Denkmal. Belgien ward ein selbständiges Königreich, aber die Beziehungen des erlauchten Hauses Habsburg waren hiemit zu demselben nicht erloschen. Leopold, Herzog von Brabant, der Sohn König Leopolds I. von Belgien, hatte abermals einer edlen Habsburgerin die Hand am Altare gereicht. Es war die hoffnungsvolle Tochter des Palatins Josef von Ungarn, Erzherzogin Maria Henriette, welche am 22. August 1853 zu Wien durch Procuration vermält wurde. Ihr segensreiches Wirken in den Niederlanden entzieht sich, als der Neuzeit angehörend, der Besprechung des Historikers. Dem glücklichen Bunde aber entsproß am 21. Mai 1864 ein zartes Reis, bestimmt, am altehrwürdigen Stammbaume der Habsburger zu grünen und zu blühen. Es ist dies Erzherzogin Stephanie, unsere erlauchte Kronprinzessin.

Gedichte

von

S. G. Waldburg.

Bewegung.

Bewegung Alles — Alles ist Bewegung
Und sie der Urquell jeder Werdekraft,
Aus ihr entsprang die erste Lebensregung,
Die sich dem todesstarren Nichts entrafft;
Der erste Laut, der durch den Raum gedrungen,
Der in des Aethers Wogen ward zum Schall,
Bis siegesfroh das Schöpfungslied erklungen,
Der Weckruf für das ruhemüde All.
Bewegung ist die Zeit, die wirkt und waltet,
Die aufbaut und zerstört, die schafft und webt,
Die niederreißt, was mürbe und veraltet
Und Schutt und Trümmer wieder neu belebt.
Sie überwand das frosterfüllte Dunkel,
Im Kampf erglühend ward sie selbst zum Licht,
Bewegung ist des Sternes Glanzgefunkel,
Der Sonnenstrahl, der aus dem Luftkreis bricht.
Der auch die Erde füllt und ihr den Segen
Des unbegriff'nen Farbenspieles gibt,
Die Scholle tränkt und wie ein gold'ner Regen
In tausendfachem Daseinsdrang zerstiebt.
Und was ersteht mit jedem Frühlingshauche,
Und was erwacht mit jedem jungen Tag,
Bewegung ist's, sie wird zum Blatt am Strauche
Zum Vogelsang, zum Keim, zur Frucht am Hag.
Bewegung ist's, die durch die Höhen zittert
Als Sturm und brausend in die Tiefen greift,
Die See durchwühlt, den Urwaldstamm zersplittert,
Und von den Firnen die Lawine streift.

Der Sand der Wüste wird von ihr ergriffen
Und aufgeschreckt aus glutenheißem Traum,
Sie jagt den Wildstrom, der an Felsenriffen
Emporzischt und den Steinwall überschäumt.
Und wenn am Grat der grauen Berglandspitzen
Sich dunstgeschwängert Wolk' an Wolke ballt,
Entsendet sie in feuerfarb'nen Blitzen
Die Flammenzeichen ihrer Allgewalt.
Und Du — wenn Deines Blutes warme Wellen
Ans Herz Dir schlagen, wenn Dein starker Geist
Gedanken zeugt, die mächtig aufwärts schwellen
Und Deiner Kraft ein hohes Ziel sich weist;
Dann beuge Dich, vor dieser heil'gen Regung,
Erfasse sie und werde Dir bewußt:
Die Allmacht selbst — die Gottheit der Bewegung,
Sie wählte sich zum Tempel Deine Brust.

Die Hanne.

Hei, wie die Flamme zischt und glüht,
Es dampft am Herd die Pfanne,
Und von den Funken hell umsprüht
Steht dort die braune Hanne.

Sie fegt des Kessels dunklen Grund,
Sie schwenkt die schwere Kanne,
Es blitzt ihr Aug', es lacht ihr Mund,
Laut singt die braune Hanne.

Kein Vogel singt so hell wie sie,
So schlank ist keine Tanne
Und frischer nicht die Haideblüh'
Als sie, die braune Hanne.

Manch' schmucker Bursche kommt in's Haus
Und sagt: Nimm mich zum Manne;
Doch jeden scherzt sie keck hinaus
Die wilde, braune Hanne.

Sie pflügt und mäht zum Zeitvertreib,
Jagt hin mit dem Gespanne;
Ein halber Bub und doch ein Weib,
Ein ganzes Weib, die Hanne.

Staffa.

Auf Staffa's Felsengrunde,
Da liegt ein grauer Stein;
Es grub manch' Runenzeichen
Die wilde See hinein.

Die alten Götter haben
Ihm Wunderkraft beſcheert,
Dem, der den Stein betreten,
Dem wird ein Wunſch gewährt.

Auf Staffa's Felsengrunde,
Da fand auch ich den Stein,
Es glänzten rings die Wellen
Im Frühlingsſonnenſchein.

Ich aber ging vorüber
Das Herz von Wünſchen ſchwer —
Verſenkt hab' ich ſie alle
In's dunkelgrüne Meer.

Zum sechzigjährigen Dienstjubiläum

des

Erzherzogs Albrecht.

Von

Gustav Weisbrodt.

Es steh'n in festen dichtgeschloss'nen Reihen,
Mit frischem Tannenreis den Helm geschmückt,
Die Regimenter da in strammer Haltung,
Die Führer sprengen ordnend auf und ab . . .
Da, noch in weiter Ferne, aus der Wolke
Von Staub des durst'gen Bodens, aufgewühlt
Von hundert edler Rosse flücht'gen Hufen,
Hat, kaum erkennbar noch, sich losgelöst
Ein Reiterzug, im Glanz der Sonne schimmernd
Das reiche Rüstzeug und der Waffen Schmuck,
Kommt näher, wieder näher, immer näher,
Das Auge blendend, ist zur Stelle jetzt . . . .
Die Trommeln wirbeln, die Trompeten schmettern,
Die Fahnen senken sich zu stummem Gruß,
Der Kaiserhymne langgezog'ne Weise
Tönt hehr und kräftig durch die laue Luft —
Der Kriegsherr kommt der Krieger Ersten ehren,
Der Kaiser seines Reiches Feldmarschall,
Und durch die langen Reihen auf- und abwärts
Schallt das Commando: „Präsentirt 's Gewehr!"

Sei uns gegrüßt, erlauchter Sproß des Helden,
Der einst bei Aspern, seinem Heer voran
Die Fahne tragend in dem Kugelregen,
Dem Riesen des Jahrhunderts Halt gebot!
Sei uns gegrüßt, der selber bei Novara
Mit kühnem Vorstoß die Entscheidung gab,
Und nach Radetzky, seinem großen Meister,
Ein zweites blutiges Custozza schlug ...
Novara und Custozza, unzertrennbar
Strahlt ihre Glorie im Ehrenbuch
Des wohl einmal gebroch'nen, nie zerbroch'nen,
Des alten und glorreichen Oesterreich!
Sei uns gegrüßt, Du Treuester der Treuen,
Du Tapferster der Tapfern, sei gegrüßt,
Sei uns gegrüßt an Deinem Ehrentage,
Erzherzog Albrecht, Oest'reichs Stolz und Zier!
Voll sechzig Jahr' des Ruhmes und der Arbeit,
Der harten Arbeit und des höchsten Ruhms,
Hast Du geweiht, hingebungsvoll und selbstlos,
Des Kaisers und des Vaterlandes Dienst,
Im ganzen weiten Reich der beste Bürger,
Im ganzen Heer der wackerste Soldat,
Nicht rechts noch links wohlfeilen Weihrauch suchend,
Verkennung scheuend nicht von links noch rechts,
Streng in der Form, gesetzt, den Geist zu hüten,
Nicht haftend doch an leerem Formelkram,
Gehorsam strenge fordernd, weil gehorchen
Du selbst gelernt, der eklen Schmeichler stets
Dich wehrend, weil Du selber nie geschmeichelt,
Der Fahneneid Dir Deine einz'ge Richtschnur,
Dein einz'ger Compaß die beschwor'ne Pflicht,
Ein ganzer Mann, ein ganzer Oesterreicher,
Ein Oesterreicher noch aus jener Zeit,
Wo man das Reichsgefühl nicht nach Procenten,
Die Kaisertreue nicht nach Quoten maß,
Immer dort stehend, wo der Platz des Kaisers,
Dort fechtend, wo des Kaisers Banner weht!

Die Zeit ist hart und ernst. Der Tag kann kommen,
Wo auf die Spitze wiederum des Schwert's
Gestellt sind uns'res Oesterreichs Geschicke —
Er wird Dich wieder finden, dieser Tag,
Mag auch das Haar gebleicht sein Deines Scheitels,
In alter Treue und in alter Kraft,
Voran dem tapfern Heer, das Du geschaffen,
Das Du geführt in mancher heißen Schlacht,
Voran, den Kaiser und das Reich zu schirmen,
Voran zu Oest'reichs Ehr' und Oest'reichs Ruhm.

Noch gilt der alte Wahlspruch: „Für den Kaiser!“
Noch lebt die alte österreich'sche Art,
Noch welkte nicht der Lorbeer von Custozza,
Noch ist das Schwert von damals gut und scharf . . .
Bis an des Menschenlebens letzte Grenze
Erhalt' Dich uns, erhalt' Dich Oesterreich
Der Gott, der stets ob Oesterreich gewaltet
Und aufgerichtet es in Sturm und Noth!
Durch Kampf zum Sieg, per aspera ad astra,
Des Wahlspruchs sei'n wir Alle eingedenk,
Und Du, Erzherzog Albrecht, bist uns Bürgschaft,
Daß Oest'reich bleibt „in orbe ultima“.

Abu Adhem.

Nach dem Englischen des Leigh Hunter.

Von

B. L. Armstrong.

Abu Adhem erwacht nach süßem Traum
Und sah vor sich im monderhellten Raum
Wie lilienlicht ein Engel lieblich hold,
Sich schreibend neigte auf ein Buch von Gold.
Er sprach (der Friede gab ihm Muth dazu):
„Du Lichtgebilde, sprich, was schreibest Du?“
Der Engel hob den Blick voll Harmonie:
„Die Namen derer, die Gott lieben, sieh'“ —
„Und schriebst Du meinen?“ frug Abu Adhem —
„Nein“ war die Antwort. „Nun, so zeichne denn
Ihn auf als einen“, und er flüstert's leis',
„Der seine Brüder doch zu lieben weiß!“
Der Engel that's und plötzlich er entschwand.
Er kam die nächste Nacht; mit lichter Hand
Trug er die Namen derer, die Gott liebgewann —
Da stand Ben Adhem's Namen obenan.

Das Hofburgtheater

vor einem halben Jahrhundert.

Von

Hermann Meynert.

Der Uebernahme des Burgtheaters von Seite des Hofes, welche im Jahre 1776 gegen den Schluß des Faschings bekannt wurde, scheint anfangs nicht diejenige Bedeutung beigelegt worden zu sein, welche sich später herausstellte. Das amtliche „Wienerische Diarium" erwähnt jenes Vorgangs mit keiner Silbe und spricht erst einige Monate später — nachdem der erste Theaterzettel vom 8. April sich zu der Bezeichnung: „Nationaltheater nächst der Burg" verstiegen hatte — gelegentlich einmal von dem „Nationaltheater neben der k. k. Burg", als nämlich in letzterem am 29. Juli 1776 nicht ein deutsches Schauspiel, sondern eine von dem k. k. Theaterdichter Gamerra verfaßte und von dem ebenfalls bei der „Hofschaubühne" angestellten Musikmeister Salieri in Musik gesetzte vierstimmige, mit Ballets vermengte Hirtenoper zum ersten Male aufgeführt wird. Auch der „Hof- und Staatsschematismus" gedenkt in den nächstfolgenden Jahren noch keines Hof- und Nationaltheaters, sondern führt im „Theatralstaat" bloß den k. k. Hof- und Kammermusikdirector, den italienischen Poeten (Metastasio), den Theatralzeichner und den Theatralmaschinisten, dann die k. k. Hof- und Kammermusici mit Einschluß der Sänger und Sängerinnen an.

Man sieht, daß die Hände, welche das neue Verhältniß gründeten, noch nicht mit rechter Sicherheit eingriffen. Das Burgtheater war eben noch

nicht eigentlich fertig, als es vom Stapel lief, und konnte erst in voller Fahrt sich nach und nach ausbauen. Das aber that es redlich. Gehoben durch den Impuls, welchen sein großer Gönner Kaiser Josef II. ihm gegeben, schöpfte es aus sich selbst die Kraft, sich unter allen Schwierigkeiten zu behaupten und zu vervollkommnen.

Diese Schwierigkeiten wurden bald noch durch eine große Umwandlung vermehrt, welche an das Nachbeben eines gewaltigen Ereignisses geknüpft war.

Bis in die letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts hatte nämlich die Wiener Bühne sich hauptsächlich nach französischem Muster gebildet und entwickelt; Frankreich galt hier als die Musterschule des höheren Drama's. Die Aesthetiker Wiens sahen es zu jener Zeit nicht gern, daß hin und wider auch der „Shakespear'sche Geschmack" zum Durchbruch kam, und auf anderer Seite zweifelte man daran, „ob es einen durchaus guten Conversationston in Deutschland gebe." So richtete man denn seine Blicke und sein Hoffen immer wieder nach Paris.

Da plötzlich wurde durch den Ausbruch der französischen Revolution alles anders gestaltet. Das Wiener Publikum, erschreckt durch die grellen Scenen, welche sich in Frankreich abspielten, wendete sich von dem früheren Vorbilde ab und die bisherigen Normen, welche seit der dem Censor der deutschen Schauspiele, Regierungsrath Hägelin, vor damals nahezu zwanzig Jahren ertheilten Instruction die nämlichen geblieben waren, wollten jetzt nicht mehr ausreichen. Man gewann eine zeitlang überhaupt einen anderen Gesichtspunkt selbst für solche Schauspiele, welche man früher unbeanständet gelassen hatte. Einige dramatische Dichtungen Schiller's zum Beispiel wurden empfindlich von dieser veränderten Strömung getroffen, weil — so wurde seine Richtung officiös aufgefaßt — sein Idealismus im Guten wie im Bösen Bedenken errege.

Alles drängte nun auf ein schärferes Sittengepräge zurück. Mit den guten Sitten aber sollte zugleich der Anstand berücksichtigt werden und man suchte hiebei in der Selbstachtung des Auditoriums eine Unterstützung zu finden. „Das Publikum," so äußerte sich der genannte Theatercensor in einer von ihm 1795 höheren Orts vorgelegten Denkschrift, „muß als eine gesittete, wohlerzogene Gesellschaft angesehen werden, gegen die man die Achtung nicht verletzen darf. Was also in einer solchen Gesellschaft ohne Anstoß gesagt werden kann, der Gegenstand sei welcher er wolle, dasselbe kann auch auf dem Theater gesagt werden."

Es hielt jedoch schwer, das Bühnenwesen im Allgemeinen mit jenem besseren Geiste zu durchdringen, denn Wien war damals mit einer Unzahl von Privattheatern oder „Hauscomödien" überschwemmt, welche sich der

Beaufsichtigung entzogen. Auch die Vorstadttheater sagten zu jener Zeit ihrem Publikum nicht immer bloß solche Dinge, welche in eine „gesittete, wohlerzogene Gesellschaft“ paßten; die Komiker verstanden es, durch Mienenspiel, Geberden und Kunstpausen manchen Stellen ihrer Rolle einen ganz anderen Sinn zu geben, als er im Wortlaute lag, oder brachten auch wohl eigene Einfälle mittelst kecken Extemporirens an den Mann.

Weil daher im Februar 1795 ein Handbillet an den obersten Hofkanzler gerichtet wurde, welches den Zweck hatte, in Bezug auf die Haltung der Vorstadtbühnen die Zügel straffer anzuziehen, glaubte der Vicedirector des k. k. Hoftheaters Baron Braun den Augenblick geeignet, sich eine Art Dictatur über das gesammte Theaterwesen der Residenz zu verschaffen. Er überreichte im Mai 1796 ein Gesuch, in welchem er bat, daß der obersten Hoftheatraldirection eine allgemeine Censur und die politische Aufsicht über alle Wiener Schauspiele aufgetragen werden möchte, „damit dieselbe jenen Geist der Sorgfalt und Behutsamkeit, den sie in den k. k. Theatern herrschend zu machen bisher bemüht gewesen, auch auf den Nebentheatern verbreite.“

Wenn dieser Antrag durchgegangen wäre, so würde die leichtgeschürzte komische Muse, welche auf den Vorstadtbühnen gaukelte, vor jenem unerbittlichen „Geiste der Sorgfalt und Behutsamkeit“, wie der Antragsteller ihn herbeiziehen wollte, erschreckt die Flucht ergriffen, das dem Publikum liebgewordene Volksschauspiel die Möglichkeit einer Existenz eingebüßt haben.

Aber auch das Burgtheater würde nur scheinbar dabei gewonnen haben. Wohl hätte es eine Art Alleinherrschaft erlangt, indem es den Vorstadtbühnen gewissermaßen als Schema aufgenöthigt worden wäre, aber im Besitze eines solchen zwingenden Monopoles würde ihm der belebende, vorwärts drängende Wetteifer entgangen sein, welchen es zu seiner weiteren Entwicklung nicht entbehren konnte.

So war es denn für beide Theile nur vortheilhaft, daß das Directorium in cameralibus et publico-politicis, welches sein Gutachten über den Braun'schen Antrag abgab, die Sache in einem milderen Lichte auffaßte, gegen die gerügten Uebelstände die gewöhnliche Theatercensur und das strenge Verbot des Extemporirens ausreichend fand und daß somit jener Antrag nicht bewilligt wurde.

Das Burgtheater war daher mit diesem Verluste eines Scheinvortheils vielmehr einer Gefahr entronnen. Es durfte sich jetzt ungehinderter in dem Gegensatze ausbilden, welcher in seiner Stellung und Bestimmung lag, und man konnte vielleicht die Bemerkung machen, daß seit dieser Zeit, wo es einem schon zu vorherrschend gewordenen fremdländischen Einflusse sich mehr entrückt sah und nach innen seine Wirksamkeit deutlicher abgegrenzt wußte, seine wahre Farbe immer bestimmter hervortrat.

Wir überlassen es für eine Reihe von Jahren seinem ruhigen Fortschritte und nehmen unsere Betrachtung erst bei jenem Zeitpunkte wieder auf, in welchem es die unmittelbare Vorstufe zu derjenigen höheren Bedeutung erreichte, deren Epoche der eigentliche Gegenstand dieser gedrängten Schilderung sein soll.

Im Jahre 1814 trat der völlig für seinen Beruf geschaffene Josef Schreyvogel thatsächlich als artistischer Director an die Spitze des Burgtheaters, welches unter seiner Leitung, wenn auch noch nicht die äußerste Höhe, doch alle Fähigkeiten erlangte, jene Höhe zu gewinnen. Ein berühmter Dichter hat ihn als „eine Art Lessing, allerdings in gehörigem Abstande" bezeichnet. In Wirklichkeit hatte Schreyvogel vielleicht größere Aehnlichkeit mit Ludwig Tieck als mit Lessing, und traf auch in seinen Richtungen mehr mit ersterem zusammen. Dem Institute eine bestimmtere Richtung zu geben, an welcher es bisher gefehlt hatte, war aber eben seine Hauptaufgabe.

Ernste Schwierigkeiten waren es, die dem geistvollen, strebsamen Manne gleich im Beginn entgegentraten. Von dem Wesen und Trachten der Vorstadtbühnen streng geschieden, bei fast verpönter Popularität, durfte das Burgtheater seine Heimat nicht auf das städtische Weichbild beschränken, sollte sich vielmehr dem großen dramatischen Leben anschließen. Dabei gab es jedoch mancherlei Hindernisse, denn die damals herrschenden Staatsmaximen machten es nicht leicht, sich auf die hohe Flut der Gedanken hinauszuwagen. Behutsam, wie man eine Papyrusrolle aufwickelt, trachtete Schreyvogel gleichwohl auf der ihm zugewiesenen Bühne den Geist des höheren Drama zu entfalten. Aber dieses ging bloß bis zu gewissen Grenzen hin, welche nach Zeit und Anlaß sich bald erweiterten, bald verengten.

Dem Lustspiele war verhältnißmäßig ein freierer Spielraum gegönnt und wohl oder übel mußte Schreyvogel daher den Schwerpunkt in dieses legen. Nur verwies hier der Mangel an heimischen productiven Kräften meistens auf einen Passivhandel mit Frankreich und es boten sich ihm auch sogleich flinke Uebersetzer zur Vermittlung an. Weil diese aber fruchtbarer waren als er wünschte, und minder wählerisch als seine Geschmacksstrenge es zuließ, sah er sich nach einer zweiten Quelle um und fand sie auf spanischem Boden. Unter seiner geschickten Behandlung erwuchsen ihm dort edle Früchte und seine wohl noch jetzt der Bühne nicht ganz entfremdete „Donna Diana" war eine Probe jener höheren Gattung des Lustspiels, wie sie seinem hochgebildeten Geiste vorschwebte.

In Bezug auf die Darstellungsweise wurde ihm seine Aufgabe dadurch erleichtert, daß das Burgtheater sich unwillkürlich freier als viele andere

deutsche Bühnen, von beirrenden Einflüßen erhalten und seine Entwickelung aus sich selbst heraus gesucht hatte. Durch Iffland war, nachdem man sich von den Schreckniſſen der Revolution erholt, zuerſt wieder eine Annäherung an die franzöſiſche Manier unternommen worden, welche ſich bald ſo fühlbar machte, daß ſie eine Reaction herausforderte. Eine ſolche trat auch wirklich ein, aber in zwei verſchiedenen Lagern; es bildeten ſich in Deutſchland zwei Schauſpielerſchulen, von welchen die ältere Hamburger ſich Naturwahrheit, die jüngere Weimariſche hingegen ſtylvolle Schönheit zum Geſetz machte. Anſtatt aber einander die Hand zu reichen und ſo eine die Gegenſätze mildernde Ausgleichung vorzubereiten, entfernten ſie aus Argwohn einer unerwünſchten Verſchmelzung ſich immer weiter von einander und arbeiteten ſich dadurch jede wieder in eine beſondere, über das Ziel hinausgreifende Manier hinein.

Das Burgtheater blieb glücklich von dieſem Schulzwange verſchont, vielleicht weil ſeine Mitglieder ſich aus ſo verſchiedenen Gegenden zuſammengefunden hatten, daß keines zum Schema für die übrigen werden konnte. Am eheſten noch dürfte einige Einwirkung von Prag her angenommen werden, denn die Kriegsſtürme 1812—1814 hatten der dortigen Bühne unter der Direction des trefflichen Liebich, zu welcher Zeit Tieck ſie „vielleicht die vorzüglichſte deutſche“ nannte, manche ſchöne Talente zugeführt, unter ihnen die große Sophie Schröder und die anmuthvolle Juliane Löwe, welche nachmals in Wien kaum ohne allen Einfluß bleiben konnten.

Um eine möglichſte Uebereinſtimmung im Geiſte der Darſtellung zu erzielen, bot Schreyvogel den Schauſpielern bisweilen in eigenthümlicher Weiſe die Hand zur Auffaſſung ihrer Rollen, wahrſcheinlich weil er ſich auf dieſem Wege am beſten ſeine gewöhnliche Methode zu erleichtern glaubte, welche, wie Bauernfeld berichtet, darin beſtand, ſich auf den Proben nicht in kleine Details einzulaſſen, ſondern höchſtens hie und da eine Nuance anzurathen, bei bedeutenderen Stücken jedoch mit den Künſtlern über Charakter und Darſtellungsweiſe der Hauptrollen Rückſprache zu pflegen. Bei den von ihm ſelbſt verfaßten oder bearbeiteten Stücken wendete er nun noch ein anderes Mittel an; er verſah nämlich die gedruckten Exemplare mit zahlreichen mimtiöſen Nachweiſungen und Anhaltspunkten für den Schauſpieler, denen man z. B. in ſeiner „Donna Diana“ auf jeder Seite begegnet. Für ein einfaches Ja, welches Don Ceſar zu ſagen hat, wird in Parentheſi „ernſthaft“ vorgeſchrieben und die Erwiderung: „Ihr redet klar“, ſoll Donna Diana dann als „entgeiſtert“ (aus der Faſſung gebracht) ſprechen. Eine Seite weiter findet man beinahe jede Zeile des Dialoges von ähnlichen Einklammerungen begleitet: für Donna Diana „gereizt, doch an ſich haltend“, „erzürnt“, „erhitzt“, „mit Wuth für ſich“, „ernſthaft die Augen nieder-

schlagend"; — für Don Cesar: „mit ironischem Lächeln", „laut lachend", dann „einlenkend, mit ernsthafter Höflichkeit" u. s. w.

Mit solchen gedruckten Einklammerungen, welche, wie wir eben gesehen, nicht bloß den Ton des Vortrages, sondern sogar die anzunehmende Miene vorschreiben, spielte Schreyvogel sozusagen Zeile für Zeile dem Schauspieler die Rolle vor und ließ ihn nicht einen Moment von der Hand. Dem Schauspieler würde auf diese Weise, wenn er sich wirklich streng nach jenen vielen Wegweisern gerichtet hätte, die künstlerische Freiheit und Eigenwahl zugleich mit der Freude des Schaffens verloren gegangen sein und obendrein hätte doch nur er da, wo Schreyvogel sich geirrt, die Verantwortlichkeit tragen müssen.

Es war dieses jedenfalls ein Fehlgriff des in allen übrigen Beziehungen hochverdienten Mannes, denn selbst in dem wahrscheinlichen Falle, daß der Künstler sich nicht streng an jene Bevormundung band, mußte dieser sich in mancher Hinsicht befangen fühlen.

In der ersten Hälfte seines Directorates blieb Schreyvogel, wie er wahrscheinlich sich selbst eingestand, von seinem Ideale noch ziemlich entfernt. Dieses läßt sich aus den Stimmen einiger Zeitgenossen entnehmen.

Friedrich Wilhelm Ziegler, welcher dem Burgtheater durch nahezu vierzig Jahre (1783—1822) als Schauspieler angehörte, dabei eine Anzahl im Style mittelmäßiger, aber effectvoller und von Bühnenkenntniß zeugender Stücke schrieb, nebstdem auch dramaturgische Abhandlungen verfaßte und gegen Kotzebue, als dieser eine kurze Zeit die Stellung eines Hoftheatersecretärs in Wien einnahm, eine wirksame Opposition in Scene setzen half, spricht in seinem 1820 erschienenen Buche: „Systematische Schauspielkunst in ihrem ganzen Umfange", die Klage aus, daß ohne Normen und Regeln jetzt in der Kunst die Willkür herrsche, ein Vorwurf, der höchst wahrscheinlich auf dasjenige Theater gemünzt war, welches dem Autor unmittelbar vor Augen lag.

Auch der berühmte Philosoph Hegel, welcher im September 1824 Wien besuchte, zollt dem Burgtheater nur beschränktes Lob. Er weiß seiner Frau darüber nichts anderes nach Berlin zu melden, als: „sehr großes Haus, ziemlich voll; Anschütz, den ich vor mehr als fünfundzwanzig Jahren gesehen, gereift, vorzüglicher Acteur, die anderen mit guten Partien und Seiten — aber lassen zu wünschen übrig."

Eingehender und mit der Ruhe des wahren Kenners urtheilt Ludwig Tieck, welcher im Sommer 1825 einige Vorstellungen im Hofburgtheater sah. Er rühmt jedoch bloß das Lustspiel. Durch letzteres wird ihm klar, „was eine so vortreffliche Gesellschaft mit dieser feinen Sitte und echten Laune aus einem jeden Stücke machen kann;" er findet „alles veredelt, alles zur Fein-

heit erhoben, jedes Wort ertönt wahr, die Züge werden alle nuancirt und jede Seltsamkeit vorbereitet."

Weit weniger aber befriedigt den berühmten Dramaturgen das höhere Schauspiel des Burgtheaters. Hier überrascht ihn „der gänzliche Mangel an Zusammenspiel" um so mehr, je musterhafter das Lustspiel zu nennen ist; er vermißt in der Tragödie die Kraft, Raschheit und geistige Einheit, die Präcision und das Ineinandergreifen aller Theile, kurz alle jene Vorzüge, die ihn im Lustspiele hingerissen. Ja im „Lear" tritt ihm, mit Ausnahme der durch Anschütz repräsentirten Hauptrolle, die „gedehnteste Monotonie" entgegen; es ist ihm fast, als ob, wenn Lear nicht zugegen, das ganze Schauspiel stille stände. Besser ist Tieck mit der Aufführung der „Emilia Galotti" zufrieden, weil er hier jene Monotonie glücklich vermieden fand, welche das Trauerspiel auf anderen Theatern so langweilig mache. Hingegen vermißt er auch diesmal das Zusammenspiel und findet das auch gar nicht anders möglich, indem die Rolle des Prinzen gänzlich aus dem Gemälde herausgefallen sei und durchaus allen Absichten des Dichters widersprochen habe.

Das Tempo, in welchem gesprochen wurde, war für Tieck's geübtes Ohr etwas zu langsam; doch wußte er schon, daß damals diese Sitte in Wien herrschte.

Unter den darstellenden Künstlern des Burgtheaters fanden, nebst Anschütz, besonders Sofie Schröder, Sofie Müller, Wilhelmine Korn, Luise Weber und Eckart Koch die Anerkennung Tieck's.

Von der ersten rühmt er, daß sie als Gräfin Orsina ein großes, herrliches, man möchte fast sagen ein classisches Spiel entwickelte; er habe diesen schwierigen Charakter niemals so trefflich darstellen sehen. Nur einige Male habe sie einen Ansatz genommen, in eine von ihr abgestreifte Manier zu verfallen, aber sie habe sich augenblicklich wieder in das Edle und Schöne geworfen. Nur tadelt er ihren Anzug; sie habe zu wenig einer Dame gleichgesehen.

Sofie Müller fand Tieck als Emilia Galotti vorzüglich; jedes Wort Kraft und Leben. Er will jene Rolle noch nie mit diesem Feuer, mit dieser ergreifenden Wahrheit auf irgend einem Theater gesehen haben. Auch als Cordelia im „Lear" findet er sie trefflich, glaubt aber, daß diese Rolle noch einfacher gegeben werden könnte.

Frau Wilhelmine Korn nennt er unvergleichlich als naive Mündel in dem Holbein'schen Lustspiele: „Der Wunderschrank;" jedes Wort werde durch ihren lieblichen Vortrag witzig und bedeutend.

Luise Weber (sie starb schon ein Jahr später in der Blüthe des Lebens) erscheint ihm ungemein zierlich und lieblich durch die Frische ihres schönen Organs und die anmuthige Heiterkeit ihres Spieles.

Auch Juliane Löwe findet er als Baronesse in dem nämlichen Lustspiele sehr anmuthig und leicht, obgleich nicht mehr so glänzend, wie zwölf Jahre früher in Prag. (Nun das mag sein; zwölf Jahre pflegen immer einigen Glanz zu entführen, aber die Urtheile von Zeitgenossen stimmen darin überein, daß diese mit den reichsten Mitteln ausgestattete Schauspielerin ein glänzendes Talent zur Darstellung tragischer wie munterer Charaktere entwickelt, daher während ihrer langen Künstlerlaufbahn in den verschiedensten Fächern gewirkt und durch geistreiche Auffassung und lebenswahre Darstellung sich in jedem als Meisterin bewährt habe. Ihre edlen, ruhigen Züge waren der treue Ausdruck ihres Spieles; selbst da, wo die Rolle drastischere Mittel gestattet hätte, zog sie es vor, durch Anmuth, statt durch Coquetterie zu wirken. Der Geschmack und die Vornehmheit ihrer Toilette machte sie überdies zu einem Vorbilde für ihre Colleginnen.)

Den Veteranen Koch sah Tieck in der Rolle des Einnehmers in dem Iffland'schen Lustspiele: „Die Reise nach der Stadt," und erkannte in ihm noch immer den „großen und vollendeten Künstler;" seine natürliche Art, eine Rede anzufangen, einen Einfall so wie ganz von ungefähr anzubringen, einzufallen und was die kleinen Künste mehr seien, durch welche derlei schlichte, oft unbedeutende Schilderungen Bedeutsamkeit erhalten, sehe man bei den jungen Schauspielern durchaus nicht mehr.

Noch einen Veteranen des Burgtheaters erwähnt Tieck, den Schauspieler Josef Koberwein. Dieser, der schon zu jener Zeit dem Institute nahezu dreißig Jahre angehörte, entstammte einer Schauspielerfamilie, denn schon im Sommer 1773 erscheint ein Friedrich Koberwein als Mitprincipal der Schaubühne in Penzing. Es darf daher nicht wundern, daß Josef Koberwein sowohl mit Sicherheit als mit Vielseitigkeit auftrat. Er wurde dadurch auch ein schätzbares Mitglied des Burgtheaters und zählte, durch eine imposante Persönlichkeit unterstützt, eine Zeitlang zu den Lieblingen des Publikums; Cesar in der „Braut von Messina", Ferdinand in „Kabale und Liebe", Correggio, Wallenstein und andere Glanzrollen standen auf seinem Repertoire. Als Tieck ihn sah, war er bereits in das launige ältere Fach übergegangen und spielte den Rührig in Holbein's „Wunderschrank." Tieck fand ihn noch immer sehr lobenswerth und setzt an ihm nur aus, daß das Gedächtniß ihm versagt und er zuweilen zu stoßend gesprochen habe.

An Maximilian Korn rühmt Tieck die wahre Virtuosität, fügt aber hinzu, daß demselben sein heiseres Organ schade, bis man sich etwas an ihn gewöhnt habe.

Aus dieser kurzen Schilderung ist zu entnehmen, daß bei allen kleinen Mängeln, welche dem scharfen Auge Schreyvogels am wenigsten entgingen, es seinem Eifer gelungen war, einen reichen Kranz edler Kräfte zu binden.

Sein Meisterstück bestand aber vornehmlich in dem wahrhaft einzigen Verhältnisse, welches er zwischen den Schauspielern und dem Publikum des Burgtheaters heranzuziehen verstand. Er erreichte seinen Zweck hauptsächlich dadurch, daß er, wie schon von Tieck mit Freude bemerkt wurde, dem Publikum Gelegenheit bot, in gewisser Art mitzuspielen, zugleich aber den Schauspielern ein Mittel in die Hand drückte, um dem Publikum ein Acquit zu geben, sowohl sein Gefallen an der Darstellung wie seine persönliche Gunst für den Darsteller zu überzeugendstem Ausdrucke zu bringen. In seinen eigenen Stücken deutete Schreyvogel den Weg dazu an.

Werfen wir beispielsweise einen Blick auf die effectvolle Scene zwischen Don Cesar und Donna Diana. Ersterer, von seinen Gefühlen hingerissen, hat seine Verstellung aufgegeben, Dianen seine Liebe bekannt. Aber von ihr höhnisch zurückgewiesen, versteht er seine Uebereilung sofort wettzumachen, indem er rasch seine vorherige Kälte wieder annimmt, seine Liebeserklärung bloß für ein Spiel der Courtoisie ausgibt. Er drückt seine Verwunderung aus, daß Diana sich durch dieses leere Schauspielerstückchen habe täuschen lassen, und gibt sich deshalb das Zeugniß:

— — „An Talent
Ganz arm bin ich doch nicht."

Auf diese allen schon bekannte Stelle wartete nun stets das ganze Publikum, um durch einen rauschenden Applaus dieses Selbstzeugniß des beliebten Darstellers zu bestätigen.

Aber auch für die Darstellerin der Donna Diana muß gesorgt werden. Mit einer feinen Wendung behauptet daher Don Cesar, Diana habe sich bloß den Schein des Irrthums gegeben:

„Ihr habt euch angestellt, als täuscht' ich euch,
Und selber habt ihr meisterhaft gespielt."

Man kann sich denken, mit welchem Beifallsjubel das Publikum auch diesen Lobspruch bekräftigte.

Für ähnliche Schlagworte, welche der Schauspieler jederzeit ganz besonders accentuirte, war bei wiederholten Anlässen, bisweilen vielleicht etwas zu viel gesorgt.

Dieses Hinein- und Herausspielen über den Soufleurkasten hinweg schuf ein gegenseitiges Lehr- und Lernverhältniß zwischen dem Schauspieler und dem Auditorium; von beiden Seiten wurden Eindrücke ausgetauscht und beide blieben in steter Wechselbeziehung, in steter Fühlung mit einander. Das Publikum setzte einen Ehrgeiz darein, jeden gelungenen Charakterzug nicht bloß aufzufassen, sondern auch sofort ein Zeugniß seiner Auffassung abzulegen, und glaubte nur sich selbst zu ehren, wenn es von der Vollkommenheit

und Unübertrefflichkeit des Institutes felsenfest überzeugt blieb, keinen Zweifel dagegen aufkommen ließ. Dem Schauspieler hingegen erwuchs aus der Erfahrung, von seinem Publikum stets begriffen und gestützt zu sein, ein Gefühl der Sicherheit, welches ihm auch gegenüber schwierigen Aufgaben treu blieb. Und so wirkten überall Ausflüsse jenes eisernen Glaubens, welchen das Burgtheater in allen seinen Theilen auf sich selbst setzte und der zum Gelingen im Großen und Ganzen nicht wenig beitrug.

Mit einer Geduld, welche an dem heißblütigen Manne bewundert werden mußte, schuf Schreyvogel, nicht ohne manchen Kampf gegen Gewohnheit und Vorurtheil, durch Ausmerzung abgelebter, durch Herbeiziehung lebensfähiger dramatischer Schöpfungen allmälig ein zeitgemäßes Repertoir. Er überwand die Bedenken, welche sich bisher noch immer einigen Stücken Schiller's entgegengestellt hatten, und öffnete diesem Genius das Burgtheater als unverkürzte Heimat. Die gewaltigen Dichtungen Shakespeare's, die bisher, weil sie ein gewisses banges Staunen hervorriefen, sich allerhand Verstümmlungen, Correcturen und veränderte Ausgänge hatten gefallen lassen müssen, befreite er von diesen unwürdigen Verhüllungen und Entstellungen. Die Schauspiele Grillparzer's, welche sich bis dahin eine Zuflucht an einer anderen Wiener Bühne hatten suchen müssen, führte er auf ihren wahren Boden zurück.

Dem Andrange französischer Bluetten konnte er bei dem Geschmacke der Zeit und der Unfruchtbarkeit der heimischen heiteren Muse nicht wehren, aber glücklicher als sein Zeitgenosse und Geschmacksverwandter Tieck, welcher als Dramaturg der Dresdener Hofbühne dort bei dem Versuche einer Einbürgerung des spanischen Lustspiels Schiffbruch litt, drang Schreyvogel durch geschickten Angriff mit dem nämlichen Versuche durch, und wenn er auch hiemit der Herrschaft der französischen Comödie keinen wesentlichen Eintrag machen konnte, so stellte er ihr doch in der spanischen Dichtung einen Gegensatz edlerer und keuscherer Motivirung hin, der von selbst eine feinere und vornehmere Behandlung des Lustspiels überhaupt bewirkte und das Burgtheater in dieser Beziehung zu einem Muster für alle Bühnen erhob.

Im Mai 1832 wurde Schreyvogel pensionirt und schon zwei Monate darauf schied er aus dem Leben. Sein Nachfolger war Johann Ludwig Deinhardstein als Dramaturg und Vicedirector des Hofburgtheaters. Dieser übernahm von seinem Vorgänger ein reiches und schönes Erbe: einen Verein ausgezeichneter Künstler, welche sich seit Jahren auch in einem, früher vermißten trefflichen Zusammenspiele begegneten, ein manchem Zwange der Verhältnisse allmälig abgetrotztes ausreichendes Repertoir und ein höchst empfängliches Publikum, welches sich in das Wirken seiner Lieblingsbühne innigst eingelebt hatte, jede Errungenschaft desselben mitfeierte.

Von Natur war Deinhardstein der ausgesprochene Gegensatz Schreyvogels; es fehlte ihm dessen Ernst, dessen Idealismus. Zufolge seines von jenem ganz verschiedenen Naturells griff er alles in anderer Weise, als sein Vorgänger, aber meistens mit Erfolg an; er hatte eine glückliche Hand und was ihm an geistiger Tiefe abging, ersetzte oder deckte er durch guten Geschmack, der sich freilich zuweilen mehr auf das Aeußere der Sache warf.

Vermöge seines heiteren Sinnes machte er sich manches zu leicht, gerieth auch wohl bisweilen in Gefahr, etwas zu versäumen, traf aber dann immer eben noch im rechten Augenblicke ein, ehe ein Nachtheil entstand. Zum Amtiren wie zum Dichten nahm er sich nicht übermäßig viel Zeit, brachte aber doch durch eine oft geniale Findigkeit das Nöthige fertig.

Seine dramatischen Dichtungen — wir sprechen von jenen aus seiner früheren, besseren Zeit — waren ein treuer Ausdruck seines eigenen frohsinnigen, leichtlebigen Wesens. Eine kurz angelegte Handlung mit etwas auf die Spitze gestellten Situationen, deren eingehendere Motivirung er sich erließ, weil er seinem Auditorium durchaus keinen felsenfesten Glauben an die innere Wahrheit der Vorgänge, sondern bloß freundliche Aufmerksamkeit zumuthete; dabei eine Art ziemlich nahe an die Carricatur streifender komischer Person, welche bisweilen mit einem ganz respectablen Namen, wie z. B. Eoban Hesse in „Hans Sachs“ angethan, mit derbem Geckenthum gegen sich selbst arbeitete. Der leichte Bau des Stückes war aber immer mit vielem Geschmacke und entschiedener Theaterkenntniß aufgeführt; es fehlte nicht an artigen Scherzen und pikanten Bemerkungen; die Darsteller spielten mit Lust und Liebe, weil Deinhardstein ihnen dankbare Rollen lieferte, und auch das Publikum fand Anlaß, sich bei diesen mit Geschick und Geist hingeworfenen Stücken gut zu unterhalten.

Werfen wir nun einen Blick auf die Kräfte, welche Deinhardstein von Schreyvogel übernahm.

Als ein Grundpfeiler des Burgtheaters galt mit vollem Rechte Heinrich Anschütz, welcher dem Institute seit dem Jahre 1821 angehörte. Immer denkend und strebend hatte dieser ausgezeichnete Künstler eine stete Forterziehung mit sich selbst vorgenommen, welcher natürlich auch ihre Ruhepunkte nicht fehlten. Im Anfange stand er einigermaßen unter dem Einfluße jener älteren hochdeclamatorischen Schule, welche kaum einen strengen Unterschied zwischen Kanzel und Podium kannte, obwohl aus einem der gegnerischen Lager, freilich ohne nähere Feststellung, ihr zugerufen wurde: der Acteur redet nicht, er handelt. Anschütz' gebildeter Geist führte ihn frühzeitig der richtigen Mitte näher, allein eine noch immer merkliche Hinneigung zu der alten Schule blieb lange zurück. Es ist schon erwähnt worden, daß Tieck im Jahre 1825 die Anschütz'sche Darstellung des Lear als ein Meisterwerk aner-

kannte, aber er konnte gleichwohl die Bemerkung nicht unterdrücken, daß diesem Künstler zuweilen noch das wahre Portamento der Stimme fehle. Im Laufe der Zeit holte Anschütz jedoch noch vieles ein, nur blieb seinem Vortrage eine gewisse Breite eigen und wurde durch gehäufte Kunstpausen manchmal zu epigrammatisch, wobei nur an seinen Todtengräber in Raupach's „Enzio" erinnert sein mag. Um so meisterhafter war dieses Abwägen der Worte selbst im Drange der Mittheilung, wie Anschütz es als Oranien im „Egmont" durchführte; da war Schweigsamkeit und Beredsamkeit in Einem.

Schade daß ihm auch solche Rollen nicht erspart wurden, welche seiner Persönlichkeit widerstrebten. So namentlich Wallenstein. Das Bild dieses Kriegsfürsten hat sich durch eingehende Beschreibungen und gute Portraits unseren Vorstellungen so fest eingeprägt, daß jede Abweichung davon befremdet. Dieses hochaufgeschossene, hagere, blutarme Siebenmonatkind mit dem dunkeln blitzenden Auge und der wortkargen dictatorischen Redeweise, die in seinem gewöhnten „in continenti!" sich so charakteristisch zu erkennen gibt, — alles dieses waren entschiedene Gegensätze zu der Erscheinung und der Sprache unseres Anschütz.

Doch wie sehr traten solche einzelne Mängel zurück gegen die Correctheit des Ganzen, gegen die hohe Wahrheit, Wärme und tiefe Innigkeit seiner an geeigneter Stelle auch mit glücklichen ironischen Zügen durchwebten Darstellung.

Ein Kleinod des Burgtheaters bildete seit 1826 der herrliche Ludwig Löwe. Verworrene Schicksalswege hatte er durchwandern müssen, ehe er sich selbst fand. Von seinem sechzehnten bis zum vierundzwanzigsten Lebensjahre spielte er in Prag komische Rollen derber Art; da plötzlich sah er sich durch einen Zufall und durch Liebich's richtigen Blick in das Fach der Heldenliebhaber versetzt und nun erschlossen sich seinem großen Talente immer neue Kreise. Beruhte bei Anschütz alles auf Denken und gewissenhafter Prüfung, so blickte aus Löwe's Darstellungen oft eine Reihe kühner Wagnisse heraus, aber er wagte aus Ueberzeugung und nach den Eingebungen des Genies. Sein feuriger Sinn gefiel sich vorzugsweise im Romantischen und er erblickte sich am liebsten im Rittercostüme, mit der wallenden Feder am Helme und da blendete und riß er hin. Aber er ahnte kaum, daß in seinem Innern die vielleicht noch werthvollere Perle schöner Einfachheit ruhte, welche solches Prunkes nicht bedurfte. Welche stille, anspruchlose Wehmuth athmete sein Konrad in „Müller und sein Kind," welche bescheidene und doch von so mächtigem Vertrauen getragene Beredsamkeit sein Leon in „Weh' dem der lügt," welchen ruhigen, seelenvollen Adel entfaltete er als Graf in Bauernfeld's „Helene" und welches Meisterstück war sein Perin in „Donna Diana," in welchem seine frühere Komik

sich zur liebenswürdigen heiteren Anmuth, zum eigenthümlichsten Sarkasmus verfeinert hatte.

Die Scene zwischen Egmont (Löwe) und Oranien (Anschütz), über welcher die Ahnung des bald hereinbrechenden tragischen Verhängnisses wie ein Damoklesschwert hing, war eine unanfechtbar classische, vielleicht die höchste Leistung des damaligen Burgtheaters.

Den Zierden des Institutes reihte sich, und zwar schon seit 1802, Maximilian Korn an. Die etwas kleinen, aber vornehmen Züge, der Staatsmannsblick, die selbstbewußte Haltung wiesen ihm von selbst seine Stelle zu: die große Welt, die Haute volée. Tieck hat, wie oben erwähnt wurde, einst gesagt, daß man sich an Korn's Organ erst gewöhnen müsse. Aber auch ohne sich ganz daran gewöhnt zu haben, mußte man in ihm einen Künstler ersten Ranges bewundern und konnte nur wünschen, daß er sich mehr auf dasjenige Gebiet hätte beschränken dürfen, für welches er einen so außerordentlichen Beruf besaß. Seine Verehrer aus früherer Zeit betrachteten ihn auch in der Tragödie als einen Stern erster Größe. In späteren Jahren machte er jedoch den Eindruck, als ob das tragische denn doch nicht so recht sein eigentliches Fach gewesen sein könne. Selbst in der Technik erschien da einiges schwächer. Die Behandlung des Verses war ihm nicht ganz geläufig und sein Accent drückte zu stark auf die Beiworte; auch hatte dieser sonst so hochgebildete Künstler sich nicht völlig dialectfrei gemacht.

Aber im Conversationsstücke, im Lustspiele stand er einzig da. Hier commentirte schon sein eigenthümliches Mienenspiel alles, was er im Sprechen etwa nur leichthin betonte. Der vollendete Anstand des Weltmannes begleitete ihn überall, gleichviel ob seine Liebenswürdigkeit dictirend auftrat oder ob der versteckte Kleinmuth eines im Punkte der Treue nicht ganz festen Gatten sich durch Ausbeugen und Nachgeben aus der Verlegenheit half. Die moderne Gesellschaft mit ihrem Witze, ihrer Schminke, ihrer bequemen Moral war in seinem Spiele auf die gewinnendste Art verkörpert.

Doppelt unwiderstehlich wirkte sein eleganter Humor dort, wo das Bewußtsein, Anlaß zur Eifersucht zu geben, die Scheinberechtigung in sich schloß, auch seinerseits sich auf Eifersucht zu verlegen. So sein Fresen in dem Iffland'schen Lustspiele: „Der Fremde." Der feine Tact, die in sich selbst zurückgedrängte Ironie, welche Korn in dieser Rolle entwickelte, waren unübertrefflich.

Vielleicht noch ausgezeichneter war Korn in dem Jünger'schen Lustspiele: „Die beiden Figaro." Den abgefeimten, lauernden und verschmitzten Figaro, den in diesem Stücke bereits die Energie der Jugend zu verlassen beginnt und welcher sich daher durch den zuversichtlichen Widerstand seines räthselhaften Gegners zeitweilig schrecken und aus der Fassung bringen läßt,

die Verlegenheiten des alternden Schalks, die wiederum bei augenblicklichen Erfolgen schnell in übermüthige Hoffnungen umschlagen, zeichnete er mit unerschöpflicher Laune. Ueberhaupt war er nicht bloß auf Salon und Frack angewiesen; auch aus schlichterem Gewande verstand er eine Zierde zu schaffen. Man braucht nur an seinen Pächter in der ländlichen Scene: „Das war ich," zu erinnern.

Mit Korn in einiger Beziehung verwandt, obgleich in vielem sehr von ihm verschieden, war der seit 1824 in den Verband des Burgtheaters aufgenommene Karl Fichtner, der unbewußte Liebling der Grazien, welche ihn über die bloße Vornehmheit hinauf erhoben. Sein Spiel floß so ganz unvorbereitet aus seinem Wesen, daß man kaum in die Lage kommt, viele Worte über ihn zu machen; alles daran erschien natürlich und gerundet. Voll naiver Einfachheit, von allem Speculiren fern, war seine Darstellung immer eine ihm von selbst in den Schoß fallende Frucht der Intuition. Der Leidenschaft ging er möglichst aus dem Wege, denn die Leidenschaft macht altern, und ihm, dem Auserwählten, hatten freundliche Götter für die Zeit seines Wirkens eine Art unvergänglicher Jugend zugedacht.

Eine noch größere Verschiedenheit, als zwischen Korn und Fichtner, bestand zwischen diesem und Adolf Herzfeld und doch brachte sie die beiderseitige Aufgabe heiterer Anregung in eine gewisse Nähe zu einander. Herzfeld entstammte, wie mehrere damalige Mitglieder des Burgtheaters, welchem er seit 1829 angehörte, einer Schauspielerfamilie; sein Vater, ein Freund Schröder's, war eine Zeit lang Director des Hamburger Theaters. Doch auf Adolf Herzfeld hatte die strenge Hamburger Theaterschule keinen Einfluß genommen; er blieb überhaupt sein Lebelang mehr Naturalist. Da sein Rollenfach — er spielte junge Lebemänner — eine gewisse Ungenirtheit mit sich brachte, so wurden, besonders so lange ihm der Stern der Jugend leuchtete, die Lücken einer Schulung weniger bemerkt. Seine mehrfachen Vorzüge verdienten eine solche Rücksicht. Voll Anstand in Gang und Haltung, sorgfältig in seiner Toilette, verband er Flottheit mit Eleganz. Hin und wider streifte er an die Grenze der Uebertreibung, aber diese Grenze zu überschreiten, hielt ihn sein Tactgefühl ab. Doch zu der langen Jugend eines Fichtner konnte es Herzfeld, der bunte Schmetterling der Salons, nicht bringen. Der Kampf mit den Launen der Mode rieb ihn frühzeitig auf.

Einer der ruhmvollen Veteranen des Burgtheaters (seit 1818) war Ludwig Costenoble, welcher jedoch nur wenige Jahre mehr unter der Direction Deinhardstein's verlebte. Costenoble war klein und unansehnlich, seine Stimme schwach und etwas schnarrend, seine Züge wenig markirt. Die Natur hatte solchergestalt nicht viel für ihn gethan; er selbst mußte, und zwar nach dem bescheidenen Maße der ihm gebliebenen Mittel, das meiste

für sich thun. In seinem Spiele war alles klein, aber vortrefflich, das mancherlei Kleine so meisterhaft zusammengefaßt und zu einem natürlichen Ganzen verbunden, daß das mikroskopische der Bestandtheile verschwand. Fein, gemessen, schelmisch war sein Ausdruck im Lustspiele; jede Uebertreibung blieb ihm fern, kein Staub der Effectsucht legte sich an diese reinliche, keusche Komik. Bisweilen verstieg er sich auch wohl in das tragische Fach und hätten seine Mittel ausgereicht, so würde sein Shylok von großer Wirkung gewesen sein, denn die Art, wie er diesen Charakter anlegte, war überaus verständig und richtig. Vortrefflich war sein Schewa, den er in der vollen, rührend-hilflosen Offenheit seines Wesens erfaßte. Und so gestaltete sich unter Costenoble's Händen alles wahr, überzeugend und zugleich heiter-anmuthig.

Costenoble's hohe Jahre hatten es nöthig gemacht, sich nach einem Ersatzmann desselben umzusehen; das erste und zugleich in glänzendster Weise gelungene größere Engagement, welches unter Deinhardstein's Leitung zu Stande kam (1833), war daher jenes des unvergeßlichen Karl La Roche. Er war wohl der einzige seiner Wiener Collegen, welcher von seinem früheren Engagement her, nachhaltige Eindrücke der Weimarischen Schule, ihrer unbestreitbaren Vorzüge, wie ihrer ebenfalls nicht wegzuleugnenden Mängel mitbrachte. Die letzteren bestanden darin, daß diese Schule, auf den sogenannten höheren Styl ausgehend, das Stylvolle oft zu stark und absichtlich hervorhob. Mehr und mehr befreite sich La Roche von dem Zuviel, aber seine Selbsterkenntniß mochte ihm auch sagen, daß er diesen Kampf nicht aufgeben dürfe.

Die Natur hatte ihm vieles verliehen, aber auch manches versagt. Sein Organ besaß Kraft und Ausdauer, aber es mangelte demselben der volle freie Ton; dennoch gelang es ihm, mit seiner Stimme zu erschüttern, wie zu rühren und zu schmeicheln. Schwerer war ein Ersatz dafür zu finden, daß dem Worte und der Geberde die erhellende Leuchte des Blickes abging und sein ausdrucksvolles Profil dadurch an Wirkung verlor. Auf bewundernswürdige Art überwand oder verdeckte er diese Schwierigkeiten, so daß sie für das durch die Meisterschaft seiner Leistungen enthusiasmirte Publikum zuletzt gar nicht mehr vorhanden waren. Was sich nicht ausmerzen ließ, formte eben sein kunstvoller Styl in's Ansprechende und Gefällige um.

Der gestaltenden Kraft stand bei La Roche auch stets der Calcül zur Seite. Was nicht in rascher Unmittelbarkeit zur Hand war, mußte sich zu kleinen Umwegen bequemen. Im Leben und Umgange athmete sein Humor so recht aus voller Brust, aber auf der Bühne träufelte er in bemessenen Pausen, was seine Wirkung zwar änderte, aber keineswegs verminderte. Immer gelang es der außerordentlichen Virtuosität dieses Künstlers, daß die

Farben seiner zuweilen beinahe etwas zu reich aufgesetzten Palette schließlich ein treffend zusammengehaltenes Bild lieferten.

In dem vielgestaltigen, musterhaft ineinander greifenden Ensemble des Lustspiels, wie es das Burgtheater darbot, bildete Friedrich Wilhelmi — seit 1822 ein Mitglied dieser Bühne — den kräftigen Grundton. Auch das höhere Schauspiel durfte auf ihn zählen und er brachte hier mit einfacher, kerniger Wahrheit oft überraschende Wirkungen hervor. Der alte Capulet, wie er, von ihm dargestellt, durch die an Lieblichkeit und Grauen reiche Tragödie schritt, der Präsident Walter in „Cabale und Liebe," dann verschiedene Charaktere in Iffland'schen Familienschauspielen waren glänzende Leistungen Wilhelmi's. Ein frappanter Widerspruch lag darin, wenn diese von physischer und geistiger Gesundheit strotzende Natur sich zur Verbildlichung des heiseren, hektisch hüstelnden Reinhold in dem Raupach'schen Schauerstücke: „Der Müller und sein Kind," Gewalt anthun, dem Bilde des Lebens die Maske des Todes anlegen mußte; doch auch das gelang ihm vortrefflich. Aber vorzugsweise zog es den heiteren, gemüthlichen Mann doch zum Lustspiele hin.

Die Natur hatte ihn freigebig bedacht, ihm sein eigentliches künstlerisches Wesen in sprechenden und deutlichen Zügen auf die Stirne geschrieben und so eine innere und äußere Harmonie hergestellt, wie sie sich nicht leicht wiederfindet. Diese hohe, markige Gestalt, dieser schöne alte Kopf mit dem funkelnden, treuherzigen und doch schlauen Auge und dazu der sonore, biedere Baß seiner Stimme, die, wenn sie wollte, mit rührender Gewalt zum Gemüthe drang oder gutmüthig polternd ihr Recht behauptete. In Erscheinung und Spiel war alles an ihm jovial und mannhaft und auch die launige Persiflage, die er bisweilen gegen sich selbst richtete, entzog ihm nichts von seiner Würde.

Ein vielfach verwendbares und daher sehr nützliches Mitglied des Burgtheaters (seit 1834) war Karl Lucas. Die Vorzüge seiner Gestalt und seines Organ's hätten ihn besonders zum Heldenliebhaber geeignet; sein Jason in „Medea," sein Don Cesar in „Donna Diana" waren anerkennenswerthe Leistungen und auch der verführerische Zawisch in „König Ottokar" gelang ihm ausgezeichnet. Hauptsächlich aber fiel ihm das Fach jener im Ausdrucke bündigen, männlich-ernsten Charaktere zu, welche weniger rauschende Effecte erzielen, dafür aber eine tiefere moralische Befriedigung im Publicum wecken. Als Appiani in „Emilia Galotti," Listar in „Dienstpflicht," Havelin im „Fabrikant" bewirkte er Eindrücke dieser Art und hielt sich im Interesse des Ganzen an das Einfache, aber Echte.

Noch einer eigenthümlichen Gestalt muß gedacht werden, des Schauspielers Ludwig Wothe. Schon 1811 war er in den Verband des Burg-

theaters getreten und hatte, wie es scheint, längere Zeit ohne eigentliches Fach manches durcheinander gespielt. Erst allmälig glaubte man die Entdeckung zu machen, daß sein wirklicher Beruf auf das komische Fach hinweise. Da ihm, dem ausgesprochenen Hypochonder, überhaupt nichts in der Welt recht war, so war ihm auch diese Feststellung des Faches weder mehr noch weniger recht, als alles andere, und er ließ diese Aenderung über sich ergehen. Mehr als eine theoretisch-schematische Komik muthete er sich zwar nicht zu; in dieser aber bürgerte er sich mit der Zeit so glücklich ein, daß er, ohne einen besonders guten Willen dazu mitzubringen, seine Sache recht gut machte.

Ein Komiker darf über Alles lachen, nur nicht über sich selbst. Nun, dieser Gefahr war Wothe nicht ausgesetzt; er lachte überhaupt niemals und hätte wohl selbst ein bloßes Lächeln erst ausdrücklich lernen müssen. Aber auch sein Publikum, welches, und zwar mit Recht, seinem Spiele Beifall spendete, ließ er nicht über ein sehr maßvolles Lachen hinauskommen und am allerwenigsten setzte er jemals die Schrauben einer Uebertreibung an. Daher trat aus der leichten Atmosphäre des Komischen, die er unwillkürlich um seine Figuren spielen ließ, immer ein wirklicher Charakter hervor und das erwarb ihm Anerkennung. Seine ihm selbst einzig erträglichen Momente waren diejenigen, wo er für den betreffenden Abend auf der Bühne das letzte Wort sprach und nun sich in die befreiende Garderobe retten durfte. Von da aus eilte er mit erleichterter Brust seiner entlegenen Einsiedelei zu. Diese bestand in einem thurmförmigen hölzernen Gebäude am Eingange von Ober-St. Veit, in welcher er sich so gründlich vor der Menschheit abschloß, daß, wie die Rede ging, selbst der Theaterdiener, welcher ihm die Monatsgage hinaustrug, nicht vorgelassen wurde, sondern in vorgeschriebener stummer Weise sich seines Auftrages erledigte. Eines Tages aber brannte diese Grillenburg bis auf den Grund nieder und so ist das Denkmal jahrelanger überflüssiger Aergernisse und Grübeleien des menschenscheuen Komikers von der Erde verschwunden.

Auch das weibliche Personal des Hofburgtheaters wies schöne Kräfte auf.

Die große Sofie Schröder, beharrlich in ihrer Kunst, aber unstät im Leben, streifte das Burgtheater nur noch mit einigen Strahlen ihrer Abendsonne. In früheren Jahren hatte ihre Sappho auch den schmelzenden Ton der Hingebung und Zärtlichkeit gefunden. Später warf der Zorn des Herzens, den sie in ihrem eigenen Leben so oft empfunden hatte, sein Gewicht auch auf ihre Darstellung. Die entsagende Geduld, mit welcher ihre Medea anfangs den Uebermuth des treulosen Gatten erträgt, verwandelte sich mehr und mehr in einen verhaltenen Protest, knirschte nach innen, bis zuletzt

der Grimm der Leidenschaft, welche sonst ihre Opfer zu Sclaven macht, dieser murrenden Titanin vielmehr ihre Freiheit zurückgab, die Bande Medeens löste.

Ohne es zu ahnen, traf sie mit den Anschauungen einer späteren geistverwandten Künstlerin zusammen. Als der Schriftsteller Legouvé eine „Medea" für die Rachel geschrieben hatte, wies letztere eine Scene zurück, in welcher Medea schon vor der entsetzlichen Katastrophe sich als furchtbar und dämonisch triumphirend gibt. „Diese Scene," sagte Rachel, „tödtet das ganze Stück; Medea wird hassenswerth; sie soll später ihre Kinder tödten und als Mörderin noch rühren." Nun in der That, die Medea der Schröder rührte noch als Mörderin.

Die letzte Rolle, welche sie als Mitglied des Burgtheaters spielte, war die Bäuerin Armgart in „Wilhelm Tell." Der Trotz des hoffnungslosen Elends, mit welchem die Proletarierin sich dem allgefürchteten Landvoigte in den Weg stellte, verlieh der kleinen episodischen Scene eine ergreifende Wirkung.

Ungeachtet der schon minder gehorsamen Formen ihres Körpers bewahrte die Schröder ihre hohe Plastik in allen Bewegungen. Ihre Augenlider schienen von der Natur selbst so angelegt, um durch ihr engeres Zusammenschließen den Brand dieses Blickes, der sonst Alles entzündet hätte, zurückzuhalten. Die Zeit hatte diese königliche Eiche wohl entlauben, aber nicht beugen können.

Julie Rettich, geborene Gley, wurde schon von Schreyvogel 1830 für das Burgtheater gewonnen, welchem sie einen würdigen Ersatz für die frühzeitig der Erdenbühne entrissene Sophie Müller bieten sollte, und nach kurzer Abwesenheit durch Deinhardstein 1835 zum zweiten Male engagirt. Die Natur hatte ihr eine reiche Ausstattung mitgegeben: edle Formen, ein sinniges Auge, welches in ihrem Spiele maßvoll mitsprach, und ein durch Ton und Umfang in seltener Weise bevorzugtes Organ.

Ihre frühesten Rollen während ihres ersten Engagements in Dresden — unter ihnen die Titelrolle im „Mädchen von Marienburg" und ein schlichtes Bauernmädchen in einem längst vergessenen kleinen Lustspiele: „Der König von gestern" — waren von einer reizenden Naturwahrheit. Das erwähnte Motto der Theaterschule ihrer Vaterstadt Hamburg drückte sich bei ihr in den gewinnendsten Zügen aus.

Was aber vielleicht von Vielen als ein Glück angesehen worden wäre, sollte ihr nicht zu besonderem Vortheile gereichen. Tieck, ein unübertroffenes Muster im Vortrage, hatte als Lehrer oft bloß zweifelhaften Erfolg. Statt die herrlichen Anlagen Juliens ihrer eigenen Entwickelung zu überlassen, unterwarf er dieselben seinen gutgemeinten, aber nicht immer zweckmäßigen

Experimenten und beirrte sie in ihren Bahnen, anstatt, wie es gewiß seine redliche Absicht war, ihnen solche zu zeigen. Dazu kam ein Gastspiel in Berlin, wo man dem großen Talente der Gley reiche Lorbeern entgegentrug, sie aber noch mehr auf die Bahnen Tieck's drängte und von den eigenen abzog.

Jeder weitere Schritt, welchen sie von da an, freilich in mehrfacher Hinsicht zu ihrer stets mit Eifer angestrebten Vervollkommnung machte, drohte dann mehr oder weniger zugleich ein Schritt zur Selbstentfremdung zu werden. So hatte im Laufe der Zeit die Julie Rettich sich von der Julie Gley losgesagt; an die Stelle der glücklichen Unbefangenheit, die immer Alles so richtig getroffen hatte, war die wählerische Reflexion getreten, welche bisweilen zu viel erzielt. Die Accente verstärkend, that sie ihrem herrlichen Organe manche Gewalt an, sie ließ die schönen Mitteltöne unbeschäftigt und wendete sich bald der Höhe, bald, und zwar in häufigeren Fällen, der Tiefe zu. Die einstige bewundernswürdige Harmonie ihrer Stimme stellte sich seitdem nicht mehr in voller Wirkung ein.

Indeß blieb jeder ihrer Darstellungen der tiefe, edle Ernst, welcher überhaupt in ihrem Charakter lag, und alle ihre Gestalten zog sie zu einer wunderbaren Vergeistigung empor, welcher der Hörer willig folgte. Zu den Erfolgen, welchen die Bühnendichtungen Friedrich Halm's errangen, trug die meisterhafte Leistung der Rettich nicht wenig bei und ihre Griseldis wurde das große Muster für die gleichzeitigen Darstellerinnen dieser Rolle.

Ob übrigens das bestehende geistvolle, aber zuweilen gewagte Experimentiren mit Gefühlen und Seeleneindrücken, ob die gelegentliche Hingebung an lyrische Coloratur — Eigenheiten, welche den Halm'schen Stücken nicht fremd sind — die gefeierte Darstellerin nicht noch weiter von dem stilleren künstlerischen Heim zu entfernen dienten, von welchem sie einst ausgegangen, mag hier unerörtert bleiben. Doch nachdem einmal der Gedanke sich der Oberherrschaft in ihrer Darstellung bemächtigt hatte, möchten wir denjenigen ihrer Rollen, in welchen derselbe diese berechtigte Herrschaft übte, den Preis zuerkennen und z. B. ihre Margaretha von Parma in die gleiche Linie mit den schon erwähnten plastischen Leistungen Anschütz' und Löwe's als Oranien und Egmont stellen.

An Therese Peche hatte das Burgtheater noch unter Schreyvogel (1830) eine bedeutende Erwerbung gemacht. Aug. Wilh. v. Schlegel hatte zuerst das Talent derselben nach Gebühr erkannt und ihr durch eine eigene Broschüre allgemeinere Anerkennung erworben. Ihre sympathische Erscheinung, die sanften, schmachtenden Züge, das glanzvolle Auge, vornehmlich aber ihre wohltönende, zum Herzen dringende Stimme machten den angenehmsten Eindruck. Solchen Aufgaben hingegen, welche einen Einsatz gesteigerter Kraft erforderten, mußte sie entsagen. Ebenso blieb ihr Spiel

jedem Calcül fern. Sie siegte vielmehr durch anmuthige Natürlichkeit und heitere Ruhe, welcher auch eine liebenswürdige Schalkheit nicht fehlte. Das Lustspiel war ihr eigentliches Feld. Doch auch in der Tragödie feierte sie schöne Erfolge, indem sie den tragischen Ton, welcher ihrem Organe versagt blieb, durch ein ihr eigenthümliches zartes und elegisches Wesen ersetzte, anstatt tragischer Erschütterung stille Rührung hervorrief.

Ein Jahr früher war ein anderer erklärter Liebling dem Hofburgtheater zugewachsen: die durch feine Coquetterie und pikanten Witz ihres Spieles glänzende Karoline Müller. Freilich schlug kein Herz in ihren reizenden Gestalten, denn immer drängte eine kühle Ironie sich den Empfindungen an, welche bisweilen zum Worte kommen wollten; indeß hatte sie dort, wo es darauf ankam, doch ein Surrogat für die Gemüthlichkeit zur Hand. Berühmt war sie auch durch ihre Toilette und in dieser Beziehung tonangebend für die Wiener Damenwelt. Im Scherze wie im leichten Ernste blieb sie stets vornehm, — vornehm im Sinne Goethe's, welcher die Vornehmheit in die Vermeidung ihres Gegentheiles legt.

Wahrlich nicht die Bedeutung des Albini'schen Stückes, wohl aber das unvergleichliche Zusammenspiel der Karoline Müller und Wilhelmi's hat damals der „gefährlichen Tante" einen so außerordentlichen Erfolg bereitet.

Sehr beliebt war auch Elisabeth Fichtner, geborene Koberwein. Gleich ihrem Gatten, mit welchem sie auf Kunstreisen zu einem bewundernswerthen Doppelspiele zusammenwirkte, hielt auch sie sich der Leidenschaft fern und fand, von einer reizenden Persönlichkeit unterstützt, ihre Erfolge in einer liebenswürdigen, oft feurigen Munterkeit. Besonders gelangen ihr auch gewisse capriciöse Rollen, so z. B. die der Katharina in dem nach Shakespeare bearbeiteten Lustspiele: „Die Widerspenstige".

Mathilde Wildauer, welche Deinhardstein 1834 dem Burgtheater zugeführt hatte, gehörte demselben nur kurze Zeit thatsächlich an. Man verwendete sie vorzugsweise für munter-naive Mädchen, in welchen sie durch die frischeste Laune wirkte und es oft bis zu einem graziösen Muthwillen trieb. Doch wollte es dem schönen blonden Köpfchen nicht einleuchten, daß hiemit ihre Aufgabe erschöpft sei, vielmehr dachte sie bald an Ausflüge auf ein anderes Gebiet. In einem Iffland'schen Schauspiele hatte sie einmal ein einfaches Liedchen am Claviere zu singen. Ungeachtet des ermunternden Beifalls, mit welchem das Publikum des Burgtheaters diese ihre kleine Gesangprobe aufnahm, merkte man dem Vortrage der liebenswürdigen Dilettantin ein leichtes Lampenfieber an. Dieses scheint jedoch durchaus keine Rückfälle nach sich gezogen zu haben, denn kurz darauf trat sie öfter und öfter, und zwar nicht mehr als Dilettantin, sondern als Berufssängerin auf; für das Burg-

theater aber blieb sie, obgleich dem Namen nach Mitglied, dann eigentlich nur mehr Gast.

Gewiß war das ein reicher Kranz von ersten Kräften und es mußte umsomehr bedauert werden, daß man auf das Heranziehen zweiter und dritter Kräfte nicht die gleiche Sorgfalt verwenden wollte, ein Fehler, welcher sich übrigens zu jener Zeit auch auf anderen großen deutschen Bühnen bemerkbar machte. Und doch sind dergleichen zweite und Aushilfsrollen eben so wichtig als ihre Erlangung und Pflege schwierig, schon deshalb, weil sie eine gewisse Resignation auf Seite ihrer Inhaber voraussetzen, welche fast niemals auf eine Ermunterung zu rechnen haben und deren Erfolg sich in der Regel darauf beschränkt, keinen Anstoß zu erregen. Seltener vielleicht werden zu jener Resignation Schauspieler geeignet sein, welche einst an der nämlichen Bühne erste Rollen gespielt haben und nun zum Altersgenusse sich als Lückenbüßer verwendet sehen; sie werden entweder ihre Aufgabe mit verdrießlicher Gleichgiltigkeit abmachen oder auch wohl aus alter Gewohnheit unwillkürlich sich bisweilen am unrechten Orte in die erste Linie verirren.

Das Eine wie das Andere war damals in der That manchmal der Fall. Und ein nicht geringerer Uebelstand war es, daß man zuweilen wirkliche, noch vollkommen leistungsfähige Talente vor der Zeit in die zweite Kategorie hinabdrückte. Dieses unverdiente Los erfuhr namentlich Anna Zeiner. Sie hatte einst in den Raimund'schen Zauberspielen im Theater an der Wien jene phantastisch-idealen Gestalten dargestellt, welche, mitten im Gedränge burlesker Scenen in hochtragische Geschicke verflochten, eine stolze, beinahe überirdische Würde zu behaupten haben und in ihrem pathetischen Ringen mit dem Unglück stets den abgrenzenden Kreis beachten müssen, der sie von ihrer vulgären Umgebung trennt. Als Alcinde in „Moisasur's Zauberfluch", als Gesangskönigin in der „gefesselten Phantasie" überwand sie, man kann unbedingt sagen mit Meisterschaft, diese Schwierigkeiten. Im Jahre 1831 fand sie ein wohlverdientes Engagement am Hofburgtheater; aber sonderbarerweise wurde diese so verwendbare Schauspielerin theils überhaupt sehr wenig, theils in geringfügigen Rollen beschäftigt, und so vertrocknete zuletzt ihr Talent, weil ihm die Nahrung gebrach.

Die Mängel in zweiten Rollen blieben jedoch glücklicherweise ohne nachtheiligen Einfluß auf das treffliche Ensemble, welches etwa ein Jahrzehnt früher dem Kennerauge Tieck's so wenig genügt hatte und nun später gewiß seinen vollsten Beifall gefunden haben würde. Dieser Vorzug wurzelte in der trefflichen Schulung, welche die ersten Kräfte einfach auf dem Wege der Erfahrung sich selbst gegeben hatten. Wie wenig gleichgiltig sie auch gegen Beifall waren, fiel es doch keinem Schauspieler ein, sich gegen den anderen vorzudrängen; jeder blieb genau auf dem Platze, welchen seine Rolle ihm

anwies, und unterstützte passiv den zufällig etwa günstigeren Effect des Mitspielenden. Die Unsitte, welcher man dazumal auf mancher anderen großen Bühne begegnete, daß der Darsteller einer Hauptrolle diese zu einem Monopol ausbeutete, indem er seine ganze Kraft zu dem Zwecke aufbot, die ungetheilte Aufmerksamkeit des Publikums lediglich auf seine Person zu lenken, hingegen seine Mitwirkenden verschwinden zu lassen, war dem Burgtheater fremd.

Hatte Schreyvogel ungeachtet seiner ernsteren Neigungen doch das Lustspiel einigermaßen bevorzugt, weil er wahrnahm, daß seine Schauspieler im Ganzen eine größere Befähigung für dasselbe an den Tag legten, als für die Tragödie, so bot nun auch der heitere Sinn Deinhardstein's neuen Anlaß, das launige Fach in den Vordergrund zu stellen. Durch eine obgleich mehr in Aeußerlichkeiten bestehende Veränderung gewann das Conversationsstück, insbesondere das Lustspiel, jetzt einen neuen Reiz. Aus den einfachen Bürgerwohnungen, in welchen es sich bisher am häufigsten niedergelassen hatte, schwang es sich nunmehr gern in elegante herrschaftliche Gemächer empor, es vervornehmte sich sowohl in Bezug auf das Terrain, welchem es sich zuwendete, wie im Range und in der Titulatur der dargestellten Persönlichkeiten, und nahm dafür den stolzen Namen „Salonstück" in Anspruch. Die aristokratischen Kreise fühlten sich dieser Neuerung gegenüber doppelt heimisch im Burgtheater, aber auch das Parterre fand, obgleich jetzt die alte Bezeichnung: „bürgerliches" Schauspiel u. dergl. ziemlich außer Anwendung kam, an dieser Neuerung Geschmack, weil es ebenfalls heimischen Zügen dabei begegnete.

Mit Geist und Glück griff Bauernfeld in diese neue Richtung ein; in seinen Dichtungen spielte sich auf vornehm gefällige Weise meist ein Stück Wiener Leben ab, ohne daß dieses ausdrücklich angekündigt wurde. Die Schauspieler aber nahmen mit Vorliebe Besitz von den Rollen, welche er ihnen bot, weil sein lebendiger und witziger Dialog sich schon dann wirksam erwies, wenn man denselben auch nur mit leichten Accenten behandelte.

Die Tragödie machte unter Deinhardstein, dessen Frohsinn sich mit dem Trauerspiele nie recht auseinanderzusetzen lernte, zwar keine sehr bemerkbaren Fortschritte, gewann aber schon viel durch das mittlerweile so wesentlich vervollkommnete Ensemble. Eine Schwierigkeit bestand noch darin, daß selbst von den ausgezeichnetsten Mitgliedern des Burgtheaters damals verhältnißmäßig wenige die Verse zu behandeln wußten; man wurde da noch immer an Goethe's und Schiller's Zeit gemahnt, wo an einigen namhaften Bühnen die Jamben berühmter Dramen in Prosa aufgelöst wurden, um sie den Schauspielern mundrecht zu machen, und Goethe, als er in Weimar die Leseproben der „Piccolomini" hielt, es nur im Schweiße seines Ange-

sichtes fertig brachte, seinen sonst tüchtigen Acteurs das ungewohnte Sprechen in Jamben zu ermöglichen.

Doch in dieser Beziehung stellte sich eine unerwartete Hilfe durch Friedrich Halm ein. Mochten auch seine Dichtungen manchen Einwürfen begegnen, eine wohlüberlegte und folgerichtige Durchführung der Handlung, packende Scenen und poetische Schönheiten ließen sich nicht bestreiten. Der Erfolg seiner späteren Stücke wurde bisweilen durch eine gewisse Monotonie beeinträchtigt, indem sie, statt auf neue dramatische Ziele, mehr auf ein wenn noch so interessant variirtes Duett zwischen Löwe und der Rettich auszugehen schienen. Aber die Glätte seiner Verse, die zwar manchmal nach einem zu üppigen lyrischen Blumenschmucke hinneigten, schmiegte sich selbst den der gebundenen Rede minder vertrauten Lippen an, und so darf Friedrich Halm das Verdienst gewahrt bleiben, die bisherigen Schwierigkeiten in der Behandlung der Verse merklich verringert zu haben.

Unsere Schilderung der Epoche, welche sich in runder Summe als die Zeit „vor einem halben Jahrhundert“ ergibt, ist zu Ende. Es war, wie wir gesehen, innerhalb dieser Zeit von dem vorgefundenen Guten nichts vergeudet worden, mancher Vorzug noch hinzugekommen, und so trug, als dann ein neuer Zeitabschnitt sich ankündigte, das Burgtheater die unverminderte Kraft zu weiteren Entwickelungen in sich.

Nordische Klänge.

Von

J. C. Poestion.

Isländisch.

Ein altnordisches Gastmahl.

Nach Grimur Thomsen.

Bei Gudmund auf Gläsiswellir geht's lustig zu beim Mahl,
Da schallen die hellen Lachen und widerhallen im Saal;
Dazwischen lärmen die Gaukler, die Fidler fideln d'rauf los,
Die Harfner reißen die Saiten: das ist ein Getoll und Getos!

Vom stärksten Gebräu ist das Mungat, und abgelegen der Meth,
Verzaubert das Trinkhorn, das rastlos von Munde zu Munde geht;
Vergessenheit trinken alle sie aus dem seligen Horn,
Doch in dem spitzigen Ende sitzt eine schlimme Norn'.

Von Grimur des Guten Haupte* strahlt aus ein goldiger Schein,
Es steht bis zum Rande gefüllt mit altem, funkelndem Wein.
Und über dem Haupte ringelt ein Wurm sich, ein giftiges Beest,
Das Keinen, der nicht ein Riese, vom Weine trinken läßt.

Und höflich ist König Gudmund und freundlich scheint er und mild,
Im Herzen aber, da ist er gar harten Sinnes und wild;
Es leuchtet in seinen Augen, die Wangen jedoch sind bleich,
Und wenn er lächelt, so kündet dies Unheil auch zugleich.

* „Grimur der Gute" war ein riesiges Trinkhorn, von dem die Sage geht, daß sich an demselben ein Mannesgesicht befunden habe, das sprechen konnte. Es war voll schlimmen Zaubers für die Trinker.

Auf Gläsiswellir da gibt es viel Gäste jederzeit,
Und immer herrscht dort Frohsinn und traute Brüderlichkeit;
Doch trügerisch ist die Freude, sie treiben mit Freundschaft Spott
Und unter heiteren Scherzen schlagen einander sie todt.

Es klatschen gar oft auf den Nasen Trinkhörner, doch lustig und frisch
Wird weiter getollt, bis Knochen fliegen über den Tisch,
Die Schädel klingen und krachen, zu Boden strömet das Blut:
Dann mag auch Gudmund lachen, dann ist ihm vergnüglich zu Muth.

Oddur Hjaltalin.

Im Versmaße des Originals. — Nach Bjarni Thorarensen.

Niemand wird tadeln
Den, der am Felsen
Liegt mit zerschlagenen
Gliedern — lebend,
Den Leib zerhauen
Von Lava-Aexten,
Daß nicht melodisch
Nach Noten er jammert.

Wund're sich Niemand,
Daß da wachsen
Seltsame Blumen,
Wo den Boden von unten
Durchglüht des Schmerzes
Glut, und von oben
Der Feuerregen
Der Thränen befeuchtet!

Tadelt d'rum auch nicht
Oddur Hjaltalin,
Daß seine Worte
Oft wenig gefielen!
Es waren Frostrosen
Der Todeskälte,
Des Harmes Lachen
Und Hel-Blumen.*

Gleich von der Jugend an
Hat sich das irdische
Glück ihm beständig
Abhold erwiesen.
Ihm folgte die Armuth
Auf allen Wegen,
Doch hatt' er die meisten
Sorgen zu Hause.

Vom Herzen ein König,
Doch sonst nur ein Häusler,
Verarmte er selber
Aus Mitleid mit Armen;
And're beglückend,
Ging selbst er zu Grunde;
Er heilte die Kranken,**
Der selber doch krank blieb.

Doch reich war sein Geist,
Und lagen von Krankheit
Und Sorgen oft Berge
Ihm auf der Brust,
So warf er die Last ab
Und schuf sich lustige
Trolle, Schildmädchen
Und Märchenwälder.

Diese seltsamen
Gesichte neckten
Dann wohl eine Weile
Seine Sorgen;
Andern zum Aerger
Schuf Oddur sich so
Eine Welt des Lachens,
Wo weinen er sollte.

Nun schweigt Oddur;
Es schauen die todten
Augen der Seele
Nach in die Ewigkeit;
Dort wird eine solche
Welt sie finden,
Daß sie nicht braucht
Eine bess're zu schaffen.

Du, der da schlafend
Du schwimmst auf dem Strome
Des Lebens zur Mündung
In's Meer des Todes:
Lästere nicht
Den Lachs, der gegen
Den Strom ankämpft
Und Fälle erklettert!

* Hel, nach der nordischen Mythologie die Göttin der Unterwelt und diese selbst.
** Oddur Hjaltalin war Arzt auf Island.

Norwegisch.

Bergliot.

Im Versmaße des Originals. — Nach Bj. Björnson.

(Kapitel 45 der Harald-Hardrade's-Saga lautet gegen Schluß: „Als Einar Thambarskelfer's Weib Bergliot, welche sich in einer Herberge der Stadt aufhielt, den Fall ihres Mannes und ihres Sohnes Eindride erfuhr, begab sie sich sogleich hinauf nach dem Hause des Königs, wo das Bauernheer versammelt war, und eiferte dieses stark zum Kampfe an; im selben Augenblicke aber ruderte der König den Fluß hinab. Da sprach Bergliot: Jetzt vermissen wir Hakon Ivarson, meinen Vetter; die Mörder Einar's würden hier nicht den Fluß hinabrudern, wenn Hakon da am Ufer stünde.)

Bergliot.

(In der Herberge.)

Heute muß Harald
Thingfrieden geben,
Denn fünfhundert Bauern
Folgten dem Einar.

Eindride umstellt
Das Haus mit Wachen,
Während der Alte
Zum König hineingeht.

Vielleicht erinnert
Sich Harald, daß Einar
Zwei Könige schon
In Norwegen wählte,

Und gibt den Frieden
Und schützt die Gesetze;
Also versprach er's
Und möcht' es das Volk auch. — —

— Wie dort der Sand fegt
Ueber den Weg hin!
Und hörst den Lärm Du?
Schau' hinaus, mein Schuhknab'!

— Vielleicht ist's der Wind nur,
Denn ewig hier stürmt es:
Der offene Fjord
Und die niedrigen Berge!

Ich kenne die Stadt schon
Seit meiner Kindheit;
Die bösen Hunde
Hetzet der Wind her. — —

— Das ist ja ein Lärm
Von tausend Stimmen?
Und Stahl sich färbt
Mit kampfrother Flamme!

Ja, das ist Schilderlärm!
Und sieh' die Sandwolke!
Speer-Wogen wölben sich
Um Thambarskelfer!

Er ist in Bedrängniß!
Treuloser Harald!
Dein Thingfrieden lockt
Den Leichenraben!

Fahr' vor mit dem Wagen,
Ich muß in den Kampf mit!
Jetzt daheim sitzen,
Das gälte das Leben!

(Auf dem Wege.)

Bauern, o bergt ihn,
Umgebt ihn im Kreise!
Eindride, beschütze
Nun Deinen Vater!

Bau' ihm eine Schildburg
Und gib ihm den Bogen!
Mit Einar's Pfeilen
Pflüget der Tod ja.

Und Du St. Olaf,
Um Deines Sohns willen,
Sprich für ihn
In Gimle's Sälen! — —

(Näher.)

Sie sprengen die Kette
Und räumen die Stätte,
Sie laufen
In Haufen
Hinab zu den Schiffen!...
Was soll dies Schauern,
Das jetzt mich ergriffen?...
Will das Glück von uns weichen?...
Was bleiben die Bauern
Nun alle dort stehen?...
Kannst Du es sehen:
Sie bringen zwei Leichen...
Und Harald darf gehen?...
Was soll das Gedränge
Beim Thinghause dort?...
Es wendet die Menge
Jetzt still sich fort...
Eindride, wo ist er?
Was blicken die Leute
So traurig und düster
Und sehen zur Seite? — — —
Nun weiß ich es schon:
Todt Vater und Sohn!
— — Platz, ich muß sehen!..
Ja, das sind sie!
K o m m t' es geschehen!...
J a, das sind s i e!

Des Nordens herrlichster
Häuptling gefallen!
Norwegens bester
Bogen geborsten!

Gefallen ist Einar
Thambarskelfer,
An seiner Seite
Der Sohn, Eindride!

Ermordet im Finstern
Er, der Magnus
Mehr war als Vater,
Knut, des Großen,
Söhne-Berather!

Meuchlings ermordet
Der Schütze von Svolder,
Der flinke Löwe
Der Lyrskog-Haide.

Getödtet im Hinterhalt
Thambarskelfer,
Der Bauern Häuptling,
Der Drontheimer Stolz!

Weißhaarig, geehrt —
Eine Beute der Hunde,
Und mit ihm zugleich
Der Sohn, Eindride! — —

Auf, auf, Ihr Bauern, er ist gefallen;
Doch er, der ihn mordete, lebt noch!
Kennt Ihr mich nicht? Ich bin Bergliot,
Tochter des Hakon vom Hjörungavaag,
Nun bin ich Thambarskelfer's Wittib!

Euch ruf' ich es zu, Heer der Bauern,
Mein alter Mann ist gefallen!
Seht hier das Blut auf dem bleichen Haar!
Weh', über Eure Häupter noch kommt es,
Denn kalt wird's, eh' es gerächt ist.

Auf, auf, Ihr Streiter, es fiel Euer Häuptling,
Euer Stolz, Euer Vater, Eurer Kinder Freude,
Des Thales Saga, des Landes Held!
Hier fiel er, und Ihr, Ihr wollt ihn nicht rächen?

Ermordet im Finstern, im Hause des Königs,
In der Halle des Rechts, des Gesetzes, ermordet,
Ermordet vom ersten Mann des Gesetzes!
Des Himmels Blitz wird treffen das Land,
Wenn es die Flamme der Rache nicht läutert!

Setzt auf dem Flusse ihm nach!
Einar's neun Langschiffe liegen hier;
Laßt sie die Rache tragen zu Harald!

O, stünde Hakon Ivarson hier,
Stünde er hier am Ufer, dann Freunde,
Fände Einar's Mörder den Fjord nicht,
Und braucht' ich Euch, Feiglinge, nicht zu bitten!

O, Bauern, hört mich, mein Mann ist gefallen,
Fünfzig Jahr' meines Denkens Hochsitz!
Umgestürzt ist er, und rechts davon liegt nun
Auch unser Sohn, o all' uns're Zukunft!
Leer ist es jetzt zwischen meinen Armen!
Kann ich sie wohl zum Gebet noch erheben?

Oder wohin soll ich wenden mich auf Erden?
Geh' ich fort nach den fremden Stätten,
Ach, so vermiss' ich die, wo zusammen wir lebten,
Aber wend' ich mich dahin,
Ach, so vermiss' ich sie selber.

Odin in Walhall darf ich nicht suchen,
Denn ihn verließ ich in meiner Jugend;
Und der neue Gott in Gimle?
Er ja nahm mir jetzt Alles!

Rache? Wer spricht von Rache?
Kann sie denn meine Todten erwecken?
Oder kann sie mich schützen vor der Kälte?
Gibt sie mir sicheren Wittwensitz,
Oder Trost für eine kinderlose Mutter?

Geht mit Eurer Rache und laßt mich,
Legt auf den Wagen ihn und den Sohn!
Komm', wir begleiten sie heim!

Der neue Gott in Gimle, der fürchterliche, der Alles nahm,
Er soll auch die Rache nehmen, denn die versteht er! — —
Fahr' langsam, denn so fuhr auch Einar immer;
— Und wir kommen früh genug heim!

Nicht mehr die Hunde ihn lustig springend begrüßen,
Sie werden nun heulen und trauern.
Die Pferde werden die Ohren spitzen,
Fröhlich der Stallthür entgegen wiehern
Und warten auf Eindride's Stimme.

Aber nie ertönet sie wieder,
Und auch nicht Einar's Schritt im Gange,
Der meldete, daß nun Alle aufsteh'n müßten,
Denn nun käme der Häuptling.

Die großen Stuben will ich verriegeln,
Die Leute will ich fortschicken,
Vieh und Pferde will ich verkaufen,
Fortziehen und einsam leben!
Fahr' langsam!
Denn wir kommen früh genug heim!

Lappländisch.

Der Gesang der Todten.

(Volkslied.)

Im Alter der Jugend
Geht fröhlich der Mensch
Des Lebens Weg
Und denkt an Vieles,
Doch nicht auch daran,
Daß der Tod ihm folgt
Und bald ihn mit eisigen
Armen umschließt.

So ging es mit Peter
In Vuostejokgoppe,
Dem einzigen Sohn
Eines Vaters, gar reich
An Geld und Gut,
An Booten im Meere
Und Thieren im Stalle.
All' dies bekam Peter,

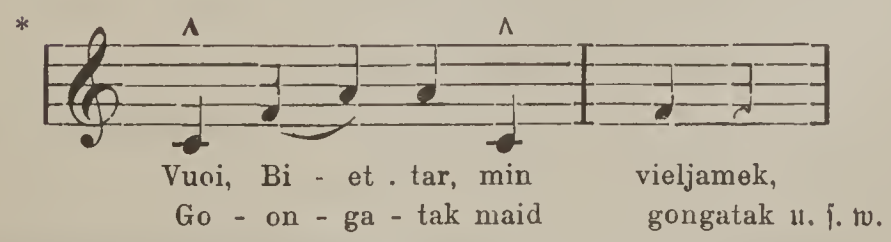
Als er ein Weib nahm,
Und heim nun führte
Die liebliche Aile.
Doch hört, was geschah!
Denn nun schläft Peter
Den schweren Schlaf
Schon lange hinter
Der Kirchhofsmauer,
Entrissen dem Weibe
Und zärtlichen Eltern.
So ging es mit Peter:
Er fuhr nach Vadsö
Um dort zu handeln.
Nicht lange verweilt' er.
Als Alles besorgt war,
Verließ er die Stadt
Am frühen Morgen
Und mußte an einem
Kirchhof vorüber.
Hier nun hörte er
Stimmen, die sprachen.
Die Todten sangen:

„Vuoi, Biettar, min vieljamek,
Gongatak, maid gongatak,
Dās, almaken šnaggatak
Njunnites gerisin!" *
— „O Peter, unser Bruder,
Wie weit Du auch wanderst,
Hieher doch lenkst Du
Den nasenlosen Schlitten." — **
Da eilte Peter
Nach seinem Heim
In Vuostejokgoppe
Gar schweren Herzens.
Eine Woche später
Da that er die letzte
Reise nach Vadsö;
Da trugen sie seine
Leiche zur Ruhe.
In's Grab dort hinter
Der Kirchhofsmauer
Senkten sie ihn
Unter Jammern und Klagen.

Trauerlied

eines ausgewanderten Lappen, der Kühe hüten muß.

Schmerzlich beweine ich meine Renthierkühe auf den Bergen,
Vergeblich steh' ich hier und lausche in dem kalten Hause.
Meine Füße können nun nicht mehr laufen
Den einen niedrigen Hügel hinauf, den andern hinunter,
Nicht kann ich meine Blicke werfen auf die weißgefleckten Renthiere!
Wie soll ich nun noch gedeihen können?
Ich, der ich meine Renthierkühe nicht mehr melken kann,
Sondern den Rest meiner Tage hindurch leben muß
Von der langgeschwänzten Kühe Milch?
Nun, wenn das mein Schicksal ist, muß ich mich wohl d'rein finden
Und nicht mehr nach den Renthierkühen laufen im Gebirge.



** Das ist der Sarg; die Lappländer gebrauchen als solchen einen Schlitten, dem der vordere Theil (die Nase) abgesägt ist.

Eskimoisch.

Sommerlied.

O Sommerwärme, die sich nun eingefunden hat —
Imakaja ha —*
Nicht ein Windhauch bewegt sich — ama hai,
Imakaja ha —
Und nicht ein Wölkchen ist am Himmel — ama hai
Imakaja ha —
Weinend (vor Rührung) streck' ich mich auf der Erde aus —
Imakaja ha —
Und dann die lieben Renthiere — ama hai,
Imakaja ha —
Zwischen den Bergen — ama hai
Imakaja ha —
Sieht man sie grasen in der nebligen Ferne.
Haja, haja, hai
O, wie entzückend, o wie freudvoll! — ama hai,
Aija, aija, haija hai!

Liebe zur Heimat.

Mit einem kleinen Liede zog ich aus —
Amaka hajija hajija ha amaka hajija —
Von Tuglotuarsuk zog ich aus —
Amaka hajija hajija ha amaka hajija —
Mit einem leichten Südwind segelte ich —
Amaka hajija hajija ha amaka hajija —
Hatte den leichten Südwind im Rücken —
Amaka hajija hajija ha amaka hajija —
Als ich auf die Höhe meiner Heimat kam —
Amaka hajija hajija ha amaka hajija —
Als mein geliebtes Heim sichtbar wurde —
Amaka hajija hajija ha amaka hajija —
Suchte ich mein Weinen zu unterdrücken —
Amaka hajija hajija ha amaka hajija —
Stillte ich mit Mühe meinen Schmerz —
Amaka hajija hajija ha amaka hajija —
Da fiel mir nur Sinnloses ein —
Amaka hajija hajija ha amaka hajija —
Da wurde mein Gesang ganz sinnlos —
Amaka hajija hajija ha amaka hajija —
Ein kleines Lied fiel mir ein, ein kleines Lied nur stimmte ich an —
Amaka hajija hajija ha amaka hajija.

* Refrain, der mit geringer Abwechslung mehr oder minder allen eskimoischen Gesängen gemeinschaftlich ist und durch unser „trallala" u. dgl. wiedergegeben werden könnte.

Spätsommertage.

Aquarellen aus der Bergwelt Oesterreichs.

Von

Ernst Keiter.

Wie im süßen, wonnigen Träumen lag der kleine, enge, rings von waldigen Höhen umschlossene Thalkessel der Jassingau nun wieder da. Der Eisenbahnzug, welcher mich als einzigen Reisenden vor dem zierlichen Stationshause abgesetzt hatte, war längst schon drüben hinter tannenbegrünten Wänden dem Blicke entschwunden. Blendender Goldschein glänzte mir von überallher entgegen: Er ruhte leuchtend und flimmernd auf den weißschäumenden wilden Wassern des brausenden Erzbaches, auf dem einsamen Bahnhofsplatze, auf der breiten Landstraße, die von Hieflau nach Eisenerz führt und die jetzt kaum ab und zu von einem müden Gespann belebt wird.

Dem tosenden Radmerbach entgegen ging es nun im dichten dämmerigen Nadelwalde aufwärts, der draußen stetig emporsteigenden Fahrstraße zu, die nach Radmer an der Stuben führt. Von Zeit zu Zeit blieb ich stehen und sah hinab in das Kämpfen, in das Gewoge und bewunderte die ungeahnte Kraft des Elements, das so viel Gutes fördert und schafft, und so unendlich viel Unheil, Elend und Noth den Erdenmenschen schon gebracht hat, wenn es die Schranken seines ruhigen Wirkens durchbrach . . .

Immer düsterer, nächtiger wird es mit jedem Schritte nach vorwärts. Da innen, und fast nur aus der Tiefe herauf, schimmert von dem Grellweiß der Schaumwogen einiges Licht.

Da lenkt der trauliche Waldweg in die Waldstraße ein. Jeder Schritt zeigt uns neue pittoreske kleine Bilder, in denen der echte steierische Gebirgscharakter so treu ausgeprägt ist.

Jetzt öffnet sich das grüne Waldterrain zur Rechten und drüben, weit drüben, das herrliche Gemälde abschließend, frei in die blaue duftige September-Nachmittagsluft gezeichnet, steigt dort der Riesen-Zuckerhut des Luganer empor. Seine scharfen Contouren schneiden förmlich in den schimmernden Aether, und nichts stört das imposante, packende, überwältigende Tableau.

Und vor uns begrenzt den Horizont die kolossale nackte Steinwand des Weißenbacher, über dessen Grate und Runsen die Schatten wehen.

Zur Linken aber saust uns der Radmer- oder Stubenbach entgegen, der seinen schneeigen Gischt in die Lüfte stäubt, und mit lärmendem Gebrause erzählt von den Waldhöhen des Radmer-Hals und des Hochkogels, die ihn beide hersenden dem Erzbache zu.

Durch die feine scharfe Waldluft, die sich beim ersten Athemzug, den wir thun, schon als die Alpenluft des steierischen Hochlandes verräth, zieht der ätzende Rauch der glosenden Kohlenmeiler, die hier auf ausgedehnter Thalfläche — tiefer liegend als die rechts oben laufende Straße — in großer Zahl aufgestellt sind. In der Ferne, lange bevor man in diesen Thalstrich eintritt, verspürt man schon den prickelnden, beißenden Reiz in der Kehle.

In großen Massen sind hier Holzscheiter, Mauern gleich, aufgeschichtet und wenig entfernt von diesen Vorräthen erheben sich die rußigen, qualmende schwarze Wolken in die Lüfte sendenden Kegel, in denen das Holz zu Kohle vergloft wird, das die Gewerke für ihre Eisenarbeit gebrauchen. Diese in großem Style angelegten Kohlenbrennereien gehören der ehemaligen Innerberger Gesellschaft, nunmehrigen „Alpinen", welche in der oberen Steiermark fast den ganzen Bergwerksbesitz ihr eigen nennt.

Wie wehende Schleier fliegen die Wölkchen über der romantischen Thalenge, in der ein ganz apartes Leben herrscht. Rußige Männer hantiren da und dort; bei den Meilern, indem sie dieselben mit Wasser begießen, damit sich im Innern keine Flamme bilde, die den Holzbau verzehren könne; beim Schichten und Legen der Scheiter; in den kleinen weißschimmernden Häuschen im Hintergrunde; bei der Holzrinne, die das Wasser zuführt und an vielen anderen Punkten.

Nun verengt sich das Thal mehr und mehr und läßt nur noch für den Bach und die Straße Raum, während zu beiden Seiten die tannenbesetzten Wände aufsteigen, oder die grauen zerklüfteten Kalksteinhöhen, welche die wildschöne Klause einschließen. Sachte hebt sich wieder die Straße nach aufwärts und zieht in Schlangenwindungen dahin.

Immer malerischere Scenerien treten jetzt vor das Auge des Wanderers.

Es sind düstere Töne und Tinten, welche dieselben beherrschen; schaurig sieht es an manchen Stellen aus. Wir schreiten in einer einsamen, todstillen Bergwelt dahin, in der sich kaum ein Vogel vernehmen läßt. Mancher Vers aus Dante's Epopöe scheint sich da in unserer Erinnerung neu zu beleben. Es ist, als ob wir uns auf der Wanderschaft zur „Hölle" befänden. . . . Eisigkalt weht die Luft hier innen, wie abgestorben scheint die ganze Natur, kein Strahl der Sonne lächelt herein in diese fürchterliche Enge, in der nur zuweilen das unheimliche Kreischen eines auffliegenden Raubvogels, eines Geiers, oder eines Habichts ertönt. Gleichmäßig rauscht dort zur Rechten der wilde Alpenbach; über Baumleichen, die in seinem Bette liegen, und die er fortschwemmen soll, stürzt er tosend und seinen grellen Gischt aufspritzend im stürmischen Lauf dahin. . . .

Da fährt nun ein Frachtwagen mit Holzkohle die Straße her und weiter nach Hieflau oder Eisenerz; der einzige Verkehr, der sich in dieser Hochgebirgszone bemerkbar macht. Nicht einmal ein Bäuerlein begegnet Einem auf dieser Route.

Links fesselt jetzt eine breite Geröllhalde, eine herabgeschwemmte Muhre, ein wahres Steinmeer unseren Blick. Ein sprudelndes Bergwässerlein tänzelt in seinem krystallhellen Gewande durch die Steinbrocken lustig zur Straße nieder und rauscht im Sturze in den tosenden Radmerbach, der jetzt wieder zur Rechten der Straße, in der Tiefe hinzieht. Mächtige Steinwände streben immer enger zueinander, und bauen sich schier bis in den blauen Himmel auf, von dem nur ein ganz schmaler Streifen herein glänzt.

Hier ist das echte Bereich des „Weißenbacher", das berühmte Gemsenrevier des Kaisers. Da gibt es keine Pfade hinauf, über die der Jäger mehr oder weniger bequem schreiten könnte, hier schützt nur der sichere Tritt, das scharfblickende Auge vor dem Verderben.

In früheren Zeiten war der kaiserliche Jagdfreund gerne in dieser grausigen Steinwelt auf dem Pürschgang, aber seit vor Jahren einmal wieder ein Treiber durch Absturz den Tod fand, soll dem hohen Herrn in dieser allerdings wildreichsten Zone das Vergnügen vergällt worden sein und es werden auf diesem Gebiet keine Jagden mehr abgehalten.

Wer es versucht, durch die Schlucht über das Steingerölle und Steinmeer empor zu klimmen, dem wird sich freilich eine einzig erhabene Welt aufthun.

Nach ungefähr einer Stunde Wanderns führt unsere Straße eine sanfte Höhe empor, das Thal weitet sich zu einem ausgedehnten Gebirgs-

kessel, der mit seinen schwarzen Wäldern, mit seinen Waldhöhen links, mit der Häusergruppe dort unten und der stattlichen alten Wallfahrtskirche zum heil. Anton von Padua, die auf der Berghöhe steht und von Gebäuden des „oberen" Orts umgeben ist, ein frappirendes, ganz unerwartetes Bild gibt.

Wenden wir nun unseren Blick nach rechts, so steigt uns da als großartige Schlußdecoration des weiten Rundgemäldes die weißgraue sonnenbeschienene Felsenmasse des Luganer — der nunmehr die breite Wand dem Oertchen Radmer zuwendet — himmelhoch auf und läßt die unten im Thal liegenden Hütten und hochdächerigen Häuser der Gewerkschaft und selbst die drüben stolz thronende Kirche nur als niedliches Spielzeug erscheinen.

An der Straße zeigt sich rechter Hand ein im steierischen Style erbautes, mit geschnitzelten Holzgängen und luftigen Veranden geziertes Jägerhaus, dessen ebenerdige Stuben der allda wohnhafte kaiserliche Jäger innehat, dessen obere Räume aber für die Gäste des Monarchen bestimmt sind. Gegenüber, diesseits des Fahrweges, liegt das Wirthschaftsgebäude von ähnlicher Bauart, in dem sich auch die Unterkunft für den Marstall des Kaisers befindet.

Wenige Hundert Schritte entfernt vom Jägerhause, in dessen Vorgärtchen jetzt ein Rudel pausbackiger Kinder spielt, erhebt sich auf wohlgepflegtem sammtgrünem weitem Wiesenplan, den einzelne Partien von Nadelholzbäumen schmücken, das allerliebste, so freundlich herabschauende Jagdschlößchen des erlauchten Schützen.

Die Hauptfront der im Aelplerstyle errichteten Villa, der Thalseite zugewendet, zeigt im Erdgeschoß und im ersten Stockwerk je sechs Fenster außer der Eingangspforte im Parterreraum und der darüber liegenden Ausgangsthür auf die große Altane, welche den Blick auf ein entzückend schönes Gebirgspanorama gewährt. In dieser Etage liegen auch die Gemächer des kaiserlichen Jagdherrn, die in den Septembertagen des Jahres 1885 die Kaiserin und die Erzherzogin Valerie zum ersten Male bewohnten.

Die Ausschmückung aller Räume dieses anheimelnden Baues ist zwar eine einfache, doch würde man nichtsdestoweniger ein kleines Büchelchen schreiben können über die reizenden Sächelchen und Ziergegenstände, welche sich da vorfinden. Das Vestibule, der Aufgang und die obere Vorhalle sind reich mit Jagdtrophäen, mit Geweihen und Krickeln ausgestattet, die auf Täfelchen die Bezeichnung enthalten, wo, wann und von welchem hohen Jäger die betreffenden Thiere erlegt wurden. Außerdem zeigen die Wände der netten Stuben ebener Erde werthvolle Kupfer aus dem vorigen Jahrhundert, welche die Figuren der spanischen Reiterschule und Carroussels

darstellen, dann schöne Stahlstiche nach berühmten Thierbildern des Engländers Landseer und des Oesterreichers Pausinger. In einem kleinen Gemache des ersten Stockes bemerkt man preciöse Arbeiten unter Glassturz: z. B. die Reiterfigur des Kaisers aus Zirbelholz, kunstvoll geschnitzt, und als Pendant hiezu das Abbild der Kaiserin, die im Fluge dahinzugaloppiren scheint. Zur Seite der letzteren porträtgetreuen Schnitzarbeit sieht man den Lieblingshund der erlauchten Reiterin en miniature, gleichfalls aufs niedlichste aus Zirbelholz geschnitten. Eine Zeichnung von August Gerasch stellt den kaiserlichen Schützen auf der Auerhahnjagd, lauernd, dar.

Im Schlafzimmer nimmt unsere Aufmerksamkeit ein hübscher Stich nach Millaid: „Ja oder Nein?" gefangen. Eine junge Dame hält versteckt rückwärts einen verschlossenen Liebesbrief und frägt sich mit schelmischem Lächeln, ob sie ihn lesen soll oder nicht. Auf einem anderen Stahlstich sieht man ein Mädchen, das Hunde füttert. Das Bild nennt sich „Charity" und ist nach Rivière gestochen. Thierstücke von Landseer, Fuchsjagden und äsende Hirsche, von Samuel J. Carter „Junge Füchse" und treffliche Reproductionen nach Wilhelm Kaulbach's: „Goethe auf dem Eise" und „Scene aus der Walpurgisnacht" mit dem Facsimile des illustren Künstlers schmücken hier die Tapeten.

Von dem geräumigen Speisesaal, den zwei pompöse weiße Marmorkamine zieren und der mit rothen Sammtmöbeln ausgestattet ist, gelangt man auf die große Altane, von der es, wie schon vorhin erwähnt, einen ungemein malerischen, reichen Ausblick über das Thal, auf die gegenüber aufsteigende Wand des Hochkogels und nach rechts hin, zur hochliegenden zweithürmigen Kirche, die Ferdinand II. zur Zeit der Protestantenwirren erbaute, gibt. Weit hinein in die Thäler gegen Radmerhals und zu den fernen Höhen bei Teicheneck und Lahnberg fliegt hier der entzückte Blick.

Auf einer kleinen Bücheretagère im Speisesaale sind belletristische Werke aufgestellt, darunter Hackländer, der Lieblingsautor des Kaisers, dann Max Schlägel, einige Bände des „Novellenschatz", alte Jahrgänge der Pariser „Illustration" u. a. . . .

Hinter dem Schlößchen steigt wieder üppiges Waldreich empor, in das kaum die Sonne zu dringen vermag, und in dem der erlauchte Schütze, wenn nicht die Jagd ruft, gern eine Morgenpromenade unternimmt.

Allerliebste Klein- und Detailbilder zeigen sich aber dem Wanderer unten in dem dörflichen Neste selbst. Der ländliche Platz, die Mühle mit dem Mühlengang, die alten Gewerkshäuser und hoch oben die interessante Kirche werden nicht nur Denjenigen fesseln, der sein Skizzenbuch bereichern will,

auch Jemand, dessen Sinn es war, „nichts zu suchen“, wird an diesen Miniaturgemälden der Natur Gefallen finden . . .

Weiter aufwärts, längs des Haselbaches, im breiten Gebirgskessel, geht es nach Radmer an der Hasel. Da starren zur Rechten die hohen, lothrecht emporsteigenden, nackten Steinwände des Haselkogels herab, die ihr zerbröckelndes Felswerk in die Tiefe stürzen. Hier unten auf weitem Plan sieht es aus, als ob einst eine Stadt auf dieser Stelle sich ausgebreitet hätte, die nun verwüstet ist und nur die Trümmer ihrer Mauern da zurückgelassen habe. Die Sage, die noch heute im Volksmunde lebt, erzählt denn auch von einer schönen Stadt, die der Teufel, da er ihre frommen Bewohner nicht zu verführen vermochte, durch einen Felsensturz der hohen Wand des heutigen Haselkogels vernichtete.

Eine andere Mythe berichtet von einem großen Zauberer, der hier hauste und durch dreimal 77 Jahre lebte. Zu seinen reichen Schätzen, vielen Häusern und Gütern, zu seinen ungezählten Curiositäten und wunderlichem Zeug war er aber auf folgende Art gekommen:

Einmal auf seiner Wanderung in diesem duftigen Thale sah er einen Haselstrauch, dessen Blätter in der Mitte kreisrunde Löcher trugen. Einem uralten Glauben zufolge steckt in solchen Sträuchen der sogenannte Haselwurm, der Zauberkraft besitzt. Diesen Haselwurm wollte der Waldgänger erhaschen und er lauerte dem Thierchen durch acht Tage und acht Nächte ununterbrochen auf. Er sah den schönen in den Farben des Regenbogens schimmernden Wurm wiederholt ans Licht kriechen, aber all' sein Bemühen, ihn festzunehmen, war vergebens. Endlich am neunten Tage gelang es dem Manne, als der Wurm seine kleine Höhle verlassen hatte, demselben die Rückkehr in sein Höhlenloch zu versperren und ihn zu ergreifen. Daheim siedete er den Wurm in kochendem Wasser und aß dann stückweise von demselben. So kam die ganze Zauberkraft des Wurmes auf den Glücklichen, der nun die Sprache der Blumen und Kräuter, und die der Vögel und vierfüßigen Thiere verstehen lernte. Von da an sah er Alles, was sonst menschlichen Augen unsichtbar, und hörte Alles, was menschlichem Gehör unverständlich blieb. Er sammelte große Schätze; denn er vermochte ja Dinge zu verrichten, die keinem Erdenmenschen sonst gelingen wollten . . . Und als der Zauberer endlich ans Sterben kam, kroch ihm aus dem Munde ein abscheuliches Gewürm — der Haselwurm, der, weil der Zauberer dreimal 77 Jahre gelebt hatte, auch dreimal wieder lebendig geworden war.

Wandern wir noch ein Viertelstündchen über das kleine Bergnest Radmer an der Hasel hinaus, so wird uns wohl das alte Waldschloß, die Greifenburg, vollends gefangen nehmen. In den großen weiten hochfensterigen Stuben des Jahrhunderte alten Ritterbaues, der nunmehr dem

langsamen Verfalle geweiht scheint, ist es unserem phantasiereichen Denken ein Leichtes, längst verrauschte Zeiten mit längst verwehten Bildern und längst vergessenen Menschen heraufzubeschwören.

An den Wänden hängen da und dort in den Gelassen alte verwitterte, dunkle Porträts: Adelsherren, stattliche Frauen, Aebte und junges, verwegenes Volk.

Draußen grünt die Welt der Berge und ziehen sich die Thäler hin und über Alles webt die Poesie ihren heiligen Duft und ihr seliges Träumen ... Die Forellen der Frau Kastellanin, die uns hundert kleine Geschichten zu erzählen weiß, schmecken unbeschreiblich gut und sind — ein wahres Wunder in unseren Alpen — staunenerregend billig.

Ihr lieben Tage von Radmer, ihr seid mir unvergessen!

* * *

Da schimmern deine tiefgrünen Wasser durch's Gezweige herüber zu mir, du unvergleichlicher wundersamer Leopoldsteiner See!

Leichte Frühnebel, kleine durchsichtige Schleier wehen noch hoch oben in den Lüften, im wesenlosen Aether, der über den Spitzen, Riffen und Felsenzacken der majestätischen Seemauer streicht ... Die höchsten Regionen der grauweißen Steinwand dort drüben, die lothrecht aus den klaren stillen Fluthen aufsteigt, funkeln im grellen Gold der Sonne. Tiefer herab lagern über einzelnen Partien Schattenstreifen, die der Scenerie ein eigenartiges, doch charakteristisches Gepräge geben ...

Ich sitze außen auf der Veranda des Seegasthauses, der hohen Seewand gegenüber, einen frischen Labetrunk im Glase vor mir. Mein Blick fliegt hinauf nach der Felsenmauer, die in den ersten Minuten als eine glatte Fläche erscheint, aber — gleich den Bildern des Stereoskops — sich nun plastisch ausgestaltet, ihre hervorstehenden Steinaltanen, ihre Höhlengänge, ihre Risse und Schluchten zeigt, so deutlich und scharf, als stünde ich knapp vor dieser grausen Welt frei oben in den Lüften.

Ein Schauer erfaßt unsere Seele, wenn wir uns im Geiste auf jene todbringenden Höhen versetzt denken, und doch taucht da in unserem Träumen das Bild des kaiserlichen Schützen Maximilian I., des „letzten Ritters" auf, der oft und oft in diesen luftigen Regionen den Gemsen nachspürte, allein, ohne jede Begleitung. Von Eisenerz, seinem Lieblingsrevier, war er da herübergekommen und vom Seethal aus die Wand hinangestiegen. Hier fühlte er sich so ganz in seinem Elemente, und vielleicht ist ihm auch das Abenteuer, welches im „Theuerdank" von einer „Jaid im steyrisch gepirg" erzählt wird, auf der gemsenreichen Seemauer zugestoßen. Zuweilen kam es vor, daß des Kaisers Jagdtroß drüben in Eisenerz seines Herrn vergebens

harrte. Dieser hatte sich in seiner sprühenden Lust am Pürschgang wieder einmal verstiegen und so bald den Rückweg nicht gefunden. Eine flinke Gemse hatte es ihm wohl auch da, wie einst auf der Martinswand, angethan und ihn immer höher und höher empor gelockt. Weiß doch eine Mythe auch hier zu erzählen, daß einst ein unbekannter Mann, wohl ein kundiger Wildschütz, den erlauchten Jäger aus den Steinwirrnissen wieder auf gangbare Steige führte und so vor dem sicheren Tode bewahrte.

Eine Reihe von fröhlichen Jagdbildern taucht aus dem Meer unserer Erinnerungen auf, die alle frischleuchtende Farben zeigen und voll Leben und temperamentreicher Bewegung sind.

In unseren Tagen, oder doch in unseren Zeiten pürschte auf der Seemauer auch ein junger ritterlicher Kaiser, dessen sicherer Blick und immer treffender Schuß ja keinem Oesterreicher fremd sind.

Daß die Sage, dieses liebste Kind des Volkes und ganz besonders des Volkes der steierischen Alpen, die grandiose Seemauer, welche gleich einer Riesenwand die ganze Welt draußen abzuschließen scheint, mit einem reichen Schatz von Mythen bedachte, wird nicht Verwunderung erregen.

Wenn die dräuenden nachtschwarzen Gewitterwolken über dem lieblichen Kesselthal des Leopoldsteiner Sees hängen; die Stürme vom nahen Pfaffenstein herüberbrausen; die Donner, den ganzen Thalgrund erschütternd, grollen, und flammende Blitze diese Höllenscenerie auf Augenblicke in grelles Leuchten tauchen — dann dichtet die Volkspoesie ihre schönsten und wirksamsten Märchen, und es war hier der Sage nicht schwer, manches Stückchen von Junker Satan, der da oben gehaust, zu erzählen.

Einige dieser sagenhaften Geschichten mögen denn auch hier folgen . . .

Einst wirthschaftete auf der „Schloßwilzing", einer Alm hinter dem Hochblaser, der höchsten Erhebung der Seemauer, ein Bauer, welcher es mit dem Teufel hielt und diesen mehr als einmal schon beschworen hatte. Wie die Mythe berichtet, war das Bäuerlein eines Tages nach Eisenerz zur Kirche gegangen, dem Halterbuben die Wartung des Viehes überlassend. Dieser kramte in den Truhen seines Herrn, fand ein altes Buch und begann sogleich darin zu lesen. Aber alsbald erhob sich ein so starker Wind, daß das Bübchen meinte, es müsse derselbe ihm die Hütte über dem Kopfe wegtragen und in die Tiefe stürzen. Im nächsten Augenblicke stand auch ein kleines Männchen — mit hohem Hute und langem grünem Rocke — vor ihm, das die spitzen Enden seines Rockschoßes über den Arm gelegt trug. Jetzt bemerkte der Knabe zu seinem nicht geringen Schrecken, daß aus den Rockzipfeln des Männchens ein Kuhschweif geworden sei, und daß aus den Pantoffeln desselben, statt der Füße, Kuhklauen hervorguckten. Der Halterjunge wußte nun auch, wen er

vor sich habe, und als der Böse nun um das Begehren des Buben fragte, da beeilte sich derselbe jenem rasch Arbeit zu geben, obgleich er im ersten Augenblicke nicht wußte, wie er sich helfen könne. Glücklicherweise fiel ihm ein, schnell zwei Säcke — einen Metzen Hafer und einen Metzen Gerste — auszuschütten, durcheinander zu mengen und dem Teufel zu befehlen, Beides auseinander zu klauben. Flugs machte sich der kleine Grünrock an die Arbeit und war auch im Nu damit zu Ende. Nun galt es dem Höllenjunker neuerlich Beschäftigung zuzuweisen. Der Halterbube befahl jetzt dem Teufel, durch den Sumpf, der sich von der Almhütte weg eine Strecke hinzog, eine Straße zu bauen. Er hoffte nämlich, daß der Gottseibeiuns doch einige Zeit zu diesem Bau brauchen werde, und daß inzwischen wohl der Bauer heimkehre, und ihn aus der peinlichen Lage dann befreie. Schon war die Hälfte der Straße fertig, schon stieg es dem armen Buben fieberheiß zu Kopf, da erschien der Bauer, erkannte sofort, was hier vorgefallen und machte sich daran, den Teufel wieder zu expediren. Eiligst nahm der Almer das Beschwörungsbuch, kehrte es um, so, daß die Schrift nun verkehrt zu stehen kam, und las bis zu jener Stelle zurück, bei welcher der Bub vorhin begonnen hatte. Unter fürchterlichem Gebrause verschwand das Männchen; doch die Straße, die dasselbe gebaut hatte, blieb stehen, wurde aber später durch viele Lawinen- und Felsenstürze fast gänzlich verschüttet.

Einmal erschien der Teufel auch als schwarzer Bock und stieß einen berüchtigten Wilddieb, der selbst an Sonn- und Festtagen sein wüstes Treiben nicht lassen wollte, von einer Felsenklippe, der „Bösen Mauer", hinab in eine Schlucht, in der sich ein Sumpf, die „Wildlack'n" genannt, befand. Das kam so. Der Wilderer hatte noch nie zuvor ein solches Capitalstück von einer Gemse gesehen. Er folgte daher dem prächtigen Thier, das sich immer weiter auf die über dem See hängenden Grate verirrte. Endlich stand der Jäger in der Nähe des Bockes, aber da merkte er zu seinem Entsetzen, daß derselbe große Klauen und einen langen Schweif habe. Er erkannte nun, daß es Junker Satan sei, den er da vor sich sehe, und wollte die Flucht ergreifen. Aber das Thier sprang rasch auf den Aermsten zu, erfaßte ihn mit den mächtigen Hörnern und schlenderte ihn hinab über die steile Wand. Unten im Wasser des Sumpfes endete der Wildschütz auf jämmerliche Weise sein Leben.

Wie in allen Alpenseen, lebt auch im Leopoldsteiner See ein Wassermann oder hat doch einst, in grauer Vorzeit, da gelebt. In längstverrauschten Tagen hat ihn manch' ein Aelpler gesehen, als er in mondheller Nacht an den Ufern dahinschritt. So hat vor vielen Hundert Jahren der Wassermann des Grundelsees bei Aussee den Leuten den Sandlingberg gezeigt, in welchem sich der „Kern", das Salz, das den Ausseern Wohlstand brachte, befindet.

Die Sage erzählt nun, auf welche Weise das Erz des Erzberges aufgefunden wurde.

Tausend Jahre vor Christus hätten einmal mehrere Bewohner der Gegend um den Leopoldsteiner See aus den dunkeln Wässern einer Höhle im Münichthal öfters eine gar seltsame Menschengestalt auftauchen gesehen, die sich da im warmen Sonnenscheine erquickte. Durch allerlei List sei es endlich gelungen, sich dieses Wassermannes zu bemächtigen. Die Leute wollten den Fang nun thaleinwärts bringen, und ihre Freude war sehr groß. Aber als sie zu der Stelle kamen, wo man zum ersten Male von Hieflau herwärts den rothen Erzberg erblickt, da sträubte sich der Wassermann auf das entschiedenste, auch nur einen Schritt noch weiter zu thun. Er bat und flehte, ihn doch zurückkehren zu lassen nach seiner Wasserhöhle und bot für diese Gunst werthvolle Geschenke an. Die Bergler fragten nun, was er geben könne, worauf ihr Gefangener erwiderte: „Wählt: Einen goldenen Fuß, ein silbernes Herz, oder einen eisernen Hut!“ Doch ehe sich die Leute noch zu entscheiden vermochten, meinte er: „Gold währt nur kurze Zeit, Silber nicht lange, Eisen jedoch wird ewig dauern!“ . . . Da wählten sie den „eisernen Hut“ und ließen denselben sich zeigen. Nun wies der Wassermann nach dem unfernen Erzberg hin, der hochauf in den Himmel ragte. Und nachdem man sich von der Wahrheit seiner Aussage überzeugt hatte, führten ihn die Männer zurück nach seiner Grotte, in der er aber niemals wieder gesehen wurde.

Die Märchenbilder sind verflogen.

Weit draußen auf den grünschillernden Wellen zieht ein Kahn. Ein lustiger Bursch im stattlichen Sonntagskleide führt das Ruder. Aus der Seeau kommt er herüber; zu seinem Dirndl geht es, zur schönen Rosi, deren Aeuglein wie Karfunkel leuchten, deren Wangen blühen wie Rosen. . . Aus dem dichten schwarzen Tannwald, der sich rechts der Straße, die längs dem Seeufer hinläuft, aufwärts zieht, dringt der helle Sang der Sommervögel; sonst liegt es gar tiefstill und einsam über dem ganzen wundervollen Erdenfleck, von dem man sich kaum zu trennen vermag. Später verändert sich das Gemälde mit jedem Schritte, den wir auf der Straße vorwärts, gegen die Seeau zu, machen.

Hier zur Rechten im weiten Wald- und Parkreich ruht halb verborgen, wie traumhaft, einer echten Märchenburg gleich, das Schlößchen Leopoldstein, früher der Prinzessin Liechtenstein gehörig, der nunmehrigen Gemalin des bayerischen Prinzen Arnulph. Wie eingesponnen mit tausend glitzernden Fäden der Mythe, wie Dornröschens Schloß, erscheint uns der einsame Bau, — der Niemandem ein Sommerasyl bietet. Wer weiß, welch reizende Geschichten in seinen traulichen Stuben

geschaffen würden, sobald dieselben einem Helden der Feder sich öffnen und ihm ein Heim gewähren wollten.

Immer höher geht es die Steige zur Paßhöhe hinan, über die der prächtige Promenadeweg nach dem unfernen Eisenerz führt. Immer tiefer liegt das schöne Bild zu unseren Füßen, und alle Zauber des beginnenden Abends verklären es. Wieder eine Wendung des Pfades; noch ein Blick auf das herrliche wundervolle Seebild, auf die kolossale Steinmauer, die schon wie ein Riesengespenst in das Zwielicht hineinragt . . . Noch einige Schritte im stillen Tann — und das Paradies ist entschwunden.

Gedichte

von

A. Gauser.

Epheuranken.

Auf dem Hügel, zwischen Bäumen,
Ragt empor der alte Thurm,
Selbst die Luft scheint nur zu träumen
Von vergang'ner Zeiten Sturm.
Altersgraue Steine ragen
Zwischen Felsen noch hervor,
Und von längstverfloß'nen Tagen
Träumt das halbverfall'ne Thor.

Alte Bilder, alte Sagen
Tauchen auf im Zeitenschwung,
Wie aus alten Sarkophagen
Steigt empor Erinnerung.
Alte Zeiten, alte Tage
Ziehen leise durch die Luft
Und verklingen — eine Klage —
In der Zeiten Dämmergruft.

Wie ein müdes Haupt Gedanken
Melancholisch still umzieh'n,
Schlingen Ephens grüne Ranken
Sich an grauen Mauern hin.
Und die Sonne, noch im Scheiden
Sendet, ach! vergeß'nen Sold,
Zu versöhnen alte Leiden,
Spendet sie ihr schönstes Gold.

Und wie dann, im letzten Strahle,
Letztes Sonnengold verglüht,
Zieht der Abend still zu Thale,
Ein Vergessen durch's Gemüth.
Noch im Abendwinde schwanken
Graue Schatten hin und her
Und verschwinden in den Ranken,
Sinkt die Sonne in das Meer.

Der Föhrenbaum.

Auf dem Felsen, nah' dem Rande
Ragt der alte Föhrenbaum
Weit hinaus in grüne Lande,
Dort vom steilen Felsensaum.

Kahl der Stamm bis zu dem Gipfel,
Der allein noch sproßt und grünt;
Leise schwingt die Luft den Wipfel,
Duftend Harz vom Stamme rinnt.

Jahre kommen, Jahre fließen,
Rasch dahin die flücht'ge Zeit,
Und vom blauen Himmel grüßen
Sonnenstrahl und Ewigkeit.

Ungebeugt vom Zeitenstrome
Ragst du auf, du stolzer Baum,
Auf zum mächt'gen Himmelsdome,
Träumend deines Daseins Traum.

Einsam träumst du stolze Dinge,
Hoch, auf steilem Felsengrat,
Dem sich selten nur die Schwinge
Eines kühnen Weihes naht.

Föhrenbaum, du mahnst mich leise
An das eig'ne, inn're Sein —
Du und ich, in uns'rer Weise,
Sind zumeist doch — ganz allein!

Eingeschlummert.

Aus dem Polnischen des Victor Gomulicki

von

Emilja Bett.

Eingeschlummert
Sind an den kalten
Palastes-Mauern
Darbende Kinder.
Den ganzen Tag — ach! —
Sangen sie Lieder
Rings auf den Straßen,
Und vor Fabriken;
Doch Niemand bemerkte,
Niemand bezahlte
Die kleinen Sänger,
Bis spät in der Nacht
Hieher sie kamen,
Hungrig und müde,
Wo halb erschöpft sie
Traurig anstimmten
Ihr trauriges Lied!

*

Im gothischen Saal
Sinnend noch saß
Der alte Graf.
Aus Silbervasen
Dufteten Blumen,
Und in gar schönen
Marmorgefäßen
Plätscherten lieblich
Springbrunnenwogen,
Während an weichen
Sammetteppichen
Spielten die Schatten. —
Auftauchte manch' Bild da
Vergang'ner Zeiten
In seiner Seele.
Horch! nun ertönen
Die Kinderstimmen,
Jammervoll klagend,
Sehnsucht erweckend;
Ihm ist's, als ob Engel
Sängen die süßen
Himmelsaccorde.
Langverhalt'ne
Lindernde Thränen
Entströmen den Augen
Des sinnenden Grafen,
Der traumbefangen
Sanft eingeschlummert. —

*

O Sonnenstrahl!
Dein Morgenkuß
Nimmer erweckt er
Die todbleichen Kinder . . .
Ein Bild des irdischen,
Schrecklichen Elends!

Gedichte

von

Heribert Hülgerth.

An meinen Frühling.

Was birgst Du zwischen den Rosen
Dein trautes Angesicht?
Ich seh' ja vor lauter Blumen
Fast meinen Frühling nicht.

O flieg' auf der Liebe Schwingen
An meine sehnende Brust!
Und Küsse als Blüthenschauer
Wogen am Himmel der Lust.

Laß unser Leben jubeln
Als brausenden Widerhall
Vom Lied der seligen Liebe,
Vom Frühlingssturm im All.

Wunsch.

Als ich Dich jüngst im Traume geseh'n,
Da war Dein Auge feurig, braun,
Und dunkle Locken sah ich weh'n,
Ich konnte nimmer den Blicken trau'n.

Wie mir doch ist, seit ich erwacht! —
Im Herzen seh' ich Dein wahres Bild:
Das Auge blau, des Goldhaar's Pracht,
Die Glanzerscheinung, so sanft und mild.

Dein Wesen athmete Leidenschaft,
Wie sturmdurchtobt von wilder Glut;
Begierden brachen aus ihrer Haft
Und schwellten Dir das Herz zur Flut.

Ich weiß es, daß Du mir zugethan,
Mir Leib und Seele gegeben hast,
Bin glücklich und doch von eig'nem Wahn
In jeglicher Fiber des Seins erfaßt.

Ach, wärst Du, wie Dich mein Traum geseh'n,
Der Liebe flammendes Himmelsroth!
Ich möchte durch Dich vor Lust vergeh'n
Und küssend verströmen in sel'gen Tod.

Der Egoismus in den Redensarten.

Von

Bruno Walden.

Wenn irgend eine Eigenschaft der Menschen als eine ewig-menschliche zu bezeichnen, so ist dies sicherlich die Selbstsucht. Der Sprachgebrauch bedient sich dieses Ausdruckes ganz richtig, das unberechtigte Uebermaß individueller Anforderungen Anderer, der Allgemeinheit gegenüber zu kennzeichnen. Jener Grad der Selbstsucht, der im Selbsterhaltungstrieb des Individuums, im ideellen wie im materiellen Sinne bedingt, ein Daseinserforderniß ist, das aber, indem es seine Rechte verficht, doch jene der Anderen achtet, wird dadurch stillschweigend als Naturnothwendigkeit anerkannt; erst ihre Ueberwucherung über dieses Proportionsverhältniß hinaus, die Rücksichtslosigkeit gegen die Berechtigung Anderer, verfällt dieser brandmarkenden Bezeichnung.

Allein eben weil sie aus einer naturnothwendigen Basis hervorgeht, ist diese Ueberwucherung eine so allgemeine und vielfache. Das Kind bedarf lange, bis es inne wird, daß es nicht die Axe der Welt ist, daß alle anderen Menschen nicht einzig seinetwillen da, daß alle Dinge, Sonne, Mond und Sterne nicht zu seinem ausschließlichen Gebrauch vorhanden sind. Etwas von diesem Kindheitsstadium haftet mehr oder minder auch so ziemlich jedem Erwachsenen noch an, und mancher gelangt trotz aller thatsächlichen Correctiven über diese etwas einseitige Anschauung niemals hinaus. Auch dem raffinirtesten Egoismus unterliegt dieser Grundzug der Naivetät.

Die Ausprägung dieses Zuges aber je nach Individualität und Culturstufe zu beobachten, ist nicht ohne Interesse. Am rohen Menschen äußert er

sich in brutaler Unverfrorenheit, während der Gebildete, wo er gegen die Regung nicht ankämpft, sie doch äußerlich zu bemänteln sucht. Mit formeller Decenz unbehindert egoistisch sein, ist eine fein ausgebildete Lebenskunst, die in den mannigfachsten Formen zu bewundern man häufig Gelegenheit findet. Doch nicht mit dieser heuchlerisch maskirten Selbstsucht — die schlimmer noch ist als die brutale — haben wir es hier zu thun, sondern mit jener sich unbewußten, die sich, wenn auch instinktiv sanft verhüllt, so doch naiv äußert.

Die Wenigsten sind so weit über sich selbst hinausgewachsen, daß sie nicht in all und jedes den Ballast ihrer eigenen Person als maßgebenden Schwerpunkt hineintrügen, und es verräth sich dies mitunter recht ergötzlich in schon landläufig ausgeprägten Redensarten.

Wenn man den Inbegriff despotisch rücksichtsloser Selbstsucht illustriren will, so führt man das geflügelte Wort Ludwig XIV.: „Nach mir die Sinthfluth“ an und fügt noch eine moralische Betrachtung hinzu, wie nur unumschränkte Herrschergewalt solch frivole Rücksichtslosigkeit größten Styles zu äußern vermochte. Dennoch kann man ganz wohl gelegentlich aus dem Munde dieser Entrüsteten die Aeußerung hören: „Diese oder jene sociale Reform, diese oder jene staatliche Umwandlung ist bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge zweifellos eine dringende Nothwendigkeit, die sich vollziehen muß. In Gottes Namen, doch erst wenn ich nicht mehr da bin! Nach mir soll es, wenn's sein muß, drunter und drüber gehen.“ Der bescheidene Privatmann stellt sich da auf gleiche Höhe mit dem Roi Soleil, indem er den Wechsellauf der Zeit um seines Behagens willen gehemmt, das Nothwendige für Andere, ja für die Gemeinschaft Erforderliche hinausgeschoben sehen will. Allerdings klingt beim schlichten Bürger als harmloser Wunsch, was sich beim Machthaber zum einflußreichen Wollen umsetzt, allein würde sich der „fromme“ Wunsch des schlichten Privatmannes nicht auch bethätigen, wenn er zur Macht gelangte? Ja, bethätigt er ihn nicht schon bewußt und unbewußt in seiner beschränkten Machtsphäre, wenn es eine ihm unbequeme Neugestaltung gilt? Er legt in die eine Wagschale die Interessen einer großen Gemeinschaft, in die andere seine eigenen und — naiv ruft er der Gemeinschaft zu: „Nach mir!“ In der Empfindungsproportion des modernen Kleinbürgers, wie des Grand Monarque überragt das Ich alles Uebrige.

Nach derselben, zumeist ganz unbewußten Proportions-Stellung hört man mündlich oft ganze Stände und Gesellschaftsschichten als „diese Leute“ bezeichnen. Wer hätte nicht aus Frauenmund die dienende Classe, von Fabriksherren die Arbeiter so nennen hören? Die Sonderung einer ganzen Menschenkategorie aus dem gesammten Gesellschaftskörper stellt „diese Leute“ auf einen anderen Boden, auf dem man, seinen eigenen „höheren“

Zwecken entsprechend, bequemer mit ihnen verfahren kann. Weiset doch diese Ausschließung gewissermaßen auf eine andere Artung, die eine relative Minderberechtigung in sich schließt. Eine Bedeutung, die schon daraus hervorgeht, daß wir die Bezeichnung „diese Leute" stets nur auf eine dem Sprecher social untergeordnete oder zum Theil auch von ihm abhängige Menschenkategorie angewendet finden, mit deren Anforderungen er sich im Kampfe befindet. Durch diese scheinbar schon von der Natur angeordnete Ausrangirung wird die volle Ausnützung der eigenen Ueberlegenheit, sozusagen vom ethischen Standpunkte aus gerechtfertigt. Eine unbewußte Selbstvertheidigung der eigenen Selbstsucht im Ringen mit dem Egoismus oder auch dem berechtigten Selbsterhaltungstriebe Anderer. Doch wären die Empfindungs-Diplomaten, die sich dieses Stratagems bedienen, höchlich überrascht, käme es ihnen zu Ohren, daß es von Jenen, die ihnen social übergeordnet sind, auch gegen sie in Anwendung gebracht wird. Mit sittlicher Entrüstung würden sie sich der Sonderstellung als „diese Leute" erwehren.

Doch ebenso wie in der wegwerfenden, birgt sich oft auch in der hochedel klingenden Phrase ein Bodensatz ganz gewöhnlicher Selbstsucht. Wie viele Menschen begegnet man, die aufopfernd erklären: „Ein größerer, höherer Wirkungskreis sei ihnen Erforderniß, denn es dränge sie, ihre Kräfte *Vielen* förderlich wirksam zu machen." Eine gewiß häufig, selbst bei Vereinsdamen und Festrednern, echte Triebfeder, die aber doch gar oft auch mit minder echtem Metalle legirt ist. Der humanitäre Impuls wird unbewußt zum Selbstzwecke, und die Menge, welcher zu dienen der vermeintliche Ausgangspunkt gewesen, wandelt sich zur Folie um, die nur mehr dazu dient, der eigenen Persönlichkeit Relief zu verleihen. Die unbewußte Selbstsucht, die sich unter der Flagge der Humanität birgt, ist keine seltene Erscheinung im modernen Leben.

Wie solch' edelmüthig nach höherem Wirkungskreise Strebende, hat wohl Jedermann auch schon Menschen begegnet, die „zu gut" sind, sich mit Leid und Elend zu befassen. Sie erklären mit schöner Offenherzigkeit, daß ihr Mitgefühl zu lebhaft, ihr Mit-Leiden daher zu intensiv sei, um ihnen zu gestatten, Traurige zu trösten, Kranke zu pflegen, Armen inmitten ihrer Noth Hilfe zu leisten. Minder zart besaitete Gemüther, minder warm- und weichherzige Menschen können ja leicht derartige Samariterdienste leisten, welche den Gemüthsmenschen par excellence ihre Sensivität, eben ihre Güte selbst, verbietet. Diese *Allzuguten* sind stets von der Stichhältigkeit ihrer Passivitäts-Erklärung redlich überzeugt.

Ein so indiscreter wie unbewußter Selbstsuchts-Verräther ist auch das Wörtchen „Ich". Mann kann z. B. mit einiger Bestimmtheit auf den

Charakter einer Ehe schließen, je nachdem ein gemeinsamer Beschluß entweder mit „mein Mann und ich", oder „ich und meine Frau" verkündet wird. Ueberhaupt ist die Aufdringlichkeit dieses persönlichen Fürwortes, das sich bei ganz Allgemeingiltigem überall und immer in den Vordergrund schiebt, höchst ergötzlich.

Und doch gibt es Gelegenheiten, bei welchen eben jener Instinkt, der es sonst stets obenan drängt, ihm sorglich aus dem Wege geht. Wer Rühmliches von sich erzählt, hebt bei aller wohlanständig bescheidenen Fassung seiner Rede, doch resolut an: „Ich habe – oder „ich that" — oder „ich unterließ" u. s. w., wenn er sich aber ehrlich einer Uebereilung, einer Albernheit, einer Rücksichtslosigkeit anklagt, bedient er sich meist einer unpersönlichen Eingangsformel, die sein kleines Vergehen aus dem großen Allgemeingebrechen herleitet. Gewöhnlich heißt's da: „Es ist merkwürdig, wie unvorsichtig, thöricht, gedankenlos *man* sein kann", und nach dieser Einleitung erst kommt die Specialbeichte. Man bekennt sich somit nur als einen Theilhaber an den Schwächen, Mängeln, Fehlern der Gattung.

Dagegen nimmt man gern eine Sonderstellung ein, wo man das Recht einer Klage gegen das Geschick zu haben vermeint. Mit den oft gehörten Redensarten „das kann nur mir passiren", — „natürlich, einem Pechvogel wie mir mißglückt alles", — „ich bin ein Stiefkind des Schicksals" stellt man sich auf eine Ausnahmsposition. Hat *man* an die Allgemeinfehlerhaftigkeit appellirt, seinen eigenen Fehler naturgesetzlich zu motiviren, so abstrahirt man vom Allgemeinleid, sein eigenes als eine unerhört grausame Ausnahmserscheinung zu bejammern.

Auch in den kleinsten Vorgängen des Alltagslebens prägt die Terminologie diese je nach Bedarf wechselnde Proportionsstellung des Ich zu Andern aus. Hat man selbst etwas verloren oder zerbrochen, so verkündet man theilnehmenden Freunden: „Ich habe das ‚Malheur' gehabt" ꝛc. ꝛc. Erzählt man dasselbe von Gleichgestellten, so fühlt man den Drang, die naturgeschichtliche Bemerkung hinzuzufügen: „sie hätten nicht acht gegeben", und wenn Dienstleute — „diese Leute" — die zwanzigmal öfter Gelegenheit dazu haben, in die gleiche Lage kommen, würzt man den Unfallsbericht mit einem Anathem über ihren „Leichtsinn, ihre Fahrlässigkeit und Ungeschicklichkeit."

Auch kleidet man seine eigene Unwissenheit gelegentlich in die liebliche Phrase: „Ich habe in meiner Unschuld nichts davon geahnt", während man ungescheut von der „Ignoranz" Anderer spricht und so der bedauerlichen Erscheinung durch den Vollklang eines Fremdwortes noch besonderen Nachdruck verleiht.

Selbst der vielbelachte Spruch, den fromme österreichische Bauern unter das Bildniß des Schutzpatrons gegen Feuerschaden zu schreiben pflegen:

„O du lieber heiliger Florian
„Beschütz' unser Haus, zünd' and're an"

findet seine discreten Varianten im Munde tugendhaft Gebildeter.

Das Ewigmenschliche! Wer hätte es in all dem oder Aehnlichem nicht schon an Andern und — — an sich selbst beobachtet?

Der Verfasser dankt diese Betrachtung zum gut Theil auch eigenster Erfahrung.

Gedichte

von

W. Constant.

Aus längst vergang'nen Tagen.

Denkst Du noch wie das erste Mal
Ich, liebes Mädchen, Dich gesehen?
Ich hielt den Hut schon in der Hand
Und konnte immer noch nicht gehen.

In dieser Augenblicke Flucht
Erwuchs der Liebe Keim zum Baume,
Ich fand in Dir, was ich gesucht,
Und fand mein Glück fast wie im Traume.

*

Auch ich hab' einst geliebt, und wie!
Sie nahm mein ganzes Sein gefangen;
Ihr war mein Herz geweiht, und Sie? —
Hat nichts von meiner Glut empfangen.

Einst ging in duft'ger Sommerzeit
Ich durch die Saaten sturmzerschlagen,
Da dacht' ich meiner Seligkeit
In jenen längst vergang'nen Tagen.

*

Nicht fehlt mir der Rede Zauber,
Auch die Kraft des Wortes nicht,
Auch ersinn' ich, wenn die Muse
Günstig mir, ein klein' Gedicht,

Aber als ich Dir zur Seite
Neulich wallte, welchen Sieg
Feierte doch Deine Anmuth,
Da ich vor Entzücken schwieg.

*

Leb' wohl, du güldener Sonnenstrahl,
Du bist so rasch gekommen,
Erglänztest ein- und das andremal
Und bist schon wieder verglommen.

Auch über des Menschen Angesicht
Flieht oft ein liebliches Lächeln —
Ach, doch ein kalter Blick genügt,
Es rasch hinweg zu fächeln.

*

Wer einmal heiß und wahr geliebt,
Bewahre keusch und rein
Dies Hochgefühl, wie's keines gibt
In uns'rem Herzensschrein.

In dieses Lebens Leidensfrist,
Von Wiege bis zum Grab'
Die heil'ge wahre Liebe ist
Ein starker Pilgerstab!

Ein süßer wundersamer Trost
In banger Stunden Noth,
Und eine letzte Himmelskost,
Küßt unsern Mund der — Tod.

*

In uns'rer Begegnung ersten Stunde
Da, Mädchen, liebt' ich Dich mit dem Munde,
So lieblich quoll Deiner Rede Fluß,
Ich wünschte zu geben Dir Kuß um Kuß.

Als dann ich im Hause Dich sah schalten,
Mit Klugheit rathen und schaffen und walten,
Da mischte sich schon der Kopf darein
Und rief: Die lass' deine Hausfrau sein!

Als ich d'rauf sah, wie Du den Armen
Mit Wort und That halfst voll Erbarmen,
Da sprach das Herz zu Kopf und Mund:
Die kann man doch lieben aus Herzensgrund.

*

Die Liebe will nichts halb, nur voll
Nimmt sie das Maß, sich selbst verkürzen
Wenn sie's dem Andern geben soll,
Ist ihr des Fühlens höchstes Würzen.

Bin ich auch fern von ihr, ich weiß
Doch das Gespräch stets so zu lenken,
Daß Alle bald zu ihrem Preis
Nur von ihr sprechen, an sie denken.

Denn mir genügt es lange nicht:
Daß ihr mein Herz sich ganz ergeben,
Sie soll auch allen Andern Licht,
Ihr Labsal sein, ihr Trost, ihr Leben!

Mosaik-Splitter.

Du prahlst mit Deinen vielen Freunden,
Ein Freund, ein echter, wäre mehr:
Es schimmern auch die Demantsplitter,
Werth doch hat nur der Solitair.

Es spricht von Muth ein muth'ger Mann
Doch in der Regel nie:
Denn Muth fängt mit der Praxis an
Und endet in der Theorie.

Ja, es gibt Menschenseelen, kalt gleich Erzen,
Die nichts ergreift, erschüttert und bewegt;
Das Unglück nur ist's, das aus solchen Herzen,
Wie Stahl aus Stein auch Funken schlägt.

Du willst dem Schicksal Dich entgegenstellen?
Das heißt: dem Schicksal Schicksal zugesellen.
Ich zage nur, fühl' ich das Unglück nah'n,
Ist's endlich da, pack' ich es furchtlos an.

Zu lachen in Betrübter Gegenwart
Ist Ungebildeten nur eigen;
Doch zeigt es nicht von Lebensart,
Im Kreise Lustiger zu schweigen.

Es wird den Mann, der nicht mehr liebt,
Das Weib gleichgiltig lassen;
Das Weib, dem sich nicht mehr ergibt
Dein Herz, wird Dich nur — hassen.

Es haben Fehler auch ihr Loos,
Zu dem sie ungesucht gelangen:
So werden kleine Fehler groß,
Wenn sie ein Weiser hat begangen.

Mit Traurigen zu trauern
Findet man leicht sich drein;
Mit Frohen sich zu freuen,
Das dürfte schwerer sein.

Du wechselst Deinen Lebensplan
Und hoffst fortan nur Freuden,
Bald siehst Du ein: Du fängst nur an,
In and'rer Art zu leiden.

Willst Du die schlimme Angewöhnung lassen,
Mußt Du das Uebel an der Wurzel fassen,
Zerstört man doch nicht bloß die Spinnewebeu,
Der Spinne muß man den Genickstoß geben.

Nie weiß das Herz im Liebesglück,
Wie es von Liebe voll;
Als in dem bangen Augenblick,
Da es — entsagen soll.

Den Tod, des Schlafes Bruder, fürcht' ich nie,
Denn er befreit mich von des Lebens Joch,
Und daß ich sterben muß, das weiß ich doch,
Ich fürchte nur das — wie?

Im Frühlingssturme.

Von

E. Wahlheim.

I.

Ich habe die Opernloge weggegeben, denn die Lucca hat absagen lassen," sprach Gräfin Palm, während sie, wie dies bei diners en famille ihre Gewohnheit war, den rechten Handschuh abstreifte und neben sich legte.

„Gott wie schade!" bemerkte Comtesse Ritza vorwurfsvoll. „Ich hatte mich so gefreut!" und sie zeichnete mit der silbernen Gabel ein schmerzliches Ausrufungszeichen auf das blüthenweiße Damastgedeck.

Die rehbraunen Augen der jüngeren Schwester richteten sich mit einem erstaunten Blicke auf das schöne Mädchen. „Weshalb?" fragte sie gleichmüthig. „Wir haben ja „Carmen" mindestens viermal in dieser Saison gehört."

„O Du Kindskopf!" lachte die Aeltere. „Du bist und bleibst ein unverbesserliches Klosterpflänzchen! Geht man denn nur der Oper halber in's Theater? Was sollen wir nun mit diesem schauderhaft langen Abend beginnen? Gönnst Du mir Armen, Ausgestoßenen wohl ein Plätzchen in deiner Burgloge Tante Alexandra?"

„Mit Vergnügen," entgegnete die Angeredete lächelnd.

„Unmöglich Kind!" unterbrach Fräulein Nadler, die einstige Erzieherin der jungen Damen, hastig. „Man gibt Goethe's „Egmont". Das ist kein Comtessenstück."

„Ach wir unglücklichen Geschöpfe!" klagte die schwarzlockige Ritza in komischer Verzweiflung. „Für uns gibt es nichts als unsichtbare Stücke, verbotene Bücher u. s. w. Wahrhaftig, nebst dem furchtbaren Malheur eine Prinzessin von Geblüt zu sein, kann es nichts Langweiligeres geben, als in

solch' einer ängstlich behüteten Comtessenhaut zu stecken. Didi Rottenstein ist kaum achtzehn Jahre und besucht sogar die Vorstadttheater."

„Didi Rottenstein ist eben eine junge Frau. . . . Bis Ihr verheiratet seid, könnt Ihr thun und lassen, was Euch beliebt," erwiederte die Mutter ruhig.

Ueber das blasse, feingeschnittene Antlitz Tante Alexandra's huschte ein flüchtiges Lächeln, ein Lächeln, das bitter, sarkastisch gewesen wäre, hätte es nicht der stereotyp melancholische Ausdruck in den halbverschleierten Augen der nicht mehr ganz jungen Frau gemildert.

„Aber ich bin einundzwanzig Jahre alt!" fuhr Ritza, hartnäckig an ihren kühnen Emancipationsgelüsten festhaltend, fort.

„Leider!" bemerkte die Gräfin mit einem halbunterdrückten Seufzer. „Es ist dies Dein vierter Fasching in der Welt . . ."

„Mein fünfter!" konnte sich Ritza's vorlaute Wahrheitsliebe nicht zu berichtigen versagen.

„Ich weiß nicht," fuhr die Gräfin mit fast bekümmerter Miene gegen ihre Schwester gewendet fort, „welch' geheimes Recept die Rottenstein besitzt, die ihre Töchter stets in der ersten Saison unter die Haube bringt. Es muß in dem Benehmen der Mädchen mehr Entgegenkommen, mehr Anmuth liegen." Die Gräfin schob nachdenklich an den blitzenden Ringen ihrer feinen, blau-geäderten Hand.

„Beste Mama! nur mir keinen Vorwurf!" bat die lebhafte Brünette mit feierlich beschwörender Geberde. „Ich habe nicht versäumt, an Gott Hymens Altar demüthiglich zu opfern, und auch Du hast Dir nichts vorzuwerfen. Wir haben unsere Schuldigkeit redlich gethan! Morgens auf der Promenade, Nachmittags auf dem Eis, Abends im Theater, Nachts Empfang zu Hause oder Ball auswärts. Es war eine furchtbare Hetze! Kaum daß uns oft die Zeit zu dem bei der Komödie unerläßlichen Toilettenwechsel blieb."

„Ritza! Ritza!" klang es jetzt halblaut in vorwurfsvollem Tone zu ihr herüber. Die Schwester, die sich bis dahin bei der ganzen Debatte anscheinend theilnahmslos gezeigt, wandte ihr nun mit einem schnellen Ruck das schöne Gesichtchen voll zu. Eine helle Purpurgluth flammte bis unter das üppige Blondhaar, das den feinen aristokratischen Kopf wie eine Aureole umwebte, und der halberschrockene, halb bittende Blick ihrer klaren Kinderaugen irrte von der übermüthigen Schwester an das andere Ende der Tafel, wo ein edelgemessenes, ernstes Männerprofil sich über die schmächtige, hilflos in einem Rollstuhle zusammengeschmiegte Gestalt einer jungen Frau herabneigte. Gottlob, Rainburg hatte Ritza's Worte nicht gehört! Er stand eben auf und zog die warme Pelzdecke bis über die Kniee der ewig fröstelnden Kranken an seiner Seite, die ihm mit einem matten Aufschlag ihrer blauen

Augen dafür dankte. Dann sanken die schweren Lider wieder auf ihre gelblich-bleiche Wange herab. „Fühlst Du Dich unwohl liebste Irene?“ fragte Graf Palm gegen seine Nichte gewendet. Die junge Frau zuckte nervös zusammen. Die starre Seide ihres Kleides rauschte heftig auf bei der gewaltsamen Bewegung, mit welcher sie sich emporrichtete. Sie zwang das conventionelle Lächeln, das sie während des Diners mühsam festgehalten, und das endlich in einem unbewachten Augenblicke jenem Zuge grenzenloser Lebensmüdigkeit, den jahrelanges Siechthum ihr aufgeprägt hatte, gewichen war, wieder auf ihre Lippen.

„Nein! Nein!“ versicherte sie, hastig den großen federnbesetzten Fächer entfaltend. „Ihr unterschätzt denn doch wahrhaftig meine Kräfte.“

Es war ein Blick voll unsäglichen Mitleids, mit dem jetzt das Auge ihres Gatten auf sie herabglitt.

„Wir dürfen uns aber wohl doch nicht allzuviel auf einmal zumuthen,“ sagte er freundlich — es lag eine merkwürdige Milde in den vollen Brusttönen dieser tiefen Männerstimme — „Du hast heute schon sehr viel geleistet mein Kind. Auch ich bin nahezu ermüdet von dem heutigen Besuche der Kunstausstellung.“

Die Gräfin beeilte sich die Tafel aufzuheben. „Nach meiner Ansicht hätte sich Irene während der Dauer ihrer neuen Cur ununterbrochener Ruhe hingeben sollen.“

Auf den Wangen der jungen Frau glühten zwei hellrothe Flecken auf. „Mein Leiden ist gottlob nicht so bedeutend, daß ich auf jeden Lebensgenuß verzichten müßte,“ gab sie scharf zurück, und als wolle sie ihren Worten die augenscheinliche Bestätigung folgen lassen, erhob sie sich aus dem weichgepolsterten Lehnstuhl. Die Gestalt mit der graciös herabsinkenden Schulterlinie, die sich nun aus Kissen und Hüllen herausschälte, mochte noch vor wenigen Jahren eine mehr als mittelgroße schlanke Frauenerscheinung von elegantem Wuchse gewesen sein, heute machte dieses über und über mit kostbaren Spitzen und Diamanten bedeckte, durchsichtig magere Wesen, mit dem leicht auf den Nacken geneigten Haupte, dem schmalen, verfallenen Gesichtchen, aus dem nur ein Paar fast unnatürlich groß erscheinende Augen hervorglänzten, einen peinlich erbarmungswürdigen Eindruck.

„Es handelte sich ja selbstverständlich nur um consequente Schonung während der nächsten sechs Wochen,“ bemerkte Rainburg rasch beschwichtigend, indem er ihren kinderhaft schmalen Arm mit so vollendeter Galanterie in den seinen schob, als gelte es die liebenswürdigste unterhaltendste Tischnachbarin von der Tafel wegzuführen und nicht eine eigensinnige, dem Zusammenbrechen nahe Kranke zu stützen. „Gewiß! Gewiß! beeilte sich die Gräfin zu bestätigen. „Hypnotische Curen bedingen eben das Fernhalten von

jeglichem, auch dem scheinbar harmlosesten Nervenreiz. Dann allerdings wirken sie Wunder . . ."

Die schöne Blondine, welche die geheime Ungeduld der Leidenden während dieses kurzen Gespräches mitfühlte, kam jetzt vom anderen Ende des Saales auf die kleine Gruppe zu. Mit einem lieblichen Lächeln befestigte sie ein paar halboffene Rosen und duftende Resedazweige an dem Halsausschnitte der jungen Frau. „Ich bitte mich für heute Abend bei Dir zum Thee," sagte sie lächelnd, während ihr rosiger Arm, der sich zartgerundet unter dem seidenen Handschuh abzeichnete, halb stützend, halb liebkosend den Leib der Freundin umfing.

Neben diesem, wie zum Hohn in Seide und Spitzen gehüllten Geschöpfchen, wirkte die thaufrische Jugendblüthe des reizenden Mädchens doppelt bestrickend. Der milde, liebevolle Ausdruck dieser wie in Wachs hingehauchten Züge, die Anmuth dieser schüchtern knospenden, weich herabgeneigten Formen mahnten an den überirdischen Reiz einer zur Erde niedergestiegenen Lichterscheinung. Es war ein eigener, undefinirbarer Zauber über den Linien dieses kindlich schönen Gesichtes, über dieser schlanken geschmeidigen Gestalt, jenes Etwas, das kein Künstler in Farben oder Stein festzubannen vermag, weil es ein Strahl aus höheren Welten, ein Widerschein des Ewigschönen ist.

Der Blick der kranken Frau verklärte sich. „Du wirst singen? Nicht wahr?" fragte sie zärtlich.

„Wenn Du erlaubst," entgegnete das junge Mädchen heiter. „Du weißt, ich bin ein sehr egoistischer Besuch. Ich brauche ein geduldiges Publicum für meinen steifen, getragenen Gesang, der im Salon so wenig goutirt wird."

„Gott bewahre uns davor," rief Comtesse Ritza, die kleinen Hände in komischem Entsetzen an ihre zierlichen Ohren haltend. „Kirchengesang oder höchstens ein schwermüthiger Schumann, mit nonnenhaftem Ausdruck vorgetragen — das ist nicht mein Geschmack!"

„Ritza grollt heute mit der ganzen Welt," lachte Rainburg. „Sie hat ein Recht dazu, nachdem sie für diesen Abend mit all' ihren Theaterhoffnungen so grausam Schiffbruch gelitten. Also Adieu schöne Unzufriedene! Auf Wiedersehen liebe Hilda!" Man schüttelte sich die Hände.

Die Gräfin und Fürstin Alexandra hüllten sich in weiche, warme Theatermäntel, während Rainburg seine Gattin aus dem Saale führte, und eilten nach einigen hastigen Abschiedsworten zu dem bereitstehenden Wagen.

Comtesse Ritza hatte unterdessen auf einem Pouf Platz genommen, vor dem auf niedrigem Tischchen ein Rauchnecessaire placirt war. „Armer Gustav", sagte sie mit unterdrücktem Gähnen, „Er ist müde . . . Er ist müde! . . . Wahrhaftig ich begreife nicht, wie ein Mann die Geduld haben

mag, diese von einer maßlos launenhaften und reizbaren Frau in Scene gesetzte Tragikomödie durchzuführen."

„Die Frau ist tiefkrank," erwiederte Comtesse Hilda.

„Das leugne ich nicht," fuhr Ritza fort, während sie mit bewunderungswürdiger Fingerfertigkeit eine Cigarrette drehte und in Brand setzte, „aber dies krampfhafte Bestreben die Welt zu täuschen, ist einzig auf das Motiv der eifersüchtigsten, eigensinnigsten Leidenschaft für Gustav zurückzuführen, den sie vor Allem in dem Wahn erhalten will, eine gesunde jedes Lebensgenusses fähige Frau zu haben."

„Kein gebildeter Mensch spricht von seinen eigenen Krankheiten," bemerkte Hilda kurz abbrechend, während sie sich in einem Fauteuil neben der Schwester niederließ. Die hochaufzüngelnden Flammen des Kaminfeuers warfen einen jähen Purpurschein auf die zarte Pfirsichblüthe ihrer Wangen. So durchsichtig wie aus Lichtstrahlen gewebt, mochte die Haut jener Philippine Welser gewesen sein, durch deren schneeige Kehle man, wie ihre Zeitgenossen fabuliren, den rothen Tirolerwein fließen sah.

Beide Mädchen schwiegen einen Augenblick. Außer dem Knistern des Kaminfeuers und dem jähen Aufzucken der Lampenflamme war eine Weile kein Laut und keine Bewegung in dem kostbar und geschmackvoll ausgestatteten Raume vernehmbar.

„Nimm eine Cigarrette," sagte Ritza endlich, indem sie der Schwester eines der feinduftenden Röllchen entgegenhielt.

„Danke! Danke!" sagte diese abwehrend. „Du weißt ich finde keinen Genuß daran."

„Aber Du findest Genuß daran, genau das Gegentheil von dem zu thun, was alle Welt thut," versetzte Ritza übellaunig. „Ich sage Dir, Du bringst es noch dahin in der Gesellschaft zu den „Unterirdischen" gezählt zu werden."

„Was heißt das?" fragte Hilda matt. Die Worte kamen gleichgiltig, fast mechanisch von ihren Lippen. Es sah aus als zwinge sie sich der Schwester zu antworten.

„Mein Gott, das ist nicht so leicht gesagt," fuhr Comtesse Ritza fort, mit unnachahmlicher Grazie die Asche ihrer Cigarrette abstreifend, „das sind Mädchen, die in der Welt keinen Erfolg haben. Ich will gar nicht von den halbadeligen Töchtern bürgerlicher Mütter reden, die ausnahmslos in diese Kategorie rangiren . . . . Auch unter uns gibt es solche „Unterirdische." Es sind Mädchen, die schlecht tanzen und noch schlechter reiten, bei jeder möglichen und unmöglichen Gelegenheit verlegen erröthen, deren Schönheit selbst, wenn sie solche besitzen, nicht mehr Werth hat als ein ungeschliffener Diamant, weil sie nicht damit zu glänzen verstehen. Mädchen, mit einem Wort, die alte Jungfern werden, weil sie nicht fesch, sondern lebensfaul sind."

Ein feines Lächeln glitt über Hildas Züge. „Mag sein, daß Deine Beschreibung auf mich paßt, aber die so äußerst tragisch betonte Schlußfolgerung schreckt mich nicht," versetzte sie mit unerschüttertem Gleichmuthe.

„Allons! Du hast gut reden!" sagte die ältere Schwester, ihre dunklen Locken schüttelnd, „Du hast eben noch keinen Begriff davon, was es heißt, eine alte ledige Comtesse zu sein."

„Du wohl ebenso wenig," entgegnete Hilda ein wenig belustigt.

„Wie man's nimmt," entgegnete Ritza. „Wenn man durch vier bis fünf Jahre dasselbe trostlose Thema von Müttern, Tanten und Gouvernanten variiren hört, bleibt wohl auch etwas davon hängen." Sie war aufgesprungen und stand jetzt vor einem Pfeilertischchen, auf dem zwei elegant und künstlerisch gebundene Bouquets in ausländischen Vasen prangten. „Gottlob dies ist meine letzte Saison als Comtesse," sagte sie, ihrem Spiegelbilde übermüthig zunickend. „Der Fürst soll seine assiduité nicht umsonst verschwendet haben."

Hilda richtete sich aus ihrer halbliegenden Stellung empor. „Ah wahrhaftig! Du liebst ihn?" Die Frage kam rasch, ohne Ueberlegung von ihren Lippen. Die ältere Schwester maß sie mit einem halb erstaunten, halb spöttischen Lächeln.

„Wer sagt das?" erwiderte sie leichthin. „Ich heirate ihn eben. Die Liebe! . . . . — Ihr scheint im Kloster heimlich Romane gelesen zu haben! — Tante Alexandra sagt: Die Liebe, das ist etwas für Stubenmädchen."

„Ich habe den Ausspruch nie von ihr gehört, allein er läßt auf ein tiefverbittertes Frauenherz schließen."

„Ah sieh da!" rief Comtesse Ritza mit ihrem schönen silberhellen Lachen. „Du hast genug Beobachtungsgabe für Deine siebzehn Jahre. Nun sage mir aber auch, mein Herz, was soll die schlimme mißbilligende Falte da zwischen Deinen Augenbrauen? Was hast Du an dem Fürsten auszusetzen?"

„Daß er seinen Beruf verfehlt hat," entgegnete Hilda mit einer bei ihr ungewöhnlichen Schärfe. „Er wäre vielleicht ein unübertrefflicher first-rate-trainer geworden, aber — er ist kein Cavalier. Sein Rennstall, seine Pferde, die letzte Steeple-chase, über das reicht sein Horizont nicht hinaus. Und diesen Mann willst Du heiraten? Jeder Tag, jede Stunde mußte Dir das Gefühl seiner Unbedeutendheit und Deiner Ueberlegenheit lebhafter zum Bewußtsein bringen und Dich tief unbefriedigt und elend werden lassen."

Die Schwester streifte sie abermals mit einem grenzenlos verwunderten Blicke. Wo in aller Welt hat sie das her? schien dieser Blick zu fragen. Das stille, träumerische Mädchen, das seit kaum zwei Jahren aus einem Tiroler Kloster, wohin man es seiner zarten Gesundheit halber gebracht hatte, in den Familienkreis zurückgekehrt war, das mit den schwermüthigen, gedankenvollen Augen stets unbewußt über die Grenzen der Wirklichkeit in eine fremde

ideale Welt hinüberzuschweifen schien, war wenigstens nicht blind und urtheilslos, wie sie bis dahin geglaubt hatte. „Das ist Geschmackssache mein Kind," sagte sie, den schönen Kopf trotzig zurückwerfend. „Ich für mein Theil stelle mir einen solchen Gatten äußerst bequem vor . . . Die Bornirtheit des Herrn Gemals muß von einer geschiedten Frau vor den Augen der Welt nach Möglichkeit verborgen werden. Hast Du nicht bemerkt, wie ich jetzt schon daran arbeite, ihn aus seiner Stumpfheit emporzuheben? Letzthin, da ihn die Rottenstein bei uns traf, hatte ich den genialen Einfall, die Conversation auf den bosnischen Feldzug zu bringen. Da hatte ich den schneidigen Reiterofficier in ihm geweckt! Das Thema lag ihm. Er sprach gut. Er kam über seine kurzen abgebrochenen Sätze hinaus. Ich triumphirte."

Hilda schwieg. Ihr feines Gesicht hatte wieder jenen beinahe entsetzten Ausdruck angenommen wie vorhin, als die Schwester im Speisesaale, während die Bedienten hinter einer großen spanischen Wand unsichtbar und geräuschlos, aber keineswegs außer Gehörweite hantirten, mit der Mutter in so zwangloser Weise die Heiratsfrage discutirte. Ritza, die nach ihrem eigenen Eingeständniß aufgeathmet hatte, nachdem es ihr während eines Abends gelungen war, die absolute geistige Nichtigkeit des Fürsten zu maskiren, wollte an diese trostlose Danaidenarbeit ihr ganzes Leben vergeuden! „Und wenn es tausendmal möglich wäre," rief sie plötzlich aus dieser inneren Gedankenreihe heraus, „Dich selbst wirst Du nicht täuschen und an der Geringschätzung Deines Gatten wird Deine Selbstachtung und Dein Lebensglück zu Grunde gehen!"

Ritza antwortete nicht sogleich. Sie blickte nachdenklich empor in die kleinen blauen Rauchwölkchen, die sich zu der reliefgeschmückten Decke emporringelten. Plötzlich jedoch lachte sie wieder hell auf, so recht aus dem Herzen. „Ah, ah mein Schatz, ich habe da mit einemmale einen kostbaren Einfall," rief sie zu Hilda hinüber. „Wahrhaftig es wäre zu komisch . . . . Wie nun, wenn der Fürst gerade Dich wollte? Da sieh einmal her . . . ." und sie wies auf die herrlichen Blumen in den französischen Vasen, „er schickt uns immer die gleichen Bouquets, auf Bällen theilt er seine Aufmerksamkeiten mit bewunderungswerther Unparteilichkeit zwischen den beiden liebreizenden Schwestern, — wie nun, ich wiederhole es, wenn der Fürst Dich wollte?! Ich wette darauf, Du weise Minerva würdest Dein Urtheil über ihn gewaltig mildern!"

„Gott sei Dank, daß dies nicht möglich ist," entgegnete Hilda ruhig lächelnd, aber mit unwillkürlich abwehrender Bewegung.

„Du bist sehr höflich," bemerkte Ritza leichthin. „Uebrigens verzeihe ich Dir Deine Aufrichtigkeit um der Gewißheit halber, daß ich in Dir nie eine Rivalin werde zu fürchten haben. Also Lieven ist nicht Dein Geschmack . . .

Da fürchte ich, Du wirst einmal eine schwere Wahl haben, denn die Helden des Parquets sind einander verzweifelt ähnlich. Ich glaube überhaupt, Du hast Dir in der Einsamkeit, von Welt und Ehe fabelhafte Vorstellungen gebildet. Du denkst Dir einen Himmel voll Rosenwolken, darin den Gatten als schmachtenden demüthigen Schäfer, der aus den schönen Augen seiner Frau höchste Lebens- und Liebeswonne saugt. Daneben schweben ein paar kleine, goldgeflügelte Rafael'sche Engelsköpfchen. In diesem Reiche überirdischer Glückseligkeit, gibt es keine Sportswelt, welche die Zeit des Gemals absorbirt und keine gefährlichen Künstlerinnen, die sein Herz in unzerreißbaren Banden festhalten, wie dies bei Tante Alexandra's Gatten der Fall ist — ja nicht einmal den Tabakrauch, den Du so sehr verabscheust, und so kommt denn Dein „Unfehlbarer" nicht in Gelegenheit aus der Rolle der Gottähnlichkeit zu fallen."

„Genug! Genug!" unterbrach Hilda lachend.

„Nun, habe ich's nicht getroffen? Wie denkst Du Dir denn also den Mann wie er sein soll?"

„Wie Gustav," kam es rasch von den Lippen Hilda's. „Ein Mensch, dessen ganzes Wesen Dir die Ueberzeugung einflößt, er könne immer nur das Wahre und Rechte thun und gutheißen."

„Nicht übel," entgegnete Ritza betrachtend, „aber ob es gerade immer das Wahre und Rechte thun heißt, wenn man eine ungeliebte Frau heiratet und endlich mit gelassenem Opfermuth ein Leben, das den höchsten wissenschaftlichen Zielen geweiht schien, an die Launen einer boshaften kranken Frau vergeudet . . ."

„Ritza!" Die weiche Stimme des jungen Mädchens vibrirte in den Lauten tiefster Empörung. „Wie magst Du Dich mit so unwürdigen Schmähungen an dem idealsten ehelichen Verhältnisse vergehen?!"

„Das idealste eheliche Verhältniß!" spottete die Schwester. „Wenn Dir denn wirklich die Familienchronik so fremd ist, so laß' Dir erzählen, wie Gustav zu seiner Frau kam. Irene, — Du weißt sie steht in gleichem Alter mit Gustav, war in erster Ehe mit einem Fürsten Raudnitz vermählt. In jungen Jahren verwitwet, ward sie durch ihre Schönheit ebensosehr der Gegenstand mannigfacher Huldigungen, als durch ihren Aufwand und ihre unkluge Lebensführung der, der öffentlichen Kritik. Keine Schauspielerin hat je so viel von sich reden gemacht als Irene, die alle Tollheiten einer enragirten Sports- und Modedame vereinigte. Sie ritt wie eine Kunstreiterin, besuchte heimlich in Männerkleidung und männlicher Gesellschaft öffentliche Vergnügungslocale, um, wie sie sagte, das Leben der Großstadt zu studiren, creirte die verrücktesten Moden ꝛc. ꝛc. . . . Damals — wir steckten noch tief in den Kinderschuhen — gab es ihr Bild in zehnerlei Caricaturen in den verschiedenen Witzblättern, in den Salons schwirrten die Raudnitz-Anekdoten so

reichlich wie Mücken auf dem Wasser, und Hoch und Niedrig trug Hüte, Kleider und Cravatten à la Raudnitz. Da lernte sie Gustav kennen, der damals ein kaum vierundzwanzigjähriger Mann, von den obligaten Reisen, zu denen man unsere jungen Leute verurtheilt, zurückkehrte. Der schöne ernste Mann riß sie zu plötzlicher Leidenschaft hin. Wie es heißt, ging er anfangs achtlos an ihr vorüber. Das entflammte die verwöhnte Frau zu doppeltem Ungestüm. Sie wandelte ihr ganzes Leben um, entsagte allen Extravaganzen, die sein Zartgefühl verletzen konnten, verabschiedete plötzlich alle ihre Anbeter und lebte so eingezogen wie eine Nonne. Er sah es nicht oder wollte es nicht sehen, daß die stolze Schönheit, die bis dahin nur in übermüthiger Laune mit Männerherzen gespielt, ihr ganzes früheres Selbst auf dem Altar ihrer Liebe geopfert hatte. Die Welt lächelte anfangs über diese neueste Caprice der schönen Fürstin und hielt sie für rasch verrauchendes Strohfeuer, ein paar Monate später lachte man laut über den verliebten Eigensinn einer vielumworbenen Frau, die es sich in den Kopf gesetzt hatte, gerade jenen Undankbaren zu fesseln, endlich verhöhnte man sie beinahe offen. Mama sagt, Irene habe sich damals unverantwortlich ungeschickt benommen."

„Ungeschickt?" fragte Hilda.

„Ja ungeschickt!" bekräftigte Ritza mit Ungeduld. „Was hast Du nun wieder gegen den Ausdruck? Um es kurz zu machen: unser Held, dem das boshafte Gezischel müssiger Zungen nicht verborgen bleiben konnte und der das Zaubernetz der Circe immer näher und näher über seinem Haupte schwirren fühlte, entfloh, müde ihrer Verfolgung, vielleicht auch um sie zur Besinnung zu bringen, nach Paris. Tags darauf war auch Irene aus Wien verschwunden, und es blieb keine vierundzwanzig Stunden ein Geheimniß, daß sie Gustav nach Paris gefolgt war. Mit diesem Schritte war sie in der guten Gesellschaft unmöglich geworden. Man that sie nun geradezu in Bann und Acht, erklärte sie für eine Schamlose, die ihr Geschlecht und ihren Stand herabgewürdigt habe, und wie einst hunderterlei witzige Einfälle unter ihrem Namen colportirt worden waren, so cursirten jetzt die fabelhaftesten Ungeheuerlichkeiten über ihren Lebenswandel. Diese sittliche Entrüstung der Welt währte eine Woche lang. Da — erscheint die schöne Frau plötzlich wieder in der Residenz an Gustav's Arm, ganz Anmuth, ganz Liebreiz, — als Gräfin Rainburg. Man war bei der Raudnitz an Ueberraschungen gewöhnt, aber mit diesem letzten Coup hatte sie ihren größten Triumph gefeiert. Wie es der Zauberin gelungen war, das unzerreißbare Netz um's Haupt ihres Opfers zu schlagen, bleibt unerklärt. Thatsache ist, daß sie sich in Paris hatten trauen lassen, und schon mit dieser Absicht hingereist zu sein behaupteten. Die Gesellschaft, um einen Scandal betrogen, zögerte indessen keinen Augenblick diesem fait accompli Beifall zu klatschen. Man schien alles Böse, was bis dahin über

die Fürstin gesprochen worden, vergessen zu haben, und huldigte ihr nach wie vor, als einer „pikanten unvergleichlichen Frau." Nun wie gefällt Dir die Geschichte dieses „idealsten ehelichen Verhältnisses?"

Die Schwester antwortete nicht gleich.

„Nun, da ich Irenen's Vergangenheit kenne, erscheint mir die Arme doppelt beklagenswerth," sagte sie endlich leise und nachdenklich, „zu ewigem Siechthum verdammt und zu dem Bewußtsein, dem geliebten Manne nur noch eine Last zu sein, o unerträglich, unerträglich!"

Ritza zuckte gleichmüthig die runden Schultern. „Was willst Du? Irene ist selbst schuld an ihrem Unglück. Kurz nach ihrer Verheiratung kehrte sie zu ihren unvernünftigen Passionen zurück. Wie es in ihrer Natur liegt, Alles in's Maß- und Ziellose zu treiben, trieb sie es auch mit der Sportpassion. Da war keine Fuchs- und Hetzjagd in der Monarchie, an der sie nicht an der Spitze theilnahm. Kein Pferd war ihr zu wild, kein Graben zu breit und keine Hecke zu hoch. Es soll mit Gustav, dem dies amazonenhafte Wesen von jeher tief widerwärtig war, deßhalb ernstliche Scenen gegeben haben, Scenen, die einem Bruche nahe kamen. Wäre jener unglückselige Sturz mit dem Pferde, der sie für zeitlebens zum hoffnungslosen Krüppel machte, nicht geschehen, wer weiß, ob sie nicht heute eine geschiedene Frau wäre."

„Eine geschiedene Frau" . . . wiederholte Hilda mechanisch. Nun verstand sie den Schatten, der seine hohe Stirn umdüsterte. Wenn es nicht Liebe war, die diesem Manne die grenzenlose Geduld und Nachsicht, die unzähligen Aufmerksamkeiten gegenüber einer kranken, launisch reizbaren Frau eingab, so bestand denn sein ganzes Leben aus einem nahezu übermenschlichen Opfer und dieses Opfer so groß und edel es war, beruhte auf tiefinnerer Unwahrhaftigkeit. Das junge Mädchen versank in peinliches Nachdenken. Sie achtete nicht mehr auf der Schwester Geplauder, merkte nicht, daß die nimmermüde Uhr am Simse eine Viertelstunde nach der anderen schlug, in träumerisches Sinnen verloren, starrte sie in die verglimmenden Kohlen. Wo lag nun die Wahrheit? Was war des Lebens eigentlicher Inhalt? Logen die leisen, schüchternen Verheißungen ihres Herzens, die ihr ein Hohes und Heiliges weissagten, das unser Dasein erst zu einem lebenswerthen adelt, ein wunderbares, geheimnißvolles Glück, daß jedes offenen, warmen Menschenherzens harre, oder war die Wirklichkeit, die sie umgab, Lüge und Verzerrung? . . .

Ein leichtes Geräusch ließ sie aufblicken. Im Rahmen der dunklen Portière stand Vetter Gustav.

„Irene erwartet Dich," sprach er, langsam näher kommend. Das junge Mädchen zuckte zusammen. Sie empfand momentan eine fast unüberwindliche Abneigung vor jeder Berührung mit Irenen, aber sie kämpfte dies Gefühl

nieder. Die Erzählung der Schwester sollte keinen Einfluß auf ihr Empfinden üben. „Ich bin bereit," erwiederte sie, des Grafen Arm nehmend. „Auf Wiedersehen Ritza!"

II.

Am nächsten Morgen saßen die beiden Schwestern in ihrem Arbeitszimmer vor einem großen Stickrahmen. Draußen blaute ein strahlender Frühlingshimmel. „Ich möchte heute lieber nicht in die Messe gehen," bemerkte Hilda mit einem Blick aus dem Fenster.

„Auch Du Brutus?" sagte Ritza lachend.

„Kann man immer zur Andacht gestimmt sein?" erwiederte Hilda.

„Man scheint dies bei wohlerzogenen jungen Mädchen vorauszusetzen," entgegnete Ritza, während sie mit leichtem Gähnen den goldenen Faden durch die Nadel führte. „Wenn ich gehe, so geschieht es lediglich weil Mama es wünscht, Mama, die wieder zumeist um unsertwillen geht."

„Ich verstehe Dich nicht," sagte Hilda aufblickend.

„Es will mir manchmal recht komisch erscheinen, wie wir einander Komödie vorspielen," fuhr Ritza fort. „Wenn Mama uns in Wahrheit ihre Gedanken über Religion offenbaren wollte. . . . ." Sie legte den Finger geheimnißvoll an die Lippen. „Letzthin überhörte ich ohne zu wollen ein Gespräch Mama's mit Gustav. Mama kam an Gustav's Arm durch den kleinen Salon in's Bibliothekzimmer. Ich saß gerade in der verhangenen Fensternische über Wilbrandt's „Arria und Messalina" und hielt es für gerathen mich nicht zu rühren.

‚Auf der Opernredoute und noch dazu im Domino?' fragte Mama zweifelhaft.

‚Er hat sich Lieven selbst zu erkennen gegeben,' erwiederte Gustav lachend. ‚Du weißt ja, der Weltmann in ihm verleugnet den Priester.'

‚Ich bitte Dich dringend, lieber Gustav, diese Sache vor den Mädchen nicht zu erwähnen,' versetzte Mama beinahe angstvoll. ‚Sie verehren den Prälaten als ihren Beichtvater, man darf den Kindern ihre Illusionen in diesem Punkte nicht rauben. Sie sind nicht reif genug die Sache von der Person zu trennen. Ekelt es doch selbst uns an, wenn wir ab und zu einen so furchtbar ernüchternden Blick hinter die Coulissen thun müssen.'

‚Ich finde Deine Verehrung für den Clerus sehr begrenzt,' hörte ich Gustav in sarkastischem Tone antworten.

‚Ich kann nicht widersprechen,' sagte Mama.

‚Und doch hast Du Deinen Sohn von einem Jesuiten und Deine jüngere Tochter im Kloster erziehen lassen.'

‚Das Erste in Folge einer an Großpapa's Erbschaft geknüpften Testamentsbedingung, das Zweite nach reiflicher Ueberlegung. Wir Frauen

unserer Sphäre können gar nicht fromm genug sein. Wir sehen unser Leben, das Leben unserer Männer in Nichtigkeiten aufgehen. Das Reinste und Heiligste wird zur bloßen Form herabgewürdigt und von Virtuosen der Unwahrhaftigkeit meisterhaft gehandhabt. Ich weiß, Dulden und Entsagen ist allgemeines Frauenlos, aber wir müssen lächelnd entsagen, mit Grazie und mit Anstand dulden. Sieh' unsere schöne, edle Alexandra. Aus dem Herzenskampfe, in dem ihr Glück zertrümmerte, hat sie ihre Würde fleckenlos gerettet. . . . Verehrendes Hinaufschauen ist das innerste Bedürfnis der weiblichen Natur, und wo vermöchten wir das, wenn nicht am Altare des Glaubens? Dort legt manches weibliche Herz den von der Welt mißachteten Schatz seiner Liebe nieder und glaubt und fühlt, er wird angenommen. Wehe aber der Frau, die sich in diesem buntverworrenen Weltgetriebe nicht an ein Unwandelbar-Ewiges zu knüpfen vermöchte! Sie wird unfehlbar den ganzen Reichthum ihres Empfindens auf einen irdischen Abgott häufen und früher oder später an der furchtbarsten Enttäuschung zu Grunde gehen. Vor einem solchen Lose aber möchte ich meine Töchter bewahren.'

Mir klopfte das Herz und ich wagte kaum zu athmen, als ich Mama so reden hörte. ‚Arme gute Mama!' dachte ich. ‚Deine Frömmigkeit, Dein Glaube ist also nur Mutterliebe!' Seither lasse ich denn auch alle Messen und Andachtsübungen mit Resignation über mich ergehen. Wenn es Mama beruhigt, zu glauben, daß wir glauben und uns glauben zu machen, daß sie glaubt. . . ."

Hilda senkte den schönen Kopf tief auf die zierliche Arbeit herab. Ihre Mutter hatte also keine religiösen Ueberzeugungen, sie plaidirte nur mit kalter Objectivität für die Nothwendigkeit der Religion. Das junge Mädchen fühlte sein Denken in betäubendem Wirbel fortgerissen. Tausend Zweifel und Fragen, die in der letzten Zeit gleich Schemen aus der Unterwelt vor ihr aufgetaucht waren, regten sich wieder fast unabweisbar in ihrer Seele. Sie achtete kaum mehr auf die Worte der Schwester, die mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit fortfuhr: „Gefreut hat es mich aber doch, als Mama Tags darauf uns ankündigte, daß das Meßgewand — es ist dies nebenbei das fünfzehnte, an dem ich thätig bin, denn schon im siebenten Jahre half ich Madame Rémy an dem ersten, und seither vollenden wir in jedem Frühling ein neues — daß dies Meßgewand heuer nicht für den Herrn Prälaten, sondern für die Kirche unserer lieben Frau bestimmt sei."

In diesem Augenblicke erklang ein rasches, scharfes Klopfen, und der Bruder der jungen Damen, ein schlanker, hochgewachsener Mann, in der goldblitzenden Uniform eines Husarenrittmeisters erschien auf der Schwelle.

„Du sollst in den blauen Salon kommen, Kleine, Papa und Mama erwarten Dich dort," rief er mit vielsagendem Augenzwinkern zu Hilda hinüber.

„Mich allein?“

„Dich allein. — Seht mich nur nicht mit so großen fragenden Augen an. Ich darf nicht plaudern. Es wird Alles noch früh genug an's Tageslicht kommen.“

Beide Mädchen waren in der That erblaßt, denn eine so förmliche Vorladung bedeutete immer ein Ereigniß. Da Hilda, von dem Bruder gefolgt, den kleinen blauen Salon, ein wahres Bijou decorativer Pracht, betrat, vermehrte sich ihre Beklemmung beim Anblicke der ernsten Gesichter ihrer beiden Eltern. Eine Minute lang herrschte tiefe Stille in dem von hellem Sonnengold durchleuchteten Raume.

„Setze Dich zu mir,“ sagte die Gräfin dann halblaut, als die Tochter sich ihr entgegenneigte. In ihrem feinen blassen Antlitze zeigten sich über den Augenbrauen ein paar Falten, wie sie nur eine tiefe Mißstimmung erzeugt. Irene saß in der Nähe des Claviers. Sie wollte sich entfernen. „Bleib' liebe Irene, vor Dir haben wir kein Geheimniß,“ sprach die Gräfin hastig. Der Graf sah auf die Gemahlin, als erwarte er von dieser die Eröffnung der Conversation. Hilda fühlte ein seltsames Bangen. Die goldschimmernde Rococouhr auf dem Kamin fuhr mit ihrem eintönigen nervenaufregenden Ticken unabläßig fort.

„Dein Bruder, liebes Kind, hat uns eben eine äußerst überraschende Mittheilung gemacht,“ sagte endlich die Gräfin, während ein forschender Blick auf das thaufrische Gesicht ihrer Tochter fiel. „Die Bewerbungen des Fürsten Lieven, die wir bis jetzt —“ sie hielt einen Augenblick zögernd und fast verlegen inne, — der Graf rückte ungeduldig mit seinem Fauteuil — „die wir bis jetzt an Deine ältere Schwester gerichtet glaubten, galten Dir, mein Kind,“ vollendete die Gräfin endlich mit heroischer Selbstüberwindung.

Das junge Mädchen starrte die Mutter einen Augenblick lang fast fassungslos an.

„Du hast in der That nichts darum gewußt?“ fragte die Gräfin und in ihrem Tone lag eine leise Mißbilligung. „Der Fürst hat nun bei Deinem Bruder angefragt, ob er an einem der nächsten Tage bei Papa officiell um Dich anhalten dürfe. Obgleich wir zwar aufs Lebhafteste beklagen, und es uns nahezu unbegreiflich ist, wie seine Wahl Deine ältere Schwester, deren Accomplishments Du nicht entfernt erreichst, übergangen hat, wollen wir doch Deinem Glücke, mein Kind, kein Hinderniß in den Weg legen.“

Das junge Mädchen hatte nicht das mindeste Verständniß für den indirecten Vorwurf selbstsüchtiger Koketterie, der ihr gemacht wurde. Das Gefühl, jetzt zum erstenmale in ihrem Leben eine selbstständige Willensäußerung, wenn es sein mußte, bis zum Kampfe aufrecht zu erhalten, verschlang ihr ganzes übriges Denken.

„Dies Alles muß ein Mißverständniß sein," stieß sie hastig heraus. „Der Fürst kann nicht daran denken mich zu heiraten."

„Ich begreife Deine Ueberraschung," erwiederte die Gräfin gemessen, „Du hast ein solches Glück nicht erwartet."

„Glück?" wiederholte das junge Mädchen herb. „Glück? Liebe Mama: Der Fürst ist mir ganz unsympathisch."

Die Gräfin blickte nicht auf; ein halbunterdrückter Seufzer hob ihre Brust. Der Graf dagegen sah erstaunt empor, und wie noch gestern seine ältere Tochter fragte er nun kurz angebunden: „Was hast Du gegen Lieven einzuwenden?"

Das junge Mädchen war peinlich erröthet. Was sollte sie antworten? Gibt es einen Ausdruck für nicht zu Erfassendes? Für die magnetischen Schwingungen von Menschen zu Menschen? Warum gibt es Erscheinungen, die uns schon bei der ersten Begegnung so vertraut werden, als hätten wir sie in einem früheren Sein gekannt und geliebt, und andere, in deren Nähe uns immer und immer wieder Eiseskälte anweht? Sie sah mit einem flehenden Blicke zu Irene hinüber, als erwarte sie von dort Hilfe und Beistand, aber die junge Frau hielt den Kopf abgewendet. Sie hatte den Deckel des Flügels geöffnet, ihre durchsichtigen, abgezehrten Finger glitten leise über die Tasten. Hilda nahm all ihren Muth zusammen. „Ich habe das Gefühl, daß Lieven mir in Ewigkeit ein Fremder bleiben würde," entgegnete sie endlich schüchtern mit halberstickter Stimme.

Der Graf sah sie so besorgt an, als rede sie im Fieber. „Ueberspanntheit! Unsinnige Ueberspanntheit!" versetzte er dann gereizt. „Ist er nicht ein Ehrenmann? Ist er nicht jung, hübsch, von bester Familie? In der ganzen Gesellschaft ist nicht ein Mädchen, das Dich nicht um die glänzende Partie beneiden würde. Lieven ist ein Narr, daß er an den ersten Beauté's der Residenz, Deine Schwester miteingeschlossen, vorübergeht, und die kleine, nichtssagende Hilda, die kaum der Kinderstube entschlüpft ist, zu einer der ersten Damen der Monarchie erheben will. Aber enfin, hier milderte sich die Stimme des ungeduldigen Sprechers ein wenig und ein leises Lächeln zog unter seinem dichten, lang herabfallenden Schnurrbart hin, „des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Er liebt Dich . . . ."

Wieder sandte Hilda einen hilfeflehenden Blick zu Irenen hinüber. Mit einer schrillen Dissonanz schloß diese jetzt ihr zerstreutes Spiel. „Er liebt Dich, mein Kind! Dies Eine halte fest, nur dies Eine!" sagte sie nachdrücklich. „Zu wissen, daß man einem Menschen Alles ist, daß unser Blick, unser Lächeln schon beglückt, o wie wohl muß das thun!" Sie brach plötzlich ab, als habe sie schon zu viel gesagt. Ueber ihre bleichen Wangen huschte eine matte Röthe, ihre Stimme zitterte in den abgebrochenen Lauten schlecht-

unterdrückter Bitterkeit. Mühsam erhob sie sich. „Du entschuldigst mich, liebste Mathilde," sagte sie unsicher und hastig. „Es ist Zeit für mich, auf mein Zimmer zu gehen, denn der Arzt kann jeden Augenblick kommen. Ich darf ihn nicht warten lassen." Sie nahm den Arm des Grafen, der herbeigeeilt war, sie zu stützen, und verließ nach kurzem Gruße den kleinen Salon.

Hilda blieb mit ihrer Mutter allein. Sei es, daß dem Grafen die bevorstehende Auseinandersetzung peinlich war, sei es, daß er sich von der weiblichen Ueberredungsgabe ein günstigeres Resultat versprach, er kehrte nicht in den Salon zurück. Beide Frauen schwiegen einige Minuten. Hilda sah vor sich hin. Die Gräfin strickte immer eifriger. Plötzlich ergriff Hilda der Gräfin Hand, küßte sie und sah bittend zu ihrer Mutter auf. Die Gräfin warf das derbe Missionsstrickzeug in ein japanisches Arbeitskörbchen und hielt die kleine weiche Hand, die sich schüchtern wie eine scheue Taube in die ihrige schmiegte, mit zärtlichem Drucke fest. „Ich will Dich nicht drängen, mein Kind," sagte sie milde, „aber Du wirst meine gute, kluge Tochter sein. . . . Sieh', wir Frauen haben nicht zu wählen, wir haben nur gewählt zu werden. Die Natur und die Gesellschaft weigern uns das Recht freier Selbstbestimmung. Irene hat vollkommen Recht, nicht glücklich sein, glücklich machen ist unser Beruf."

Das junge Mädchen sah zweifelnd zu der Mutter empor. Eine hohe Röthe übergoß ihr zartes Gesicht bis unter das goldhelle Stirngelock, und jede der heißen Blutwellen, die sich ihr vom Herzen zum Haupte drängten, erhob sich im leidenschaftlichen Ansturm einer stolzen, selbstherrlichen Natur und im brennenden Glückesdurste der Jugend gegen dies unnatürliche Dogma hoffnungsloser Resignation. Es muß ein Glück geben, und dies Glück muß zugleich ein hohes und heiliges sein, und Du hast ein Recht darauf, ein unantastbares, unveräußerliches, das Du nicht hinwerfen darfst um das elende Linsengericht des Ranges und Reichthums. Wie Frühlingswehen geht diese Ahnung durch die junge Seele. Habt Acht! Habt Acht! Ihr, die Ihr die schlummernde Psyche aufgeweckt, mit dem lärmenden Schellengeklingel weltlicher Thorheit! Ihr mögt sie verletzen, mögt sie tödtlich verwunden, in dumpfe Bande könnt Ihr sie nie wieder schlagen!

„Nein! Nein! Sprich nicht so liebe Mama!" Das junge Mädchen ruft es laut im Tone innerster Ueberzeugung. „Gerade Du darfst es nicht behaupten, daß es in unserer Sphäre keine glücklichen Frauen gibt."

„Du hast mich mißverstanden, mein Kind," erwiederte die Gräfin sanft. „Ich habe nur sagen wollen, daß das wolkenlose, nebelhafte Ding, das Ihr jungen Mädchen Liebe nennt, zu einer zufriedenen Ehe nicht nothwendig ist, ja oft nur zu den bittersten Enttäuschungen führt. Geh' von Haus zu Haus, von Thür zu Thür und Du wirst in unseren Kreisen nicht

eine Frau finden, die nicht vor der Hochzeit ebenso empfunden hätte wie Du."

„Ich weiß doch eine," sagte das junge Mädchen jetzt mit einem Anhauche von Schalkheit, „Du, liebe Mama, warst ein solches Sonntagskind."

Die Gräfin zuckte leicht zusammen und eine helle Röthe lief wie ein rosiger Schleier über das feine Oval ihres Gesichtes. Sie strich mit nervöser Hast den dunkelglänzenden Scheitel über ihrer zartgewölbten Stirne glatt, als könne sie so auch das Meer widerstreitender Empfindungen in ihrem Inneren glätten; noch einmal nahm sie dann die beiden Hände der Tochter in die ihrigen. „Mein liebes Kind," sprach sie mit etwas unsicherer Stimme, „was ich Dir jetzt sagen will, ist mir tiefpeinlich, aber ich möchte Dir statt falscher Illusionen einen Begriff der Wirklichkeit geben, damit Du siehst, daß die Wirklichkeit schön sein kann, auch wenn sie weitab liegt von den unerreichbaren Idealen der Jugend. — — — Als ich Deinen guten Vater heiratete, war ich längst über die erste Blüthezeit hinaus."

Das holde Lächeln erstarb plötzlich auf den Lippen des jungen Mädchens. Mit einem Blicke tiefster Seelenangst hingen ihre sanften braunen Augen an dem Antlitze der Mutter. „Ja, aber Du hast ihn geliebt! Du hast ihn geliebt!" Wie ein halbersticktes Flehen brachen diese Worte aus ihrem tiefsten Inneren. Wirst Du es verstehen, Du stolze Frau? Muß das Zartgefühl der Mutter nicht stärker sein, als die feine Berechnung der weltklugen Diplomatin, die, um das Widerstreben eines hartnäckigen Gegners zu brechen, den letzten entscheidenden Schachzug wagt?

Es war eine secundenlange Pause, dann sagte sie leise, fast tonlos: „Auch ich bin einem Familienbeschlusse gefolgt, als ich Deinem Vater die Hand reichte, aber ich habe in dem beseligenden Bewußtsein treuer Pflichterfüllung alle selbstsüchtigen Wünsche, alle todten Hoffnungen, alle zerstörten Illusionen wie leere Schemen untergehen sehen."

Mit einer leidenschaftlichen Bewegung riß sich Hilda aus den Armen ihrer Mutter. „Das hast Du mir nicht sagen sollen! Das hast Du mir nicht sagen sollen!" murmelte sie mit versagender Stimme.

Die Gräfin erschrickt über den veränderten Ausdruck des todtenblassen jungen Gesichtes, sie erbebt unter dieser im Tone tiefsten Seelenschmerzes herausgestoßenen Anklage. Wer hatte hier gesprochen? War dies das sanfte, fügsame Kind, das ein Wink ihrer Augen bis jetzt geleitet hatte? Die beiden Frauen sehen sich starr und schweigend an. Hilda sieht zum erstenmale die feinen Falten in der Stirn der Mutter, den müden, weltverachtenden Zug um ihre schmalen Lippen. Diese Linien erzählen ihr nun mit einem Schlage eine trostlose Geschichte vom Frauenlos und Frauenleid. Sie weiß nicht, daß es unbewußte Empörung war, die eben noch ihr Blut heiß aufwallen machte, sie

fühlt nur ein grenzenloses, überströmendes Mitleid mit der blassen, liebesarmen Frau vor sich. „Es ist gut," sagte sie dann, sich gewaltsam emporraffend. „Laß' mir nur Zeit. . . . Nur jetzt keine Entscheidung! Nur jetzt nicht!"

Und eh' die Gräfin sie zurückhalten konnte, hatte sie, ohne zu grüßen, ohne umzusehen, das Zimmer verlassen.

III.

Gleich einem Schwerverwundeten, der seine Kraft in einem hoffnungslosen Kampfe erlahmen fühlt, und vor dem Zusammenbrechen instinctmäßig einer gegen ihn andringenden Uebermacht entflieht, hatte sich Hilda zu einem Augenblicke ruhiger Sammlung und Ueberlegung in die Einsamkeit gerettet. Ueber die breiten Treppen war sie hinabgeeilt in den stillen sonnenbeschienenen Park. Die vom Morgenregen abgekühlte scharfe Frühlingsluft kühlte ihre brennenden Schläfe. Auf Bäumen und Büschen knospte das erste junge Laub. Leises, schüchternes Vogelgezwitscher und jener unbeschreibliche Duft, der im Frühling der Erde und Bäumen und Sträuchern entquillt, erfüllte die Luft. Aber die wunderbare Verheißung von Lenzesluft und Blühen und Werden drang heute nicht bis an das Herz des jungen Mädchens. Mit thränenverdüstertem Blick starrte Hilda vor sich hin. In der einen Stunde hatte sie vom Baume der Erkenntniß gegessen, in der einen Stunde war der zarte Schmelz von ihrer jungen Seele gestreift worden. Das Almosen einer frommen Lüge war ihr verweigert und dafür mit roher Hand ein Meineid entschleiert worden. Und die es gethan, war die Frau, die in ihrer kindlichen Phantasie einen unantastbaren Glorienschein getragen hatte. Sie hatte ihre Mutter bis jetzt nicht gekannt. In den ersten Jahren ihrer Kindheit war jeden Morgen und jeden Abend eine in rauschende Seide oder kostbare Pelze gefüllte Gestalt in der Kinderstube erschienen, deren herannahende Schritte einen Aufruhr fieberhaft hastigen Aufräumens und Ordnens unter den Bonnen und Kinderfrauen hervorrief. Wie schön sie war und wie zärtlich, die Mama! Gleich einer freundlichen Fee kam sie hereingeschwebt, drückte die Kinder lächelnd in ihre Arme, hörte gewährend ihre Bitten, oder in den seltenen Fällen, wo ein außerordentliches Vergehen das Stillleben der Kinderstube gestört hatte, die leisen Klagen der Engländerin und Französin.

Noch lange nachdem die Mama hinausgerauscht war erfüllte ein zarter feiner Duft die Kinderstube. O dieser süße, süße Duft! noch in der Erinnerung wehte er wie ein Feenschleier um die Erscheinung der schönen Frau! Wie glücklich waren die Kinder auch, wenn sie am Abend nach dem Diner, in weißen Kleidchen und mit zierlich geglätteten Locken in den Salon geschoben wurden und die schöne, angebetete Mama sich zum Kusse zu ihnen herabneigte, und wie enttäuscht, wenn Mama einmal keine Zeit hatte und

sie sofort, nachdem ihnen das tägliche Bonbon gereicht worden war, zerstreut hinauswinkte.

Dann waren die Jahre im Kloster gekommen, die lange Zeit der Entfernung. Heute zum erstenmale stand sie Aug' in Auge, Herz an Herz dem vergötterten Heiligenbilde gegenüber .... Das junge Mädchen hatte sich auf eine Bank geworfen und barg aufschluchzend das Gesicht in den Händen. Ihr ganzes Denken und Fühlen war aus seinen Bahnen geschleudert, alle Pfeiler ihres Lebens schwankten .....

Konnten sie lügen jene Frauen, die jedes Glück leugneten und jedes Recht der Selbstbestimmung? Logen die blassen eingefallenen Wangen ihrer Mutter oder die schwermüthigen Augen Tante Alexandra's?

„Hilda!" Ihr Name erklang in den weichen Lauten einer tiefen, vollen Männerstimme. Sie fuhr empor. Vetter Gustav stand vor ihr. Auf dem feuchten, vom vorhergehenden Regen gelockerten Erdreich hatte sie ihn nicht herankommen hören. Sein ausdrucksvoller, von reichem dunkelblonden Haupt- und Barthaar umwallter Kopf hob sich in klaren feinen Umrissen von der dunkelgrünen Taxuswand. Sie fühlte den Blick des stattlichen Mannes halb mitleidig, halb fragend auf sich ruhen. Er hatte jene seltenen tiefdunkelblauen Augen, die in ihrer eigenthümlichen Klarheit bis auf den Grund der Seele zu blicken scheinen. „Hilda! Kind! Was hast Du?! Um Gotteswillen, was ist mit Dir?!" rief er, ihre Hände mit sanfter Gewalt von ihrem Antlitze ziehend.

Sie weinte noch heftiger. „Hilf Du mir! Rathe Du mir!" rief sie leidenschaftlich. „Sie nennen Recht, was mir Unrecht dünkt, sie nennen heilig, was mir unselige, lebenslange Heuchelei scheint. Ach Gustav, mir ist wie Einem, der an den Stufen eines Hochaltars vor tausend flammenden Altarkerzen gekniet, und der plötzlich die Erde unter sich wanken und sich hinausgestoßen fühlt in Nacht und Dunkel! Hilf Du mir! Rathe Du mir! Ich weiß den rechten Weg nicht mehr!" —

„Mein armes Kind! Mein armes Kind!" murmelte er halblaut, während seine schlanke Hand flüchtig über ihren blonden Scheitel glitt. „Ich will Dich nicht fragen, in welcher Krise Dein junges Leben jetzt zittert," sagte er dann mit jenem Anhauch milder, geistiger Ueberlegenheit, den das junge Mädchen an ihm gewohnt war. „Ich darf Dir nicht rathen, wo Näherstehende dies mit Recht als einen empörenden Uebergriff meinerseits verurtheilen könnten." Er knickte zerstreut einen jungen Zweig von dem Fliedergebüsch, besah gleichgiltig die zarten Knospen und Triebe und ließ ihn dann gedankenlos zu Boden gleiten. „Du wirst es täglich mehr inne werden, daß die Gesellschaft einem großen Mummenschanze gleicht .... Nicht Alles, was die Welt sündhaft nennt, ist es, nicht Alle, die sie als Parias

ausstößt, sind wirklich Verworfene, aber noch tausendmal weniger ist Alles heilig, was sie mit ihrem vollsten Beifalle sanctionirt. Wahrheit und Falschheit, Reinheit und Niedrigkeit gehen in Masken einher, aber eine innere Stimme lehrt sie uns erkennen. Ein inneres Gesetz tausendmal höher und heiliger als alle Menschensatzungen wird mit uns geboren. Wie die Hand Gottes reicht es herein in Dunkel und Verwirrung und hält uns fest vor dem Untergange. Darum, wenn sie Dir den Himmel entgöttert haben, wenn Du nicht umkehren kannst zu den verschütteten Altären, dann blick' in Dein eigenes Herz und Du wirst einen Strahl ewigen Lichts in Dir selbst erfassen."

Ueber ihr zartes, thränenfeuchtes Gesicht flog es hin, wie eine innere Verklärung. „Ich danke Dir. Nun ist es gut. Nun ist es entschieden," sagte sie fest. „Mögen sie mit mir thun, was sie wollen, ich werde den Fürsten nicht heiraten."

„Das also war es!" Wie ein tiefes Aufathmen, das die gepreßte Brust von schwerem Drucke befreit, kam es von seinen Lippen. Sie erröthete ein wenig.

„Du hast es wohl gewußt?" sagte sie leise in halb fragendem Tone.

„Ich hatte es eben von Irene erfahren," erwiederte er zögernd, während eine jähe Röthe wie ein Flammenzeichen über seine Stirne lief.

„Und sie wird meine Handlungsweise billigen?" fragte das junge Mädchen gespannt.

„Doch nicht so ganz," entgegnete er, während ein ironisches Lächeln um seine feingezeichneten Lippen spielte. „Der Eigensinn eines siebzehnjährigen Köpfchens, das sich dem Fürstendiadem nicht beugen will, hat etwas geradezu Unfaßbares für die meisten Frauenseelen." Hilda blickte erstaunt auf. Noch nie hatte sie diesen beißend sarkastischen Ton von ihm vernommen. „Irene vermag sich die ‚Absurdität' ihres Lieblings nicht zu erklären," fuhr er leise lachend fort, „aber wie sehr sie Dich liebt, magst Du daraus ersehen, daß sie Deinen ‚unbegreiflichen Eigensinn' dennoch unterstützen will. Du sollst mit uns nach Rainburg. Eine kleine Trennung wird den Eltern leicht über ihr erstes Mißvergnügen, Dir über das peinliche Gefühl ihnen widerstrebt zu haben, hinweghelfen."

„O wie gut seid Ihr! Wie dankbar bin ich Euch!" rief Hilda leuchtenden Auges.

Er machte eine kühl abwehrende Handbewegung. Sein Auge schien zerstreut über die liebliche Gestalt des jungen Mädchens hinweg in ferne dämmernde Weiten zu schweifen. „Ich bekenne Dir offen, daß die Idee von Irene ausging, und daß ich unter anderen Umständen stark in Zweifel gewesen wäre, ob es nicht ein unverzeihlicher Egoismus von uns sei, ein lebensfrohes junges Geschöpf für längere Zeit an unsere Nähe zu fesseln!"

Hilda schwieg, seltsam angefröstelt von seinen Worten. Ein durchdringend scharfer Blick streifte jetzt ihr nachdenklich gesenktes Haupt. „Das heißt, wenn es Dir mit Deinem Entschlusse Ernst ist, und Du nicht lieber hier bleiben und ein gutes Kind sein willst," sagte er leichthin. „Es gibt ja so mancherlei schöne Dinge, mit denen man brave Kinder belohnt, die Fürstenkrone und ein Fürstenwappen, den ersten Platz in Gesellschaft und die originellsten Toiletten der Saison .... Und Sonnen-, Mond- und Sternenglanz, wenn Du's verlangen willst, wie die Prinzessin im Märchen, der gute Fürst ist ja ein gefälliger Junge und ein kleiner Krösus dazu, er wird ihn Dir, wenn auch nicht vom Himmel herunter, so doch aus den ersten Juwelierläden Europa's holen und auf Haupt und Nacken streuen. Bedenk' das wohl." Sie lächelte nur. Es war ein geringschätziges Zucken der Mundwinkel. Er warf mit einer jugendlich raschen Bewegung das reiche Haar, das ihm in die Stirne fiel, zurück. Die tiefen Schatten in seinem Auge hellten sich langsam auf. „Welcher Leichtsinn ein solches Glück auszuschlagen!" werden sie händeringend rufen all' die klugen Frauen, welche die Ehe, ohne zu erröthen, als eine Versorgungsanstalt bezeichnen. Laß Dich's nicht irren, mein Kind! Unselige, wahnsinnige Verblendung ist es, die eine Verbindung für das ganze Leben schließt, ohne siebenmal siebenmal zu prüfen .... Eine Ehe ohne Liebe ist allemal ein Verbrechen, sie ist ein Selbstmord! Und wenn auch kein unreines, eigennütziges Motiv zu Grunde läge, die verhöhnte Natur wird sich furchtbar rächen. Gleich einem gefangenen Adler, der verzweiflungsvoll gegen die Wände seines Gefängnisses schlägt, bis er endlich mit gebrochenen blutenden Flügeln kraftlos zu Boden hinsinkt, tobt unser empörtes Gefühl in ohnmächtiger Verzweiflung gegen die selbstgeschaffenen Fesseln. Tag für Tag, Stunde um Stunde an Wunsch, Laune und Regung eines Anderen gefesselt wie ein Galeerensclave, und den lechzenden Durst nach einem Athemzuge Freiheit, die brennende Sehnsucht nach einem Schimmer des selbstverwirkten, ewig verlorenen Glücks ersticken zu müssen, o das ist furchtbar!" Er starrte vor sich hin, als habe er ihre Gegenwart vergessen, als bewegten sich vor seinem verstörten Blicke in furchtbarer Deutlichkeit die Gestalten eines bösen Traumes. Hilda erschrak. Bis vor wenigen Augenblicken hatte sie an diesem Manne nur das schöne Gleichgewicht einer harmonischen Natur gekannt, und nun stand ein lange eingesargter Schmerz, der plötzlich die Grabesriegel der Selbstbeherrschung sprengte, vor ihr, und beklemmte auch ihr Herz mit dunkler Gewalt. Ein inneres Gefühl sagte ihr, daß dieser Mann niemals und zu Niemand so gesprochen, daß er sich auch jetzt kaum bewußt war, wie seine Worte das Geheimniß seines Empfindens enthüllten. Er saß vor sich hingeneigt. Sie sah nur sein Profil, aber selbst in diesen reinen, ruhigen Linien wühlte ein heftiger Kampf.

„Ja gefesselt, gefesselt", sprach es in ihr „und mit den unlöslichen, unzerreißbaren Banden des Mitleids . . . ." Sie erhob sich leise, als fürchte sie ihm ihre Anwesenheit in's Bewußtsein zurückzurufen und er ging schweigend neben ihr her dem Hause zu. Mit einem seltsam bangen Gefühl reichte sie ihm am Fuße der Treppe die Hand, die er eine Secunde lang flüchtig, wie zerstreut berührte. Sein Blick war glanzlos, matt und in sich gekehrt. „Ich komme nach Rainburg," sagte sie leise, fast schüchtern, „ich komme".

IV.

„Die Rainburg's haben uns heute Morgens verlassen," sagte die Gräfin zu Fürst Lieven. Der Fürst lehnte ihr gegenüber auf einem niedrigen Fauteuil, in dem seine mittelgroße etwas gedrungene Figur nahezu versank. Er hatte die Beine von sich gestreckt und schien angelegentlich in das Studium seiner tadellosen Lackstiefletten vertieft.

Auf seinem glatten, nach englischer Mode bartlos gehaltenen Gesichte, wie in seinen matten wasserblauen Augen lag ein Ausdruck tödtlicher Langeweile, den er nicht zu verbergen im Stande war. Bei der letzten Bemerkung der Gräfin hob er den wohlgeformten, mit kurzgeschorenem Blondhaar bedeckten Kopf. „Das ist classisch! Knapp vor dem Mairennen! Jetzt, wo es in der Stadt am schönsten ist!"

Die Gräfin lächelte ein wenig. „Irene meint, im Frühlinge sei es auf dem Lande am schönsten."

Der Fürst ließ sein duftendes Weichselstöckchen verstohlen rotiren. „Kranke Frau . . . Verschrobene Ansichten," sagte er geringschätzig. „Aufrichtig gestanden, verehrte Gräfin, Sie verzeihen meine Offenheit, die Rainburg's sind in den letzten Jahren für die Gesellschaft ohnehin ungenießbar geworden."

„Que voulez-vous?" erwiederte die Gräfin begütigend, „Irenen's Rückenmarkleiden nimmt seinen qualvoll langsamen, doch unerbittlichen Verlauf; dazu das peinliche Gefühl, das allgemeine Mitleid auf sich gelenkt zu sehen . . ."

„Dies Alles ist gewiß sehr traurig," fiel ihr der Fürst lebhaft ins Wort, „ja sogar bejammernswerth für Alle, welche die glänzende, unersättlich lebenslustige Frau in ihrer Blüthezeit gekannt haben, aber ich frage, muß sich deßhalb auch Rainburg lebendig begraben? Ist es ein Grund, jedem Lebensgenusse, jeder geselligen Anregung wie ein Karthäusermönch aus dem Wege zu gehen?"

„Rainburg beschäftigt sich nun seit Jahren mit physiologischen Studien . . ."

Der Fürst lachte laut auf. „Ich bitte Sie, gnädigste Gräfin, man weiß, was solch ein Dilettantismus sagen will!"

„Seine Forschungen sind in der wissenschaftlichen Welt nicht unbeachtet geblieben," warf die Gräfin ein.

Der Fürst zuckte die Achseln. „Ich wollte, er hätte nie eine Zeile geschrieben," murmelte er. „Der wissenschaftliche Ehrgeiz scheint das Blut in seinen Adern vertrocknet zu haben! Nicht eine Passion! Nicht das kleinste Passiönchen! . . . Glauben Sie mir, verehrte Gräfin, das ist unnatürlich, das ist ungesund bei einem Manne seines Alters."

Eine Wolke des Unmuths flog über die Stirne der Gräfin. „So mag es scheinen," entgegnete sie zurückhaltend.

Es entstand eine kleine Pause. Der Fürst sah in dem großen, von grellem Tageslicht durchflutheten Salon herum. Wie steif standen die prächtigen Möbel mit der schwerfälligen, goldenen Umrahmung heute da! Wie fratzenhaft erschien das Grinsen der Pagoden auf dem Kaminsims und des dienstthuenden, porcellanenen Mohren auf der Schwelle! Er horchte vergebens nach dem leichten Mädchenschritt, nach dem silbernen Lachen, das den stillen Raum sonst belebte.

„Irene ist eben jetzt in einer verzweifelten Stimmung," sagte die Gräfin, das abgebrochene Gespräch wieder aufnehmend, „sie hat, wie dies schon ihre Art ist, zum zehnten Male in diesem Jahre eine neue Cur angefangen und hofft von dieser und der Landluft Wunder. Meine Hilda, an die sie sich in den letzten Wochen innig angeschlossen, hat sie mit sich entführt."

Der Fürst horchte hoch auf. Er glaubte nicht recht gehört zu haben. Was war das? Jetzt, gerade jetzt entfernte man das Mädchen? Dies konnte nur in Folge eines abscheulichen Mißverständnisses geschehen sein. Sein chargé d'affaires mußte einen höchst undiplomatischen faux pas begangen haben. Das zierliche Spazierstöckchen war ihm geräuschvoll entfallen. Als er sich danach bückte, verdoppelte sich das kräftige Incarnat auf seinen etwas grobzugehauenen Zügen.

„Sie sehen mich im höchsten Grade erstaunt," stammelte er endlich, beinahe nach Athem ringend. „Ich hatte . . . ich hoffte . . . gerade in Beziehung auf Comtesse Hilda . . ."

Die Gräfin ließ ihn nicht ausreden. „Ich versichere Sie, mein Fürst, die zarte Gesundheit meiner Hilda ließ mir eine Luftveränderung nach den aufreibenden Vergnügungen des Carnevals für sie sehr wünschenswerth erscheinen. Ich muß mir Vorwürfe machen, daß ich dies Kind" — sie legte einen besonderen Nachdruck auf das letzte Wort — „zu früh in die Welt geführt habe."

„Sie scherzen," fiel der Fürst hastig ein. „Kann es etwas Frischeres an Leib und Seele geben als unsere liebe Contessina? Und wie viele Tage," fügte er mit erkünsteltem Gleichmuth hinzu, „wird diese retraite zur Abbüßung der Carnevalsfreuden dauern?"

„Es ist unbestimmt," erwiederte die Gräfin kühl.

Der Fürst erblaßte. Die Pagoden schienen noch einmal so höhnisch zu grinsen und zu nicken und der abscheulich realistische Mohrenkopf dort in der Ecke verzog den Mund zu einem unverhohlenen brutalen Lachen. Zum ersten Male beleidigte ihn die Häßlichkeit dieser unkünstlerischen Darstellungen. Er hätte aufspringen und die widerwärtigen Figuren in Stücke schmettern mögen. „Ich hoffe," sagte er endlich so ruhig als es ihm möglich war, „daß Comtesse Hilda bis zum Carroussel zurück sein wird. Sie hat versprochen, meinen „Ariel" zu reiten. Famoses Thier . . . Die schlanksten Beine und den feinsten Kopf, den ich je gesehen. Feurig und doch fügsam, dabei speciell zugeritten für die Gräfin von meinem neuen first-rate-trainer." Er vergaß beinahe seine Enttäuschung über der Beschreibung des edlen Pferdes.

„Ich fürchte, Hilda wäre kaum im Stande, alle diese Vorzüge gebührend zu würdigen," bemerkte die Gräfin höflich. „Sie ist eine Anfängerin im Reiten und wird es wohl nie zu der Sicherheit und Eleganz darin bringen, die an ihrer Schwester gerühmt wird. Auch fehlt Hilda jedes lebhaftere Interesse für den Sport . . ."

„Unmöglich! Unmöglich!" rief der Fürst lebhaft, mit einer Geberde, als gelte es eine ehrenrührige Anklage von dem jungen Mädchen abzuwehren, während er sich zugleich rasch erhob.

Er mochte der Gräfin seinen „Ariel" nicht für Ritza anbieten. Es war ihm, als sei die Luft ringsum von boshaften, kichernden Kobolden erfüllt, die sich neckten, hin- und herzerrten und balgten. Waren da nicht eine Menge kleiner zierlicher Körbe und Körbchen, die sie einander an die Köpfe warfen, so daß es auch ihm wie Wurfgeschosse um's Haupt sauste? Sie blieben allerdings unsichtbar und unausgesprochen, wie alles Unschöne und Peinliche es in guter Gesellschaft bleibt, aber sie waren deshalb nicht minder da und der Fürst empfand eine kleine malitiöse Genugthuung darüber, daß auch er in der Lage war, der verehrten Gräfin mit einem ganz kleinen, niedlichen Körbchen aufzuwarten. „Ritza! Hilda!" „Ritza! Hilda!" Die Uhr auf dem Simse sprach in eintönigem Tick-Tack die beiden Namen vor sich hin. Nein, die schöne Ritza sollte nun einmal den Ariel nicht haben!

„Ich hoffe, wir sehen Sie bald wieder," sagte die Gräfin mit ihrem huldvollsten Lächeln, da sich der Fürst Abschied nehmend verbeugte.

Als Lieven den Salon verlassen hatte, blieb er eine Weile nachdenklich stehen. War es möglich? War es denkbar? Er, Fürst von Lieven, Herzog zu Siegersheim und Reutlingen, abgewiesen? Vor der ganzen Gesellschaft, die ihn als épouseur im Hause der Gräfin aus- und eingehen gesehen, blamirt und lächerlich gemacht? Nein, nicht das; denn das war in der That eine Unmöglichkeit, aber geprellt, betrogen wie Jakob, der um Rahel gedient

hatte!! Ritza! Hilda! Ritza! Hilda! klang es ihm im Ohre nach. Wie alle bornirten Menschen, denen die ausgleichende Natur statt besonderen Scharfsinns eine tüchtige Dosis Mißtrauen beschеert hat, glaubte er eine Intrigue der Gräfin durchzublicken und freute sich, ihr entgangen zu sein. Allerdings hatte der Wunsch, die Bewerbungen des Fürsten auf ihre ältere Tochter übertragen zu sehen, viel dazu beigetragen, die Gräfin mit Hilda's Weigerung zu versöhnen, daß eine solche stattgefunden, kam jedoch dem Fürsten nicht im Entferntesten in den Sinn. „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben," sagte er zu sich selbst, während er die Treppen hinunter stieg. Wenn Hilda zu lange ausbleibt, bitte ich mich bei Rainburg's zu Gaste.

Im Vestibul begegnete ihm Ritza. Sie kam eben vom Spazierritte. Ihre Wangen waren hochgeröthet, ihre dunklen Augen leuchteten. Das knappe Reitkleid gab ihre schönen Formen in sanften, weichen Linien wieder. „Diese Lea ist wenigstens blendend schön," dachte Lieven bei sich. „Ich lege mich zu Füßen," sprach er laut. Sie sah ihn kaum an und dankte nur mit einem leichten Neigen des schönen Hauptes. Er wartete mit gezogenem Hute bis sie die Treppe erreicht hatte, dann zündete er sich eine Cigarre an und ließ seinen Wagen rufen. „Zu Mademoiselle Albertine," sagte er leise zu dem Kutscher, während er sich hineinschwang.

V.

Auf den Firnen des Wettergebirges glitzert die Frühlingssonne im ewigen Schnee und läßt sie mit all' ihren Schluchten und Riffen, mit ihren gigantischen Schroffen und Zacken hell aufleuchten. Wie spielende Kinder zu Füßen des Bergesalten ruhen darunter tannenbestandene Waldberge und Hügel. Ab und zu zeigen sich die nackten, scharfen Felsenrippen riesiger Steinbrüche neben den dunklen Wäldern. Sie gleichen klaffenden Wunden von Menschenhand in den Berg gewühlt, dem sie stellenweise den Mantel einer üppigen Pflanzendecke von den Schultern gerissen, und als wollte der Berg sich an dem Menschen, dem unersättlichen Räuber des Waldes rächen, sendet er im Winter den eisigen Hauch der Unterwelt, im Sommer die brennende Gluth tropischer Zonen in die Tiefe nieder. Von den herabschmelzenden Gebirgswassern zu hochgehenden Wogen geschwellt, braust ein Fluß durch das enge Thal, wo inmitten dürftiger Aecker und Wiesengründe ein nettes, freundliches Dorf liegt. Aus vielen Schornsteinen steigt bläulicher Rauch auf und auf den Schwellen der Häuser, an grünenden Hecken stehen ärmlich gekleidete Menschen und sehen in den wildtosenden Strom, der wie ein muthwilliger Bote des Frühlings in die Tiefe stürzt. Bringt er dem armen Gebirgsdorfe nach endlos langem Winterschlafe die Verheißung der Auferstehung oder bringt er Tod und Verderben? Im tiefsten Süden zieht sich in sanftverschwimmenden Linien ein bläulich schimmernder Höhenzug hin, wie der ferne

Gruß einer milderen, freundlicheren Natur. Auf der schmalen, steinigen Gebirgsstraße kommt ein elegantes Coupé die Anhöhe heran, gefolgt von einem leichten, kleinen Brougham. In dem ersten Wagen sitzen zwei Damen und ein Herr. Das eine Fenster ist geöffnet und ein von der frischen Luft rothangehauchtes Gesichtchen beugt sich hinaus. „Wie schön! O Gott wie schön!“ ruft Hilda und sucht unwillkürlich ein mitbewunderndes Auge. Aber die kranke Frau an ihrer Seite hat die schweren Lider tief gesenkt. Es sieht fast nur wie Höflichkeit gegen ihre jugendliche Gefährtin aus, daß sie den matten Blick endlich in die wunderbare Gegend hinausschweifen läßt. In ihrem Innersten zittert eine stumme, wehmüthige Frage. Wirst du mir Heilung bringen, reiner, frischer Gotteshauch der Natur? Als verstünde sie ihre tiefsten Gedanken zu lesen, drückt Hilda zärtlich die zarte schmale Hand der Kranken. „Hier wirst Du genesen, hier, wo jeder Athemzug uns neues, frisches Leben zu bringen scheint.“ Da zuckte Irene plötzlich in sich zusammen. Das junge Mädchen folgt besorgt der Richtung ihres starren Blickes. Da zieht ein Leichenzug die Anhöhe zur Kirche hinan. Wie eine dunkle Schlange wälzt sich die Menge hinter der Bahre, über die Serpentinen des Bergpfades zu dem kleinen Friedhofe. „Genesung! Ein neues Leben!“ murmelt die Kranke schmerzlich, „dort, nur dort!“ Es ist wie eine Antwort auf ihre stumme Frage.

Verstimmt und schweigend langte man vor dem Schlosse an. Ein Herr, der in dem zweiten Wagen gefolgt war, sprang schnell heraus und trat nun vor. Es war ein noch ziemlich junger Mann, mit röthlichen Haaren, scharfen, die semitische Abstammung verrathenden Zügen und jenem durchdringenden Blicke, den die Gewohnheit der Forschung dem Arzte leiht.

Dr. Branten war der langjährige Assistent eines berühmten Professors der Wiener Facultät, welcher Irenen in den letzten Wochen mit möglichst günstigem Erfolge behandelt hatte. Auf der Patientin dringenden Wunsch hatte er sich bereitfinden lassen, dieselbe nach Rainburg zu begleiten und da das mit ihr begonnene hypnotisch-magnetische Heilverfahren fortzusetzen. Mit der ihm eigenen Geschmeidigkeit schob er jetzt die warme Pelzdecke bei Seite, der Gräfin aus dem Wagen zu helfen, und wandte sich dann verbindlich zu Hilda um auch dieser die Hand zu reichen. „Alle guten Götter segnen Euren Eingang,“ rief den Ankommenden jetzt eine klare, frische Männerstimme von der Schwelle entgegen, und durch die zu beiden Seiten der Vorhalle harrenden Diener kam raschen elastischen Schrittes ein junger Mann in der hellen kleidsamen Uniform der Uhlanen. Es war ein jüngerer Bruder der Gräfin, der seit einigen Wochen mit seiner Truppenabtheilung in der Umgegend mappirte und in Abwesenheit der Besitzer auf Schloß Rainburg abgestiegen war. „In dieser Einöde die alten lieben Gesichter! Das thut wohl!“ sagte er herzlich, während er die Schwester

umarmte. Ein schmerzliches Lächeln umspielte die Lippen der Gräfin, aber die Wehmuth ging rasch unter in einem stolzen mütterlichen Wohlgefallen an dem schönen Jüngling, den sie seit Jahren nicht gesehen hatte. Mit Entzücken betrachtete sie die freie, offene Stirn, das klare, gebietende Auge, die stolzen, edelgeschnittenen Züge. Sie blickte unwillkürlich zu Hilda hinüber, die sich bescheiden im Hintergrunde hielt, während die Schwäger sich mit kräftigem Händedrucke begrüßten und Gustav die Herren miteinander bekannt machte. „Hier eine alte Bekannte," sagte Irene lächelnd. Ein feines Roth der Ueberraschung lief über das offene, frische Gesicht des jungen Mannes, sein Auge leuchtete hell auf unter den kühngeschwungenen Brauen. Er hatte Hilda bis dahin nicht gesehen, da sie vollständig hinter Gustav's hünenhafter Gestalt verschwunden war. Eine Minute lang betrachtete er das junge Mädchen stammend und ungewiß. „Ist's möglich? Hilda?!" rief er dann und faßte mit beiden Händen ihre zum Gruße dargebotene Rechte. „Ja sie ist's! Es sind dieselben Gazellenaugen, die schon aus dem Kindergesicht so treuherzig blickten, und hier, hier . . . " er wies auf eine von dem goldigen Stirngelock halbverborgene Stelle „hier ist auch noch die kleine Narbe." Ueber Gustav's Stirne flog ein düsterer Schatten. Er zuckte zusammen und sandte einen fast feindlichen Blick auf den jungen Mann.

„Eine Narbe?" fragte Irene. „Die habe ich nie bemerkt. Wie bist Du dazugekommen Hilda?

Das junge Mädchen erröthete tief. „Ein kleiner Unfall in der Kindheit," murmelte sie. „Ich staune, daß Roderich sich noch dessen entsinnt."

„Ob ich mich daran erinnere!" rief dieser lebhaft. „Ich weiß noch genau, daß ich mich damals wie ein Verbrecher fühlte! Du warst ein stilles, träumerisches Kind, nachgiebig und fügsam bis zum Aeußersten, und deshalb konnten wir wilden Rangen es nicht lassen Dich auf alle Art zu reizen und zu necken. Bei unseren tollen Spielen war Klein-Hilda stets so oder so das Opfer. Einmal hatten wir's auf ein junges Wachtelhündchen abgesehen, das Gustav, Dein „großer guter Vetter", wie Du ihn stets nanntest, Dir aus England mitgebracht hatte. Wir banden das Thierchen an einen Tisch und bemühten uns, ihm auf unsere Weise, Erziehung beizubringen. Dein kleiner Trick zeigte aber verzweifelt wenig Verständniß für die absonderlichen Kunststücke, die wir ihm eintrichtern wollten, desto mehr jedoch für die wohlgemeinten Püffe und Schläge, mit denen wir seinen schlummernden Ehrgeiz zu wecken für nöthig erachteten. Auf sein Jammergeheul stürztest Du herbei und es gelang Deinen verzweifelten Anstrengungen uns das Thierchen zu entreißen. Wie die Meute dem Wild, so stürzten aber Ernst, Ritza und ich Dir nach. Du flohst von einer Ecke des Zimmers in die andere, und endlich, da wir schon nahe daran waren Dich zu erfassen, auch auf's Fensterbrett.

Unten hielt eben Gustav zu Pferde, der einen Augenblick zuvor angekommen war.

„Flieg, herunter kleiner Schmetterling“ rief Gustav scherzend und breitete die Arme aus, und Du sprangst, sprangst, ohne Dich einen Augenblick zu besinnen. Fast sinnlos vor Schrecken riefen wir nun um Hilfe und stürzten, gefolgt von den aus ihrer Nachmittagsruhe gestörten Bonnen, hinunter. Da standest Du, Gustav, das Kind in Deinen Armen, todtenblaß und zitternd. Klein Hilda aber war frisch und munter, obgleich sie aus einer leichten Stirnwunde blutete; und was sagte sie, da wir sie nun mit Vorwürfen und Liebkosungen überhäuften?

„Wie hätte ich denn nicht hinunterfliegen sollen, da Gustav es doch wollte?“ antwortete sie und streichelte mit ihren kleinen Händen seine bärtigen Wangen.

Hilda's zartes Incarnat hatte sich zur Purpurgluth erhöht.

Es war als glitte eine Wolke oder doch ihr Schatten über den kleinen Kreis. Gustav sah starr vor sich hin. Seine feingezeichneten Lippen, deren zarter Schnitt mit der kräftigen Schönheit des reckenhaften Mannes und seinem dichten Vollbarte einen seltsamen Contrast bildeten, preßten sich wie in physischem Schmerze zusammen. „Ich muß Dich aufmerksam machen, Roderich, daß der Moment zur Auffrischung dieser Kinderstubenreminiscenzen sehr unglücklich gewählt ist,“ sagte er scharf. „Wir stehen nun nahezu zehn Minuten in dem kalten, zugigen Vestibul, während Du Dich mit merkwürdigem Eifer bemühst, die Erinnerung an die unverzeihliche Rohheit und Thorheit zwei unbändiger Jungen — deren Löwenantheil allerdings auf mich, den bedeutend Aelteren fällt — in Hilda wachzuerhalten.“

Er schritt rasch, jedes weitere Wort abschneidend, mit Irenen der hohen Flügelthür zu, welche die Beschließerin jetzt knixend öffnete. Mit einem Ausrufe des Entzückens blieb Irene auf der Schwelle stehen. Der Salon vor ihnen war wie durch Zauberhand in einen italienischen Garten verwandelt. Die Wände verschwanden hinter einem Wald blühender Orangen und Camelienbäumchen. Auf Consolen und Tischchen dufteten herrliche Rosen in Körbchen und Schalen, während durch die weitgeöffneten Flügelthüren der Terrasse eine milde Abendluft strömte und für einen Augenblick wenigstens die holde Täuschung, als habe sich ein Stückchen Süden in das nordische Alpenthal verirrt, begünstigte.

„Ah, sieh da, welch überraschende Flora,“ bemerkte Gustav, während sich die junge Frau an einem kleinen Tischchen niederließ, das nebst einer japanesischen Vase mit duftenden Maiglöckchen eine brennende Lampe trug. „Solche Producte hätte ich unserem kleinen bescheidenen Gewächshause nie zugetraut.“

„Sie sind auch nicht in dem Thale geboren, diese zarten Kinder Florens," lachte Roderich. „Das ist eine Erinnerung an Miramare und Sorrent, die Euch die Wildenburg hergezaubert hat."

„Ihr wißt wohl, daß sie ihr Trauerjahr auf Schloß Hohenbrunn zubringt, wo sie wahrhaft großartige Treibhäuser hat."

Das Klirren eines zu Boden geschleuderten Gegenstandes unterbrach seine Worte. Irene hatte sich mit einer vehementen Bewegung erhoben. Ihre Hand faßte krampfhaft in die Falten der goldgestickten Tischdecke. Es war nur ein Augenblick — ein Blitz, ein schmetternder Schlag — und ehe die Anderen es verhindern konnten, flackerte aus der zu Boden gestürzten Lampe eine helle Lohe empor, und flammte an dem Teppich und den Kleidern der Gräfin hinauf.

Hilda stürzte auf Irene zu, die, wie gelähmt vor Schrecken, keinen Schritt machte um sich zu retten, riß sie von der brennenden Stelle weg und erdrückte mit ihrem schweren Pelzmantel den glimmenden Brand ihrer Kleider, während die Herren sich bemühten die Flamme auf dem Boden mit den dicken Teppichen zu ersticken. In wenigen Augenblicken war durch die Geistesgegenwart der Anwesenden jede Feuergefahr beseitigt, und den bestürzt herzueilenden Domestiken blieb nur übrig, die Spuren des Unfalls zu entfernen.

Die Gräfin, die bis dahin mit völliger Apathie den durch ihre Ungeschicklichkeit herbeigeführten Schaden betrachtet hatte, stammelte jetzt einige unzusammenhängende Worte; aber die Stimme erstarb auf ihren Lippen in einem gurgelnden Laute, ihre ganze Gestalt schwankte unter der Nachwirkung des ausgestandenen Schreckens, und ein Zucken lief wie Wetterleuchten über ihre eingefallenen Züge und schüttelte ihre Glieder.

„Welch' unglücklicher Zufall," klagte der Arzt, „nun macht ein einziger Augenblick den Erfolg einer wochenlangen Cur zu Schanden. Ich bitte dringend sich zu fassen, gnädige Gräfin, sonst haben wir eine Recidive zu befürchten."

Rainburg streifte den tactlosen Sprecher mit einem kühl abweisenden Blicke. Ohne ein Wort zu sagen, hob er die am ganzen Körper bebende Frau mit starken Armen an seine Brust, und vorsichtig und zärtlich, wie man ein krankes Kind anfaßt, den schwachen gebrechlichen Leib an sich drückend, trug er sie in ihr Schlafgemach. Der Arzt und die Beschließerin folgten. Hilda und Roderich blieben allein im Salon zurück.

„Arme Schwester! Arme Schwester!" murmelte der junge Mann traurig, „was ist aus Dir geworden!"

Hilda ging schweigend mit gekreuzten Armen auf und nieder.

Sie hatte eine leichte, kaum sichtbare Brandwunde an der rechten Hand davongetragen, die ihr nichtsdestoweniger einen nicht unbedeutenden

Schmerz verursachte. Indessen wollte sie in dem Augenblicke, wo das Unwohlsein der Hausfrau fast die ganze Dienerschaft in Aufruhr brachte, nach keinerlei Hilfe verlangen. Sie übersah zweifelnd den gedeckten Theetisch, dann warf sie den schweren Pelz von den Schultern, trat an die unter dem Samovar brennende Spiritusflamme und hielt die verletzte Hand darüber.

Der junge Mann war ihren Bewegungen mit Erstaunen gefolgt. „Mein Gott! Du hast Dich verbrannt? Dir ist unwohl Hilda?“ rief er erschrocken.

Sie antwortete nicht. Der Schmerz preßte ihr die Zähne übereinander. Durch einen stummen Wink bedeutete sie ihm nur, den Wasserkessel von der Flamme abzuheben. Dann hielt sie die Hand noch einige Minuten darüber. Der junge Mann betrachtete das zarte Geschöpf mit Verwunderung. Die Flammen warfen einen leuchtenden Glorienschein über das erblaßte Gesicht und die kindlich zarte Profillinie, sie küßten die goldenen Haarwellen und die sanftschwellenden Lippen und breiteten ihre aufzuckenden Strahlen wie in heißem, schmachtenden Umfangen um den knospenden Busen, als wollten sie sagen: „Wie schön bist Du! Hilda, wie schön bist Du!“ Der junge Mann hätte es laut ausrufen mögen. „Du bist eine tapfere Spartanerin,“ sagte er leise, da Hilda endlich von der Flamme wegtrat. „Ich konnte mich bei ähnlichen Gelegenheiten nie zu dieser heroischen Cur entschließen.“

„Heroisch nicht, nur homöopathisch,“ lachte Hilda. Sie zog ein feines Tuch aus der Tasche und versuchte mit der Linken die verbrannte Hand zu verbinden. Diensteifrig sprang Roderich herbei. Sie hielt ihm lächelnd die verletzte Rechte hin, aber — war es ein Zauber, der aus ihren klopfenden Adern in die seinen überströmte, oder spannen diese schlanken, rosigen Finger, die so geduldig unter seinem ungeschickten Griffe stillhielten, ein lähmendes Netz um ihn her? Der Knoten wollte immer und immer wieder nicht gelingen, da er das Tuch nicht anzuziehen wagte um die an der Handfläche befindliche Wunde zu schonen. Sein Herz pochte laut und ungestüm. Das Tuch entfiel ihm. Tiefbeschämt über seine Ungeschicklichkeit hob er es wieder auf und beugte sich nun mit glühenden Wangen über Hilda. Die beiden schönen Menschen standen sich kaum eine Spanne weit gegenüber.

„Hilda!“ klang es jetzt in scharfem gebieterischen Tone zu ihnen herüber. Das junge Mädchen hob erstaunt den Kopf. Rainburg war unbemerkt eingetreten. Seine Miene war finster, sein Blick verstört.

„Was ist geschehen? Ist Irene kränker?“ fragte das junge Mädchen erschrocken bei seinem Anblicke.

„Ihr ist besser,“ sagte er in etwas milderem Tone, „sie wünscht Dich zu sehen.“

„Sogleich.“ Sie nickte Roderich ein flüchtiges „Danke“ zu, und nahm Rainburg's dargebotenen Arm, der sie, ohne ein Wort der Entschuldigung

an seinen jungen Schwager zu richten, aus dem Salon führte. Hilda fühlte eine seltsame Bangigkeit, da sie jetzt an seiner Seite durch eine weite Flucht matterleuchteter Säle dahinschritt. Plötzlich blieb er stehen. „Du hast eine Wunde an der Hand?“ fragte er.

„Es ist nicht der Rede werth,“ entgegnete sie hastig.

„Doch! doch!“ erwiederte er fast heftig, „Du leidest, leugne nicht! Da um den Mund der schlechtverhehlte Schmerzenszug verräth es mir, Dr. Branten soll sofort nach Dir sehen.“

„Ist nicht mehr nöthig,“ entgegnete sie lächelnd, „Roderich hat bei mir Wundarzt gespielt.“

Er ließ ihre Hand von seinem Arme sinken. „Das ist allerdings ein sehr erfahrener Heilkünstler,“ bemerkte er sarkastisch.

„Wer weiß ob er sich Irenen gegenüber nicht als solcher erweist,“ meinte sie scherzend, „und ob die Freude, den so sehr geliebten Bruder wiederzusehen, sich nicht in der That heilkräftiger zeigt, als der wunderthätige, hypnotisch-magnetische Hokuspokus.“

„Ich bin nicht sanguinisch genug um für das hoffnungslose Leiden meiner armen Frau Heilung durch das Wiedersehen eines ‚so sehr geliebten Bruders‘ zu erwarten,“ erwiederte er bitter.

„Die Freude hebt wenigstens zeitweilig über alle physischen Leiden hinweg,“ behauptete Hilda.

„Ah die Freude . . . .“ wiederholte er mechanisch, und dann plötzlich, wie aus einer verschwiegenen Gedankenreihe heraus: „Du hast Roderich lange nicht gesehen? Wie gefällt er Dir?“

Das junge Mädchen zuckte die Achseln. „Bis jetzt kann ich nur sagen, daß er sehr schön geworden ist. So denke ich mir den jungen Goethe.“

Rainburg lächelte ein wenig, aber keine Erwiederung kam über seine Lippen. Sie hatten unterdessen Irenens Zimmer erreicht, auf dessen Schwelle ihnen der Arzt entgegentrat. „Der Sturm ist für diesmal abgeschlagen,“ sagte er leise zu Rainburg, „aber die Gräfin bedarf absoluter Ruhe, sie will Niemand um sich, außer Comtesse Palm.“ Nachdem Dr. Branten auf des Grafen Wunsch Hilda's Hand untersucht und diesbezüglich einige Anordnungen gegeben, eilte das junge Mädchen zu Irenen.

Die Kranke lag mit geschlossenen Augen und hochathmender Brust auf ihrem Lager. „Bist Du's Hilda?“ flüsterte sie, die müden Lider hebend, als das junge Mädchen näher kam. „Ist Gustav bei Dir?“

Hilda verneinte, während sie den Platz der sich zurückziehenden Zofe zu Häupten des Bettes einnahm. „Soll ich Gustav rufen lassen?“ fragte sie.

Die Kranke hob mit einer leidenschaftlich abwehrenden Bewegung die Hände. „Nein! Nein! Um Gotteswillen nicht!“ rief sie, sich mit gewaltsamer

Anstrengung im Bette aufrichtend, während ein unruhiger Blick nach der herabgelassenen Portière flog, hinter welcher eben die Jungfer im Nebenzimmer verschwunden war. „Ich kann ihn jetzt nicht sehen! will Niemand sehen! Dieses Mitleid, diese Milde in Blick und Ton, o Gott er ahnt nicht, wie tief sie mich demüthigen! Und daneben das forschende Späherauge des Arztes, das kalt und scharf wie ein Secirmesser die verborgensten Fibern des Herzens bloßzulegen scheint, ich kann es jetzt nicht ertragen, jetzt nicht ertragen!" Sie verbarg den Kopf an dem Busen des jungen Mädchens und brach in ein hysterisches Weinen aus. „O Kind, Kind ich vergehe vor Scham!" Hilda fühlte sich beinahe hilflos diesem unerwarteten Ausbruche gegenüber. Sie drückte die Weinende an sich, streichelte ihr Haar und ihre Hände und küßte ihre heiße Stirn.

„Du bist eine kleine, böse, unberechenbare Selbstquälerin," sagte sie zärtlich beschwichtigend. „Gustav hat bei Dir wachen wollen . . ."

„Nein! Nein," unterbrach Irene hastig. „Ich will kein Opfer! . . . . Will keine Opfer mehr! . . . Mir ist besser, viel besser. Ich fühle mich kräftig genug um aufzustehen," . . . und als wolle sie diesen Vorsatz in der That ausführen, hob sie sich aus Hilda's Armen empor.

Diese drückte sie sanft in die Kissen zurück. „Sprich nicht so," sagte sie den dunklen Scheitel der Aufgeregten leise streichelnd, wie eine Mutter ihr Kind liebkost. „Die Liebe kennt keine Opfer . . ."

„Die Liebe?" rief die Kranke mit unbeschreiblicher Bitterkeit, „o Kind, Kind, Du bist furchtbar grausam mit Deinem Trost!" und von Neuem brach sie in ein erschütterndes Weinen aus. Ihre schmalen marklosen Arme schlangen sich wie Klammern um Hilda's Leib, ihr ganzer Körper bebte im Paroxismus des Schmerzes. Endlich ward sie ruhiger. Sie hob den Kopf, sah Hilda mit strömenden Augen an und flüsterte: „Die Liebe hast Du gesagt . . . Ja wo sie ist, da gibt es eine Allmacht, die stärker ist als Leid und Tod, selbst wo sie nur einmal war, steht sie in Schmerz und Noth zu neuem Leben auf, aber wo sie nie gewesen ist, was da? Was da?"

„Irene!" wie beschwörend klang es von den Lippen des jungen Mädchens, als wolle sie die furchtbar erregte Frau aus einem bösen Traum erwecken. „Ist Gustav nicht der beste Mann? Bist Du nicht glücklich?"

„Glücklich?" Das Wort klang wie schneidender Hohn von den Lippen der Kranken. „Ja, ich war glücklich wie der Dieb, der ein unermeßlich kostbares Kleinod gestohlen. . . . Ich hatte ihm sein Herz abgerungen mit der Gewalt einer Leidenschaft, die sich über alle Schranken der Weiblichkeit und der Sitte hinwegsetzte, und jeden Tag, jede Stunde, jede Minute unseres Beisammenseins zitterte ich, daß es mir wieder entrissen werde. Ob er gut, ob er edel ist? Das kannst Du fragen?" Sie richtete sich gegen das junge

Mädchen auf, als sei von seinen Lippen die Anklage gegen den Geliebten gefallen. „Sieh, von dem Augenblicke an, da mich die Krankheit elend und krüppelhaft machte, hat er für mich gethan, was ein Mensch nur thun kann. Er hat für mich gesorgt und gewacht, er hat mich umgeben mit Geduld und Liebe, wie ein Vater sein sieches, launisches Kind, und wenn ich in Verzweiflung mit Gott und dem Geschick haderte, da verscheuchte er, ein milder unerschöpflich gütiger Seelenarzt, die Dämonen der Unterwelt von meinem Lager . . . . Als ich nach jenem unseligen Unfall, der mir fast das Leben kostete, wochenlang mit dem Tode rang, und die Aerzte erklärten, nur ein Wunder könne den verlöschenden Puls des entfliehenden Lebens festhalten, da schlug er selbst eine Transfusion des Blutes vor und ruhte nicht eher, bis die Aerzte willfahrten. In meinen Adern rollt nun das edle Blut des großmüthigsten Herzens. Dies Alles hat er gethan für mich," fuhr sie mit fliegendem Athem fort; „aber er that es mit der grenzenlosen Barmherzigkeit eines Gottes, nicht mit der Zärtlichkeit des Mannes, für das Weib, das er liebt!" Das junge Mädchen vermochte nicht zu antworten. Zum erstenmale zitterte die Ahnung der Leidenschaft wie mit Dämonenfittigen über ihr junges Herz hin. Ihr innerstes Wesen brach auf und erbebte in der schwülen Atmosphäre, die sie umgab, gleich einer Knospe, der frühzeitig die Hülle abgerissen wird.

„Manchmal da schrie Alles in mir auf und mein Stolz bäumte sich gegen das Almosen einer Bettelliebe!" klagte Irene. „O hätte er mir nur einmal ein rauhes Wort gesagt, einmal den kalten Egoismus einer gewöhnlichen Mannesnatur hervorgekehrt, daß ich ihn nicht so tief im Staube hätte anbeten müssen! Zu Zeiten war ich reizbar und heftig, und fühlte ich dann trotz seiner unveränderten Nachsicht und Milde, sein inneres Abwenden, da lag mein ganzes Selbst wieder in heißer Reue vor ihm auf den Knieen."

„Du bist ein Genie in der Kunst grausamer Selbstqual," sagte Hilda mit erzwungener Fassung. Ihre Lippen bebten leise. Sie erschrak vor dem Uebermaße titanischen Gefühls, das hier in einem verkrüppelten, gebrochenen Leibe rang, aber sie stand ihm nicht mehr verständnißlos gegenüber. „Weine, weine Du armes Herz" sagte sie voll innigen Mitleids, „aber dann sei wieder stark und sieh, die Wirklichkeit ist nicht das, was Du im Spiegel krankhaften Wahnes erblickst, und an dieser Erkenntniß wirst Du seelisch und physisch Genesung finden.

„Glaubst Du das wirklich?" fragte Irene jetzt in völlig geändertem Tone. „Deine traurigen Augen strafen Dich Lügen mein Kind. Ich weiß was mir bevorsteht, wenn ich mich auch manchmal selbst darüber hinweg täuschen möchte. Die Natur kennt kein Erbarmen. Ich habe gebetet, ich habe gefleht um ein Wunder. Einmal nur, eine kurze Spanne Zeit wieder den vollen Gottesathem der Gesundheit!" Sie schwieg einen Augenblick wie erschöpft, dann erhob

sie die abgemagerte Hand mit einer hoffnungslosen beinah' feierlichen Geberde gegen oben. „Nichts!" flüsterte sie heiser, wie geistesabwesend. „Nichts!" wiederholte sie noch leiser mit fast irrem Blick. „Langsam kriecht der Tod heran und lähmt meine Glieder, lähmt und umnebelt mein Denken, O es ist furchtbar zu wissen, daß auch das Geistige, was der Mensch in unermeßlichem Stolz „Seele" nennt, an die niedrige Materie gekettet, jedem erbärmlichen Zufall unterworfen ist! Ein Sturz, ein Fall — ein Haarbreit des Weges hätte mich vielleicht retten können — und ich war zu lebenslanger geistiger und körperlicher Krüppelhaftigkeit verdammt!" Sie holte tief Athem und blickte minutenlang düster und schweigend vor sich hin. „O warum werden wir zum Bewußtsein wachgerufen, da dieses Bewußtsein doch nur Schmerz ist, und warum wird es uns ebenso schwer es aufzugeben, als es zu tragen?" rief sie dann wieder leidenschaftlich. „Ist dieses elende Gehäuse wirklich unser unerbittliches Schicksal? Lügt denn die Gottessehnsucht, die uns angeboren ist, und gibt es da Oben Keinen, Keinen, der sich unser erbarmte, gibt es in uns nichts Geistig-Ewiges, das uns erlöste von den knechtischen Banden des Staubes!?"

Hilda sah die fiebernde Frau mit trüben Blicken an. „Durch dies Universum zieht ein Ton unendlicher Harmonie," sagte sie sanft ihre weiche Hand auf die Stirn der Kranken legend, „wenn auch unser unnachteter Sinn ihn nicht immer zu fassen vermag."

„Das glaubst Du Engel," sprach Irene zärtlich, „aber wenn uns der Wirbelsturm des Lebens die holden Täuschungen abgestreift hat, und wir nichts vor uns sehen als die kalte, erbarmungslose Vernichtung, o Hilda, da stürzt das morsche Gebäude des Glaubens über uns zusammen und begräbt unser schwaches zuckendes Herz unter seinen Trümmern! Und dennoch — ich fürchtete den Tod nicht, fürchtete nicht die Zerstörung, wenn sterben nicht von ihm gehen hieße, wenn nicht"— sie legte ihre glühenden, trockenen Lippen an das Ohr des jungen Mädchens, „mich der Gedanke wahnsinnig machte, daß eine Andere einst schwelgen wird, wo ich gedarbt, und stolzen hocherhobenen Hauptes das Weib seiner Wahl die Krone einer Liebe tragen wird, die ich wie eine Sclavin mir erbettelt!" Ueber das zarte Madonnengesichtchen des jungen Mädchens flog eine fahle Bläße. Es war als ob der Odem der Leidenschaft, der über sie hinhauchte, die Rosen der Jugend auf ihren Wangen verlöschte. Die Kranke bemerkte Hilda's Erschütterung nicht. „O diese Wildenburg!" zischte sie zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor, „wie sie ihm nachgeht, ihn verfolgt in schamloser Zudringlichkeit!"

„Du siehst Gespenster!" unterbrach Hilda. Ihr Ton hatte zum erstenmale etwas Herbes, beinahe Stolzes, dessen sie sich selbst kaum bewußt war. In den überströmenden Becher liebevollen Mitleids, war plötzlich ein

Tropfen Gift gefallen, der in ihrem jungen Herzen schmerzlich wühlte. Ihr war einen Augenblick lang, als verachte sie diese in selbstsüchtigen Liebesqualen beinahe vergehende Frau, und als hasse sie jene Andere, die dieser Qualen Ursache war. Etwas von dem Ekel jener kühlen vestalischen Naturen, die sich von irdischem Verlangen angewidert fühlen, überkam sie.

„Ist die Wildenburg die erste schöne Frau, die Gustav sieht? Und wenn sie die schönste wäre, was gälte es ihm?“ fragte sie empört. „Wahrlich Irene, so heiß Deine Liebe ist, so schwach ist sie an Glauben und Vertrauen!“

Die Gräfin betrachtete Hilda mit Entzücken. Sie war sehr schön in ihrer Entrüstung, mit dem feinen Roth auf dem zarten Oval des Gesichtes und dem edlen Feuer in den strengen Blicken, schön wie ein zürnender Engel.

„Du hast Recht,“ flüsterte sie beschämt, während sie das junge Mädchen, das sich unwillkürlich erhoben hatte, zu sich niederzog. „Schilt mich nur, ich verdiene es nicht besser! O wenn Du wüßtest, wie ich eben noch diesen armen, schmerzenden Kopf zermarterte, um einen Vorwand zu finden, Rainburg zu verlassen . . . . Aber ich wage es nicht, Gustav diesen Vorschlag zu machen, denn schon fürchte ich, ihm meine thörichte Schwäche verrathen zu haben.“

Um die Lippen des jungen Mädchens zog ein feines Lächeln. Man war es an Irenen gewöhnt, daß sie hundertmal des Tages die verschiedensten Reiseprojecte ausspann und wieder verwarf. „Und nun begreifst Du wohl selbst, wie unklug es wäre, vor einem eingebildeten Feinde zu fliehen und alle Vortheile, die Du Dir von diesem Aufenthalte versprichst, im Stiche zu lassen,“ ergänzte Hilda im Tone milder Ueberlegenheit, wie wir ihn wohl gegen einen nervenüberreizten, halb unzurechnungsfähigen Kranken gebrauchen.

„Ja, ach ja!“ murmelte die Gräfin, den braungelockten Kopf tiefer in die Kissen drückend. „Ich sehe ein, wie thöricht ich war. Lache mich nur aus! Dies unschuldige, ehrliche Lachen auf Deinem jungen Gesicht thut so wohl!“

Hilda neigte sich lächelnd über sie und legte ihr die Hand auf den selbstanklägerischen Mund. „Nun ist's ja wieder vorüber,“ sagte sie sanft, „Dein klarer Kopf hat die rebellischen Nerven besiegt, aber nun sollst Du ruhen und Kraft und Stärkung sammeln. Ich kann nicht erlauben, daß Du mich als Pflegerin zu Schanden machst,“ setzte sie mit dem schwachen Versuche eines Scherzes hinzu.

„Ich werde nicht schlafen können,“ klagte die Kranke. Sie hielt Hilda's Hand fest und diese zwang sich zu harmlosem Geplauder. Irene beruhigte sich nach und nach. Schweigend, mit gesenkten Lidern sog sie den Wohllaut der jugendlichen Stimme ein, wie ein zu Tode ermatteter Wanderer leisem

Quellenrauschen lauscht. Endlich verfiel sie in einen unruhigen Schlummer. Hilda blieb an ihrer Seite ohne sich zu regen, denn sie hielt noch immer ihre Hand fest. Durch das hohe, nur halbverhüllte Bogenfenster blickte das vom Mondlicht angestrahlte Gebirg herein. Düster sinnend starrte Hilda bald in die stille Unermeßlichkeit hinaus, bald auf das bleiche, verfallene Gesicht der Schlummernden. Es war als ginge durch die Berührung der unglücklichen Frau der unselige Zwiespalt ihres Inneren auf sie über. Sie hätte beten mögen um einen Hauch jenes Friedens, der draußen durch die Unendlichkeit strömte, aber ihr Geist taumelte beängstigt zwischen Himmel und Erde und vergebens suchte sie in ihrem heftigpochenden Herzen den Gott ihrer Kindheit. In der Einsamkeit des dämmernden Krankenzimmers, dessen tiefe Stille nur ab und zu durch das Heraufklingen der Thurmuhr unterbrochen wurde, überwältigten die dunklen Gewalten der Nacht ihr aufgeregtes Gemüth. Unsterblichkeit — Seele — Ewigkeit! — — — Wie die finsteren, gespenstischen Bergesriesen zu ihr herüberdrohten, da war ihr's als hohnlächle die stumme großartige Natur über diese titanischen Träume des kleinen Menschengehirns. Wenn dieser Erdenball in Trümmer geht und aus dem entsetzlich gährenden Chaos eine neue Welt sich gebiert, in anderen Formen, anderen Organismen so unselig feindlich sich gegenüber gestellt, wie die Wesen dieser Erde vielleicht, wird dann auch nur der Name unserer Gattung an's Ohr jener künftigen Geschöpfe dringen? Werden nach uns andere Geschlechter auf anderen Sternen, der unbegreiflichen, unerforschlichen Kraft, die Welten baut und zertrümmert, Wesen schafft und zerstört, neue Altäre bauen und wie wir mit der glühenden Sehnsucht, die Unerfaßliches zu erforschen strebt, nach einer erhabenen geistigen Urgewalt, nach einem schützenden Vatergeist suchen? So stürmte die Ahnung der Unendlichkeit zermalmend auf die junge Seele ein. Ihr ganzes Innere schmachtete plötzlich in dem ewig unstillbaren Durste nach Erkenntniß.

Ueber den Mond jagten finstere Wolkenschatten hin und verbreiteten sich über das ganze Firmament, als wollten sie ihr den Himmel verschließen, zu dem sie voll banger Inbrunst emporblickte. Ihr war, als sei sie aus einer überirdischen Heimat ausgestoßen und jeder Pulsschlag ihres Herzens, jede Fiber ihres Wesens erbebte nun in heißem, unbewußten Sehnen nach einem Himmel auf Erden.

VI.

In einem hohen, mit kostbaren alten Gobelins geschmückten Salon des Schloßes Rainburg versammelte sich ein kleiner, intimer Kreis um das lustig flackernde Kaminfeuer, das trotz der vorgerückten Jahreszeit in den lange verschlossen gewesenen weitläufigen Räumen nicht gern vermißt worden wäre.

Die Gräfin, welche einige Tage der Ruhe von ihrem Nervenanfall hergestellt hatten, schien ihre gewohnte Haltung wiedergewonnen zu haben. Wer diese, nachlässig in die weichen Kissen eines türkischen Divans hingeschmiegte Frau betrachtete, welcher selbst die tückischeste Krankheit eine gewisse unverwüstliche Eleganz nicht zu rauben vermocht hatte, der hätte in ihr nimmermehr das vor wenigen Tagen, vom Fieber maßlosester Leidenschaft geschüttelte Weib erkannt. Auf ihren Wangen lag der Hauch einer feinen Röthe, die das discrete Licht des Abends echt erscheinen ließ, und die dem schmalen scharfen Oval des Gesichtes eine trügerische Rundung lieh. Auch der Ton ihrer Stimme schien frischer als gewöhnlich, da sie jetzt zu der ihr gegenübersitzenden Fürstin sagte: „Sie glauben also nicht an die Gewalt prädominirender Ideen, liebe Wildenburg?"

Die schöne Fürstin schüttelte lachend das von rothgoldigem Haargewoge umwallte Haupt. „Im gewöhnlichen Leben allerdings ma chère, aber nicht an die, durch die Macht geistiger Voreingenommenheit zu bewirkenden hypnotischen Wunder."

Man lachte. Die schöne Frau wandte sich mit einer anmuthigen Entschuldigung an den kalt lächelnden Arzt. „Ein Beweis würde mich aus einer Skeptikerin zur Gläubigen gemacht haben, es ist nicht meine Schuld, wenn mir noch nie ein solcher erbracht wurde."

Der Arzt verneigte sich mit gemessener Höflichkeit. „Dies ist das größte Zugeständniß, welches ein Neuerer erwarten darf," sagte er ruhig. „Der Hypnotismus spielt auf ein zu dunkles Gebiet hinüber um es je zur Autorität einer exacten Wissenschaft zu bringen. Trotzdem wird er zu allen Zeiten der Forschung ein unerschöpfliches Feld bieten, und in manchen Krankheitsfällen, wo jedes andere Verfahren ohne Erfolg bleibt, seine Heilkraft bewähren."

„Sie haben Ihrer Sache unstreitig den größten Dienst geleistet, indem Sie den Magnetismus seines mystisch-transcendentalen Glorienscheins entkleideten, der jeden Klardenkenden in seinem mißtrauischen Vorurtheil bestärkte," bemerkte Gustav.

„Das ist höchst problematisch," entgegnete der Arzt mit einem feinen Lächeln, das wie ein Blitz über seine scharfen Züge huschte. „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. Die ungebildete Menge flieht enttäuscht, sobald ihr „das Wunder" entschleiert wird, und eben das Volk mit seinem Glauben ist es, das im Grunde jede Reform auf den Schild heben muß. Die sogenannten „Gebildeten" verhalten sich jeder Neuerung gegenüber in alle Ewigkeit wie die Philosophen zur Zeit Galileis, die sich hartnäckig weigerten durch das Fernrohr zu sehen, um nicht eine Thatsache zugeben zu müssen, die sie früher beharrlich geleugnet hatten."

Die Fürstin erröthete. Irene spielte nervös erregt, mit ein paar prachtvollen Theerosen, die in ihrem Schooße lagen.

„Nun denn," erwiederte die Fürstin, eine leichte Verlegenheit tapfer niederkämpfend, „so muß ich mich zur Anschauung des ungebildeten Pöbels bekennen. Ich könnte allenfalls an ein magnetisches Fluidum oder an den magnetischen Einfluß einer mit besonderen Eigenschaften ausgerüsteten Person auf ein anderes, äußerst sensibles Individuum glauben. Beides aber leugnen Sie. Die durch bloße Concentrirung des Willens und Denkens des Patienten auf einen Punkt erzielten Heilresultate, gehen jedoch über meine Vorstellung des Möglichen."

„O liebe Mathilde," rief jetzt die Gräfin mit leise vibrirender Stimme, „die Thatsächlichkeit hypnotischer Heilresultate ist aber denn doch unumstößlich! Seit einigen Wochen bin ich befreit von allen Schmerzen und vermag mich fast ohne Stütze zu bewegen. Es ist dies mehr als ich je erwartete. . . ." Ihre von den Lidern halbverschleierten Augen füllten sich mit Thränen, während sie einen dankbaren Blick nach Dr. Branten sandte.

„Der moderne Hypnotismus verhält sich zu dem mesmerischen Magnetismus wie die protestantische Religion zur katholischen, wenn Sie mir den Vergleich verzeihen wollen, meine Damen," fiel Rainburg rasch vermittelnd ein. „Der mesmerische Magnetismus beschäftigte in seiner Erforschung die Phantasie, der Hypnotismus dagegen läßt uns nüchtern und deshalb ablehnend gegen alles Wunderbare."

„Ich glaube nur an einen Magnetismus," flüsterte Roderich Hilda zu, welche an der summenden Theemaschine den feinduftenden Trank bereitete, „den Magnetismus der Liebe" und laut fügte er hinzu: „Wie oft drängen sich auch dem skeptischesten Laien Räthsel auf, die an die dunkle Region des Magnetismus zu streifen scheinen. Wem von uns ist es nicht schon begegnet, daß er ohne jede Mitwirkung des berechnenden Verstandes den Besuch oder das Zusammentreffen mit einer bestimmten Person, sozusagen im Vorhinein empfand? Ich gehe in einem fremden Orte auf der Straße. Plötzlich überkommt mich die Erinnerung an einen entfernten Freund mit Macht. Ich habe die lebhafte Vorstellung seiner Gegenwart. Bei der nächsten Biegung des Weges steht er wirklich vor mir. Oder ich schlendere gleichgiltig im buntesten Gewühl der Großstadt, während meine Gedanken sich mit einer bestimmten Person beschäftigen. Mit einem Male befällt mich eine gewisse Unruhe. Es ist als ob eine geheime, unwiderstehliche Gewalt mir den Kopf wende. Ich sehe mich um und finde mich Aug' in Auge mit Demjenigen, an den ich eben noch gedacht. Ist dies nicht auch, als ob die Gewalt des Gedankens hier einen magnetischen Zauber übte?"

Man lachte. „Ich war auf diesen Heiterkeitsausbruch gefaßt," fuhr Roderich ohne alle Empfindlichkeit fort, „aber seid ehrlich — widerlegen könnt' Ihr meine Behauptung nicht."

„Ich glaube er hat nicht Unrecht," sagte endlich Hilda halblaut, da die Uebrigen höflich, doch mit überlegenem Lächeln schwiegen. „Hat nicht Jeder von uns Augenblicke, wo er mit den Fühlfäden der Seele über die engen Grenzen des physischen Sehens und des gewöhnlichen Verstandes hinausreicht?"

„Die wundersame Empfänglichkeit der Jugend und die Ahnungsfähigkeit sensitiver weiblicher Naturen greift unbewußt in die höchsten Sphären, wohin der schwerfälligere irdische Verstand nicht zu folgen vermag," bemerkte jetzt Dr. Branten lächelnd.

„In der That," rief die Fürstin in schelmischem Tone herüber, „diese kleine Zauberin mit ihrer diaphanen Erscheinung gäbe sicherlich ein vortreffliches Medium," und zu Rainburg und Gräfin Irene gewendet, fügte sie flüsternd hinzu: „Wie schön sie sind diese beiden Kinder! Ein Antinous und eine Hebe! Wie sie zu einander passen!"

„Finden Sie?" fragte Gräfin Irene mit einem verständnißinnigen Blicke. „Ach es wäre mein heißester Wunsch. . . ."

Dr. Branten hatte während der letzten Minuten leise mit Hilda gesprochen und ihre Hand prüfend in der seinen gehalten.

Nun trat er wieder zu der Fürstin heran.

„Durchlaucht haben in Comtesse Palm mit bewundernswerthem Scharfsinn eine überaus empfindliche nervöse Constitution erkannt. Ich glaube in der That, daß sie zu jedem magnetisch-hypnotischen Experiment höchst geeignet wäre . . ."

„Ah ein Experiment!" rief die Fürstin entzückt, während sie die nur halbgeleerte Theetasse dem Diener zurückgab. „Wie spannend! Wie interessant! Sie willigen doch ein liebste Contessina?"

„Verzeihung Fürstin, wenn ich dagegen Einspruch erhebe," sagte Rainburg rasch, ehe noch Hilda antworten konnte. Seine schlanke Hand warf das reiche dunkelblonde Haar von der Stirn zurück. Eine Bewegung, die ihm in Augenblicken der Ungeduld eigen war. „Wenn das hypnotische Verfahren krankhafte Störungen im Organismus aufhebt, wer bürgt mir dafür, daß es nicht bei einem normalen, aber zarten Geschöpfe die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt? Man hat Fälle erlebt, daß schwere Nervenleiden durch solche Versuche herbeigeführt wurden. Solange Hilda unter meinem Dache weilt, protestire ich auf das Entschiedenste gegen jedes solche Experiment."

„Ich muß Gustav Recht geben," bemerkte nun auch die Gräfin mit Lebhaftigkeit, „die Wirkung ist eine unberechenbare bei einem so zarten Wesen."

„Gott wie ängstlich!“ rief die schöne Fürstin, halb lachend, halb verdrießlich. „Wie schwer es Einem gemacht wird, sich von den hypnotischen Wundern zu überzeugen! So nehmen Sie denn mich, wenn Sie mich als Medium brauchen können, Dr. Branten. Nehmen Sie mich selbst!“

Eine feine Röthe lief über die bleichen Schläfe des Arztes hin. Ihm war als sei eine der Tizianischen Gestalten aus dem Rahmen getreten, und fordere ihn übermüthig heraus, die Gewalt seiner Wissenschaft an ihr zu erproben.

„Wenn Durchlaucht versprechen wollen, mir nicht zu widerstreben? . . .“

Sie sah den blassen Gelehrten mit einem halb spöttischen, halb mitleidigen Blicke an. „Ich verspreche, mich ganz und gar ihrem Willen zu unterordnen.“

Der Arzt verbeugte sich.

Lächelnd, mit der Miene eines Kindes, das sich ein besonderes Fest verspricht, lehnte sich die schöne Fürstin in dem bequemen Fauteuil zurück. Das war nun doch endlich etwas Anderes als alle die längstabgebrauchten Vergnügungen, von denen die verwöhnte Frau längst übersättigt war, ein neuer Sport, pikanter und die Neugier höher reizend als alle übrigen.

Mit Spannung sah die kleine Gesellschaft dem Beginnen des Arztes zu. Er zog einen kleinen glänzenden Gegenstand aus der Brusttasche. Es war ein Lanzettfutteral; dieses hielt er nun in einer Entfernung von etwa zehn oder zwölf Zoll über die Mitte der Stirne der Fürstin, so daß es ihrerseits einer kleinen Anstrengung bedurfte, um das Object gleichmäßig und mit möglichst concentrirter Aufmerksamkeit zu fixiren.

„Sie ist zu unruhig,“ flüsterte Irene, „Menschen von so eichkätzchenhafter Lebendigkeit sind sehr schwer zu magnetisiren.“

Indessen zeigte sich nach einigen Minuten in den Zügen der Fürstin eine gewisse Schlaffheit. Mit gedämpfter eintöniger Stimme bat sie nun Dr. Branten, wenn sie Neigung zum Schlafe verspüre, derselben nachzugeben.

Da sie aber nach einer geraumen Weile die Augenlider noch offen hielt, so näherte er die ausgestreckten zwei ersten Finger der rechten Hand rasch und mit einer zitternden Bewegung ihren Augen und veranlaßte sie dieselben zu schließen. Mehrmals noch hob sie die Lider, so daß das Gelingen des Experimentes zweifelhaft erschien, bis endlich ihr Blick immer traumverlorener, leerer und bewußtloser ward. Etwa zehn bis zwölf Minuten, nachdem sie zu sprechen aufgehört hatte, saß sie tief hypnotisirt da. Das blühende Incarnat ihrer Wangen war einer tiefen Bläße gewichen, welche die seltene, plastische Schönheit ihrer stolzen Züge wie in Marmor hervorhob.

Der Arzt legte nun seine rechte Hand auf ihren üppigen Scheitel. Mit einem Blicke tiefer Befriedigung rief er die Umstehenden zu Zeugen seines Triumphes auf.

Die Gräfin, Roderich und Hilda waren im Hintergrunde des Salons geblieben, nur Rainburg, der eine schalkhafte Täuschung der übermüthigen Fürstin nicht für unmöglich hielt, stand dicht hinter dem Magnetiseur, mit dem ihm eigenen großen, ruhigen Blick, alle Vorgänge beobachtend und das unheimlich schöne Bild der bewußtlosen Frau umfangend.

„Bitte, sprechen Sie die Fürstin an," sagte er nun leise zu dem Arzte während er sich zurückzog.

Gleichzeitig erhob sich die Fürstin mit den steifen Bewegungen einer Gliederpuppe von ihrem Platze. Ueber ihre halbgeöffneten Lippen glitt ein leichter Seufzer. Mit raschem Griffe zog nun Branten aus einer zunächststehenden Vase ein paar Theerosen und drückte sie in ihre Hand. Dabei fuhr er mit leichtem Finger über ihre Augenbrauen, runzelte dieselben und schob sie nach der Nasenwurzel herab. Dabei sagte er, sich mit allen Zeichen des Abscheus schüttelnd: „Fort, fort, diesen ekligen Leichengeruch!"

Mit einer Geberde unbeschreiblichen Widerwillens schleuderte die Fürstin bei seinen Worten die Thea's von sich. „Abscheulich! Abscheulich!" murmelte sie während ein Schauer ihre junonischen Glieder schüttelte „Ich bleibe nicht in dem Secirsaal."

„Bitte, erregen Sie nun wo möglich angenehmere Vorstellungen", sagte Rainburg.

Die Magnetisirte wandte den Kopf nach der Richtung, aus der die Stimme kam. „Ich will fort," sagte sie ängstlich. „Geben Sie mir den Arm Rainburg und führen Sie mich hinaus."

Alle sahen sich verwundert an. Die Fürstin bewegte sich gleitenden Ganges zum Kamin, an dem Rainburg lehnte, und blieb ihm gegenüber stehen. Der Magnetiseur war ihr dahin nicht vorangegangen, er war ihr nur gefolgt.

„Seltsam! Seltsam!" flüsterte die Gräfin, die sich erhoben hatte und, an Hilda's Arm gelehnt, jeder Bewegung der Hypnotisirten mit Spannung folgte.

Rainburg trat einen Schritt zur Seite und hob die zu Boden gefallenen Theerosen auf. Sofort wandte sich auch die Fürstin nach derselben Richtung und machte die Bewegung des Aufhebens.

„Das ist ein interessanter Fall," sagte der Arzt jetzt in lateinischer Sprache zum Grafen. „Die Fürstin liefert den schlagenden Beweis, daß Hypnotisirte nicht nur die Bewegungen des Magnetiseurs, sondern auch einer beliebigen anderen Person, der sich während des Experimentes ihr Interesse zugewandt hat, auf's Genaueste nachahmen."

„Es war sehr gefehlt von mir, daß ich während dem Acte des Hypnotisirens den Platz dicht hinter Ihnen einnahm," bemerkte Gustav ruhig.

Mit lauter Stimme und vollkommen richtigem Tonfall wiederholte die Fürstin die lateinischen Worte.

Der Arzt bat nun einen der Fürstin gehörigen Gegenstand zu verstecken.

Hilda nahm einen leichten Umwurf der Wildenburg und trug ihn durch den anstoßenden Speisesaal bis in den Wintergarten.

„Sie haben etwas verloren!“ rief nun Dr. Branten der Fürstin in's Ohr.

„Verloren . . . .“ wiederholte sie mechanisch, jedoch ohne sich zu regen, obwohl der Arzt den Blick auf sie gerichtet nach dem Speisesaale schritt. Die Fürstin blieb ruhig vor der Gruppe der Damen stehen, denen sich nun auch Rainburg angeschlossen hatte.

Mit eigenthümlichem Lächeln bat der Arzt nun Rainburg leise, einen anderen, der Fürstin gehörigen Gegenstand zu verstecken. Alsbald nachdem der Graf einen auf dem Tische liegenden Fächer der Magnetisirten an sich genommen und mit demselben den Salon verlassen hatte, kam wieder Leben und Bewegung in ihre Gestalt. Sie folgte dem Grafen fast auf dem Fuße, ihr Kleid streifte die Möbel, an denen er vorübergegangen, auf einer Stelle, wo er einen Augenblick zögernd stillgestanden und umgesehen hatte, hielt auch sie inne.

Hilda fühlte wie Irene ihren Arm mit heftigem, krampfhaftem Drucke umklammerte. „Glaubst Du mir nun?“ hauchte sie kaum hörbar in das Ohr des jungen Mädchens. Tiefe Purpurglut stieg bei diesen Worten in die Wangen Hilda's. Ein seltsames Gefühl, halb Scham für die leidenschaftliche Frau, die in ihrer Bewußtlosigkeit ihr tiefstes Fühlen entschleierte, halb Mitleid mit Irenen, die an allen Gliedern bebend, neben ihr stand, hatte sie ergriffen. Ihre keusche Jungfräulichkeit empörte sich gegen die geheimnißvolle Macht, die einen Menschen dem anderen so unterthan macht. Energisch befreite sie sich von Irenens Umklammerung und eilte geflügelten Schrittes in den zweiten Salon, den die Fürstin schon betreten hatte. Der Arzt ging dicht hinter ihr und Irene folgte an Roderichs Arm so rasch sie es vermochte.

Hilda sah wie die Fürstin sich gegen Rainburg wandte, wie sie die weiße, volle Hand erhob, als wolle sie dieselbe auf seine Schulter sinken lassen.

Mit der ihr eigenen libellenhaften Geschmeidigkeit schob sie sich rasch und unbemerkt dazwischen, ergriff die Hand der Fürstin, und da sie ein leises Widerstreben fühlte, preßte sie die hohe stolze Gestalt heftig an sich, und drückte, sie laut beim Namen rufend, ihre warmen Lippen auf die starren, kühlen Augenlider der schönen Frau.

Mit einem tiefen Seufzer und einer Schwankung nach rückwärts erwachte die Fürstin in Hildas Armen.

Hilda selbst hätte sich in diesem Augenblicke kaum Rechenschaft zu geben gewußt über ihr kühnes Beginnen.

„Das war ein willkürlicher Eingriff in mein Experiment, Gräfin Palm," bemerkte der Arzt scharf.

„Ich bitte dringend, schweigen Sie darüber," hauchte Hilda. Einen Moment später trat Irene mit Roderich auf die Schwelle.

„Was habe ich gesagt? Was habe ich gethan?" fragte nun die Fürstin, die sich langsam aus ihrer Betäubung erholte, mit der allen Magnetisirten nach ihrer Erweckung eigenen Beschämung und Aengstlichkeit.

„Sie haben uns den schlagendsten Beweis für die eben noch von Ihnen bestrittene Gewalt prädominirender Ideen geliefert, liebe Wildenburg," erwiederte Irene beißend. Die Fürstin zuckte zusammen. Der unverhohlene Hohn dieses Tones konnte ihr nicht entgehen. Eine Secunde lang begegnete sich der Blick der beiden Frauen im Aufblitzen tödtlichen Hasses.

„Sie behaupteten in einem Secirsaal zu sein, dann sprachen Sie lateinisch und bemühten sich vergebens, zwei Ihnen gehörige versteckte Gegenstände zu finden," berichtete der Graf hastig einfallend. Die Wildenburg sah ihn zweifelnd an. Der ernst verweisende Blick, den er Irenen zusandte, entging ihr nicht. Ein Gefühl peinlicher Unsicherheit überkam sie. Sie klagte über Kopfschmerzen, lehnte Irenen's Aufforderung, länger zu bleiben, kühl ab und verlangte nach ihrem Wagen. Während ein gezwungenes Gespräch in Gang kam, eilte Hilda, um den Shawl der Fürstin zu holen, nach dem Wintergarten; eben wollte sie denselben wieder verlassen, als die Wildenburg an Gustav's Arm heranrauschte. Beide konnten, da sie aus dem starkerleuchteten Salon kamen, das junge Mädchen, welches durch den Schatten hoher, dichtaufstrebender Gesträucher verborgen ward, nicht sehen.

Mit einer leidenschaftlichen Geberde zog die Fürstin, nachdem die Falten der schweren dunklen Portière hinter ihnen zugefallen waren, ihren Arm von dem des Grafen. „Rainburg, ich beschwöre Sie, was habe ich gesagt, was habe ich verrathen?" fragte sie angstvoll den schönen Kopf zu ihm emporgewandt, und da er nicht sofort antwortete, „Rainburg, Sie werden, Sie müssen mir die Wahrheit sagen, so gewiß ich kein Gefühl, keinen Gedanken, keine Regung habe, die ich vor Ihnen zu verbergen wünschte!"

Sie war unbeschreiblich reizend in ihrer Erregung. Ihre feuchtschimmernden Augen ruhten bittend in den seinen, der ganze übermüthige Stolz ihres Wesens schien aufgelöst in Demuth und Weichheit, wie ihre helle metallische Stimme in den Lauten schmelzender Innigkeit.

Ein dumpfer, ihr selbst unerklärlicher Schmerz überkam Hilda. Als ob ein Starrkrampf alle ihre Glieder binde, hätte sie nicht einen Schritt nach vorwärts zu thun, nicht aus ihrem Versteck herauszutreten vermocht. Wie gebannt ruht ihr Auge auf den beiden Gestalten. Sie sieht wie die Fürstin ihre weiße Hand wie beschwörend auf Rainburg's Arm legt. Ihr hochklopfender Busen wogt nahe an seinem, in weichen Wellen bis auf die Brust herabfließenden Barte, sie blickt zu ihm empor in stummem und doch leidenschaftlich beredtem Liebesflehen. Es schien, als gingen von dem satten Golde ihres Haares in dem halbdunklen Raume sonnigleuchtende Reflexe aus. Welche Gedanken regen sich jetzt unter seiner hohen, reingewölbten Stirn, während das verführerische Frauenbild sich ihm entgegenneigt? Eine Spanne weit von ihm schwebte ein weicher halbgeöffneter Mund, Lippen wie der Traum eines Liebesgottes.

Hilda durchzuckt es: ist er ein Mensch und wird er dem heftig anstürmenden Puls solcher Leidenschaft widerstehen?

Er wird, er muß das liebeathmende Weib zu sich hinanziehen, sie gehören zusammen diese beiden schönen stolzen Menschen, in denen die Natur in spielender Laune zwei Göttergestalten germanischer Vorzeit wiedererweckt zu haben schien. Und doch ist ihr, als müßten in diesem Augenblicke Erd' und Himmel und sie selber vergehen. Es war ein secundenlanges Schweigen. Hilda glaubte ihr Herz stille stehen zu fühlen. Da hört sie den milden Ton seines wohllautenden Organs. „Ich bin davon überzeugt, verehrte Fürstin," sagt er kühl.

„Rainburg!" Als habe ein Schlag sie in's Gesicht getroffen, so fuhr die schöne Frau jetzt von ihm zurück.

„Fürstin?" Gleich einer erstaunten Frage fällt es von seinen Lippen.

Sie richtete sich plötzlich hoch und stolz auf. „Ich habe zu wiederholten Malen schon auf unserer italienischen Reise der grenzenlosen Reizbarkeit einer kranken Frau Rechnung getragen," ihre Stimme klang jetzt scharf wie ein gezückter Dolch, „heute aber frage ich Sie, Graf Rainburg, was berechtigt Ihre Gattin zu diesem geringschätzigen, beleidigenden Tone mir gegenüber?" Der Graf hob mit vollkommener Gelassenheit das feine Spitzentuch auf, das den bebenden Händen der aufgeregten Frau entfallen war.

„Ich bin trostlos, Fürstin, wenn meine Frau je das Unglück hatte, Ihr Mißfallen zu erregen; indessen erlauben Sie mir zu bemerken, daß Sie in einem mir tiefpeinlichen, durch momentane Nervenirritation erzeugten Irrthume befangen sind. Ein Ton? Was ist ein Ton? Wollen Sie ihn wie die alte Galotti vor Gericht stellen?"

„Rainburg!" Wie ein Aufschrei brach es von ihren erblaßten Lippen. „Sind Sie ein Gott oder ein Teufel?!"

„Ich bin Ihr Freund, Fürstin," entgegnete er ernst und nachdrücklich.

„Sie beweisen es," entgegnete sie schneidend. Hilda sah, wie sie den angebotenen Arm heftig zurückwies, dann hörte sie wieder das Rauschen schwerer seidener Frauengewänder. Sie hatten sich entfernt . . .

Das junge Mädchen war zu Boden gesunken. Wie eine vom Unwetter niedergerissene junge Tanne, über die die ersten wilden Frühlingsstürme hinbrausen, lag sie da. Ihr ganzes Innere erbebte unter der Allmacht einer unverstandenen Empfindung.

VII.

Seit diesem Abende waren nur wenige Wochen verflossen und schon hatte sich jenes wundersame Keimen und Blühen, jenes Glühen und Reifen, in dem die Natur in Gebirgsländern den langverspäteten Lenz mit seinen Reizen nachholt und mit der entfaltenden Pracht und Gewalt des Sommers vereinigt, über Rainburg gesenkt. Hell und blau wölbte sich der Himmel über den Dächern des Dörfchens und mit munterem Gezwitscher schossen die Schwalben hin und her.

Im Schloßparke vermischten Flieder und Goldregen ihren süßen, betäubenden Duft mit dem zahlreicher Rosengebüsche, die über und über in Blüthen und Knospen standen. Ganze Wolken von Wohlgeruch erfüllten die heiße zitternde Luft und die Sonnenstrahlen spielten in regenbogenfarbigen Reflexen über das helle Grün der Wipfel.

Und als wolle die milde Natur auch der Leidenden bei dieser großen Auferstehung nicht vergessen, sah man da und dort ein altes Mütterchen oder ein zartes schwächliches Kind, die sich im Freien sonnten. Auch die Gräfin fühlte sich durch eine leichte Besserung ihres Zustandes zu neuen Lebenshoffnungen ermuthigt. Auf einer Chaiselongue liegend brachte sie fast den ganzen Tag auf der Terrasse des Schlosses zu, während ihr Gemahl die Einsamkeit und Stille Rainburg's zur Vollendung einer größeren schriftstellerischen Arbeit benützend, nur bei den Mahlzeiten und da als ein schweigsamer, zerstreuter Gast in dem kleinen Cirkel erschien. Hilda, die Frenen mit der zärtlichen Sorgfalt einer Schwester umgab, saß dann wohl in heiterem Geplauder oder mit ihrer weichen klangvollen Stimme vorlesend, an ihrer Seite, bis Roderich von seinen dienstlichen Touren zurückkehrend, dem jungen Mädchen einen Spaziergang vorschlug. Da war es nun rührend, wie die Kranke oft alle mögliche List anwandte, um Hilda, die sie nicht gern verlassen mochte, zum Ausgehen zu bewegen. Bei diesen Ausflügen, die sie bald zu Pferde, bald zu Wagen unternahmen, blieben die jungen Leute sich selbst überlassen, höchstens hie und da begleitet, von Fürstin Wildenburg, die ihre Besuche auf Schloß Rainburg nach einer kurzen Pause mit scheinbarer Unbefangenheit wieder aufgenommen hatte. Zwischen Beiden hatte sich rasch jene Vertraulich-

keit entwickelt, welche die Jugend so leicht im gemeinsamen Genießen findet. Wenn sie dann nach einem scharfen Ritt mit hochgerötheten Wangen in den Schloßhof sprengten, wo Roderich, seine Hand zum Steigbügel bietend, dem jungen Mädchen vom Pferde half oder lachend und scherzend Arm in Arm zum gedeckten Tische kamen, und dort die Kosten der Unterhaltung fast allein mit der Schilderung ihrer Streifereien und Entdeckungsreisen bestritten, da warf wohl Irene manchmal lächelnd einen vielsagenden Blick zu ihrem Gatten hinüber.

Roderich hatte für Hilda einen leichtgefügten und doch sicheren Kahn bringen lassen, auf dem sie in den Abendstunden den Weiher des Parkes befuhren, er ließ unter seiner persönlichen Anleitung neue Ruhe- und Aussichtspunkte für sie schaffen und was dergleichen Ritterdienste mehr waren, die von dem jungen Mädchen mit voller Unbefangenheit aufgenommen wurden. Unter so fröhlichem Verkehr war, ehe man sich's versah, der Termin von Roderich's Einberufung herangekommen.

Es war am Vorabend seiner Abreise. Die Gräfin hatte ihren Gemahl zu sich bitten lassen.

Da er in ihr Boudoir trat, lächelte sie ihm freundlich zu und erhob sich, ihre Anstrengung verbergend, um ihm einige Schritte entgegenzugehen. Der Graf drückte sie rasch wieder in die Kissen des Fauteuils zurück und nahm ihr gegenüber Platz.

„Hat Roderich sich schon von Dir verabschiedet?" frug die Gräfin leise und unsicher.

„Nein, Du weißt wohl, daß ich versprochen habe, ihn zur Bahn zu begleiten."

Die Gräfin spielte mit den seidenen Gehängen des Fauteuils. „Armer Junge!" seufzte sie leise. „Fortzumüssen in eine elende polnische Garnison, wo er jedes menschenwürdigen Umgangs entbehren muß, in dem Augenblicke, wo er sich den schönsten Lebenshoffnungen hingab! Es wird eine schwere Trennung werden für die beiden Kinder . . ." Sie sah zu Boden.

„Hat Roderich sich erklärt?" fragte der Graf kurz und scharf nach einem minutenlangen Schweigen.

Irene sah erstaunt auf. Wer hatte hier gesprochen?

„Wie könnte er?" entgegnete sie traurig. „Du weißt, daß er als jüngerer Sohn nur ein unbedeutendes Erbe zu erwarten hat, dazu seine Jugend, seine untergeordnete Stellung in der Armee. . . . Es wäre vermessen von ihm, schon jetzt um ein so glänzendes Mädchen wie Hilda zu werben. . . . Sie werden warten müssen, voraussichtlich geraume Zeit. . . ."

Es trat wieder eine minutenlange Pause ein. Der Graf war aufgestanden. Sein Schritt verklang einer leisen Schwingung gleich auf dem dicken persischen Teppiche.

„Also sie lieben einander?“ fragte er endlich stehen bleibend. Es sah aus, als weile sein Geist meilenweit von dem durch die Gräfin angeregten Thema, und kehre nun erst dazu zurück. Seine schlanke, schön gegliederte Hand fuhr über die bleiche Stirn, als müsse sie ein Heer zudringlicher Gedanken abstreifen.

„Von Roderich bin ich dessen gewiß.“

„Und Hilda? Hat sie Dir gestanden?“

„Ein Mädchen wie Hilda trägt ihr Herz nicht auf der Zunge.“

Der Graf ging wieder einigemale rasch auf und nieder. „Es ist unerträglich schwül hier im Zimmer,“ sagte er plötzlich dumpf. „Ich begreife nicht, wie Du es in so drückender Atmosphäre aushalten kannst, Irene.“ Und mit einer hastigen Bewegung, als lechze er nach einem Athemzuge frischer Luft, zog er die herabgelassenen Jalousien in die Höhe und stieß die Fensterflügel auf.

Drunten in den Wiesengründen des Parkes lag glühender Nachmittagssonnenschein. Am Fuße der Terrasse, wo mächtige Baumwipfel eine schützende Kuppel bildeten, erblickte Rainburg Hilda. Sie saß auf einer alten Steinbank und fügte ein paar halboffene Rosen zum Strauß zusammen. Plötzlich hob sie den Kopf und ein sonniges Lächeln verklärte ihre Züge. Sie schien nach der Terrasse zu winken und zu grüßen. Rainburg folgte der Richtung ihres Blickes und sah, daß Roderich sich über die Brüstung beugte. Sie sprachen, aber ihre Worte klangen nur undeutlich und unterbrochen herüber. „Den nächsten Weg,“ hörte er Roderich rufen, und im selben Momente hatte sich die schlanke, geschmeidige Gestalt des jungen Mannes über das Geländer geschwungen. Ein Schwingen der elastischen jungen Glieder, ein Sprung, und er lag unten zu Hilda's Füßen und preßte seine Lippen auf den schmalen, zierlichen Goldlackschuh, der unter dem hellen Kleidersaum hervorlauschte. Der Graf sah, wie Hilda halb lachend, halb erschrocken den Uebermüthigen in ihren Armen aufhob, und wie er die Rosen, die ihr entfielen, an sein Herz drückte.

„Ihr Frauen seht allerdings in solchen Dingen schärfer als wir,“ sagte er jetzt vom Fenster zurücktretend mit dem Versuch eines Lächelns.

„Ist es nicht, als sei Hilda in den letzten Wochen um Jahre älter geworden?“ bemerkte die Gräfin lebhaft. „Eine auffallende Veränderung und Erweckung ihres ganzen Wesens ist mit ihr vorgegangen. Es ist, als ob eine zarte weiße Rose sich plötzlich in eine dunkelglühende, mit süßberauschendem Dufte verwandelt hätte.“

„Genug! Genug!“ unterbrach Rainburg mit einer ungeduldigen Handbewegung. „Ich bin nicht so vermessen, die Beobachtungen eines Frauenauges anzuzweifeln. Uebrigens habe auch ich es kommen sehen.“

„Dann wirst Du Dir aber ebenso wie ich gesagt haben, daß das Glück der jungen Leute an der pecuniären Frage scheitern muß, wofern Roderichs Lage sich nicht verändert."

„Ich habe es vorbedacht," entgegnete Rainburg mechanisch.

Sie ergriff seine Hand. „O Du guter, guter Mann. . . ."

„Ich wünsche nicht, daß Roderich, als dessen Vormund ich mich betrachte, einem reichen Mädchen wie Hilda gegenüber als unbemittelter, aussichtsloser Freier auftritt. Ich bin überzeugt, daß sich ein Arrangement treffen lassen wird, um Roderich, ohne sein Zartgefühl zu verletzen, die Einkünfte von Kammerburg zuzuweisen."

„O das ist zu viel! Zu viel!" stammelte die Gräfin. „Ich wollte Dich nur um Deine Erlaubniß bitten, ihm einen Theil meines eigenen Vermögens abtreten zu dürfen." „Eine Abschlagssumme seines Erbtheils," fügte sie mit trübem Lächeln bei.

„Wir sprechen noch darüber," erwiederte er aufstehend. Seine Stimme klang müde und tonlos. „Du kannst Roderich sagen, daß seine Wahl meine vollste Zustimmung hat, und daß ich das Möglichste thun will, um seine Werbung zu unterstützen."

„Willst Du nicht vielleicht selbst? . . ."

„Nein! Nein!" Es klang fast wie der Aufschrei eines Gefolterten. „Ich bedarf gerade jetzt der äußersten Sammlung."

Sie hielt seine Hand mit einem besorgten Blicke fest. „Du überarbeitest Dich wieder," sagte sie vorwurfsvoll. „Ich weiß, daß Du ganze Nächte am Schreibtische oder mit Brauten in Deinem Laboratorium zubringst. Das ist nicht gut. Hier in der herrlichsten Natur ist Dein Aussehen bleich und verfallen geworden."

„Das ist eine vorübergehende Nervenabspannung, wie sie bei ununterbrochener, hastiger Arbeit leicht eintritt," entgegnete er leichthin. „Dafür verspreche ich mir in den nächsten Tagen die Vollendung meines Manuscriptes. Dann will ich Dir besser zu Danke leben."

Er verließ sie mit freundlichen Worten, um in seine Appartements zurückzukehren. In der kühlen, dämmerigen Vorhalle begegneten ihm Hilda und Roderich. Mit kurzem Gruße ging er an ihnen vorüber nach seinem Studierzimmer, wo er hochaufathmend den Riegel vor die Thür schob.

O nur einen Augenblick ungestörten Alleinseins, in dem er die Maske lächelnden Gleichmuthes fallen lassen, und die stumme Qual, die ihn vor sich selbst beschämte, austoben lassen durfte. Er sank auf den Sitz vor seinem Schreibtische nieder und vergrub das brennende Haupt in beiden Händen. „Kein Zweifel, sie liebt!" murmelte er. „Das sind die Flammen, die auch das dürftigste Gefäß verklären, und nun ihr, der Reinen, Großen,

wie himmlische Strahlen um's Haupt spielen. Das ist die schmerzlichsüße Uebermacht eines heißen Gefühles, die aus dem zärtlich dunkelnden Auge leuchtet, um die schmachtenden Lippen schwebt, aus den schmelzendweichen Lauten ihrer Stimme klingt. Hast du es nicht täglich erwartet, was jetzt endlich gekommen ist, und nun wirft es dich zu Boden, fassungslos und verzweifelnd. Bist du ein Mensch, und hast geglaubt, daß Kampf und Leid an dir vorübergehen werden? Jene stummen, unerbittlichen Gesetze, nach denen sich das Glück des Einen stets nur auf dem Verzichten des Anderen aufbaut, hast du sie nur begriffen und gutgeheißen, solange sie deinem Egoismus nicht zu nahe kamen? Tausende und aber Tausende haben vor dir ihr bestes Herzblut geopfert für den weltversöhnenden, weltbezwingenden Gedanken der Entsagung, der sich verschleiert und verborgen, wie ein dunkles Gotteswort, durch alle Bande menschlicher und göttlicher Ordnung hinzieht, und du bäumst dich auf in wildem, schmerzlichen Trotze, weil sie dir nehmen, was du nur in wahnsinnigen Fieberphantasien dein eigen nanntest!?"

So wühlte der einsame Mann schonungslos in seinem zuckenden Herzen. Stundenlang saß er da, regungslos vor sich hinstarrend wie ohne Leben. Die brennende Julihitze war längs der abendlichen Gebirgskühle gewichen, die Sonne schritt nur mehr auf den höchsten Spitzen, und die breiten Kronen der Linden warfen tiefe Schatten in das dämmernde Gemach, er merkte es nicht. Sein Auge hing an den ernsten, dunklen Wipfeln draußen, die schlank aufstrebend der bleichen Mondessichel entgegenzuwachsen schienen. In der Luft, im Walde, am Flusse Alles ruhend und ruhig, und doch überall das ewige Weben der Unendlichkeit in dieser tiefen Stille, und auf der Erde und in allen Elementen der heimliche, unausgesetzt wühlende Kampf um's Dasein zwischen unzähligen Wesen. Nur der Mensch kämpft gegen sich selbst und die rohe Leidenschaft der Selbstsucht, und aus seiner Brust ringt sich, befreiend und erlösend, der erhabene alles Irdische besiegende Wille.

Er war nach und nach ruhiger geworden. Es hat jeder von uns Augenblicke, wo er sich im stolzen Aufschwung des Gefühls für fähig hält, eine seelische Kreuzigung muthig zu ertragen. Als Rainburg sich endlich erhob, um sich wieder seinen Büchern zuzuwenden, glaubte er den Wahnsinn einer schuldigen Leidenschaft niedergerungen zu haben, glaubte er gefaßt und stark zu sein.

. . . . . .

Spät am Abend trat der Diener ein und übergab ein Schreiben. Es war von Roderich und lautete: „Mein theuerer Gustav! Ich drücke Dir die Hand und danke Dir für Dein großmüthiges, brüderliches Anerbieten, als ob ich es annehmen dürfte. Es ist aber anders gekommen als wir hofften. Ich habe einen schönen Traum geträumt, aus dem ich schmerzlich erwacht

bin. Das mir Betrübendste ist, daß ich nun auch das Recht zwanglosen, verwandtschaftlichen Verkehrs mit Hilda verscherzt habe. Lebt Alle wohl! Ich kann Euch jetzt nicht sehen und nehme schriftlich Abschied. . . ."

Das Blatt entsank Rainburg's zitternden Händen. Sein Opfer war nicht angenommen worden.

VIII.

Ein herrlicher Morgen blaute über dem schönen Alpenthale.

Nach einem kurzen Spazierritte in der ersten Morgenfrische kehrten der Graf und Hilda in den Umkreis des Schlosses zurück, um eine an den Wildpark grenzende Anhöhe zu besteigen. Sie ließen den Reitknecht mit ihren Pferden im Thale und verfolgten nun den sanftansteigenden Waldpfad. Um sie her webte der Zauber jenes tiefen Waldfriedens, der die Seele in so süßes Selbstvergessen wiegt, daß das Gefühl unserer kleinen Individualität mit ihren Leidenschaften und Schmerzen, wie eine nichtige Seifenblase im All zerrinnt und wir uns eins fühlen mit der Natur und ihren unzähligen Lebenserscheinungen. Eins mit dem Sonnenstrahl, der durch den dunklen Tann zittert, und der Welle, die leise murmelnd über die blanken Steine gleitet, eins mit den tausend und aber tausend winzigen Geschöpfchen, die zu unseren Füßen wimmeln, und die vielleicht ebenso wie wir etwas von jenem namenlosen Sehnen in sich tragen, das wie eine dunkle Verheißung höchster Lust und tiefster Schmerzen durch das Wesen aller Wesen zittert. Nach kurzer Wanderung waren sie auf der Waldblöße angelangt, die eine wundervolle Aussicht auf das Thal und die umliegenden Gebirge bietet. Sie standen auf unterhöhltem Boden. Unter ihnen dehnte sich gleich einem ungeheueren, tempelartigen Rundbau das weite Gewölbe eines Steinbruches. Ein seltsames Schimmern und Leuchten ging im Morgensonnenschein von der aufgerissenen Gebirgswand aus, Reflexe glänzender Mineralien, die in häufigem Geäder den Berg durchzogen. Am überhangenden Rande des Steinbruches wucherten üppige Brombeergesträucher und ließen ihre Ranken gleich kriechenden Schlangen in den Abgrund hängen. Das war eine eigene Welt dort unten. In Höhlen und Windungen, auf Schroffen und Zinken leuchteten wunderliche, märchenhafte Kalksteingebilde. Da, wo ein dichtbemooster Felsen sich gleich einer Waldzunge über dem Abgrunde erhebt, ragte ein großes, schlichtes Holzkreuz mit der Inschrift „Rette deine Seele" zum Himmel empor. Gar seltsam mutheten die ernsten Worte das junge Mädchen in der Waldeinsamkeit an. Am Fuße des Kreuzes kniete ein altes Mütterchen im Gebete. Es trug eine fremde Gebirgstracht. Als das Weib die vornehme Dame erblickte, rückte sie ein wenig bei Seite und nickte Hilda'n zu, als wolle sie ihr den Platz an den Stufen des Kreuzes anweisen. Fast unwillkürlich kam diese der stummen Aufforderung nach. Sie kniete nieder und neben

dem Weibe aus dem Volke, das so gläubig fromm zu dem Zeichen der Erlösung emporblickte, schwiegen all' die tausend Fragen, die den grübelnden Verstand an bodenlose Untiefen führen, und der alte süße Kinderglaube ward wieder mächtig in ihrem Herzen.

Die Alte hatte nach kurzer Weile ihre Andacht beendigt. Sie schob den Rosenkranz in die Tasche, klopfte dreimal an die Brust und machte das Kreuzeszeichen. Da sich auch Hilda erhob, haschte sie nach ihrer Hand, um sie zu küssen. Hilda wehrte es ihr mit freundlichen Worten.

„Ihr habt Euch ein schönes Plätzchen ausgesucht zu Euerer Andacht," sagte sie zu dem Mütterchen.

„Ist nicht von wegen der Schönheit, gnädige Frau," antwortete das Weib. „Hab' mich verlobt hier alle Jahr' an diesem Tag einen Rosenkranz für eine arme Seel' zu beten, und unserem Herrgott darf man sein Wort nicht brechen. Ist ein gar trauriger Platz da für mich, so daß ich alleweil von der Schönheit ringsumher nichts sehen mag. Da unten hat Eine gelegen mit zerschmetterten Gliedern, die mir lieb gewesen wie mein eigen Kind. . . ."

Hilda schwieg betroffen. Hatte sie mit ungeschickter Hand eine Wunde berührt? Die Alte glättete ihre Schürze und hing ein Körbchen an ihren Arm, das auf dem Boden gestanden hatte. Aus ihrem wettergebräunten, von unzähligen Runzeln durchfurchten Gesichte blickten das junge Mädchen ein paar gute, milde Augen an.

„Wird ein heißer Tag werden hente," sagte sie, sich den Schweiß von der Stirn trocknend. „Hab's nicht alle Jahr' so gut, daß ich so ein Wetter hab'! Bin schon manchmal in Sturm und Regen heraufgestiegen; hab's aber allemal doch gern gethan für die arme Anna-Marie. Arme, gute Seel'! Arme, gute Seel'! Meine Anna-Marie!" Ihre Stimme zitterte.

Hilda's Blicke hingen an dem ärmlichen Anzuge des Weibes. Der faltige Rock trug vielerlei Flicken und Ausbesserungen, die Schürze und selbst der Korb an ihrem Arme waren nicht frei von Schäden. Hilda dachte daran, der Alten ein Geldgeschenk zu machen, aber es schien ihr unzart, ihr damit so ohne Umstände die Rede abzuschneiden. „Ist wohl Euere Tochter oder ein Bruderkind gewesen, die Anna-Marie?" fragte sie deshalb.

Gustav lächelte. Er war erstaunt, daß Hilda im Verkehr mit dem einfachen Landweibe so schnell den richtigen Ton traf. In der Voraussicht, daß die einmal geöffneten Schleusen bäuerischer Beredsamkeit nun einen nicht versiegen wollenden Strom über sie ausgießen würden, ließ er sich resignirt neben Hilda auf dem Waldboden nieder.

„Keines von Beiden, liebe junge Frau," erwiederte das Weib. „War nur mein Pathenkind, die Anna-Marie, aber weil ich keine leiblichen Kinder

hab', war mir die Dirn' so fest an's Herz gewachsen. War ein gar sauberes Mädel die Anna-Marie, frisch wie Milch und Blut. Ihr goldgelbes Haar das wollte sich gar nicht zöpfen lassen, so reich war's und leuchtete ihr um Stirn und Hals wie unserer lieben Frau der Heiligenschein, und dabei hatte sie ein Paar Augen, wie sie den Männern geradewegs in's Herz hineinschauen.

Aber kein böses Aderl war in ihr! Kein böses Aderl! Dasselb' hab' ich immer gesagt und möcht's noch heut' beschwören, und hat doch so ein erbärmliches End' nehmen müssen, die liebe Creatur." Sie seufzte. „Ich mein' alleweil, zuviel Schönheit, die kommt nicht von unserem lieben Herrgott, damit will der Teufel unsere armen Seelen verderben. Nichts für ungut, liebe gnädige Frau! Nichts für ungut! Bei uns Bauerslent' wenigstens mein' ich. Bei die Stadtlent' mag's allerweg anders sein."

Hilda erröthete. Die wiederholte Ansprache „Frau" berührte sie seltsam, obwohl es ihr der Mühe nicht werth schien, das Weib aufzuklären.

„So hat sie denn wohl viel Unheil angerichtet mit ihren wundersamen Augen Euere schöne Anna-Marie?" fragte der Graf leichthin.

„Ueber sie ist's gekommen, gnädiger Herr! Ueber sie ist's gekommen, wie das Schneekörnlein vom Berg herunterrutscht und immer größer und größer wird, bis es alles Lebendige zudeckt und erstickt! Kein Mensch hat's aufhalten können, keiner, und unser Herrgott hat's nicht aufhalten wollen! Ist eine traurige Geschicht'; und wenn die Sonne so über den Berg und den Wald herunterlacht, da möcht' man's frei nit glaub'n, daß es so viel Unglück gibt und so viel Schlechtigkeit auf dieser Welt. Ist eine blutarme Dirn' gewesen, die Anna-Marie und hat froh sein müssen, wie sie als ganz junges Ding in Dienst gekommen ist zum Steininger, dort drüben über dem Wettergebirge. War der reichste Großbauer in unserer Gegend der Steininger; so weit er sehen konnte von seinem stattlichen Hof aus war alles sein, die Aecker und der Wald. War aber doch kein Glück und kein Segen in dem Haus, denn der Steininger hat ein krankes Weib gehabt. Jahrelang ist sie dagelegen in schwerem Siechthum und hat nicht leben und nicht sterben können. Hat keine gute Stunde gehabt in seinem Haus der Steininger. Das Weib hat allfort gegreint und gekeift und hat ihr Keiner was recht machen können."

Die Alte schwieg einen Augenblick.

Am Rande des Steinbruches blühten ein paar rothglühende Steinnelken. Hilda riß sie mit Hast ab und fügte sie wie zu einem Strauße aneinander. Sie wagte nicht aufzusehen.

„Ist gekommen, wie's hat kommen müssen," fuhr die Alte nach einer kleinen Pause fort. „Die Anna-Marie hat die Kranke allfort treulich gepflegt und der Mann hat das schöne sanfte Kind Tag für Tag vor Augen gehabt.

Da kommt die Anna-Marie eines Sonntags zu mir in mein Gärtchen und sieht so trüb und so todtenblaß aus, daß ich sie kaum erkenn'. „Allmächtiger Gott", fährt's mir durch den Sinn, „hätt'st das Kind nicht um zeitlichen Vortheils willen zu dem reichen Steininger geben sollen, hast am Ende seine unsterbliche Seel' verschachert." Der Steininger war ein schmucker, stattlicher Mann, just am Anfang der Dreißiger und Keinem stand die dunkle Lodenjoppe und der rothe Brustfleck wie ihm. Mir ist ganz heiß geworden bei dem Gedanken. Ich schau' mir die Dirn' an. Da sein um den Mund ein paar tiefgrabene Thränenfalten und die Augen sehen matt aus, wie Augen, die weinen bei der Nacht. „Dirn'", sag' ich und nimm' mich zusammen, daß ich ruhig bleib', „was ist's mit Dir? Schau' mich an! Du bist mir nicht mehr die saubere, lustige Anna-Marie! Warum schlagst die Augen alleweil zu Boden, magst mir nimmer frei und offen in's Gesicht schauen?"

Da fällt mir das Mädel schluchzend um den Hals: „Bin nicht schlecht geworden, Godel, das schwör' ich Euch bei unserer lieben Frau und will's nit werden, so wahr mir Gott hilft! Fort will ich, weit fort vom Steininger-hof, aber wenn ich einmal weg bin, nit an ihn denken und ihn nit gern haben, dasselb' kann i nit versprechen, denn das kann i mir net verwehren . . . . .! Die ganze Zeit über hat er kein unrecht's Wörtl zu mir g'sprochen, aber gestern, wie die Bäuerin mir in's Gesicht schlagt, da zittert er vor Zorn am ganzen Leib und draußen sagt er dann zu mir: „Hab' nur noch eine Weile Geduld, Anna-Marie . . . . . Eine kleine Weile . . . . . "

Der Graf war plötzlich aufgestanden. Unter seinen Tritten bröckelte sich ein Stein ab und stürzte jäh polternd in die Tiefe. Hilda fuhr entsetzt zusammen. Sie sah so todtenbleich aus, als sei die hohe stolze Männergestalt, die sich scharf umrissen von der im Morgensonnenschein erglühenden Felswand abhob, vor ihren Augen in den Abgrund gestürzt. Einen einzigen raschen Blick that sie hinüber. Er hatte sich abgewandt, so daß sie kaum die äußerste Linie seines Profils sehen konnte. Seine Hand faßte an das scharfe glitzernde Gestein.

„Die Anna-Marie hat wohl ihr Wort gehalten und ist fort in aller Stille in eine andere Gemeinde, eine Tagreise weit, aber es hat nichts genützt, es hat die Sachen nur noch schlimmer gemacht. Von da an war's als sei von dem Steininger sein guter Geist gewichen. Er arbeitete nicht mehr, saß ganze Tage lang im Wirthshaus und ließ die Wirthschaft gehen, wie die Knechte es eben wollten. Dabei sah er so finster und so verfallen aus, als sei er in den wenigen Monaten um Jahre gealtert. Die Kleider schlotterten an seinem Leibe und zwischen den Augenbrauen saß eine böse Falte. Bei dem Weibe, mit dem's in jener Zeit reißend schnell zu Ende ging, war er niemals zu finden. Eines Morgens, da läutet der Schulmeister das Zügenglöcklein

und durch das ganze Dorf geht's: Die Steiningerin ist verstorben. War so lang krank gewesen, die arme Kreatur, daß Niemand mehr recht an ihr Ende glauben wollte, als ob es nur so mit ihr bis in alle Ewigkeit hätte fortdauern können. War aber doch richtig und die ganze Gemeinde ist mitgegangen, wie sie's eingesegnet und begraben haben, auch die Anna-Marie ist herübergekommen zu dem Begräbniß; und alle die Leut', die dem Großbauer die Erlösung gönnten, sagten, das gäb' wohl über's Jahr ein glückliches Paar."

„Da auf einmal — Wochen sind schon verstrichen gewesen und auf dem Hügel wuchs das junge Gras und die ersten Blumen — geht ein Flüstern durch die Leut', der Steininger hab' sein Weib vergiftet. Niemand weiß, wer's zuerst aufgebracht hat, aber der schreckliche Verdacht geht von Hütte zu Hütte, von Mund zu Mund. Es liegt in der Luft, die Vögel zwitschern's auf den Dächern und Jeder geht dem Steininger aus dem Weg. Dauert nicht lange, so greifen die Herren vom Gericht die Geschichte auf. Der Steininger wird eingebracht und sie stellen bei ihm die Haussuchung an. Richtig, da finden sie Hüttenrauch in Mengen. Aber das ist noch kein Beweis, denn im Gebirg nehmen sie's Viele, die schön und stark sein und ein falkenhelles Aug' behalten wollen bis in's höchste Alter. Scharren deshalb die halbverweste Leich' der Steiningerin aus der geweihten Erd'. Nun und da ist's klar — kein Leugnen hat mehr geholfen — er hat sein Weib mit Arsenik vergiftet."

Die Alte schwieg und bedeckte aufschaudernd in der Erinnerung das Gesicht mit beiden Händen.

Einen Augenblick lang herrschte tiefes Schweigen. Im nahen Walde schmetterte lustig ein Fink.

„Und Anna-Marie?" fragt endlich Hilda. Ihre Stimme ist heiser. Sie erkennt sie selbst kaum.

„Anna-Marie war unschuldig. In seiner Sterbestunde, ehe sie ihn auf den Richtplatz führten, hat er's dem Geistlichen in die Hand geschworen. Sie hat trotzdem eine lange Untersuchung zu überstehen gehabt in der Kreisstadt. Als man sie endlich freigab, kam sie hieher zurück. Ich nahm sie in mein Haus und pflegte sie, als wäre sie mein eigen unglücklich' Kind. Sie war ja unschuldig, ich wußte es, wenn es auch sonst Keiner glauben wollte. Sie hat auch zu leben versucht, aber," hier brach die Stimme der Alten, „sie hat's Leben halt doch nimmer tragen können. Eines Tages fanden sie's dort unten im Steinbruch. Aus dem blutigen, zerschmetterten Kopfe hing das Gehirn heraus."

Hilda schauderte. Da weinen wir in der Stadt erkünstelte Thränen in erkünstelten Trauerspielen, aber was wissen wir von der Nacktheit solcher Tragik?

„Sehen Sie dorthin," sprach jetzt die Alte leise flüsternd, während sie Hilda's Schulter berührte. „Links im Steinbruch, wo sie nicht mehr sprengen können, die tiefe, dunkle Höhle. Die weibliche Gestalt darin, das ist die Anna-Marie. In der rechten Hand hält sie den Todtenschädel des Geliebten, mit der Linken schlägt sie sich vor die Brust. Das hat sich in den letzten zwanzig Jahren aus dem Stein herausgewachsen, und jeden Sommer, wenn die wilden Gewässer des Frühlings sich über den Berg hinweggeschwemmt haben, wird's ähnlicher und ähnlicher . . . . . "

Sprach die Alte im Wahnsinn? War all' dies Entsetzliche vielleicht die im wüsten Gehirn einer Halbnärrin entstandene Fabel? Hilda hätte es gern geglaubt, sie hätte sich's gern glauben machen wollen. Sie erhob sich rasch. „Ihr habt Euch lange aufgehalten um unsertwillen, gute Frau," sagte sie herablassend. „Da Ihr nicht aus dieser Gegend seid, habt Ihr wohl noch eine weite Wanderung über das Gebirge vor Euch. Nehmt dies auf den Weg." Sie drückte der Alten eine größere Banknote in die Hand. Einen Augenblick lang sah das Weib sie beinahe zweifelnd an ob der reichen Gabe. Das war ja unerschöpflicher Reichthum für lange, lange Zeit. Sie preßte die kleine, wohlthätige Hand an ihre schmalen, trockenen Lippen, und wie ein Aufschluchzen brach's aus ihrem Innern: „Vergelt's Gott zu tausendmalen, liebe gnädige Frau! Vergelt's Gott auch Ihnen, gnädiger Herr! Ihr ganzes Leben lang sollen Sie so glücklich bleiben miteinander, wie Sie's heute sind, das bitt' ich unseren lieben Herrgott!"

Hilda wandte sich hastig ab und schritt ohne weiteren Gruß in das Waldesdunkel hinein. Ein tiefer halb unbewußter Groll regte sich in ihrem Herzen. Alles, was sie anfaßte, wandelte sich ihr zu Gift.

Sie mochte, von Rainburg gefolgt, mehrere Minuten ohne umzusehen fortgegangen sein, als plötzlich Rainburg's Schritt stockte. Sie blickte zurück. Er hatte die eine Hand über die Augen gedeckt, die andere griff an den schlanken Stamm einer jungen Tanne. Da er ihren Blick auf sich ruhen fühlte, richtete er sich jäh empor und ließ die Hand von den Augen sinken. In seinen Zügen war eine furchtbare Veränderung vorgegangen. Dies völlig farblose, edelgemessene Gesicht glich in diesem Momente weit eher einer Todtenmaske, als dem Antlitze eines Lebenden. Sie will fragen: „Ist Dir unwohl, Gustav?" Aber eine unüberwindliche innere Scheu preßt ihr die Kehle zu und läßt die Worte nicht laut werden. Sie bebt ihm zaghaft entgegen, als wolle sie ihm die Hand zur Stütze reichen, aber er rafft sich empor, steht wieder stramm und aufrecht vor ihr und winkt ihr mit einer beinahe herrischen Bewegung weiterzugehen. Keines von Beiden spricht ein Wort. Schweigend steigen sie Seite an Seite den Abhang hinunter, schweigend legen sie den Weg zum Schlosse zurück.

IX.

Das Mädchen aus dem Volke war geflohen, es hatte sich losgerissen, hatte die Stärke seiner Schwäche gehabt.

Und sie? Sie mußte ausharren, eine glatte lächelnde Miene zeigen, eine freie Stirn, als ob nicht das Brandmal geheimer Leidenschaft, die Spur sündiger Thränen darauf brannten. Und wollte sie es denn anders? Hätte sie es denn vermocht sich loszureißen? Nein! tausendmal nein! Sie wollte die Qualen stiller Selbstverachtung um ihre Liebe leiden, aber nicht dagegen ankämpfen, nicht zerstören, was sie als ein über jeden Kampf und Ansturm des Gewissens Erhabenes empfand. Wie in jenen ungemessenen Räumen, die der stolze Menschengeist nie ganz durchforschen wird, ein Weltkörper dem anderen begegnen muß, wenn die Ordnung der Unendlichkeit nicht erschüttert und das Universum nicht in Trümmer gehen soll, — so schien ihr ihre Liebe, eine überirdische Gewalt, gegen die kein Auflehnen menschlicher Willenskraft möglich war.

Mit einem Schlage hatte es Namen und Gestalt vor Hilda angenommen, das dunkle übermächtige Gefühl, das lange unerkannt ihr tiefstes Innere durchwühlt hatte. Sie lag in ihrem Zimmer und heiße, wahnsinnige Thränen flossen über ihre Wangen. Ihre Hände krampften sich zitternd in die weichen Pölster des Divans, ihr Athem drang stöhnend über die blassen Lippen. Es war wie ein Fieber, das die zarte Gestalt schüttelte. O sterben, sterben! Aufhören zu denken, nicht mehr in diesen Abgrund heißen, leidenschaftlichen Begehrens hinunterblicken müssen, der sich, wie von einem zündenden Blitzstrahl entschleiert, vor ihren entsetzten Augen aufthat. Sterben! Sterben, o mein Gott! Nur nicht in Haupt und Herzen diese Hölle! Diesen wilden, schmerzenden Wirbel aller Gedanken um das eine, ewig unerreichbare Bild!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Brief ihrer Mutter lag vor ihr auf dem Tische. Sie konnte sich lange nicht entschließen ihn zu öffnen, als sei sie dessen nicht würdig. Endlich erbrach sie ihn doch. Er lautete:

„In den nächsten Tagen kommen wir nach Rainburg. Hier in der Stadt fangen Hitze und Staub an unerträglich zu werden. Der Fürst wird uns begleiten. Sei nicht allzuschroff gegen ihn, mein Kind. Wir freuen uns Alle sehr Dich wiederzusehen. Du hast uns überall gefehlt, mein Kleinod . . ."

Das Blatt entsank ihren Händen. Am nächsten Sonntagmorgen lag sie auf dem Perron der kleinen Gebirgsstation in den Armen ihrer Mutter. Die Gräfin schob sie mit einem erstaunten, fast erschrockenen Blick von sich und betrachtete sie lange. „Um Gotteswillen, Kind, Du siehst so blaß und ange-

griffen aus, als ob Du statt Ritza die ganze Saison in der Stadt durchgemacht hättest!"

„Es ist die Morgenluft, liebe Mama," sagte Hilda, während ein Gluthstrom in ihr schmales Gesichtchen fluthete.

„Treibhauspflanzen gedeihen nicht auf den kalten Höhen," bemerkte der Fürst, Hilda's Gestalt mit verliebten Blicken umfangend.

„Bon jour mon prince!"

„Bon jour comtesse!" Man schüttelte sich die Hände.

„Sind Sie nicht gestorben vor Langeweile, schöne Gräfin?"

„In dieser Natur?"

„Ah bah! die stumme Natur, das ist etwas für einen erschöpften Geist, ein halbtodtgehetztes Nervensystem; für gesunde, normal angelegte Wesen, ist sie einfach langweilig, erdrückend langweilig!"

„Sie haben den Muth origineller Anschauungen."

„Den Muth das auszusprechen, was ich denke, wenigstens. Glauben Sie mir, Tausende empfinden ebenso, aber sie wagen nicht sich's merken zu lassen. Man friert und zähneklappert in den Bergen, weil es einmal zum guten Ton gehört für's Hochgebirg zu schwärmen, wie man in gewissen Opern seine Nerven auf die Folter spannen lassen und dazu entzückte Mienen machen muß, oder vor einem steifen, hölzernen Lucas Cranach und vor all' den faden, sich sammt und sonders untereinander ähnlichen Köpfen der Antike, in ästhetisch pflichtschuldige Bewunderung auszubrechen hat."

Hilda lächelte. „Sie sind ja ein Autoritätsleugner, das heißt ein halber Nihilist!"

„Alles, nur kein Begeisterungsheuchler," entgegnete der Fürst lachend. „Nun wollen wir schon Leben in das alte Eulennest bringen," meinte er aufmunternd und patronisirend. „Famose Jagd da, Kahnfahrten mit Echorufen auf dem See — — wollen's schon machen . . ."

Hilda biß sich auf die Lippen. Sah dies nicht aus, als habe man einer verbannten Verbrecherin großmüthig einen Theil ihrer Strafe erlassen? Der Fürst war weit entfernt davon, Hilda's plötzliche Verstimmung wahrzunehmen; mit galanter Wendung und vielsagendem Augenaufschlag bot er ihr den Arm. Sein rundes, rothes Gesicht glänzte vor Hitze und innerer Befriedigung, da er das schöne Mädchen durch die Reihen gaffender Landbewohner zum Wagen führte.

X.

Wenige Tage später an einem herrlichen, milden Sommerabend hatten sich die Damen auf der von wildem Wein üppig umrankten Terrasse versammelt. Irene ruhte in ihrem Rollstuhle, neben ihr saßen die Wildenburg und Fürstin Alexandra auf leichten Strohsesseln. Hilda und Ritza lehnten

plaudernd an der Balluſtrade, während die Gräfin Mutter, die Einzige in der Geſellſchaft, die noch an dem ehrwürdigen Satze feſthielt, daß weibliche Hände nicht müſſig im Schoße liegen ſollen, mit großem Fleiße an einem wollenen Tuche für die nächſte Weihnachtsbeſcheerung ſtrickte.

Die Herren waren auf die Jagd gefahren.

„Ich hätte große Luſt gehabt heute mitzureiten," bemerkte die Wildenburg, die zufällig herübergekommen war.

Ein leichtes Erröthen flog über Irenen's blaßes, hageres Geſicht.

„Es war zu ſpät Sie zu aviſiren, liebe Wildenburg, als die Förſter den Hirſch anzeigten," entgegnete ſie haſtig entſchuldigend.

„Das Terrain hier iſt ein ſehr ungünſtiges zum Reiten," bemerkte Gräfin Palm, „ich habe deshalb meiner Ritza nicht erlaubt ſich anzuſchließen."

Die Wildenburg zuckte geringſchätzig die Achſeln. „Ich habe in England mehr als ein Dutzend Fuchsjagden mitgemacht, ich weiß nicht, was Ermüdung heißt . . ."

„Es dürfte erſt morgen zum Hallali kommen, da könnt Ihr dann alle mitreiten," ſagte Irene tröſtend.

„Das iſt ſchön, das iſt herrlich!" jubelte Ritza.

„Da werden Sie wohl den Ariel einweihen, den der Fürſt für Sie aus Wien mitgebracht hat, Conteſſina? ſagte die Wildenburg zu Hilda gewendet.

„Morgen nicht. Ich reite nicht mit zur Jagd," entgegnete das junge Mädchen trocken.

„Ah ich erinnere mich," rief die ſchöne Fürſtin mit einem kurzen, ſpöttiſchen Auflachen, das ihre etwas großen weißen Zähne ſehen ließ. „Sie haben das Reiten erſt vor Kurzem erlernt; da haben Sie Recht ſich von einem ſolchen Run fernzuhalten, liebſtes Kind. Derlei Vergnügungen ſind in der That zu gefährlich für ein ſo durchſichtiges, filigranes Perſönchen, von ſo — ſchwankender — Reitkunſt!"

Hilda hatte nur ein überlegenes Lächeln.

„Sie irren, liebe Fürſtin," erwiederte Gräfin Palm jedoch raſch, während ein Blick mütterlicher Gereiztheit zu der hochblonden Frau hinüberflog, „meine Tochter findet keinen Geſchmack daran, die letzten Zuckungen und den brechenden Aufblick eines zu Tode gehetzten Thieres zu beobachten."

„Das liebe Kind! Solch' zartes Mitleid ſieht ihr nun wieder ähnlich!" rief die Wildenburg mit gutgeſpielter Zärtlichkeit. „Wiſſen Sie, beſte Gräfin, daß Ihre Hilda mir immer wie aus dem Rahmen eines Idylls des vergangenen Jahrhunderts herausgetreten ſcheint . . . Ich muß bei ihrem Anblicke ſtets an die ſchönen ätheriſchen Paſtorstöchterlein denken, die in allen Darſtellungen dieſer Epoche wiederkehren . . . ."

Ritza lachte hell auf. „Du kannst es noch weit bringen, Kleine. Ich sehe Dich schon als alte Frau, steif und ehrbar im altmodischen schwarzen Seidenkleide ‚ästhetischen Butterbroden' präsidiren."

„Meine Nichte wird allerdings nie eine Sport- und Modedame werden," bemerkte Fürstin Alexandra, in einem scharfen Tone, der von ihrer gewöhnlichen Milde auffallend abstach.

Die Wildenburg biß sich auf die Lippen. „Kommen Sie morgen mit uns?" fragte sie dann nach einer Pause.

„Ich weiß es noch nicht," erwiederte Fürstin Alexandra, „ich will meinem Mann zur Station entgegenfahren."

„Ah in der That? Sie erwarten ihn?" fragte die Wildenburg und ihr impertinentes Erstaunen trieb der Fürstin das Blut in die Wangen. „Von wo kommt er?"

„Von Karlsbad," entgegnete die Fürstin gelassen, den spöttischen Augen der schönen Frau mit ruhigem Aufblick begegnend.

Es war ein öffentliches Geheimniß, daß der Fürst dort alljährlich mehrere Wochen mit einer untergeordneten Künstlerin der Hofbühne verlebte; die Fürstin wußte es, wie es die Welt wußte. Sie kannte die Frau, die um mehr als ein Decennium älter als sie selbst, mit ihren welken Reizen und den unerschöpflichen Künsten raffinirtester Koketterie ihren Gemahl fesselte, aber die Fürstin war Frau und Mutter, und sie duldete und schwieg. Einmal nur als man den Fürsten aus der Wohnung seiner Freundin an das Sterbebett seines jüngsten Töchterchens holen mußte, sah man sie fassungslos.

„Dieser Karlsbader Sprudel scheint etwas von dem geheimen, magnetischen Zauber der Fontana di Trevi zu besitzen, wer einmal davon trinkt, muß immer wieder dorthin zurückkehren," sagte die Wildenburg mit malitiösem Lächeln.

Die Fürstin wurde jeder Antwort auf diese offenbare Bosheit enthoben, denn im selben Augenblicke erschütterte eine heftige Detonation, die den meisten der anwesenden Damen einen Schreckensruf entlockte, die Luft. Irene hielt sich die nervös zitternden Hände vor die kleinen Ohren. „Diese entsetzlichen Steinbrucharbeiten werden mir noch den Aufenthalt in Rainburg verleiden," klagte sie.

„Ich habe lange bewundert, daß Sie bei Ihrem Nervenleiden es hier aushalten," warf die Wildenburg ein.

Eine zweite und dritte Detonation, wie sie die Sprengungen zu begleiten pflegen, folgte, dann war Alles still. Die Damen, die bei jedem Schlage, wie auf Commando zusammengezuckt waren, beruhigten sich wieder. Man war im Grunde jeder Unterbrechung dankbar, die das peinliche Thema von vorhin in Vergessenheit brachte. Irene, die mit wachsendem Unbehagen eine schlechtverhehlte Gehässigkeit zwischen der Wildenburg und Hilda

beobachtete, deren Ausbruch oft durch die unbedeutendsten Kleinigkeiten hervorgerufen wurde, bat, eine der jungen Damen möchte etwas singen. Ritza behauptete heiser zu sein, erbot sich aber Hilda zu begleiten. Das junge Mädchen, das an den vorhergehenden kleinlichen Reibereien so wenig Antheil genommen hatte, als sei ihr Name gar nicht berührt worden, flüchtete gern zum Clavier und bald darauf quoll ihr schöner voller Mezzosopran durch die geöffneten Glasthüren des Salons auf die Terrasse hinaus. Sie sang Schuberts „Wanderer". Es klang wie aus den tiefsten Tiefen ihrer Seele herauf: „Wo bist du Land, gesucht, geahnt und nie gekannt? . . . Du Land das meine Sprache spricht? . . ." Aufschluchzend wie der Sehnsuchtsschrei eines Verbannten, und dann wieder dahinsterbend in hoffnungsloser Ergebung: „Dort, wo du nicht bist, dort ist das Glück . . . ." So weint ein zur Erde niedergesunkener Engel, dessen gebrochene Schwingen ihn nicht mehr emportragen zu seiner lichten Heimat.

Sie sang auswendig, während ihr tiefes Auge traumverloren hinausschweifte in den dunkelnden Abendhimmel. Da zuckt's auf am Firmament. Ist's ein Stern der Zukunft, eine neue Welt, die sich dort gebiert, ist's eine sterbende Sonne, gigantisch und gewaltig im Entstehen wie im Vernichten? O so aufschweben, sich auflösen in der Unendlichkeit, das wäre Erlösung. Wie irre Falter schwirren schwüle Gedanken um Hilda's Stirne. Da — mit einemmale hört sie aus der Entfernung Irenen's Stimme: „Was ist geschehen?" Ritza bricht ihr Clavierspiel ab und tritt hinaus auf die Terrasse. Sie folgt ihr wie eine Schlafwandelnde. Was kann es sein? Allgegenwart! Gedanke eines Gottes, den die liebenden Herzen aller Zeiten nachfühlen, die menschliche Leidenschaft wandelt Dich nur zu oft in den Fluch eines Dämons. Hilda denkt nur an Rainburg. Sie sieht einen Steinbrucharbeiter in bestaubtem Leinwandkittel, das blaue Hemd über den nervigen Armen aufgestreckt, über den Kies des Gartenparterre's gegen das Schloß stürmen. Er blickt um sich, als suche er Jemand von der Dienerschaft und bleibt linkisch und verlegen stehen, da die Fürstin ihn anspricht. Hilda sieht eine Schreckensbotschaft auf den blassen Lippen des fremden Mannes zittern, sie fühlt im Voraus, sie weiß, daß sie nur Rainburg betreffen kann.

„Ist ein Unglück geschehen?" fragt sie nun in italienischer Sprache, denn sie hat in den sonnenverbrannten, scharfgeschnittenen Zügen des Gebirgsarbeiters sofort den Südländer erkannt. Athemlos vom Laufe vermag der Mann kaum zu antworten:

„Ja, Signora. Einer der Herren ist während der Sprengungen im Vorüberfahren verunglückt."

„Ist es der Graf?"

„Ich weiß nicht, Signora. Ich kenne ihn nicht."

„Ein großer, blonder Mann?“ fragt sie mit zuckenden Lippen und jenem auf das schlimmste Unheil vorahnend gefaßtem Ton, der keine Widerlegung erwartet, ja sie fast auszuschließen scheint.

„Ja wohl . . . Ein großer blonder Mann, Signora . . .“ wiederholt der Arbeiter unterwürfig. „Sie bringen ihn gleich hinter mir in's Thal herab, ich bin den kürzesten Weg vorausgelaufen, um im Schloß zu sagen, daß sie nach dem Chirurgen in die Stadt schicken müssen . . .“

Irene lag halbohnmächtig, das Gesicht in den Kissen vergraben, in ihrem Rollstuhle. Gräfin Palm erschöpfte sich in Vermuthungen und Besorgnissen über die mögliche Größe der Gefahr, während die Wildenburg das Verhör mit dem Arbeiter fortsetzte und über die genaueren Umstände des Unfalles unterrichtet sein wollte, ein Bemühen, welches sich als ziemlich erfolglos erwies, da sie, ebenso wie die anderen Damen, das reine toscanische Italienisch sprach, und den südtirolischen Dialect des Arbeiters nur nothdürftig verstand. Nur Fürstin Alexandra zeigte Besonnenheit genug, um sofort die gebotenen Anordnungen zu treffen. Ein Reitknecht ward nach dem nahegelegenen Städtchen beordert, während die alte Haushälterin für Leinen und Verbandzeug sorgte.

Hilda vernahm dies Alles nur wie in einem schweren Traume. Vor ihren trüben Blicken wallt und zittert ein rother Nebel. Sie behält selbst nicht so viel Ueberlegung, um ihr bleiches verstörtes Gesicht von den Uebrigen abzuwenden. Aber Niemand achtet auf sie, wie sie auf Niemand achtet. Gleich den verworrenen Schattenbildern einer Laterna magica schwanken die Gestalten in rothen feurigen Nebelschleiern, die Alles verschlingen, an ihr vorüber und wie fernes Wellengebraus tönt das Stimmengewirre der ängstlich untereinander flüsternden Damen an ihr Ohr. Jetzt wird der wüste, taumelnde Wirbel auch sie erfassen und in seine Kreise ziehen . . . . . sie greift angstvoll nach ihrer Stirne, sie will nicht ohnmächtig werden, will nicht . . . . . .

Da plötzlich ertönt rascher Hufschlag vor dem Parkgitter. Die Damen beugen sich lauschend vor. Man hört das Knarren des Gitterthors, aber noch kann man die Ankommenden nicht sehen, denn dichte Baumgruppen verwehren den Ausblick. Die Dogge des Thorwarts schlägt laut und freudig an und über den knirschenden Kies nahen feste elastische Schritte. In diesem Augenblicke erst wendet Hilda den gesenkten Kopf. Sie sieht nicht, daß Irene sich mit dem Ausdrucke tödtlicher Spannung in den bleichen leidenden Zügen aus ihrem Rollstuhle emporhebt, während ihre Mutter und Ritza die Stufen der Freitreppe hinabeilen, sieht nicht die rohgefügte hölzerne Tragbahre, die sich von vier Männern getragen langsam dem Schlosse zubewegt, Alles, was je war und gewesen ist in ihrem Leben, geht unter vor

dem Klange der einen Stimme, die jetzt an ihr Ohr schlägt: „Setzt vorsichtig ab ihr Leute . . . Wartet einen Augenblick ehe ihr den Verwundeten die Treppen hinaufbringt . . .“

Mit einem erlösenden Aufschrei, der aus den tiefsten Tiefen ihrer gemarterten Brust hervorbricht, stürzt sie nach vorwärts.

„Gustav!“ Ihre Hand legt sich auf seine Schulter, ihr Auge sucht und findet das seine, und eine Secunde lang stehen die beiden Menschen, die das Geheimniß ihrer Liebe so gut vor einander gehütet zu haben glauben, sich gegenüber mit dem Ausdrucke weltvergessender Zärtlichkeit. Nur eine Secunde lang. — Ueber den Rollstuhl Irenens neigt sich die Wildenburg mit einem schlimmen Lächeln. Ihr schöner Mund scheint häßlich verzerrt, ihr sonst rosiges Gesicht erdfahl, während sie ein leises Wort in's Ohr der zusammenzuckenden Frau flüstert. Zwischen Hilda und Rainburg steht plötzlich Tante Alexandra. „Fassung, mein Kind! Fassung!“ raunt sie kaum hörbar, während ihr schönes, sanftes Auge mit liebevollem Vorwurf auf das junge Mädchen fällt.

Hilda taumelt zurück.

Sie sieht Irene die abgezehrten, blaugeäderten Hände vor ihr schmerzzuckendes Gesicht schlagen, wie vor einem Unfaßbaren, Todbringenden, fühlt den spöttischen, stechenden Blick der Wildenburg auf sich und es erfaßt sie plötzlich wie das Bewußtsein einer unauslöschlichen Schmach, die sie sich und ihm angethan. Fast sinnlos vor Scham und Aufregung wankt sie die wenigen Stufen der Treppe hinab und streckt dem Fürsten beide Hände zum Gruße entgegen, der als der letzte der kleinen Schaar aus dem Dunkel der Bäume hervortritt.

XI.

Der Verwundete war Dr. Branten.

In Folge einer Unvorsichtigkeit des Kutschers waren die Herren bei der Nachhausefahrt in den zur Zeit der Sprengungen abgegrenzten Raum gerathen. Man war nahe an den Steinbrüchen vorübergekommen, wo man der vorgerückten Abendstunde halber die Arbeit schon für eingestellt hielt, als der Boden der Gebirgsstraße und die Bergwände ringsumher wie von einem gewaltigen Erdstoße erzitterten. Ehe der Kutscher die scheuenden, an allen Gliedern bebenden Pferde umwenden konnte, erfolgte eine furchtbare Detonation und die auseinander gerissenen Steinmassen stürzten polternd in die Tiefe. Ein von den niederstürzenden Felsblöcken abgelöster und weit hinausgeschleuderter Splitter traf Branten am Hinterhaupt. Blutend und bewußtlos brachte man ihn bis zur Hütte eines Kalkbrenners am Fuße des Berges, von wo aus ein Arbeiter nach dem Schlosse eilte, während die Herren, um die Transportirung des Verwundeten zu überwachen, zurück-

blieben. Seit zwei Tagen und zwei Nächten war Branten auf dem Schlosse gepflegt worden, ehe der aus der Stadt herbeigerufene Arzt Hoffnung für sein Leben geben konnte. Die Mutter und eine Schwester Dr. Brantens, die man telegraphisch berufen hatte, waren in Rainburg einquartiert worden. Die Nähe eines Schwerkranken übte auf die ganze übrige Gesellschaft einen paralysirenden Einfluß. Es war keine Rede mehr von gemeinsamen Ausflügen. Irene blieb ausschließlich auf ihrem Zimmer. Rainburg fuhr täglich nach der Stadt. Die Anderen gingen mit verdüsterten Mienen im Hause umher. Es war wie ein Wolkenschatten über dem Hause und den Gemüthern.

Es war am dritten Morgen nach Brantens Unfall. Hilda saß im Schatten der alten Ahornbäume am Ufer des kleinen Sees. Sie sah blaß und müde aus. Ihre Augen waren ein wenig zurückgesunken und die bis vor Kurzem so kindlich weichen Züge erschienen plötzlich merkwürdig scharf und edel herausgemeißelt. Vor ihr stand der Fürst.

„In den letzten Tagen hat dies alte Eulennest sein finsterstes Gesicht angethan," bemerkte er verdrießlich. „Wir spielen hier Alle wohl oder übel Krankenwärter. Man wagt kaum zu athmen, geschweige denn zu sprechen oder zu lachen in den öden, hallenden Räumen. Und diese Madame Branten! Dieses Fräulein Branten mit ihren prätentiösen Allüren und still vorwurfsvollen Mienen bei jedem Diner neben sich zu haben . . . Brrr". Er schüttelte sich in komischem Entsetzen. „Womit haben wir diese Strafe verdient? Ich finde es in der That etwas stark von Gustav, seinen Gästen zuzumuthen mit diesen Personen zu verkehren . . ."

„Hätte er vielleicht den unglücklichen Mann umkommen lassen sollen, ohne seine Familie zu benachrichtigen?" fragte Hilda scharf.

Der Fürst sah sie erstaunt an. „Aber ich bitte Sie, die Gefahr ist ja bei weitem nicht so bedeutend als man hier im Hause glaubt. Ein tüchtiger Schmiß auf der Mensur ist ebenso schlimm. Man hätte diesen Dr. Branten ganz gut nach der Stadt transportiren und dort curiren können. Aber Gustav muß immer unerhörte Opfer bringen. Er ist ein Narr . . ."

„Wie alle großmüthigen Menschen," warf Hilda mit trockener Ironie ein.

Das kräftige Incarnat des Fürsten ward noch um einige Töne tiefer bei dieser Zurechtweisung. „Beste Comtesse, die Leichenbitterstimmung in diesem Hause hat sogar Ihre Laune vergiftet," bemerkte er begütigend.

Um Hilda's Lippen spielte ein flüchtiges Lächeln.

Der Fürst sah es mit Vergnügen. Er warf Hut und Handschuhe neben sich auf den Rasen und nahm auf der Bank neben Hilda Platz. „Ich bekomme hier einen Vorgeschmack vom Fegefeuer," sagte er sich, zu dem jungen Mädchen hinüberneigend. „Ich leide, — aber ein Stückchen der

Himmelsthür ist doch offen geblieben und überschauert mich mit himmlischen Verheißungen . . . Gestern, da ich neben der alten Branten saß . . ."

„Die Sie beharrlich „Madame" nannten, als ob wir in Frankreich wären," schaltete Hilda ein.

„Ich bitte Sie, wie in aller Welt soll ich die . . . die . . . Jüdin nennen!?" erwiederte der Fürst halb ungeduldig, halb verlegen, „und Ihre schönen lieben Augen so gut und bittend zu mir herübersahen, da konnte ich nicht anders als mein Bestes thun, um die unerquickliche Alte zu erheitern."

Hilda sah ihn freundlich an. Er fuhr muthiger fort: „Liebe Gräfin, Sie sollten fühlen, daß Ihre Gegenwart, Ihr Wunsch Alles über mich vermag . . . Sie wissen, was mich hier einzig und allein festhält . . ." Er stockte, verwirrte sich, suchte nach Worten. Hilda war plötzlich noch bläsſer geworden. Sie saß regungslos und starrte vor sich hin. Nun war der Moment der Entscheidung gekommen, einer Entscheidung, auf die sie sich in den letzten schlaflosen Nächten längst innerlich vorbereitet hatte. Noch immer glaubte sie die vorwurfsvollen Augen Frenens, den höhnischen Blick der Wildenburg auf sich zu fühlen. Die Thränen eines ganzen Lebens, würden sie genügen, dies schmerzende Brandmal aus Hirn und Herzen fortzuwaschen?

Als sie den Fürsten jetzt ganz leise stammeln hörte: „Hilda, nur ein Wort — ein Schimmer von Hoffnung . . ." da wandte sie sich mit einem gewaltsamen Entschluß ihm zu und legte ihre Hand in die seine.

„Liebe, theuere Hilda, darf ich hoffen, daß Sie mir diese Hand geben, damit ich sie festhalte für mein ganzes Leben?" rief der Fürst voll Entzücken.

Sie schauderte unwillkürlich zurück, da er sich ihr entgegenneigte, aber sie widersprach nicht. Was ihrer harrte, war ein Los, wie es tausend andere edlere und bessere Frauen vor ihr mit Würde getragen hatten.

Ihr Haupt neigte sich, ihre Lippen preßten sich fest aufeinander und sie duldete es widerstandslos, daß der Fürst ihre zarten Hände mit stolzer Zärtlichkeit immer und immer wieder an die Lippen drückte.

XII.

Am nächsten Abend gab es eine stille Verlobung auf Schloß Rainburg. Hilda hatte zwar gebeten, daß die officielle Bekanntmachung verschoben werde, bis man nach Wien zurückkehre, aber die Gräfin hatte es sich trotzdem nicht nehmen lassen, eine stille Feier zu bereiten. Man erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten und Huldigungen für die Braut, die durch ihr strahlendes Aussehen gleich einer neuen Erscheinung überraschte und entzückte. Sie war sehr lebhaft, sprach und lachte viel und war von bezaubernder Anmuth und Herzlichkeit gegen Jedermann. Eine seltsame, fremdartige Schönheit, ein an ihr völlig neues Wesen schien über sie gekommen. Ihre sanften Augen glänzten in

einem tiefleuchtenden Feuer, auf ihren Wangen glühten zwei dunkle Rosen. Jener eigenthümliche Esprit, der wie prickelnder Champagner das Lebensgefühl anregt und erhöht, war an Stelle ihrer früheren matten Grazie getreten.

„Die Kleine macht sich superb, sie wird eine brillante Frau," flüsterte die Wildenburg mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln dem Grafen zu, und zu Hilda, die in ihrem leichten weißen Kleide, das goldene rosengeschmückte Haar in kurzen griechischen Locken aufgebunden, unbeschreiblich schön aussah: „Sie lehren an Wunder glauben."

„Das Glück ist auch ein Wunder," erwiederte Hilda mit verbindlichen Dankesworten die Gratulation der Wildenburg entgegennehmend.

Das Glück . . . Wer war denn eigentlich glücklich im Kreise dieser festlich geputzten, fast stereotyp lächelnden Menschen, die durch natürliche und gesellschaftliche Bande so innig verbunden schienen? Vielleicht einzig und allein der Fürst. Und auch ihm schien sein Glück, dieser so reich und plötzlich ihn überströmende Liebeszauber Hilda's fast übermächtig. „Sie ist wie ein Edelstein, der täglich in neuen und überraschenderen Farben schillert," seufzte er, und bei allem Stolz, bei aller Seligkeit, dies bevorzugte Wesen sein zu nennen, überkam ihn ein halb unbewußtes, unbehagliches Gefühl von Hilda's intellectueller Ueberlegenheit. Die Gräfin sah mit stiller Besorgniß die auffallende Wandlung ihres Kindes und Ritza war tiefinnerlich empört über das, was sie Hilda's „meisterhafte Heuchelei" nannte.

Nur Rainburg und Alexandra erkannten den furchtbaren Kampf, den hier ein junges irrendes Herz mit verzweifelter Anspannung aller Seelenkräfte kämpfte, sie sahen das Fieber in Hilda's unnatürlich glänzenden Augen, auf ihren hochglühenden Wangen, das geheime Zucken der schlanken Finger, die den Fächer in unablässiger nervöser Bewegung handhabten. Die ganze Gewalt einer lange zurückgedrängten Manneszärtlichkeit schwoll in Rainburg auf und drängte ihn, das wahnsinnige Opfer, das hier gebracht werden sollte, zu verhindern.

Als Hilda in später Stunde in ihr Zimmer zurückkehrte, fand sie in ihrem Handschuh einen kleinen Zettel.

„Heute Abend, wenn Alles ruhig ist, werde ich Dich beim Steinbruch erwarten. Komm! Dies eine, einzige Mal nur gib meinem Flehen und Deinem Herzen nach . . ."

Rainburg hatte dies kurze Billet im Laufe der letzten Stunden in ihre Hand gleiten lassen.

Ihr Auge lag wie festgebannt auf seinen Schriftzügen. War es denn wahr? Hatte er so dämonische, uneingeschränkte Macht über sie? Mußte sein Wille der ihre sein?

Sie verbrannte den Zettel am Kerzenlicht vor dem Spiegel. Aus dem funkelnden venetianischen Rahmen starrte ihr ein fremdes Gesicht entgegen. Sie lachte plötzlich grell auf. „So sieht sie aus, die Komödiantin?“ murmelte sie zwischen den Zähnen. Das war ein Tag gewesen, und nun ein endlos langes Leben, so weiterleben in Lüge und Herzenselend . . . Sie schlug verzweiflungsvoll die Hände vor ihr zuckendes Gesicht. Ja, war sie denn wahnsinnig gewesen? Hatte sie wirklich die Freiheit des Herzens, die sie hoch und unantastbar wie ein Palladium über den Staub der Alltäglichkeit emporzuheben gemeint hatte, unwiederbringlich verschleudert in einem Augenblicke der Verblendung? Ihre zarten Handgelenke schüttelten sich, als gelte es unsichtbare Ketten abzustreifen. Dann wieder schwebte Irenen's bleiche Leidensgestalt vor ihrem inneren Auge. Um ihretwillen hatte sie die Wahrheit des Herzens hingeopfert, um ihretwillen das Recht ihrer Jugend, nach dem ihr ganzes Innere mit heißem, sehnsüchtigen Begehren lechzte, das Recht zu lieben und geliebt zu werden, auf ewig dahingegeben. Sie fühlte es, wie wir die Gewißheit des nahenden Todes fühlen, aber einmal nur will sie dem Geliebten in's Auge sehen, seine Hand in der ihren halten und ihm sagen: „Ich liebe Dich, liebe Dich unaussprechlich, aber Du wirst es verstehen, Du Reiner, Großer, Herrlicher, daß unsere Liebe nur durch den Tod der Entsagung zu ewigem Herzensleben auferstehen kann.“

Ihr ganzes Denken und Fühlen drängt sich in dem einen glühenden Wunsche zusammen, ihre innerste Seele vor ihm auszuschütten. Dann wieder nimmt sie die Feder und ein Blatt Papier, aber sie vermag nicht ihre Gedanken zu ordnen. Immer und immer wieder setzt sie an und verwirft das Begonnene. Vom Glockenthurme der Dorfkirche schlägt es zwölf Uhr. Jeder dieser tiefen, vollen Klänge vibrirt in ihren hochgespannten Nerven nach. Es ist zu spät, ihre verweigernde Antwort würde ihn nicht mehr erreichen. . . In diesem Augenblicke harrt er wohl schon ihrer . . .

Mit beiden Armen hält sie den Schreibtisch umklammert. Sie will nicht, darf nicht dem Zuge ihres Inneren folgen . . . Da plötzlich reißt sie's empor mit dunkler unwiderstehlicher Gewalt. Einmal nur . . . einmal . . . Wie im Traume spricht sie es vor sich hin. Sie vermag dem fieberhaften Verlangen, das sie ergriffen hat, nicht zu gebieten. Aengstlich lauscht sie, ob die Jungfer in dem anstoßenden Zimmer schon zur Ruhe gegangen ist, dann wirft sie ein leichtes Spitzentuch um Haupt und Schultern und schleicht hinaus, die Treppen hinunter. In der großen Vorhalle sind die Lichter bereits ausgelöscht, aber das Thor ist unverschlossen. Ihr ist's ein Zeichen, daß Rainburg kurz vor ihr hier gegangen. Lautlos, die schlanke Gestalt an der Mauer fortschiebend, schleicht sie im Schatten des Hauses weiter. Die Fenster des Fürsten sind noch beleuchtet. Einen Augenblick lang hält sie zögernd inne.

Wenn man sie entdeckte, zurückbrächte, sie, des Fürsten Braut? . . . Aber nur eine Secunde lang schwankt sie, dann gleitet sie ohne Ueberlegung vorwärts wie eine Schlafwandelnde. Jetzt kommt sie zu der kleinen Thür, die aus dem Parke in den angrenzenden Wald führt. Der Schlüssel steckt. Sie öffnet und schließt geräuschlos und nun ist sie der gefährlichen Nähe des Schlosses entflohen. Ueber feuchte, mondbeschienene Wiesengründe eilt sie dem fichtenbestandenen Abhange zu, und hochaufathmend, wie ein aus Lebensgefahr Erretteter, bleibt sie einen Augenblick im tiefen Schatten der Bäume stehen. Aber sie kennt nicht die Nacht im Walde, kennt nicht das gespenstige Dunkel, das tausend Schreckgestalten hervorzaubert und den trauten, heiligen Wald in ein vielgestaltiges, tausendköpfiges und tausendarmiges Ungeheuer verwandelt. Beflügelten Schrittes eilt sie den wohlbekannten, schmalen Pfad entlang. Sie weiß, daß sie sich rechts halten muß, denn zur Linken gähnt, am Rande von üppigen Farren- und Brombeergesträuchern trügerisch überwuchert, die steinige Schlucht. Eine tiefe Stille umfängt sie, so daß sie das eigene Herz schlagen zu hören glaubt, dann wieder saust ein Windstoß durch die Wipfel und nun scheint es, als habe die ganze Natur nur so lange den Athem angehalten, um endlich in einen tiefen, klagenden Seufzer auszubrechen. Schlaftrunken regt sich geheimnißvolles Leben. Die Aeste der Bäume beugen sich ächzend zur Erde nieder, durch Laub und Büsche zieht ein leises Rauschen und Raunen und über ihrem Haupte schwirrt mißtönender Flügelschlag. Ist es ein aufgestörter Vogel, der sich ein anderes Ruheplätzchen sucht, oder eine Fledermaus, die über ihr in den Lüften kreist? Sie achtet's nicht. Immer den Berg hinan strebt sie auf flüchtigen Sohlen. Bald bröckelt sich unter ihren Tritten lockeres Gestein ab und stürzt mit polterndem Widerhall in die Tiefe, bald stößt ihr Fuß an eine vorspringende Baumwurzel oder gleitet aus auf dem schlüpfrigen, mit den dürren Nadeln und faulem Laube vergangener Herbste bedeckten Waldboden. Feuchtwallender Nebel steigt aus der Schlucht herauf. Er webt phantastische Geistergewänder über die hohen Tannen, hängt gigantische Schleier an die zum Himmel emporragenden Arme der Fichten und legt seine nasse Schleppe wie eine riesige Schlange auf das an der Erde hinkriechende Gestrüppe. Und das nickt und wankt und wallt um sie und über ihr, ein ekler, gestaltenreicher Brodem, der im Augenblicke tausend wüste Erscheinungen gebiert und wieder zerstört. Hinter jedem Baume glaubt sie eine grinsende Fratze zu erblicken. Sie schilt sich selbst ob ihrer thörichten Furcht. Welche Gefahr kann ihr drohen? Es sind nur wenige Minuten bis zum Steinbruche, aber ihr scheinen sie eine Ewigkeit. Mit weitgeöffneten Augen späht sie vor sich hin. Wenn wirklich eine Gefahr nahte, so will sie derselben instinctmäßig in's Auge sehen. Ueberhängende Zweige und dornige Ranken schlagen ihr in's Gesicht, als wollten sie ihr den Weg versperren, aber

sie dringt vorwärts, immer vorwärts, wie von dunklen Gewalten getrieben. Ihr ist, als müsse sich in den nächsten Minuten ihr Leben entscheiden.

Da plötzlich stockt ihr eilender Fuß. Schleicht nicht Jemand auf ihren Spuren heran? Sie wagt es nicht den Kopf zu wenden, denn sie hat das entsetzliche Gefühl, im selben Augenblicke müsse ihr ein Verfolger über die Schulter sehen. Da hält etwas ihr Kleid fest. Ihr Herz scheint stillzustehen und der Laut des Schreckens erstirbt auf ihren erblaßten Lippen. Mit gewaltsamer Anstrengung zwingt sie sich umzusehen. Es ist ein Dornstrauch, an dem sie mit ihrem leichten Gewande hängen geblieben ist. Hier hat sie noch vor wenigen Wochen wilde Rosen gepflückt. War sie wirklich dieselbe? Zwischen der heutigen Nacht und ihrer früheren schuldlosen Heiterkeit liegt der ganze Inhalt ihres Lebens. Mit zitternder Hand reißt sie ihr Kleid los. „Kehr' um! Kehr' um!" flüstert's in ihrem Innern. „Was willst du Unselige? Worte ewiger Trennung und ewiger Liebe sprechen, die dein Herz höhnen und das seine versengen?" Aber sie kämpft diese Regung mit Bitterkeit, ja beinahe mit Zorn nieder. Himmel und Erde liegen zwischen ihr und dem Geliebten, aber Himmel und Erde können ihr den kargen Trost dieser Stunde nicht versagen.

Ihr ganzes Wesen drängt dem Geliebten entgegen. Ihr Athem fliegt, ihre Pulse stürmen. Kalter Nachtthau legt ihr seine Perlen auf Haupt und Hände und in blitzartiger Wendung huscht ein, aus dem welken Laube aufgescheuchtes Reptil über ihren leichtbeschuhten Fuß, sie fühlt es nicht im raschen nun unaufhaltsamen Weiterschreiten.

Da, endlich, endlich weichen die Bäume auseinander und durch die Waldlichtung grüßt im bläulichfahlen Mondlichte die Steinbruchwand herüber. Im Hintergrunde starren die steilen Schroffen des Wettergebirges gleich drohenden Riesen zum Firmament empor.

Wie der Rachen eines Ungeheuers haucht ihr der Berg feuchte Eiseskälte entgegen. Die seltsamen Kalksteingebilde der Grotte leuchten in wundersamer Deutlichkeit durch die Entfernung. Es scheint als leihe ihnen das Mondlicht Leben und Bewegung. Hilda starrt unverwandt darauf hin. War sie bis dahin blind gewesen und hatte erst die Nacht den Schleier von ihren Augen gezogen? Dort . . . Dort hob sich in klaren Umrissen die Gestalt der unglücklichen Selbstmörderin aus dem nächtigen Dunkel der Höhle. Der Todtenschädel des Erhenkten grinste in ihrer rechten Hand, die Linke hielt sie krampfhaft an den Busen gepreßt, und so starrte sie das junge Mädchen an mit dem leeren gebrochenen und doch so furchtbar beredten Blicke der Todten. Hilda faßte sich verzweifelnd an die Stirne. War sie wahnsinnig geworden, oder gab die Unterwelt ihre Schatten wieder, um sie zu strafen? Die Erscheinung schien sich aus dem dunklen Rahme loszulösen und ihr entgegen zu schwanken. Mit einem dumpfen Laut des Entsetzens sank Hilda in die Kniee.

Da gewahrte sie dicht neben sich das Votivkreuz. Von der vollen Mondesscheibe ergoß sich ein breiter Lichtstrom auf die Inschrift. Tausend und aber tausend zitternde Silberfäden spannen eine Brücke aus der Unendlichkeit hernieder und wie mahnende Himmelslichter spielten die Mondesstrahlen auf den Worten: „Rette deine Seele!“ Hilda umklammert inbrünstig den Fuß des schlichten Holzkreuzes. Sie zieht den Schleier vom Haupte über die Augen, und birgt das Antlitz in den zitternden Händen. Sie will nichts sehen mehr von den schauerlichen Gestalten der Nacht, nichts hören von ihren warnenden Stimmen. „Rette deine Seele!“ Rette du Allmächtiger! Rette meine Seele! Sie legt das Haupt auf den kalten Stein der Einfassung, und als wolle eine Ohnmacht sie überwältigen, tost ein heißer Strom ihr vom Herzen zum Kopfe. In diesem Augenblicke erklang ihr Name. Aus dem Schatten der Felswand trat eine dunkle Gestalt. Es war Rainburg. Mit einem schluchzenden Aufschrei stürzte sie in seine ausgebreiteten Arme. Eine Minute, eine nie wiederkehrende süßesten Weltvergessens, hielten sie sich umschlungen.

„Hilda! Liebe! Geliebte! Ich wußte, daß Du kommen würdest!“ Er preßt die zarte erschauernde Gestalt des jungen Mädchens an sich und Worte abgöttischer Zärtlichkeit strömen von seinen Lippen.

Sie löste sich aus seinen Armen. „Ich bin gekommen, weil Du es gewünscht hast,“ sagt sie mit halberstickter Stimme, „aber es war fürchterlich dort unten im Walde.“ Noch schüttelte sie die Angst und wieder und wieder barg sie den schönen Kopf wie schützend an seiner Brust.

Eine jähe Röthe der Beschämung flog über seine hohe Stirne.

Das war wieder der demüthige Ton eines vertrauensvollen Kindes, der so oft schon wie mit Engelszungen das aufgeregte Meer seiner Leidenschaft beschwichtigt hatte. „Ich war ein Wahnsinniger es zu verlangen,“ murmelte er, ihre kleinen eiskalten Hände erwärmend in die seinigen schließend, „aber wenn Du wüßtest, was ich in diesen letzten Tagen gekämpft, was ich gelitten . . . O Hilda, ich habe gerungen wie ein Mensch nur ringen kann, aber ich bin an den Grenzen meiner Kraft angelangt! Das Unerträgliche fordere nicht von mir, Dich in eines Anderen Armen zu wissen . . . . Hilda, habe Mitleid mit mir! Auf meinen Knieen beschwöre ich Dich: Kehr' um, so lange es noch Zeit ist! Wirf nicht in maßlosem Opfermuth Dein Leben hin, wie ein leichtsinniger Verschwender, der um einer augenblicklichen Wallung willen unwiederbringliche Schätze vergeudet! Du darfst es nicht. Um meinet- und Deinetwillen darfst Du nicht diese ewige Scheidewand zwischen uns legen. Du kennst Dein eigenes Herz nicht! Du glaubst es stark? Aber ich sage Dir, es ist auch ein stolzes Herz und es wird eher brechen, als sich sein Glück und seine Pflicht mit dem auf dem Markte des Lebens üblichen Krämergewichte zumessen lassen!“

Sie hatte die dunklen Augen voll auf ihn gerichtet, todesliehlich hob sich das zarte blasse Gesicht aus dem Rahmen der goldenen Locken.

„Du unterschätzest meine Festigkeit. Ich kann, was ich muß und ich will es auch. Irene soll von ihrem furchtbaren Zweifel befreit werden. Sie ist mir theuer wie eine Schwester und trägt die Dornenkrone des Leidens. Nicht durch uns darf die furchtbare Prüfung dieses Daseins erschwert werden. Und dann noch eins . . . " ihre Stimme war tonlos, aber fest, „wenn ich nun auch hinginge, mich von dem Fürsten lossagte und Irenens Verdacht durch diesen Schritt in Gewißheit verwandelte, niemals, in alle Zukunft niemals — könnte ich die Deine werden, das ist's, was ich Dir sagen wollte."

„Hilda!" Es klang wie der halberstickte Schmerzensschei eines zu Tode Getroffenen.

Durch ihr schönes starres Gesicht lief ein leises Zucken. „Ich liebe Dich grenzenlos, habe Dich geliebt seit ich denken kann," hauchte sie kaum hörbar, „aber diese Liebe ist zum Verbrechen geworden, da ich mit Dir verkehrte unter den Augen Deines Weibes, Worte der Freundschaft für sie auf den Lippen und ohne daß ich es wußte, Dich, nur Dich in meinem Herzen. Das ist's, was in alle Ewigkeit zwischen uns läge."

„Nein! Nein!" Er rief es laut heftig mit der ganzen Gewalt rücksichtsloser Leidenschaft. „Nicht unsere Liebe klage an! Sie ist von Gott!" Er zog das leise widerstrebende junge Mädchen an sich, er hob seine Hand zum sternenbesäten Firmamente empor. „Sieh über und um uns, im unermeßlichen Raume schweben ungezählte und ungeahnte Welten . . . Fühlst Du Dich nicht im Anblicke dieser Unendlichkeit von aller Erdenschwere befreit? Mir ist als hohnlächelten die Sterne auf uns und unseren selbstquälerischen Wahnsinn hernieder. Was trennt uns? Todte starre Menschensatzungen. Die Menschen haben ja von jeher mit Thränen und Herzblut gebaut!" Er sprach wie im Wahnsinn. „Aber dort oben steht's gleich einer Gottesoffenbarung! Die Natur weiß nichts von diesen grausamen Gesetzen. Denke, sie alle die Geschlechter, die hier vor uns wandelten, wären nie gewesen und wir seien die Ersten und Einzigen auf dieser Erde . . ." Er war seiner selbst kaum mehr mächtig. Alles was er in den letzten Monaten gelitten und niedergerungen, stand in neuem, wilden Schmerze in ihm auf und sprach seiner gewaltigen Leidenschaft Sühne und Berechtigung zu. „Ich kann nicht entsagen, will kein Märtyrer der Weltordnung sein! Was sie moralisches Heldenthum nennen, bloße Feigheit ist es, die vor leeren, selbstgeschaffenen Götzen erzittert und ihnen sein bestes Herzblut opfert."

„Gustav! Gustav!" Als sähe sie die wüsten Gedanken gleich dunklen Dämonenfittigen um sein Haupt rauschen, ruft Hilda angstvoll und beschwörend seinen Namen. Sie schwankt, sie faßt sich an die brennende Stirne. Ist

das derselbe Mann, der einst gesagt hatte: „Das höchste und heiligste Gesetz lebt in unserem Innern und wie die Hand Gottes hereinreichend in Dunkel und Verwirrung, hält es uns fest vor dem Untergange?“ War es Wirklichkeit oder umfing sie ein schwerer entsetzlicher Traum, einer jener Träume, in denen wir die, welche unsere Erdengötter sind, all' ihrer Hoheit beraubt, jeder Würde bar, Handlungen vollziehen sehen, die mit ihrem ganzen Wesen im Widerspruche stehen? Ihm nahe fühlte sie plötzlich eine furchtbare Einsamkeit. Ihr war, als müßte die Welt über ihr zusammenstürzen, Erd' und Himmel vergehen, in dem Augenblicke, wo er, der Inbegriff aller Größe für sie, mit der haltlosen Sophistik der Leidenschaft sein Verlangen zu rechtfertigen suchte, nichts als der egoistisch begehrende Mann.

In ihren Mienen spiegelte sich die tiefste Seelenangst. Mit einer rührenden Geberde hob sie die Hände bittend zu ihm empor. „Laß mich nicht irre werden an Dir,“ rief sie voll glühender Innigkeit. „Ich habe Dich angebetet! Ich habe zu Dir aufgeschaut wie zu einem Gott!“

Ein wildes Lachen brach von seinen Lippen. Sein tiefstes Wesen hungerte nach dem Brote des Lebens und sie reichte ihm einen Stein. „Fühlst Du denn nicht den Hohn Deiner Worte,“ rief er mit unsäglicher Bitterkeit. „Ich will Deine Vergötterung nicht. Ich will Liebe! Liebe! nur im tausendsten Theil wie ich sie für Dich empfinde! Sei barmherzig und rette mich von den langsamen Todesqualen der Entsagung!“ Er neigte ihr das schöne schmerzzuckende Antlitz entgegen, sein Haupt ruhte an ihrem hochschlagenden Herzen, seine Lippen berührten sehnsüchtig das Gewand, das den jungen knospenden Leib umschloß. Da ging eine furchtbare Veränderung über das junge Mädchen hin. Ein fremder, harter Zug trat in ihr Gesicht, ihre Hände lösten sich und glitten herab; die letzte Spur von Farbe war von ihren Wangen gewichen. „Nicht Dich, nein, nicht Dich habe ich geliebt!“ sprach sie mit versagender Stimme. Ihr ganzes Wesen schien zu versteinern, leblos und starr wie ein Marmorbild lag sie in seinen Armen. Dieser Anblick brachte den furchtbar erregten Mann zu sich. Er gab sie frei. Sie trat ein paar Schritte zurück. Das Spitzentuch war von ihren Schultern gesunken. Sie stand jetzt hart am Rande des Abgrunds, das durchsichtigblasse Antlitz mit dem Ausdrucke schmerzlichen Vorwurfs ihm zugewandt, zwischen sich und der todtbringenden Tiefe einige wenige schwache Gesträucher. Unschuldig schmeichelnd spielen die bläulichen Mondesstrahlen über dem Steinbruch. Da plötzlich greift sie mit der Hand um sich als ob ein Schwindel sie erfasse . . . . . .

Wie in einem wüsten Fiebertraume durchzuckt es ihn: Ein Straucheln, eine heftige Bewegung seiner Hand und sie stürzt in die Tiefe: Mörder! Mörder! höhnen schadenfrohe Dämonen der Unterwelt. Eine Secunde —

eine Ewigkeit zwischen Himmel und Hölle — dann hat er die schwankende Gestalt in schützenden Armen aufgefangen.

Die Halbohnmächtige an sich pressend, trägt er sie unter ein vorspringendes Felsendach, das der Kühle den Zugang wehrt. Er trocknet den feuchten Nachtthau von ihrer Stirne, er bricht in leidenschaftliche Selbstanklagen aus, dann wieder spricht er zärtliche, beruhigende Worte zu ihr. Endlich schlägt sie die Lider auf, aber ihr verstörter, fast irrer Blick schweift von ihm hinweg auf die gegenüberliegende Höhlenwand. Aufkreischend rafft sie sich empor und flieht waldeinwärts, aber schon bei den ersten Schritten bricht sie wieder zusammen. Er eilt ihr nach, hebt sie vom steinigen Waldboden auf und zieht sie an seine hochathmende Brust. Das vergötterte Geschöpf ruht an seinem Herzen, matt und willenlos, wie ein von Angst und Weinen erschöpftes Kind. Ihre Arme hängen schlaff herunter, sie hält die Augen geschlossen. Ist es, um seinen Blick zu meiden oder die unheimlich regsamen Schreckniſse der Nacht?

Das ist ein dunkler Gang durch die dunkle Waldeseinsamkeit. Er wird ihn nie vergessen. Zäh und langsam tropfen die Minuten hinab in der Sanduhr der Unendlichkeit und jede von ihnen fällt wie ein brennender Lavatropfen auf sein von Selbstvorwürfen gemartertes Herz. In der Nähe des Schlosses reißt sie sich aus seinen Armen. Wird nicht ein Wort der Verzeihung, der Erlösung, nach dem seine ganze Seele lechzt, wie der Verschmachtende nach einem Trunk Wasser, von ihren Lippen fallen? Sie schweigt, blickt ihn nicht an. Mit gewaltsamer Anstrengung schreitet sie ohne Stütze vorwärts, da er den näheren Umkreis des Schlosses vorsichtshalber nicht mit ihr betreten will. Er sieht ihr leichtes Kleid in der kleinen Gitterthür des Parkes verschwinden, dann taucht seine hohe Gestalt wieder zurück in die verschwiegene Finsterniß des Waldes.

XIII.

Auf Wäldern und Rebenhügeln hängt das purpurne Gold der Abendsonne wie ein diamantenbesetzter Königsmantel. Der bläuliche Höhenzug, der im Norden die Gegend begrenzt, die Kirchthürme der Kreisstadt, die sonst nur aus duftiger, dämmernder Ferne herübergrüßten, Alles erscheint in jener krystallinischen Klarheit, die nur dem Spätsommer eigen ist. Alle Farben und aller Gaben Fülle hat der Herbst über Berg und Flur ausgestreut. Mit heiterem Gesange ziehen die Winzer aus den Weinbergen und die Arbeiter von den Feldern. In der durchsichtig klaren Luft fliegen unzählige feine Fädchen und hängen sich wie ein kunstvolles Spitzengewebe auf die Bäume und Büsche des Parkes und das raschelnde Laub auf den Wegen. Ueberall strotzt

und prangt der Reichthum der Schöpfung und die halbverschleierte Mahnung an Sterben und Vergehen ist wie ein leises Verklingen, denn Sterben und Vergehen ist schmerzlos und allmälig in der Natur. Was dem Welken und dem Winterschlafe entgegengeht, es hat Blüthe und Frucht getragen und lächelt noch einmal wie in Erinnerung unter dem Sonnenkusse.

Auch in den breiten Spiegelscheiben des Schlosses glitzern die hellen Strahlen der Herbstsonne, nur ein paar verhangene Fenster im ersten Stockwerke unterbrechen die schimmernde Reihe. Warum darf das ferne Sehnsuchtsblau der Berge, der farbenglühende Wald, das heitere Bild des friedlichen Dörfchens heute nicht hereinblicken in den stillen, düsteren Raum dort oben?

Auf den Wegen des Parkes, bei der Zufahrt des Schlosses liegen dichte Strohschichten. Ab und zu nur sieht man die Gestalten der Diener in dem Vestibule und auf dem Vorplatze. Lautlos und geschäftig gleiten sie vorüber. Von dem Kirchlein auf der Anhöhe klingen die Glocken so seltsam feierlich durch die reine Himmelsluft. Ist's Gebet- oder Sterbeläuten? Die Landleute bleiben an der Straße vor dem Schlosse stehen und blicken hinauf. Dort oben ist ein finsterer Gast eingezogen, ein Gast, der an der Schwelle kalt vorübergeht, wo man ihm sehnsüchtig die Arme entgegenstreckt und mit hämischer Teufelsluft gerade dort einkehrt, wo man ihm am verzweiflungsvollsten den Eintritt wehrt. Durch den breiten, wappengeschmückten Bogen des Portals schreitet er unabwendbar, unerbittlich wie durch die enge Pforte der ärmlichen Hütte. Keiner hat ihn aufhalten können, nicht die Thränen einer Mutter, nicht die Kunst der Aerzte, nicht die Reue eines Verzweifelnden. Höhnisch gleitet er vorüber an Leiden und Siechthum und zu Häupten der blühenden Jugend schüttelt er seine dunklen Schwingen.

Von der Pfarre herab wandelt ein Priester in Chorrock und Stola mit dem Ciborium nach dem Schlosse. Die Landleute bekreuzen sich und fallen auf die Kniee, das Allerheiligste zu verehren, und als das hohe Gitterthor sich hinter dem Geistlichen schließt, gibt es ein Flüstern und Zweifeln in der Menge: „Ist's der am Steinbruch Verunglückte, ist es die arme, kranke Gräfin, der sie die Sacramente bringen?" Da geht Eine hin, klopft zaghaft an und fragt den Thorwart. Bald kehrt sie zurück. „Herr des Himmels! Die schöne Fremde, die den Sommer hier zugebracht hat, liegt im Nervenfieber rettungslos verloren darnieder."

Am Straßenrain tummeln sich ein paar jauchzende Kinder. Ein Weib treibt sie mit leisen Scheltworten auseinander. Sie sollen nicht spielen, nicht lachen hier . . . . . Das freundliche blonde Mädchen, das die fremden, ärmlich gekleideten Kinder liebkost und beschenkt hatte, bis die Straße vor dem Schlosse der bevorzugte Spielplatz der Dorfjugend geworden war, liegt dort oben eine Sterbende. Das helle sonnige Antlitz wird nicht mehr mit dem

schönen, sanften Lächeln herniedergrüßen, die schlanke Gestalt wird nicht mehr gleich einer segenspendenden Lichterscheinung über die Schwelle treten. Jeder hat sie gekannt. Jeder weiß von ihr Liebes zu berichten. Auch diese einfachen Menschen haben den unwiderstehlichen Liebreiz des holden Geschöpfes gefühlt.

In scheuem, schmerzlichen Mitgefühl stehen die Leute vor dem Unfaßbaren, während oben in den glänzenden Räumen eine Mutter in Todesangst an dem Lager ihres Kindes kniet, das bald in wahnsinnigen Fieberphantasien dahinrast, bald in die bewußtlose Apathie der Auflösung versinkt. „Es muß Hoffnung, es muß Rettung sein, sie ist ja so jung, so jung!"

„Ich wünsche es," sagt der Arzt bedeutsam.

Nur gegen den Menschen ist die Natur grausam . . . . . Jäh greift sie mit mörderischer Hand in das zarte Saitenspiel des menschlichen Herzens und es steht still und verzittert in einer grellen Dissonanz. Sterben ohne gelebt zu haben, ohne von diesem Dasein mehr zu kennen als die ungestillte Sehnsucht . . . . . Alle dunklen, ahnungsvollen Verheißungen ungekannter Seligkeiten, die eine junge Seele erfüllen, stehen sie nicht auf, um mit Naturgewalt gegen den finsteren Todesengel zu kämpfen?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In dem an das Krankenzimmer anstoßenden Salon lehnt Rainburg in angstvoll-lauschender Haltung, regungslos vor sich hingeneigt. „Es kann nicht sein! Kann nicht sein!" So ruft auch er und sein tiefstes Innere bäumt sich wild auf gegen das Furchtbare, Unerträgliche!

Sterben . . . . . Sterben . . . . . Von all' dem Zauber, von all' der reichen Fülle an Güte und Schönheit, die hier in Erscheinung getreten war, nichts, gar nichts, kein Hauch, kein Gedanke der Verzeihung, der zu ihm herüberreichte aus der Nacht des Todes!

Er preßt die glühende Stirn an die kalten Fensterscheiben. Himmlisch verklärend breitet sich der Purpurschleier der untergehenden Sonne über die Landschaft und hängt sein zitterndes Gluthennetz auf die dunklen Waldberge und die gigantischen Firnen, die sich mächtig aus dem scharfbegrenzten Bilde abheben. Es ist ein Funkeln und Leuchten und Flammen über den ernsten Alpenhäuptern, als wollte die Natur eines ihrer gewaltigen Altarfeuer entzünden, vor denen der Mensch in schauernder Ehrfurcht in die Kniee sinkt. Die Alpen glühen . . . . . Durch die Schöpfung flammt ihre stumme, erhabene Hochfeier. Er hat kein Auge, kein Gefühl für all' die Schönheit vor ihm. Todt und kalt, blind und gefühllos starrt ihm die lebendige Natur entgegen, und aus den Massen bewegter Materie hebt sich das Haupt der uralten, erbarmungslosen Sphinx mit dem furchtbaren leeren Blick. „Nirwana! Nirwana!" hauchen ihm die bleichen, halbgeöffneten Lippen entgegen. Seine

ganze Seele ringt mit dunklen Gewalten. „Mörder! Mörder! Du hast die schlummernde Psyche wachgeküßt, um sie mit dem versengenden Hauche deiner Leidenschaft zu vergiften!“ zischeln schadenfrohe Dämonen der Unterwelt. Sie wird leben! leben! fleht wieder die Verzweiflung im stummen Angstschrei. Das sind die Qualen der Verdammten. Verworrene Gedanken und Bilder, Gebete und Gelübde stürmen durch sein wüstes Hirn, während der Schmerz mit unzähligen Polypenarmen sein zuckendes Herz umkrampft. Er birgt das brennende Haupt in den Händen. O nur einen Augenblick frommen Kinderglaubens, o Gott! stammelt er in der Ohnmacht des Leidens. Mag das Schicksal Unendlichkeiten der Entfernung und Entsagung zwischen ihn und sie legen, er will es geduldig tragen; wie einen unentreißbaren Schatz unabhängig von Zeit und Raum, will er die Liebe zu ihr im tiefsten Gemüthe bergen, nie mehr sie sehen, nie mehr den trauten Zauber ihrer Nähe fühlen. Alles, Alles, nur nicht den Tod, nur nicht die Vernichtung des holdesten Geschöpfes! Endlich, endlich erklangen gedämpfte Schritte an der Thür im Nebenzimmer. Fürstin Alexandra glitt geräuschlos über die Schwelle und trat ihm entgegen. Sie war sehr bleich. Ihre Lider waren schwer und geröthet von Thränen und Nachtwachen.

„Es ist besser? Muß besser sein?! Sprich, um Gotteswillen, sprich!“

Sie wandte das Auge ab von seinen schmerzentstellten Zügen, von dem angstvollen Flehen seines Blickes. So hängt der Verbrecher an den Lippen seines Richters, deren Spruch ihm Leben und Tod bedeutet. Durch ihre müden abgespannten Züge ging ein leises Zucken. „Es ist vorüber,“ sagte sie dann tonlos, kaum höhrbar, ohne nach ihm aufzusehen. Er taumelte zurück. Ein dumpfer Laut des Entsetzens brach aus seiner tiefsten Brust hervor, dann wandte er sich, wie von einem übermächtigen Impuls getrieben, nach dem Sterbezimmer. Zu ihr! Zu ihr! drängte sein ganzes Wesen. Hoffte er im Wahnsinn des Schmerzes, die Natur werde ihren Raub zurückgeben?

„Bleibe!“ sprach die Fürstin jetzt in gedämpftem, beinah' mitleidigem Tone, aber mit hoheitsvoll abwehrender Geberde. „An diesem Todtenbette ist nicht Dein Platz! Laß' den verzweifelten Eltern, laß' dem Fürsten das Recht der Thränen und Klagen. Wir dürfen trauern, aber nicht hadern mit dem Geschick. Sie war zu weich, zu zart für diese Erde. Es gibt Menschen, die so veranlagt sind, daß ihr innerstes Sein in Ewigkeit mit der Welt in Dissonanz bleiben muß. Sie tragen den Begriff des Höchsten wie eine Gottesoffenbarung in sich, aber während ihr Auge an den Sternen hängt, strauchelt ihr Fuß, wenn fremde Schuld sie gewaltsam zur Erde niederreißt. Mit dem idealen Maßstabe, der ihnen eingeboren ist, messen sie die Dinge dieser Welt und wenn sie fehlen, den eigenen Irrthum. Wohl ihr! Wohl

ihr, daß sie dem Staube entrückt ist!" Ihre Stimme schwankte in furchtbarer Bitterkeit und aus ihrem dunklen Auge lohte es wie ein Zornesblitz. Durch die hohe Gestalt des starken Mannes vor ihr ging ein convulsivisches Zucken. Die Fürstin faßte seinen Arm, als wolle sie ihn stützen, während sie aus der Tasche ihres Kleides ein dünnes, zusammengefaltetes Päckchen hervorzog. „Diesen Schleier hat am Sonntagmorgen ein Arbeiter aus dem Steinbruche in's Schloß gebracht," fuhr sie, den schweren, thränenumflorten Blick fest auf Rainburg gerichtet, leise fort, „ich habe ihn an mich genommen und für Dich aufbewahrt. —"

Mit einem dumpfen Aufstöhnen brach der gefolterte Mann in die Kniee.

Er war gerichtet.

Schluß.

Es war nach der Vorstellung des „Schwarzen Domino" während des dem darauffolgenden Ballete vorangehenden Zwischenactes.

„Es ist doch merkwürdig," sagte die Fürstin Wildenburg, die in einer der ersten Ranglogen Platz genommen hatte, zu einer neben ihr sitzenden alten Dame, „wie sich vor dem Ballete die früher leer gewesenen Logen füllen. Da sind die Gesandten von Frankreich und Dänemark, Graf Altheim und Wellersbach, der kleine Sigi, die Prinzen Franz und August, die alle jetzt erst in's Theater kommen. . . ."

Die alte Dame lächelte ein wenig malitiös. „Aber es sind nur ausschließlich Herren, meine Liebe. . . . Im Parterre dagegen wird es sehr leer."

„O diese Leute kommen wieder," meinte die Wildenburg. „Man promenirt eben in den Foyers und Corridors, um nach der unerträglichen Hitze ein wenig frische Luft zu schöpfen." Sie nahm den zierlichen Elfenbeingucker vor die Augen. „Die alte Palm sehe ich heute gar nicht."

„Uebermorgen ist Allerseelen," bemerkte die Gräfin. „Die Palm wird nach Stromburg gereist sein, die Gruft zu besuchen. Deßhalb ist auch die junge ménage heute nicht hier."

Die Wildenburg hatte ein kurzes, spöttisches Lachen.

„Gott wie rührend muß es sein, die junge Lieven am Grabe der guten Hilda, die ihr noch hübsch bei Zeiten so bescheiden und gefällig Platz gemacht hat, beten zu sehen!"

„Sie glauben doch nicht im Ernste an diese Brautschaft der verstorbenen Hilda mit Lieven?" fragte die alte Gräfin, ihren Fächer geräuschvoll zusammenfaltend. „Gerüchte! Nichts als Gerüchte! Das kann ich Sie versichern! Der Fürst hat nie an Hilda gedacht. . . . Ich habe das aus Ritza's eigenem Munde. . . . Wenn er ihr gegenüber jemals eine gewisse assiduité

gezeigt hat, so geschah es lediglich par dépit, weil Ritza seine Werbung lange nicht beachtete; aber endlich rührte sie seine stille, treue Liebe doch — enfin die Geschichte hat sich realisirt und Sie werden mir zugeben, man erlebt selten eine besser assortirte Partie."

Die schöne Fürstin zuckte ein wenig die runden, weißen Schultern. Was konnte ihr daran liegen, die Wahrheit zu vertheidigen? Die lebensprühende „fesche" Ritza war ihr im Grunde doch noch sympathischer als es Hilda gewesen war. Sie begnügte sich deßhalb in überlegenem Tone zu antworten: „Nun ich denke, er hat doch einmal bedenklich geschwankt zwischen diesem Braun und jenem Blond. Aber — quand on parle du loup. —" Sie grüßte nach einer naheliegenden Loge, in welcher eben die reizende Fürstin am Arme ihres stattlichen Gatten erschienen war. „Immer zusammen. Nie sieht man Eines ohne das Andere!"

„Eine wahre Musterehe!" bekräftigte die Gräfin.

„Wenigstens nach dem Sinne der jungen Frau. . . ."

„Aber ich bitte Sie," warf die alte Dame begütigend ein, „wenn es schon ein Pantöffelchen sein muß, so hat er wohl daran gethan, sich das allerkleinste und reizendste zu wählen, ein Pantöffelchen, wie es die Männer nicht einmal fühlen, das einer schönen, klugen Frau!"

Es klopfte. Die beiden Damen, die im Eifer des Gespräches die Lieven'sche Loge aus den Augen verloren hatten, sahen mit Erstaunen das junge Ehepaar bei sich eintreten.

„Willkommen! Willkommen!" rief die Wildenburg rasch gefaßt, der jungen Fürstin beide Hände entgegenstreckend. „Wir vermutheten Sie in Stromburg?"

Eine feine Röthe fluthete über die Wangen der hübschen Frau. „Edi wollte mich bei dieser Kälte die Reise absolut nicht machen lassen."

„Ja, es wäre ein Wagniß bei dieser Kälte," bestätigte der Fürst, welcher die Rolle des schweigenden Philosophen seit seiner Verheiratung insofern erweitert hatte, als er gewöhnlich das letzte Wort seiner lebhaften Frau nachzusprechen pflegte.

„Wir wären schon früher in's Theater gekommen," erklärte Fürstin Ritza, „wenn wir nicht Besuch gehabt hätten. Rainburg hat auf der Durchreise bei uns vorgesprochen."

„Wie geht es dem Herrn Doctor?" fragte die Wildenburg spitzig.

„Ich fand ihn sehr verändert. Ja auch die Männer werden alt. Ihr Prärogativ „ewiger Jugend" ist eine von alten Jungfern erfundene Fabel. Ich hätte den einst so reckenhaft kräftigen Mann kaum erkannt."

„Kein Wunder!" erwiederte die Wildenburg trocken. „Dieser Rainburg ist ja ein systematischer Selbstmörder. In den zwei Jahren seit dem

Tode seiner Frau hat er sich fast nur in Spitälern und an Secirtischen herumgetrieben. Ich will von der unglücklichen Idee, sich als fünfunddreißigjähriger Mann um den Doctorgrad zu bewerben, ganz schweigen, obwohl es peinlich berühren muß, einen Charakter wie Rainburg von der lächerlichen, modernen Manie nach gelehrten Titeln ergriffen zu sehen, aber ist es wohl erhört, aus dem schönen unvergleichlichen Rainburg ein Blindenasyl zu machen?"

„Eine Heilanstalt für Augenkranke," berichtigte Ritza.

„Und endlich noch sich auf den serbisch-bulgarischen Schlachtfeldern allen Gefahren des Krieges preiszugeben?!" vollendete die Wildenburg, ohne diesen Einwurf zu beachten.

„Ja! Ja! Wir sollten den Mann wohl unter Curatel nehmen"! bemerkte der Fürst mit seiner unschuldigsten Miene.

Seine Gattin warf ihm einen halb strafenden, halb erschrockenen Blick zu. „Rainburgs Thätigkeit als Hilfsarzt ist nun abgeschlossen," beeilte sie sich zu erklären, „er reist noch heute nach seiner Anstalt zurück, die während seiner Abwesenheit von Dr. Branten geleitet worden ist."

Die schöne blonde Fürstin biß sich auf die Lippen. „Er thut sehr wohl daran, nach seinem Utopien zurückzukehren," erwiederte sie hochathmend. „Der hyperhumane Doctor Rainburg, der den stolzen, herrlichen Stammsitz seines Geschlechtes in ein Siechenhaus verwandelt, hat ohnehin aufgehört, für die Gesellschaft zu existiren!"

Fürst Lieven zuckte die Achseln. „Was wollen Sie? Die Herrschaft ist kein Fideicommiß, da läßt sich nichts machen!"

Die Damen berührten das Thema nicht weiter. Man fühlte sich der unverhohlenen Gereiztheit der Wildenburg gegenüber auf so glattem, schlüpfrigem Boden, daß man es endlich für gerathen fand, seine Aufmerksamkeit der Vorstellung des Balletes zuzuwenden, die schon längst ihren Anfang genommen hatte.

. . . . . .

Als Fürst und Fürstin Lieven eine Stunde später in ihrem Palais anlangten, fanden sie den Haushofmeister im Vestibul mit der sorgfältigen, kunstgerechten Verpackung der Kranzspenden, die noch mit dem in der Nacht abgehenden Eilzuge nach Stromburg expedirt werden sollten, beschäftigt.

Die Fürstin blieb einen Augenblick stehen. „Ist dies Alles?" frug sie in unwilligem Tone, auf zwei von Theerosen und Camelien strotzende Kränze deutend, denen noch überdies ein Kreuz von duftenden Veilchen beigefügt war.

Der Haushofmeister bejahte.

„Das sieht pauvre aus," bemerkte die Fürstin mißbilligend.

„Durchlaucht hatten doch bis jetzt immer die Gnade, mir den Schmuck der Gruft anzuvertrauen," entgegnete der Haushofmeister tiefgekränkt.

„Weil es mir weh' thut, dies Alles auch nur zu sehen!“ erwiederte die junge Frau rasch, „aber in Zukunft werde ich es doch selbst überwachen. „Diese glatten weißen Schleifen, ohne jede Inschrift!“ fuhr sie tadelnd fort, „wie kalt! wie lieblos!“

„Das Einfachste schien mir das Würdigste,“ murmelte der alte Haushofmeister.

„Die Sendung wird heute nicht abgehen! Sie werden für schönere Kränze, für eine originellere Blumenspende sorgen. Die Schleifen lassen Sie abnehmen und auf eine derselben des Fürsten, auf die andere meinen Namen setzen mit der Widmung „der theueren, unvergeßlichen Schwester.“

Der Fürst, der nachdenklich auf die Blumen gestarrt hatte, brach jetzt wie in Zerstreutheit eine der prachtvollen Theas ab und sog ihren Duft ein.

Er fuhr aus tiefen Träumen empor, da die Fürstin seinen Arm nahm, und sich fester in ihren weißen schwanenverbrämten Mantel hüllend, der teppichbedeckten Treppe zurauschte, die zu ihren Gemächern führte.

Vom Kindern.

Von

Stephan Milow.

Zwei Schwestern.

Zwei Nichten hab' ich, beide wunderlieblich,
Die Aelt're, Adelheid, ist dreizehnjährig,
Mit braunem Scheitel, schlank emporgewachsen,
Schon an der Grenze, wo sich unbewußt
Das Magdthum regt und oft gar wundersam
Mit einem rührend holden Zug hervorbricht.
Jetzt ist sie voller kind'scher Heiterkeit,
Im Spiele hüpfend, wie's der Jugend ziemt;
Dann wieder sinnt sie ganz in sich gekehrt,
Und spricht sie, klingt ihr Wort so ernst verständig,
Daß ich, im eigenen Gefühl verwirrt,
Nicht weiß, soll mit dem Kind ich scherzen, tollen,
Soll ich bewundern still die Mädchenknospe,
Die, bis nur erst des Herzens Puls sie aufschließt,
Wohl dem Erwählten einen Himmel bringt.
Die Jüngere dagegen zählt erst neun
Und Elsbeth heißt der blonde Lockenkopf.
An Kleinheit ist sie unter ihrem Alter,
An Redelust und Leben weit darüber.
Sie setzt sich vor mich hin, verzieht das Mündchen
Und ahmt in köstlich droll'ger Parodirung
Mit Ach und Weh, in Worten und Geberden,
Die Weise zart nervöser Damen nach.
Dann springt sie auf, blinzt mich verführerisch
Mit ihren hellen blauen Augen an,

Indeß ihr unerschöpfliches Geplauder
Im vollen Strom sich über mich ergießt.
Und da ich, von dem Schnäbelchen entzückt,
Die kleine Hand ihr fasse und sie küsse,
Fährt sie zurück und spricht: (Hat sie den „Faust"
Wohl gar gesehn?) „Wie kannst Du sie nur küssen?
Sie ist zu garstig!" — O Du loser Schalk,
Wirst Du wohl auch ein Gretchen? Oder, fürcht' ich,
Nur eine feine niedliche Coquette?

Elsbeth zum Namenstage.

„Heut' ist Dein Namenstag, Du kleine Seele,
Da gibt es eine Frage von Gewicht:
Willst Du, daß ich ein Püppchen für Dich wähle,
Wie? oder mach' ich Dir ein schön Gedicht?

Ich meine, daß es ein paar Verse thäten —"
Doch sie — o muß sich schon im Kindersinn
Ankündigen das Schicksal des Poeten? —
Sie unterbricht mich rasch: Wo denkst Du hin!

Und streichelt, unverwirrt ob dieses Falles,
Mir schmeichelnd mit dem Händchen das Gesicht,
Und ruft: Du mußt's ja wissen, Alles, Alles,
Mein liebes Onkelchen, nur kein Gedicht!

Ein großes Wort Adelheids.

Drauf hab' ich mich zum Schwesterlein,
Zum älteren, gewandt;
Die gibt mir eine Antwort, fein,
Die liebt nicht blos den Tand.

„Nicht wahr, Du hältst nicht ein Gedicht,
Wie diese dort, gering?
Du weißt, es schmückt und welket nicht,
Wenn And'res längst verging?"

Da fiel mir jenes Grün'sche Wort
Vom letzten Dichter ein;
So fuhr ich denn im Fragen fort:
„Noch Eins, mein Mägdelein!

Was meinst Du — denke nur hübsch nach,
Da Du so sinnig bist! —
Wer wohl, ein Dichter war's, der sprach,
Der letzte Dichter ist?"

Und wie sie stutzend sich besann,
Rief ich: „Sprich immerzu!"
Da sah sie mich treuherzig an
Und sagte frischweg: Du!

Verschiedene Wirkung.

Ja, die Kinder machen alt!
Als ich neulich meinen Jungen,
Der sonst flink umhergesprungen,
Sah, wie er dahingewallt,
Hochgewachsen, ernst bedächtig,
Traf es mich im Innern mächtig,
Und ich mußte still mich fragen:
Bist du selbst der ernste Mann,
Der in seinen reifen Tagen
Jede Thorheit abgethan?

Doch was ist mir jetzt geschehn?
Da ihr mich, ihr holden Wesen,
Habt zu Scherz und Spiel erlesen,
Muß ich Alles anders sehn.
Wie wir drei den Reigen schlingen,
Mein' ich schier, mir wachsen Schwingen,
Und ich flatt're luftverloren
Mit euch auf in leichtem Schwung,
Werde hundert Mal zum Thoren —
Ach, die Kinder machen jung!

Nach des Vaters Tode.

O Leben, Leben, das nicht Trauer kennt
In seiner Fülle, die sich stets erneut!
Wie viel auch sinkt, der Schöpfungsfunke brennt
In tausend Keimen, die rings ausgestreut. —
Der Vater starb euch plötzlich über Nacht.
Ihr armen Kinder, schon so früh verwaist!
Da hat man euch zum Todten noch gebracht,
Bevor ihn euch die Scholle ganz entreißt.
Ich harrte nebenan, das Herz gar schwer.
Jetzt trat die Jüngere aus dem Gemach;
Wie schlich sie thränenüberströmt daher,
Und im Geschluchz' erstickte, was sie sprach.
Sie klagte um den guten Vater bang;
Doch als ich sie nun jählings zu mir zog,

Auf's Knie mir setzte und bewegt umschlang,
Wie sie da lächelnd schon den Blick erhob!
Durch's Fenster scholl der Lenz mit hellem Klang,
Als wollt' er mahnen: Juble, was da lebt!
Und wie der Duft von außen zu uns drang,
Kam manches Blüthenblatt hereingeschwebt.
Nun fing die Kleine gar zu plaudern an:
„Wo bleibt denn Karl?" (Das war ihr Spielgesell,
Der täglich sonst erschien) „Er muß heut d'ran,
Ob er im Wettlauf flink wie ich und schnell.
Daß er nur kommt! Was gäb's für eine Lust,
Sich dort zu haschen auf dem Wiesengrund!"
Da drückt' ich die Leichtfert'ge an die Brust
Und küßte sie voll Rührung auf den Mund.

Nach der Trennung.

Zwei Stückchen überzuckert süßer Früchte,
Wie ihr zu naschen sie so sehr geliebt,
Die hatt' ich mir zurechtgelegt im Schreibtisch,
Um euch zu guter Letzt noch zu erfreuen,
Wenn ihr zum Abschied bei mir angepocht.
Allein was sah ich jüngst, da ich das Schubfach
Des Tisches öffne, etwas drin zu suchen?
Da liegen meine süßen Früchte noch,
Die ich für euch so sorglich vorbereitet.
Ich hatte sie im Trennungsweh vergessen.
Und nun? Ob ihr's wohl denkt? ich scheue mich,
Was ich für meine Lieblinge bestimmt,
Hinwegzugeben irgend einem Andern,
Ob ihr auch von mir zogt vielleicht für immer.
So oft ich in das Schubfach greifen muß,
Ich rühre an die beiden Stückchen nicht
Und schaue sie nur an, bewegt im Herzen
Von inniger Erinnerung und Sehnsucht.
Mir ist, wie grundlos auch solch Hoffen sei,
Ihr müßtet dennoch plötzlich wiederkehren,
Mit lautem Zuruf mir ins Zimmer stürmend,
Und was beim Abschied ich versäumt', das sollt' ich
Zum frohen Willkommgruß euch dann noch bieten.

Gedichte

von

Guido Freiherrn von Kübeck.

Erzherzog Albrecht.

(Zum Jubelfeste.)

Was Treue ist zum Vaterland,
Ist unschwer immerdar zu finden:
Sie sei im Heer der Kitt, das Band,
Wird jeder Kriegsmann euch verkünden.

Sie hat seit je geeint das Heer
Und hat in Oesterreich, dem alten,
Zum Sieg geführt bei Gegenwehr;
Doch auch die neuen Siegsgestalten

Sie waren stets von ihr erfüllt!
Sie war's, die zu Radetzky's Zeiten
Die Heeresmacht zusammenhielt
Und Muth ihr gab im schweren Streiten.

Vor Allem stark, dem Vater gleich,
War da ein Prinz, muthvoll wie Keiner;
Schon im bedrängten Oesterreich
War damals er, der Besten Einer!

Und wieder war's Radetzky's Geist,
Der ihn geführt auf Siegesbahnen:
Wer „Sieger von Custozza" heißt,
Er ward zum Hort für Oest'rreichs Fahnen.

Und heute an dem Jubelfest
Will Alles sich des Feldherrn freuen:
Von Nord und Süd, von Ost und West
Seht, wie Ihm Alle Huld'gung weihen.

Dieweil als Oest'rreichs beste Zier
Der Kaiser und sein Volk ihn ehren,
Soll auch sein Wahlspruch für und für
Das Beste uns, die Treue, lehren.

Im Frieden und im Krieg trägt ihn
Der Marschall mit dem Lorbeerreiser;
Er trägt ihn stets im treuen Sinn:
„Hoch Oesterreich und hoch sein Kaiser!"

Am Achensee.

Welch' wunderbarer dunkelblauer Schimmer
Sich über deine ganze Fläche zieht!
An deinen Ufern Lieblichkeit erblüht,
Und glitzernd spielt der Sonne Lustgeflimmer

Mit deines Wassers hellem Spiegel immer;
Wer gar im Kahn in deine Tiefen sieht,
Dieweil er hört vom Ufer manch ein Lied,
Vergießt dein Bild und deine Wellen nimmer.

Schaut er die Wässer, die von Bergeshöhen
In raschem Fall melodisch niedergehen,
Und die, gleich Nixen, plätschernd sich vermählen
Als helle Fluth dem See und seinen Wellen —

Wie wird sein Herz erfüllt von Leid und Weh',
Wenn er von dir dann geht, du blauer See!

Abendstimmung.

Ihr Dolomiten! mächt'ge Bergeshöhen;
Ihr schaut mit hohem Ernst auf eure Brüder
Und auf die thalgeleg'nen Hügel nieder,
Doch mit den Spitzen aufwärts auch, zu sehen,

Ob über euch noch größ're Riesen stehen;
Wenn dann die Sonnenblicke ihre Lider
Zur Ruhe senken, schaut ihr aufwärts wieder,
Als wolltet ihr im Abendglüh'n vergehen;

Doch wenn der Sonne letzter Strahl erscheint,
Erglänzt ihr gleich, wie im Gebet vereint!
Bei eurem sonndurchglühten Abendleben

Muß auch das Menschenherz sich fromm erheben,
Da es erschaut im Blick zur ew'gen Macht
Wie euer Glühen niedersinkt zur Nacht!

Mutterliebe.

(Aus den Dichtungen des Arnaldo Fusinato.)

Komm', theures Kindlein mein,
Komm', Du mein Liebesleben!
Lasse auf Dein Köpflein klein
Noch diesen Kuß Dir geben.

Gott! wie bist Du wunderschön,
Wie sie lieblich mir gefallen
Deines Blondhaars Ringelchen,
Die vom Haupte niederwallen!

Laufe nicht zu sehr, mein Lieb,
Denn Du machst mir sonst zu bange:
Bleib bei mir und Achtung gib,
Wie ich liebend Dich umfange.

Seit des Tages Feiergruß
Wo der Herr Dich mir gegeben,
Gab Dir Niemand einen Kuß
Als nur ich, mein theures Leben.

Stets nur hat die Mutterbrust
Dir gedient als Ruhekissen . . .
Hab' ich — schaudernd — doch gewußt,
Wie viel Dienerlieb' läßt missen!

Ich war's, Kind, die Dich gelehrt,
Einst die ersten Schritte machen,
Die, mitplaudernd, zugehört
An der Wiege Deinem Lachen.

Wenn Du ahntest, wie ich froh
Weinte in der Freudenstunde,
Als der Muttername so
Wonnig kam aus Deinem Munde!

An mein Herz Dich drückend schier,
Thatst ein Lächeln Du mir zollen;
„— Mutter! " — sagtest Du zu mir . . .
Mehr wohl konnte ich nicht wollen!

Hätt' auch nie ein andres Wort
Ich aus Deinem Mund vernommen,
Dieses Wort, ein Glückeshort,
Mußte mir genügsam frommen.

Höre, Kind! mir unbekannt
Bleibt die Lieb' im Himmelreiche;
Doch auf Erden Niemand fand
Solche Lieb', die meiner gleiche.

Seh' ich Dich voll Fröhlichkeit,
Ach, wie das mein Herz entzücket!
Seh' ich traurig Dich, voll Leid,
Gott! wie da der Schmerz mich drücket!

Wenden Deine Augen sich,
Groß und dunkel gleich dem Meere,
Weinend, bittend sanft an mich,
Daß ich etwas nicht verwehre,

Dann ersehnte ich wohl gar
Auch für mich die Macht hienieden,
Die stets Gott nur eigen war,
Bloß damit Du wärst zufrieden!

Alles will ich, was der Herr
Mir gegeben, Dir gewähren:
Selbst mein Herzblut geb' ich her,
Geht nach diesem Dein Begehren;

Doch was ich nicht geben kann,
Sollst Du nie von mir verlangen,
Denn Du weißt, das „Nein" bringt dann
Mir ein allzugroßes Bangen.

Komm', mein einzig Lieb! will Dir
Nun noch Deine Augen küssen,
Komme auf den Schoß zu mir,
Komm', und lass' an's Herz Dich schließen.

Sag', daß Du mich liebst gar sehr,
Heiß mich liebst, und mit Entzücken,
Daß Du weinen wirst nie mehr
Will ich an die Brust Dich drücken.

Sag', daß ich — nach Gott — allein
Deine Liebe kann erwerben!
Sage, sag', mein Engelein:
„Mutter, mit Dir will ich sterben!"

Am Bosphorus.

Von

Carl Graf Coronini.

Mein wundervoller Bosphorus,
Wo Asiens und Europas Kuß
Sich schwesterlich begegnen,
O, möge Dich des Himmels Hand,
Du goldumstrahltes Silberband,
O, möge sie Dich segnen! —

Wie rasch das Schiff im weißen Schaum,
Mit Masten, hoch im blauen Raum
Die dunklen Furchen ziehet,
Und rechts und links des Ufers Bild,
Wo Well' an Welle sacht zerquillt,
Gemach vorüberfliehet!

Wo grün des Feigenbaums Gezelt
Und schattendicht herniederfällt,
Beschwert mit süßen Früchten;
Und wo Platanen tausend Jahr'
Ihr Laubdach schon zum Himmel klar,
Wie sehnend, aufwärts richten,

Dieweil in ihrem hohlen Stamm,
Trotz hohen Alters, frisch und stramm,
Genügsam Moslims wohnen,
Und hockend auf dem Strohgeflecht,
Zufriedener mit ihrem Recht
Noch als der Sultan thronen.

Des Korans neuer Glaubenssatz
Schon fand die Bäum' auf diesem Platz
Mit seines Halbmonds Zinken,
Die märchenhaft, ein schwankend Bild,
Des Islams Reichspanier und Schild,
Aus blauen Fluten winken.

Vom Pontus bis zum gold'nen Horn
Umsäumen traut den salz'gen Born
Die sanften Hügelketten,
Wo an den Hängen, Wand an Wand,
Der Villen und Paläste Band
In Duft wir seh'n sich betten.

Und in den Buchten angelt still
Und harmlos, so wie im Idyll,
Der braune Türkenknabe
Und blicket träumend in die Flut,
Auf der die rothe Abendglut
Verstreut die gold'ne Gabe.

Ob auch die Mutter hinterm Schloß
Der Freiheit Fülle nie genoß,
Hat sie ihn nicht vergessen;
Nein, nein! sie übte ihre Pflicht,
Und hat ihm, ungeschminkt und schlicht,
Sein Erbtheil zugemessen.

Sein Erbtheil an Genügsamkeit
An kaltem Muth und Biederkeit,
Und an des Herzens Güte,
Und an der Nächstenliebe Sold,
Und an des Ehrenwortes Gold,
Der Sitte schönster Blüthe.

Gesundes Blut und Leibeskraft,
Die mühelos das Nöth'ge schafft,
Sie machen ihn gelassen,
Daß in der Stimmung Gleichgewicht,
Wie's aus den schönen Zügen spricht,
Er Jedes weiß zu fassen.

Drum, wenn er krank darniederliegt,
Die Stirn' ans harte Stroh geschmiegt,
Dann leidet er geduldig;
Vom Fatum ward es ihm beschert;
Und was das Fatum auch begehrt,
Ist er dem Fatum schuldig.

Den Mordstahl stößt mit eig'ner Hand
Er nicht in seine Brust, den Sand
Mit warmem Blut zu färben,
Weil er sein rothes Gold verlor.
Doch, schlägt der Schlachtruf an sein Ohr,
Weiß er als Held zu sterben!

Ergebung ist die Panacée,
Der Balsam gegen Leid und Weh',
Die hilft ihm Alles tragen;
Nach jenseits kehrt er seinen Blick,
Dort harret seiner ein Geschick
Voll wonigem Behagen.

Wohl darf der Türk' der Frauen zwei
— Vielleicht auch mehr — ist einerlei,
Ihr dürft nur eine freien.
Was aber nebenher geschieht,
Wenn Euer Herz in Lieb' erglüht,
Das mag Euch Gott verzeihen!

An ihren Früchten werdet Ihr,
— So heißt es — sie erkennen schier!
Nun; seht nach ihren Früchten!
Schaut, wie der Serb' nach kurzer Frist,
Ein staatsbewußter Bürger ist,
Erkennend Recht und Pflichten.

Bedenkt, wie sich's in Bosnien regt,
Des Fortschritts Wog' sich fortbewegt
Hin über Flur und Wälder;
Die Schule strotzt, es glänzt das Haus,
Frisch streut der Landmann Samen aus
Und lachend steh'n die Felder.

Schaut den Rumänen, wie sein Land
Er staatlich modelt, wie gewandt!
Blickt hin auf den Bulgaren,
Der seinen Nachen meisterhaft
Durch der Intriguen Klippen schafft,
So ruhig und erfahren. —

Bedenkt man's kühl, so scheint es doch,
Der Türken tausendjährig Joch
Wußt' Geist und Herz zu schonen.
Was er beherrscht, ist nicht versumpft,
Ist nicht für's Hohe abgestumpft
Durch Sklaverei und Frohnen.

Warum? — Der Türke hält sich frei
Von jener Zungentyrannei,
Des Abendlandes Bürde.
Ihm wird des Nachbars leer Geschwätz
In seinem Wandel nicht Gesetz —
Ihn leitet eig'ne Würde.

Und weil er größer angelegt,
In breitern Bahnen sich bewegt,
Stärkt ihn der Freiheit Aether,
Und seine stolze Eigenart,
Die ihn von manchem Fehl bewahrt,
Wird ihm nicht zum Verräther.

Als wahrer Lebensphilosoph
Beherrscht der Muselmann den Stoff,
In dem das Glück verwoben.
Das schöne Weltall saugt er ein
Mit Aug' und Geist. Ob Schein, ob Sein?
Das mag er nicht erproben.

Die Pforte hat ein Irland nicht,
Das wuthentbrannt die Kette bricht,
Mit der es Albion knechtet,
Nicht der Commune roth Gespenst,
Das Du, mein freies Gallien, kennst,
Und noch nicht ganz geächtet.

Des Czarenreiches Nihilist,
Der Irrident, der Sozialist,
Ihr sind sie nicht gefährlich. —
Ist auch bei ihr nicht Alles schlicht,
Ist sie dafür, gleich And'ren, nicht
Aufdringlich und begehrlich.

Sei denn gegrüßt, mein Bosphorus,
Wo Asiens und Europas Kuß
Sich schwesterlich begegnen.
O, möge Dich des Himmels Hand,
Dich, goldumstrahltes Silberband,
O, möge sie Dich segnen!

Iphigenia.

Tragödie in fünf Acten von Racine.

Uebersetzt von

Dora von Gagern.

Personen:

Agamemnon.
Achill.
Ulyß.
Klytaemneſtra, Agamemnon's Gemahlin.
Iphigenia, Agamemnon's Tochter.
Eriphyle, Tochter der Helena und des Theſeus.
Arkas, Eurybates, } Diener Agamemnon's.
Aegina, Dienerin der Klytaemneſtra.
Doris, Vertraute der Eriphyle.
Wachen, Krieger.

Ort der Handlung: Aulis.

Erſter Act.

Zelt des Agamemnon.

Erſte Scene.

Agamemnon, Arkas.

Agamemnon.

Auf! Agamemnon iſt's, der Dich erweckt!
Ermunt're Dich. Erkenne, weſſen Stimme
In's Ohr Dir klingt.

Arkas.

Mein königlicher Herr,
Du selbst? Welch' zwingende Nothwendigkeit
Treibt vor der Morgenröthe Dich vom Lager?
Ein fahler Dämmerschein läßt Deine Züge
Mich kaum erkennen. Unſ're Augen sind
Allein im Griechenlager wohl geöffnet.
Vernahmst Du in den Lüften ein Geräusch?
Wär's möglich, hätte Aeolos erhört
Die heißen Bitten? — Nicht doch! Alles schläft,
Das Heer, — und ach' die Winde und das Meer.

Agamemnon (ohne auf ihn zu hören).

O, dreimal glücklich, wen der Götter Gunst
In niedrer Hütte barg, fern von dem Glanz,
Frei von der Last, die Agamemnon beugt.

Arkas.

So hört' ich nie Dich reden, lieber Herr!
Die Dich mit Glück und Ehren überhäuften,
Und Deinen Wünschen stets ihr Ohr geneigt,
Was thaten sie Dir an, die ew'gen Götter,
Daß ihre Gaben nun Du schmähst und hassest?
Du bist's, der dreimal glücklich: König, Vater
Und Eh'gemahl. Des hohen Atreus Sohn
Bist Du, Dir untergeben sind die reichsten
Der griechischen Gefilde. Von den Göttern
Abstammend, hast Du Dich durch Klytaemnestra
Mit ihnen neu verbunden. Deine Tochter
Begehrt Achill, dem wunderbare Thaten
Und ew'gen Ruhm Orakelsprüche künden;
An Troja's Brand will er die Hochzeitsfackel
Entflammen. Blick umher, o König! Sah
Ein sterblich Auge je so stolze Macht,
Wie dieses Meer und diese Küsten zeigen?
Bedeckt von tausend Schiffen ist die Fluth,
Am Strande reih't sich Zelt an Zelt. Versammelt
Ist, was an Männern Griechenland erzeugte,
Geführt von ihren Königen, die Dir
Gehorchend, günst'ge Winde nur erwarten
Zur Siegesfahrt. Wahr ist's, drei Monde schon
Hielt Aeolos in seiner Höhle sie
Verschlossen, und verhindert Fahrt und Sieg.
Doch denk', auch Du bist nur ein Mensch, nicht Alles
Gibt Einem, — nicht zu jeder Zeit das Schicksal.
Du hörst mich nicht, o König? Thränen fallen
Auf eine Schrift in Deiner Hand? O sprich,

Welch Unheil künden diese Züge Dir?
Droht Deinem Sohn Orest ein Unglück? Zitterst
Für Iphigenia Du, für Klytaemnestra?
O sag' mir, was Dich quält? was Du erfuhrst?

Agamemnon (wie oben).

Nein, nimmer laß' ich's zu! Du darfst nicht sterben!

Arkas.

Mein Fürst! — — —

Agamemnon.

Hör', was mich auf vom Lager schreckte,
Und sag', ob Agamemnon schlafen darf.
Du weißt, wie wir mit windgeschwellten Segeln
Von allen Küsten Griechenlands hieher
Zusammeneilten. Unf're Herzen schwellte
Kampflust und Zorn; Vereint mit seinem Brausen
Trug unser Kriegsgeschrei das Meer hinüber
Nach Troja's Küste. Plötzlich, — wunderbar,
Entschlief der Wind, die Segel hingen schlaff,
Die Fluth erstarrte träg, dem Ruder sich
Versagend, bange Furcht ergriff die Herzen;
Ein schlimmes Zeichen war's: Die Götter zürnten.
Da wandt' ich meinen Blick der Gottheit zu,
Die hier vor Allen zitternd wird verehrt.
Mit Nestor, mit Ulyß und Menelaos
Bracht' ich im Tempel dar der Artemis
In mitternächt'ger Stund' ein heimlich Opfer,
Sie bittend, unsrer Noth das Lösungswort
Zu nennen, — heiligen Befehl uns Allen. —
Was sie gesprochen durch des Priesters Mund,
Arkas, das hört mein Ohr zu jeder Stunde;
Auch Jene hörten, wie es dumpf erklang:
„Die Ihr fragt, Euch sei verkündigt:
„Eh ich Euch zur Fahrt entsende,
„Opfert durch des Priesters Hände,
„Daß der Götter Zorn sich wende,
„Blut vom Blute, das gesündigt;
„Blut vom Blut der Helena,
„Opfert Iphigenia!"

Arkas.

Die eigene Tochter!

Agamemnon.

In den Adern fühlt' ich
Das Blut zu Eis erstarren; — sprachlos stand ich,
Bis mir vom Herzen heiße Zornesgluth

Den Feuerstrom durch alle Glieder jagte:
Den Göttern flucht' ich, vor dem flammenden
Altar der Artemis gelobt' ich, nimmer
Ihr zu gehorchen, ihr zu trotzen. Fühlt' ich
Für meine Tochter doch den Göttern mich
Gewachsen. O, hätt' ich, sie fürchtend, damals
Dem Rachezug entsagt, das Heer entlassen!
Doch da stand neben mir Ulyß der Schlaue,
Mich billigend, mitfühlend Schmerz und Zorn.
Dann, da die Ruhe mir zurückgekehrt,
Sprach er mit Thränen mir von Ehr' und Heimat,
Von diesen Völkern, diesen Kön'gen allen,
Die folgsam meinem Ruf hieher geeilt, —
Von Asien's Herrschaft, die durch meine Hände
Den Griechen sei beschieden, — Alles, Alles,
Verloren nun — geopfert einem Kinde!
Auch ich; — ein König ohne Ruhm und Thaten,
Heimkehren müßt' ich, altern, niedersteigen
Ins Schattenreich, --- auch da ein Namenloser!
Arkas, er kannte wohl mein Herz, das schwach
Und stolz, an Macht und Größe fest sich klammert.
Entsagen sollt' ich dem gewalt'gen Namen
Des Königs aller Könige, des Ersten
Der Griechen; das die Götter meinen Händen
Vertrauten, meines Lebens Zweck und Inhalt,
Das große Werk, ich sollt' es nicht vollenden!
So dehnten qualvoll sich die Tage, schlaflos
Die langen Nächte; wenn mir je der Schlummer
Die Augenlider streifte, zeigt' er mir
Die Götter, die mein Trotz herausgefordert,
Mit lächelnder Verachtung mich bestrafend;
Dann in erhob'ner Hand den Blitzstrahl schwingend,
Bereit, uns Alle, Alle zu verderben.
Ich unterlag — den Göttern und Ulyß,
Der dem Verzweifelnden den Todesspruch
Erpreßte, der unwürd'ge Ränke mich
Gelehrt, die Tochter aus der Mutter Armen
Zu reißen, ihrem Vater — ihrem Mörder
Sie zuzuführen. Ihren Namen mußte,
Den Vorwand mußte uns die Liebe leih'n.
Ich schrieb nach Argos, sie zu mir entbietend:
Daß vor der Fahrt nach Troja noch, getrieben
Von heißer Sehnsucht, sie Achill begehrte
Zu sehn, zu seiner Gattin sie zu machen.

Arkas.

Hast Du den Zorn des Helden nicht gefürchtet?
Hast Du gewähnt, er würd' es schweigend dulden,

Daß Menschen- oder Götterhand die ihm
Verlobte ihm entreiße? Daß sein Name
In's Netz sie locke? Hütet Euch! Achill
Ist götterstark, so auch sind Recht und Liebe!

Agamemnon.

Achill war fern, Du weißt, sein Vater rief ihn
Zurück, des mächt'gen Feindes Einbruch fürchtend.
Bis er den Gegner schlug, und Peleus Herrschaft
Gesichert, glaubten wir vollbracht das Opfer. —
Wer hemmt den Strom in seinem Lauf? Achill
Flog stürmend hin, errang den Sieg im Fluge,
Und kehrte, fast noch eh' das Ohr die Kunde
Erreichte, heim in's Lager, — gestern Nacht.
Doch denk' ich nicht an ihn, — die Tochter ist's,
Die mich nicht ruh'n läßt; kommen seh' ich sie,
Sorglos und freudig, ihren Vater segnend!
O meine Tochter! Iphigenia!
Nicht das allein, daß sie mein Kind, nicht nur
Erbarmt mich ihre Schönheit, ihre Jugend,
Ihr junges Glück, — Arkas, mehr als mein Leben
Lieb' ich dies Kind; und sie, die Liebliche,
Geschmückt mit jeder Tugend, sanft, gehorsam
Der Pflicht und ihrem Vater, — ohne Schwanken
Und ohne Grenzen, mit tiefsinniger
Verehrung mich umfassend. — Hatt' ich doch
Das höchste Los im Herzen ihr versprochen!
Nicht mag ich's glauben, daß gerechte Götter
Solch unnatürlich blutig Opfer fordern!
Nur Prüfung war's; — Ihr würdet selbst mich strafen,
Vollbrächt' ich, — was Ihr nimmer schauen dürft.
Dich wählt' ich zum Vertrauten, Arkas; Eifer
Und Vorsicht brauch' ich. Hat die Königin
Doch schon in Sparta Deine Treu' erprobt,
Und aus der Heimat bist Du ihr gefolgt;
Auch mir nun treu ergeben, — Freund und Diener.
Nimm diesen Brief und eile fort, den Weg
Der nach Mykene führt, verfolgend, — eile
Der Königin entgegen; siehst Du sie,
Tritt in den Weg ihr, halte sie zurück
Mit dem Befehl, den ihr dies Blatt verkündet.
Verfehle nicht den Weg, — nimm kund'ge Führer!
Hat meiner Tochter Fuß das Lager einmal
Betreten, wird sie's lebend nicht verlassen,
Denn Kalchas lauert schon, sie zu empfangen.
Die Thränen heißt er schweigen, reden läßt er
Die Götter, — ihre Zornesstimme nur
Wird das bestürzte Volk vernehmen: Sie auch,

Die meine Macht verdrießt, die Eifersücht'gen,
Sie sind im Bund mit ihm, die Herrschaft werden
Sie fordern — wenn ihr Leben ich verweig're.
Auf, rette vor den Göttern sie, — vor mir!
Doch — wahre mein Geheimniß; daß sie niemals
Erfahre, welch ein Los der Vater ihr
Bereitet, — daß sie meine Tochter bleibe!
Erspare mir in Klytaemnestra's Augen
Zu lesen, was ich selbst nur schaudernd denke;
Bestätige, was ich berichtet, — sag' ihr,
Es sei Achill, der seinen Wunsch und Willen
Geändert, — zögernd wollt' er nach der Heimkehr
Von Troja erst sein Ehebündniß schließen.
Erwähne auch, daß ein Gerücht verbreite:
Die Jungfrau, die in Lesbos er gefangen,
Und meiner Tochter zugesandt nach Argos,
Sei dieses Zögerns, — dieser Kälte Grund.
Mehr nicht — die Wahrheit nie — darf sie erfahren.
Jetzt fort! Der Tag bricht an, und Schritte nah'n.

(Er schlägt den Vorhang des Zeltes auseinander.)

Es ist Achill, der kommt. — und ach! mit ihm
Ulyß! Entzieh' Dich seinem Blick, — enteile!

(Arkas ab.)

Zweite Scene.

Agamemnon, Achill, Ulyß.

Agamemnon.

So schnell zurück, Achill? Hat Dir die Göttin
Des Sieges ihre Flügel auch geliehen,
Nach Aulis Dich zurückzutragen? War es
Ein Vorspiel künft'ger Thaten nur, dem Du
Die Zeit kaum gönnst? Thessalien rückerobert,
Beschwichtigt, — Lesbos ohne Hilfe fast
Genommen und verwüstet, — Andern wär' es
Ein Ruhmesdenkmal für ein ganzes Leben;
Ein Spiel ist's für die Mußezeit Achill's!

Achill.

Sprich nicht von so armsel'gen Thaten, König!
Und möge bald ein andres Kampffeld sich
Eröffnen meinem Wunsch, den höchsten Preis
Mir zu verdienen, — den Du mir versprochen.
Doch sag', was darf ich glauben? Eine Nachricht
Erfuhr ich, die mich, staunend, hoch beglückt:
Ist's wahr, daß meinem heißen Wunsch Gewährung

Schon wird, eh' er zur Hoffnung sich entfaltet?
Naht mir das holde Glück, und winkt mir lächelnd
Aus Iphigenia's Augen, die hieher
Zur Feier der Vermählung Du beschieden?

Agamemnon.

Wer sagt das? Meine Tochter? Hier in Aulis?

Achill.

Warum erschreckt das Wort Dich, Agamemnon?

Agamemnon (zu Ulyß leise).

Weiß er von unsrer unheilvollen List?

Ulyß.

Achill! Mit Recht bestürzt ist Agamemnon.
Kannst Du vergessen, welches Unheil uns
Bedroht, — und von Vermählung magst Du reden,
Da das erstarrte Meer, der ehrne Himmel
Ganz Griechenland entsetzt, und täglich Krankheit
Das Heer vermindert? Blut, das beste Blut
Vielleicht muß fließen, um den Zorn der Götter
Uns zu versöhnen, und Achill allein
Hört nichts, sieht nichts, als seine Liebeshoffnung?
Will er die allgemeine Noth verspotten?
Und soll der Griechen Haupt, die Schicksalsgötter
Erzürnend, jetzt Vermählungsfeste feiern?
Liebt so Achill die Heimat? Ihre Leiden,
Betrauert er sie so?

Achill

Vor Troja's Mauern
Wird Griechenland erfahren, ob Ulyß
Die Heimat mehr liebt, ob Achill. Du magst
Bis dahin Deinem Eifer Worte leih'n,
Für sie Gelübde thun, auf den Altären
Opfer und Weihrauch streu'n und Blut vergießen;
Auch in der Opferthiere Eingeweiden
Abhilf' und Grund der Meeresstille suchen; —
Ich halte Kalchas solchem Werk genügend,
Und weiß nicht, wie mein Ehebund die Götter
Erzürnen sollte! Schnell genug wohl stellt' ich
Mich wieder an der Meinen Spitze. Rollt doch
Das Blut zu heiß durch meine Adern, kann doch
Achill nicht müßig sein; er trüg' es nicht,
Daß eines Andern Fuß den Boden Troja's
Vor ihm beträte.

Agamemnon.

O, Ihr Himmlischen,
Muß solchen Helden Euer Neid den Weg
Nach Asiens Küsten wehren, darf ich nur
So edle Gluth anflenchten sehn, um dann —
Mit Schmerz sie auszulöschen?

Ulyß.

Agamemnon!

Achill.

Seltsame Worte sprichst Du!

Agamemnon.

Ich verkünde
Nur die Nothwendigkeit, — ihr müßt Ihr weichen.
Zu lang' schon täuscht uns leere Hoffnung. Feindlich
Versagen uns die Götter Wind und Meer,
Sie schützen Troja, Sie verbieten uns
Durch Spruch und Zeichen, uns den Weg zu bahnen.

Achill.

Ich weiß von Zeichen nichts, von Zorn und Sprüchen!

Agamemnon.

So solltest Du nicht wissen, was Dir selbst
Verkündet wurde? Wissen's Alle doch:
Daß Troja's Untergang wir Dir allein
Verdanken würden; doch daß dann Dein Grab
Dir unter ihren Mauern ist beschieden,
Daß lang und glücklich Dir der Lebensfaden
Gesponnen würde, nur wenn Troja Du
Betrittst, — wird ihn die Parze jäh zerschneiden.

Achill.

Und Du? Du willst, daß all' die Griechenkön'ge,
Für Deines Bruders Rache hier versammelt,
Mit ew'ger Schmach beladen heim sich wenden?
Daß Paris, frech in Helena's Besitz
Sich brüstend, sie, die Schwester Klytaemnestra's
Behalte, Euch verhöhnend?

Agamemnon.

Geh! Sie höhnen
Uns nicht mehr. Schon gestraft hat sie Achill!
Ihr Lesbos ist verwüstet, mit Entsetzen
Ist Aegeus' Meer erfüllt. Die flammende

Verheerung leuchtete bis Troja; Trümmer
Und Leichen trieb die Fluth in ihre Häfen;
Und mehr noch, — eine Helena beweinen
Auch sie; — die Jungfrau, die gefangen Du
Nach Argos schicktest, eine selt'ne Schönheit,
Sagt man, birgt ein Geheimniß, das der Adel
Des Wesens, das ihr Schweigen selbst verräth.
Man glaubt sie edlen Blutes, Königstochter.

Achill.

Du sprichst, — wie Du sonst nicht zu denken pflegtest,
O Agamemnon. Zu durchdringen suchst Du
Der Götter Heimlichkeit, und ihre Sprüche
Zu lesen? Mir gefällt's nicht! Sollt' ich gar
Auf leere Drohung lauschen, statt der Ehre
Zu folgen, die mit Dir mein Haupt erwartet?
Wohl weiß ich, daß die Parzen meiner Mutter,
Als sie, die Göttin, sich dem Sterblichen
Vermählt, vorausgesagt des Sohnes Schicksal:
Ein ruhmlos langes Leben kann ich wählen, —
Und kurz gemess'ne Frist, doch ew'gen Ruhm.
Nun, — sterblich bin ich, doch da Götterblut
In meinen Adern fließt, will ich's nicht sparen,
Nicht bei dem Erdenvater thatlos altern,
Ein Erdensohn, der Erde meinen Leib,
Den Göttern nichts, nichts ferner Nachwelt lassend.
Kein Hinderniß und kein Bedenken mehr!
Die Ehre spricht! Sie sei Achill's Orakel!
Wohl liegt das Leben in der Götter Händen,
In unser'er eig'nen Hand liegt unser Ruhm.
Auf, Agamemnon, laß die Götter walten,
Und würfeln laß das Schicksal! Eilen wir
Sorglos dahin, wo uns Unsterblichkeit,
Wo Göttergleichheit winkt. — In Troja ist's, —
Und dahin geht mein Weg. Mag dort der Tod mir
Beschieden sein, — ich fordre nur den Wind,
Der hin mich führt. Müßt' ich's allein belagern,
Mit meiner Schaar und mit Patroklus wollt' ich's
Erstürmen. — Doch nicht so! Dir ward versprochen
Der große Sieg. Nur meinen Theil verlang' ich
O König: Dir zu folgen, Dir zu helfen.
Dir opfr' ich Wunsch und Bitte, der Geliebten
Mich zu vermählen; keinen Tag entfern' ich
Von dieser Küste mich; entflammen muß ich
Der Krieger Muth, — und Dich, o Agamemnon,
Will ich dem schlauen Rath der Zögernden,
Der Zagenden allein nicht überlassen.

(Achill ab.)

Dritte Scene.

Agamemnon, Ulyß.

Ulyß.

Du hörst es, Agamemnon: welchen Preis
Es koste, — seinen Weg will er verfolgen,
Sein Ziel erreichen. Seine Liebe selbst,
Die wir gefürchtet, wird in unſ'rer Hand
Zur Waffe gegen ihn.

Agamemnon.

Weh mir!

Ulyß.

Wie soll ich
Den Seufzer deuten? Murrt es immer noch,
Dies schwache Blut? Soll über Griechenlands
Geschick das weiche Vaterherz entscheiden?
Du hast zur Rettung Aller Deine Tochter
Versprochen; Deinem Wort vertrau'n die Fürsten.
Auf Agamemnon's Wort vertraute Kalchas,
Als er den Griechen, die um Rath und Hilfe
Die hehre Artemis anflehten, Rettung
Und günst'ger Winde Wiederkehr versprochen.
Glaubst Du, daß Kalchas schweigen wird, wenn nun
Die Götter sein Versprechen nicht erfüllen?
Anklagen wird er Dich: Das Sühneopfer
Das Du versagst, wird zu gerechtem Zorn
Das ganze Heer entflammen. Zwing' es nicht,
Zu wählen zwischen Dir und seinen Göttern.
Und, denk zurück — wars nicht Dein mahnend Wort,
Das uns nach Ilium den Weg gezeigt?
Warst Du es nicht, der an den Königshöfen
In jedem Land den Eidschwur eingefordert,
Den Helena's Bewerber einst gethan?
Als Alle, auch Dein Bruder, sie zur Gattin
Von Tyndaros begehrten, ihrem Vater,
Da schwuren wir, uns seiner Wahl zu fügen,
Die Rechte des Erwählten zu beschützen,
Und den, der sie verletzte, mit dem Tode
Zu strafen. Hielt sich Jeder doch, verblendet
Von Lieb' und ihrer Zauberschönheit, sicher
Der Wahl, die Menelaos traf. — Die Zeit,
Die Liebe schwand; wer dachte noch des Schwur's?
Da kamst Du, neuen, heil'gen Liebesbanden,
Dem Arm der Gattin und den zarten Kindern

Uns zu entreißen. Aus den fernsten Landen
Sind wir gekommen, unser Wort zu lösen.
Nur Eurer Rache denkend, Dich verehrend
Als unser Haupt, sind wir, Dir gleich an Macht
Und Würde, Könige wie Du, bereit,
Für Dich den letzten Tropfen Blut zu opfern.
Und Du — Du, Agamemnon weigerst Dich
Zu siegen, magst mit Deinem eig'nen Blut
Nicht eine Welt von Glanz und Ruhm erkaufen,
Und riefst die Griechen, — um sie heim zu schicken?

Agamemnon.

Ja ja, Ulyß, Du redest gut, Du trägst
Auf Deinem Herzen nicht, — was mich zermalmt.
Du findest hohen Schwung und schöne Worte. —
Sähst Du gleich mir, mit weißer Opferbinde
Geschmückt, dem Tempel Deinen Sohn sich nahen,
Den zarten Telemach, — da schmölz' auch Dir
In Thränen wohl die schön gefügte Rede;
Empfunden würdest Du denselben Schmerz,
Denselben Drang, Dich zwischen ihn und Kalchas
Zu werfen, kost' es Ehr' und Seel' und Leben!
Du weißt, ich gab mein Wort, — ich will es halten;
Wenn meine Tochter kommt, — so nehmt ihr Leben!
Doch wenn in Argos sie ein Zeichen warnt,
Wenn auf der Fahrt ein Unfall ihr begegnet, —
Wie wohl den Fuß des Wandernden ein Dornstrauch
Zurück vom Abgrund hält, o, dann erlaubt mir,
Daß ich dies Zeichen deuten darf, die Hände
Hülfreicher Götter mit der Seel' erfassend.
Du gabst den unheilvollen Rath, Ulyß,
Und Du — —

Vierte Scene.

Agamemnon, Ulyß, Eurybates.

Eurybates.

Mein königlicher Herr —

Agamemnon (leise).

Was bringt er?

Eurybates.

Die Königin, der ich vorausgeeilt,
Ist nah', und wird das Lager bald erreichen.
Die Tochter führt sie in des Vaters Arme.
Sie war verirrt vom rechten Weg, getäuscht

Durch wald'ge Höh'n, die ihrem Blick das Lager
Verdeckten; nur durch dunkle Bergesschluchten
Hat uns ein Weg zuletzt zum Ziel geführt.

Agamemnon (für sich).

Unrettbar!

Eurybates.

Mit sich bringt die Königin
Auch Eriphyle, die Achill gefangen
Von Lesbos sandte. Kalchas will sie fragen
Um Heimat und Geschlecht, die sie nicht kennt,
Und um ihr Schicksal. Schon mit lautem Zuruf
Begrüßt der Krieger Schaar die holden Frauen;
Mit Wünschen für ihr Heil die Königin
Umringend, forschend nach dem Zweck der Reise, —
Entzückt bekennend, daß wie Du gesegnet
Kein König sei, kein Vater, kein Gemahl.

Agamemnon.

Genug, — nicht weiter! Laß uns, Eurybates.

Fünfte Scene.

Agamemnon, Ulyß.

Agamemnon.

So brecht Ihr, — Eure Rache zu genießen, —
Der Menschenklugheit künstliches Getriebe,
Ihr Himmlischen! O dürft' ich meinen Schmerz
In lauter Klag', in heißer Thränenfluth
Ausströmen! Armer König Agamemnon!
Uns spricht der Götter Mund das Todesurtheil, —
Auf uns gerichtet sind der Menschen Augen, —
Und ohne Zucken müssen wir's vernehmen.

Ulyß.

Ich bin auch Vater, Agamemnon, bin
Ein schwacher Vater. Sieh mich an, — es blutet
Mein Herz, und Thränen füllen mir die Augen,
Für Dich, — mit Dir, — in Deiner Qual erbebend.
Doch unabwendbar ist's, und Deine Liebe
Ist machtlos. Kalchas weiß, sein Opfer naht, —
Und kommen wird er, laut vor allem Volk
Es zu verlangen, wenn Du's ihm verweigerst.
Wir sind allein; o weine Agamemnon, —
O, wein' um Deine Lieb', um Deine Hoffnung!
Dann, wenn Du kannst, erhebe Herz und Auge,
Sieh' was Dir von den Göttern Iphigenia

Erwirkt! Aufschäumt von unsrer Ruder Schlägen
Der Hellespont, zum Himmel loht die Flamme
Von Troja's Königsburg. In Sklavenketten
Sieht Dir zu Füßen Priamos sein Volk,
Und Helena folgt Menelaos Spuren.
Und dann blick' auf! Die Schiffe kehren wieder
Nach Aulis. Mast und Schnabel sind und Ruder
Bekränzt mit Blumen. Hellauf tönt das Jauchzen
In's uralt ew'ge Meergebraus, — und leise,
Am Steuer lehnend singt der Schiffer schon
Das erste Lied von unsrer Thaten Sange,
Der jedes Land durchklingt und alle Zeiten!

Agamemnon.

Ulyß, ich kann nichts denken, — nichts empfinden
Als meine Menschenohnmacht. Weichen muß ich
Den Göttern, die unschuldig Blut begehren!
Sei ruhig — geh! Das Opfer soll Euch werden;
Nur seid barmherzig: sorgt, daß Kalchas schweige,
Helft mir das gräßliche Geheimniß wahren, —
Helft vom Altar die Mutter fern zu halten.

Zweiter Act.

Erste Scene.

Eriphyle, Doris.

Eriphyle (hereintretend).

Komm, — laß sie frei die ersten Grüße tauschen!
Sie heißt ein Vater, ein Gemahl willkommen,
Ihr Glück entzieht sich gern wohl meinen Blicken,
So will auch meine Trauer einsam sein.

Doris.

Warum doch, Eriphyle reizest Du
Zu neuen Thränen stets den alten Schmerz?
Wohl weiß ich, daß dem Auge des Verbannten
Der Himmel nirgend blaut, noch grünt die Erde.
Doch weiß ich auch, daß in den schlimmen Tagen,
Da widerwillig wir dem Sieger folgten
Von Lesbos über's Meer, da Du gefangen,
Geängstigt, dem gefürchteten Eroberer
In's wilde Antlitz sahst, — wie soll ich's sagen?
Du weintest, wie der Frühlingshimmel weint,
So weich, so nah' bereit dem Sonnenlächeln, —
Und jetzt? Sieh, wie Dich Iphigenia

Als Schwester ehrt, mitfühlend, liebend sorgend.
Kaum wäre freundlicher in Troja Dir
Dein Los gefallen. Iphigenia
Begehrtest Du nach Aulis zu begleiten, —
In Aulis bist Du; sag' mir Eriphyle,
Was zur Verzweiflung Deinen Schmerz gesteigert?

Eriphyle.

Erwartet sie, daß ihres Glückes Zeugin
Die arme Eriphyle sei? Soll etwa
Mein Kummer schwinden, weil auf ihrer Stirn
Die Freude leuchtet, die mein Herz nicht kennt?
Sie ruht geborgen in des Vaters Armen,
Sie ist der stolzen Mutter höchstes Glück, —
Und ich, die heimatlos an fremdem Herde,
Gewiegt von fremdem Arm, einsam des Kindes,
Der Jungfrau Träume wob; ich ward geboren,
Ich lebt', und Vater- nicht noch Mutterlächeln
Hat je mit mildem Strahl auf mir geruht.
Mir selber unbekannt, verdammt mich, niemals
Mich zu erkennen, ein Orakelspruch,
Und sagt mir, daß die Antwort meiner Frage:
Wer bin ich? — sterbend nur ich kann erfahren.

Doris.

Nein, Eriphyle, laß Dir nicht die Hoffnung
Entreißen durch so seltsam dunklen Spruch.
Du weißt, vieldeutig sind und vielgestaltig
Orakelsprüche, — wer erfaßt ihr Wesen?
Was Dir sie künden, gilt es Allen nicht?
Der Tod nur löst des Lebens Räthselfrage,
Vielleicht auch war es spielend so gemeint:
Wenn Du verlierst den angenomm'nen Namen,
Wenn Eriphyle stirbt, wird sie erfahren
Den wahren Namen, Heimat und Geschlecht.

Eriphyle.

Wie kann ich hoffen? Daß ich Eriphyle
Nicht heiße, weiß ich. Deinem Vater nur
War Alles kund. Ihm band ein Schwur die Zunge.
In Troja, sagt' er, würde Rang und Name
Und hohe Ehre mir zu Theil, die Tochter
Der größten Kön'ge würd' ich mich erkennen,
Nach Troja führt er mich, und schon von fern,
Jenseit des Meers, von Lesbos sah ich's glänzen, —
Da kam Achill der Unerbittliche, —
Dem Sturme gleich das arme Land verheerend.
Nur Tod und Blut ließ er zurück. Dein Vater

Lag bei den Andern, todt und stumm für immer.
Sein stiller Mund, der mir von Elternliebe,
Von Ehr' und Heimat süße Worte sprach,
Verkündet Niemand mehr, welch' hohen Stammes
Der Griechin Sklavin ist; mein Blut nur fühlt es.

Doris.

Ja, grausam war und unheilvoll die Hand,
Die Dir der Wahrheit einz'gen Zeugen raubte.
Doch hier ist Kalchas, dem die Heimlichkeit
Der Götter oft in mitternächt'ger Stunde
Sich offenbart, ihm zeigend, was gewesen,
Und was sein wird; er weiß, wer Dir das Leben, —
Und welchen Namen Dir die Eltern gaben.
So fasse Muth! Ist doch auch hier im Lager
Der Griechen starke Freundschaft Dir erstanden;
Wenn Iphigenia sich Achill vermählt,
So wird sie Freiheit, Schutz und Heimatrecht
Für Dich verlangen, — Sie versprach es Dir,
Als erste Gunst, als erste Liebesgabe.

Eriphyle.

Wenn Iphigenia sich Achill vermählt?
Weh mir, — das ist das härt'ste meiner Leiden!

Doris.

Wie redest Du?

Eriphyle.

Du siehst, und bist erstaunt,
Daß meinen Schmerz die Zeit nicht lindern kann, —
Ich staune, daß ich leb' in solcher Qual!
Gefangen, heimatlos und namenlos,
Ich wollt' es tragen; höre mehr: Achill,
Der den Beschützer mir wie Dir geraubt,
Der als Gefang'ne mich mit blut'ger Hand
Entführt von Lesbos, der mit Einem Schlag
Den Vater Dir und Alles mir entriß, —
Er ist das Liebste mir auf dieser Erde!

Doris.

Wie, hör' ich recht?

Eriphyle.

Wohl hofft' ich meine Schwäche
In ew'gen Schweigens Schleier zu verhüllen;
Ich kann's nicht; Einen Schrei muß ich gestatten
Dem Herzen, Einmal nur, und nimmer wieder!
Wie es gekommen, frage nicht; auch klag' ich
Achill nicht an und seine Trostesworte,

Die meinem Unglück galten. Hatt' ich Eros,
Der mir doch unbekannt, so schwer beleidigt,
Daß er mit einem giftgetränkten Pfeil
In's Herz mich traf, die Seele mir verderbend?
Laß mich des Tages Einmal noch gedenken,
Der mich und Dich in Sklavenketten schlug.
Bewußtlos, mit geschloss'nen Augen lag' ich, —
Lang, wohl — in des Entführers starken Armen.
Dem Licht die Augen wieder öffnend sah ich,
Daß eine Hand mich hielt, die Blut befleckte.
Ich zitterte, und mit verhülltem Haupt
Folgt' ich in's Schiff ihm, fürchtend zu begegnen
Dem Blick des Schrecklichen. Da stand er vor mir,
Und rief mit sanfter Stimme meinen Namen!
Ich blickte auf, — und wandte nicht das Auge.
Die Klage schwieg, vergessen war der Zorn,
Die Furcht verschwunden, Jubel nur erfüllte
Das ganze Herz. Dann weint' ich, lang' und glücklich,
Und ging mit ihm und folgte seinem Willen.
Ich lieb' ihn jetzt, wie ich ihn damals liebte,
Nur stärker, wilder; Iphigenia's Hand,
Die tröstend, schützend sie mir dargereicht,
Ergreif ich, selbst von Höllestqual gepeinigt,
Um in's Verderben sie mit mir zu reißen.

Doris.

Sie hassen, sie verderben? Machtlos bist Du!
O Eriphyle, warum bliebst Du nicht
In Argos, solche Qualen Dir ersparend,
Bekämpfend und verbergend Deine Liebe!

Eriphyle.

So wollt' ich's ja, — so wollt es nicht mein Schicksal.
Es trieb mich her, wo das verhaßte Schauspiel
Von Iphigenia's Liebesglück dem Auge
Sich zeigen würd', und eine Stimme hört' ich,
Die mir befahl, mein unheilvolles Dasein
Hieher zu schleppen, daß auf ihre Liebe
Ein dunkler Schatten fiel! O glaub', es war
Nicht Ungeduld, aus Kalchas Mund zu hören
Ursprung und Schicksal. In Achill's Vermählung
Liegt mein Geschick. Schließt er den Ehebund,
So sterb' ich, still, wie ich gelebt; die Flamme
Mag meinen Leib und meine Schmach verzehren,
Nicht such' ich meine Eltern, die um mich
Nur weinen müßten.

Doris.

Agamemnon kommt,
Und mit ihm Iphigenia!

Zweite Scene.

Agamemnon, Iphigenia, Eriphyle, Doris.

Iphigenia.

Wohin eilst Du
So schnell mein Vater? Deiner Iphigenia
Entziehst Du Dich sobald? Du hast nicht einmal
Mich noch geküßt. Der Mutter mußt' ich weichen,
Die freudig Dich zuerst begrüßt, doch nun —
Hast Du nicht einen Augenblick für mich,
Mein Väterchen, für meine Lieb' und Freude?

Agamemnon.

Komm' an mein Herz! Dein Vater liebt Dich, — immer,
O, immer!

Iphigenia.

Ja, das weiß ich. O, das Glück,
Dich wiederseh'n — und so Dich hier erblicken,
In solcher Ehren Glanz! So groß und mächtig!
Wohl hatte das Gerücht uns schon gepriesen
Die Herrlichkeit von Aulis, doch der Anblick
Ist schöner als ein Mund es sagen kann.
Und wie aus jedem Blick, der Dich begrüßt,
Ehrfurcht und Liebe spricht, und ich Dein Kind!
O glücklich, der die Götter Dich zum Vater
Gegeben!

Agamemnon.

Du verdientest, meine Tochter,
Daß auch Dein Vater froh und glücklich wäre.

Iphigenia.

Und bist Du's nicht? Was fehlt Dir? Kann ein Wunsch
Noch höher steigen, Größ'res noch begehren?
Ich glaubte, nicht genug Dankopfer könnt' ich
Den Göttern bringen!

Agamemnon (für sich).

Soll ich's jetzt ihr sagen?

Iphigenia.

Mein Vater, was verbirgst Du mir? Du seufzest,
Und Deine Blicke ruh'n so widerwillig,
So kummervoll auf mir; — war Dir's nicht lieb,
Dein Wille nicht, daß wir nach Aulis kamen?

Agamemnon.

Mein Auge kennt kein lieb'res Bild als Dich;
Doch diese Zeit ruht schwer auf Agamemnon,
Mit Bleigewicht mir jede Freud' erdrückend.

Iphigenia.

Vergiß denn, — nur ein Weilchen — daß Du König
Und Agamemnon bist, — komm, sei mein Vater!
So nah' schon ist der Schmerz der langen Trennung,
So gönne mir ein Stündchen! Sieh nur hier
Die Jungfrau — eine Königstochter auch,
Sagt man, — der ich von Deiner Zärtlichkeit
So viel erzählt, der ich durch Deine Güte
Für mich so viel versprach; ich prahlte fast
Mit meinem Kindesglück, was soll sie denken,
Wenn Du so kalt für Deine Tochter bist?
Versprach ich ihr zu viel? O komm, entwölke
Die Stirn, die dunkel ist, wie Regenhimmel.

Agamemnon.

O, meine Tochter! — —

Iphigenia.

Sprich, o sag' mir Alles!

Agamemnon.

Ich kann's nicht!

Iphigenia.

Wäre der Trojaner doch
Vertilgt vom Erdenrund.

Agamemnon.

Sein Untergang
Wird seinen Siegern Blut — und Thränen kosten!

Iphigenia.

Nur nicht Dein Leben! Schützen das die Götter!

Agamemnon.

Für mich sind alle Götter taub und grausam!

Iphigenia.

Man sagt doch, Kalchas wird sie durch ein Opfer
Erweichen.

Agamemnon.

Weh' uns, Iphigenia,
Wenn ihren Zorn wir nicht vorher versöhnen!

Iphigenia.

Bringt er das Opfer bald?

Agamemnon.

Zu bald!

Iphigenia.

Und werd' ich
Dabei sein dürfen? Auch die Mutter?

Agamemnon.

Ach!

Iphigenia.

Schon wieder seufzest Du, und schweigst?

Agamemnon.

Du wirst
Dabei sein meine Tochter. Lebe wohl!

(Ab.)

Dritte Scene.

Iphigenia, Eriphyle, Doris.

Iphigenia.

Wie sonderbar er ist, — was muß ich denken?
Ich schaud're, weiß doch nicht warum? Ich fürchte
Ein unbekanntes Unheil. Ew'ge Götter,
Ihr wißt, für wen ich zitt're, sorg' und bete!

Eriphyle.

Wie, Iphigenia? Deinen Vater siehst Du
Mit Sorgen überhäuft, und klagst und zitterst,
Weil er Dich nicht wie sonst liebkost und hätschelt?
Wie müßt' ich Arme dann die Luft mit Seufzern
Erfüllen, die vom ersten Tag bis jetzt
Kein Liebeswort aus Elternmund vernommen!

Fehlt Deinem Vater Zeit, mit Dir zu tändeln,
So wird die Mutter liebevoll Dich trösten; —
Genügt auch das noch nicht, so wird Achill
Die Thränen Dir, die leicht erpreßten, trocknen.

Iphigenia.

Ich läugn' es nicht, was ich von Kummer kenne,
Achill könnt' es nicht widersteh'n, — nicht lange.
Ich lieb' ihn, er ist groß, mein Vater will es,
Und mein Gebieter soll er sein; doch sag' mir,
O Eriphyle, wie erklär' ich's nur,
Daß auch Achill, der mich so heiß ersehnte,
Dem auf des Vaters Wunsch die Mutter nun
Mich zuführt, da er selbst hier fest gebunden, —
Wie nur erklär' ich's, daß auch er jetzt säumt?
Ist das die Hast des Liebenden? Ich dachte,
Mit lautem Jubel würd' er mich begrüßen.
Die letzten Tage schon, da Aulis wir
Uns näherten, und da das ew'ge Meer
Vor unsrem Blick erglänzte, sucht' ich ihn
Mit allen Augen. Auf dem Weg nach Aulis
Flog unsern Wagen weit voraus mein Herz;
Was nur die Ferne zeigte, war Achill.
Er kam uns nicht entgegen; fremde Schaaren
Von Kriegern grüßten uns, doch nicht Achill.
Und Agamemnon, traurig und bestürzt,
Vermeidet seinen Namen nur zu nennen.
Wo ist er, wer erklärt mir das Geheimniß?
Werd' ich erkaltet den Geliebten finden,
Wie ich den Vater fand? Und hat der Krieg
Verhärtet alle Herzen, alle Liebe
Getödtet? Nein, ihn darf ich nicht verklagen,
Denn mir zu Lieb' ergiff er nur die Waffen;
Er war allein nicht unter den Bewerbern
Der Helena, ihn band kein Schwur; frei kam er,
Von Allen er nur frei, nur meinem Vater
Zu helfen, — Ehr' und Ruhm und Iphigenia
Sich zu erwerben.

Vierte Scene.

Klytaemnestra, Iphigenia, Eriphyle, Doris.

Klytaemnestra.

Meine Tochter, auf!
Wir kehren heim, wir können länger nicht
Mit Ehren hier verweilen. Nicht mehr staun' ich,
Daß uns Dein Vater kommen sah' bestürzt

Und widerstrebend fast. Befürchten mußt' er,
Daß Du gekränkt, verschmäht, nach Argos müßtest
Heimkehren. Sieh den Brief, den er durch Arkas
Entgegen uns geschickt, der uns verfehlte.
Fort, fort von hier, eh' uns die Schmach erreicht!
Achill ist nicht mehr eilig, hat den Sinn
Geändert, auf die Ehre der Vermählung
Verzichtend, meint er, dazu wäre Zeit,
Wenn er zurück von Troja kehrt.

Eriphyle.

Was hör' ich!

Klytaemnestra.

Erröthen seh' ich Dich und dann erblassen,
Sei stark, o Iphigenia, sei stolz!
Ich war's, die Dir ihn zugeführt in Argos,
Den Sohn der Göttin, den die Fama pries
Als Edelsten der Griechen. So vernimm'
Aus meinem Munde auch, daß er verläugnet
Das edle Blut, dem er entstammt. Er sei
Der letzte aller Menschen Dir. O laß
Uns eilen, brechen wir ein Band, das er
Zu knüpfen säumt. Nicht einen Augenblick
Wähn' er, daß wir auf seine Reue warten.
Verkünden ließ ich Deinem Vater schon,
Was ich beschloß; zur Eile treib' ich nun
Der Diener Schaar, die Roß' und Wagen rüsten.
(Zu Eriphyle.)
Du, fremde Jungfrau, wirst uns nicht begleiten,
Wir gehn und lassen Dich — in guten Händen.
Was Du gewollt in Aulis, was Du suchtest,
Weiß man, — nicht Kalchas war's und sein Orakel.
(Ab.)

Fünfte Scene.

Iphigenia, Eriphyle, Doris.

Iphigenia.

Wie war das, hört' ich recht? Geändert hat
Sein Herz und seinen Wunsch Achill? Und ich,
Ich kehre heim, verachtet und verschmäht?
Und Du? Du suchst nicht Kalchas hier? Wen suchst Du?

Eriphyle.

Nicht mehr als Du versteh' ich solche Reden.

Iphigenia.

O, Du verstehst mich wohl, wenn Du nur willst!
Ein böser Zauber wendet ab das Herz
Des mir bestimmten Gatten, Du verläßt mich
In meinem Unglück! Da Du nicht allein
In Argos bleiben konntest, kannst Du's jetzt
In Aulis?

Eriphyle.

Kam ich doch, um zu befragen
Der Artemis Orakel.

Iphigenia.

Thu' es denn!
Laß Kalchas wissen, daß Du nahst!

Eriphyle.

Du hörtest,
Daß Ihr in dieser Stunde noch zur Fahrt
Euch rüstet.

Iphigenia.

Eine Stunde schließt oft Tod
Und Leben ein, wirft Licht in dunkle Zweifel!
Genug, ich dränge Dich nicht mehr; klar seh' ich,
Was ich zu denken mir verbot. Achill — —
O, wie Ihr wünschen müßt, mich fern zu sehen!

Eriphyle.

Ich sollte Dich verrathen!? Ich, ich sollte
Den Fürchterlichen lieben, den ich immer
Mit Blut bespritzt vor meinen Augen sehe, —
Mit Schwert und Feuer mörderisch verwüstend
Das arme Lesbos!?

Iphigenia.

Ja, Verrätherin,
Du liebst ihn! Diese Schreckensbilder selbst,
Die Du beschreibst, der blutbefleckte Arm, —
Lesbos bedeckt mit Leichen, brennend, rauchend
In Asche noch, mit diesen Zügen grub
Die Liebe in Dein Herz das Bild Achill's.
Du scheutest die Erinnerung nicht, Du sprachst
Mir gern davon, und die entzückte Klage
Ließ einen flücht'gen Blick in Deines Busens
Geheimniß oft mich thun. Doch immer wieder
Gab meinem Aug' die schon entfall'ne Binde

Ein freundliches Vertrau'n zurück: Du liebst ihn!
Was that ich? O verhängnißvoller Irrthum,
Der mich die Nebenbuhlerin als Freundin
Empfangen ließ! Ich liebte sie, verhieß ihr
Des künft'gen Gatten Schutz, und brachte sie
Hieher, den Siegeswagen selbst ihr führend!
Vergeben könnt' ich Dir, daß ich sein Herz
Verlor, und daß Du mir's geraubt, — doch nimmer,
Daß Du mich kommen ließest bis an's letzte
Gestade Griechenlands, wo mich Achill
Erwartet, um mich zu verstoßen. Nimmer!

Eriphyle.

Du gibst mir Namen, Iphigenia,
Die anzuhören man mich nie gelehrt!
Die Götter selbst, die mir doch stets gezürnt,
Vor solchen Namen hatten sie mein Ohr
Geschützt. Verliebter Ungerechtigkeit
Ist Mitleids werth. Was sollt' ich Dir nur sagen,
Das von der Fahrt nach Aulis Dich zurückhielt?
Hast Du gedacht, — und hätt' ich denken können,
Daß eine Jungfrau ohne Rang und Namen
Achill der Tochter Agamemnon's würde
Vorziehn? Mich, die dem Trojer Blut entstammt,
Das zu vergießen er so heiß begehrt?

Iphigenia.

O, das ist grausam! Fühlt' ich nicht genug
Der Wunde Schmerz, mußt Du sie noch vergiften?
Dein armes Los vergleichst Du meinem Glanze,
Daß um so stolzer mir Dein Sieg erscheine.
Frohlocke nicht zu früh! Verhöhne nicht,
Wie Du's gethan, den Namen Agamemnon!
Er ist der Griechen Haupt, er ist mein Vater,
Er liebt mich, meine Schmach ist auch die seine,
Und meine Thränen wird er blutig rächen!
Das also war's, mein Vater! Deiner Tochter
Verbergen wolltest Du, was sie bedroht!
Und ich, die Dich verklagte, Deine Kälte
Dir vorwarf, — Deine Trauer! O, mein Vater!

Sechste Scene.

Achill, Iphigenia, Eriphyle, Doris.

Achill.

Wahr ist's? Dich seh' ich, Iphigenia?
Dem ganzen Heer nicht mocht' ich Glauben schenken.

In Aulis Du? Wie kam's? Was führt Dich her?
Und Agamemnon, warum wollt' er's läugnen?

Iphigenia.

Sei unbesorgt, Achill; Dein Wunsch wird bald
Befriedigt sein. Nicht lang' wird Iphigenia
In Aulis weilen.

(Ab.)

Siebente Scene.

Achill, Eriphyle, Doris.

Achill.

Wach' ich, — ist's kein Traum?
Sie flieht mich! Welcher böse Zauber hält uns
Gefangen?

(Zu Eriphyle.)

Edle Jungfrau, wird Achill
Nicht Deinen Zorn erwecken, Dich befragend?
Erhör' des Gegners Bitte! Ist auch er
Doch freundlich der Gefang'nen stets begegnet;
Du weißt, warum von Argos Klytaemnestra
Die Tochter hergeführt, sag' mir — —

Eriphyle.

Du solltest
Nicht wissen, was sie herführt, der Du selbst
Mit Agamemnon sie nach Aulis riefest?

Achill.

In's Lager kehrt' ich gestern erst zurück,
Und fremd sind Agamemnon's Pläne mir.

Eriphyle.

Hat Deine Hand die seine nicht geführt,
Als er nach Argos schrieb? Hat nicht Dein Herz
Nach Aulis sie gerufen? Liebst Du nicht — — —

Achill.

Ich liebe Iphigenia — jetzt wie immer,
Und zu ihr eilt' ich, wär' ich frei gewesen;
Doch sie, sie flieht mich; hab' ich ein Verbrechen
Begangen? Auch die Andern, auch Ulyß,
Nestor und Kalchas, drangen sie nicht Alle
Mit leeren Gründen auf mich ein? Der Ehre,
Des Ruhmes eingedenk, sollt' ich verzichten
Auf meine Liebe? Was nur spinnen sie
Für Ränk' und Listen? Spottet man Achill's?
Ich muß dies Räthsel lösen.

(Ab.)

Achte Scene.

Eriphyle, Doris.

Eriphyle.

Ew'ge Götter!
Wo soll ich mich und meine Scham verbergen?
O Iphigenia, stolzes Herz, Du klagst,
Du, von Achill geliebt! Und ich muß dulden,
Daß Du siegreich mich noch beschimpfst! Nein, nein,
Noch hast Du nicht gewonnen! Stürme droh'n
Und Wetterwolken über Deinem Haupt. —
Ich bin nicht blind; sie täuschen Iphigenia,
Ihr Spiel verbergen sie Achill, und machtlos
Seufzt Agamemnon! Wenn mit meinem Haß
Sich Götterwille eint, so werd' allein ich
Nicht weinen, ungerächt nicht untergeh'n!

Dritter Act.

Erste Scene.

Agamemnon, Klytaemnestra.

Klytaemnestra.

Ja, mein Gemahl, wir waren schon bereit
Zur Reise, in gerechtem Zorn verlassend
Das Lager und Achill, — daß Berg' und Thäler
Sich dehnen möchten zwischen ihm und uns,
Und in der Heimat Iphigenia
Beweine ihre Schmach und ihren Kummer.
Da sah er uns, erstaunt von unserm Kommen, —
Von unserm Scheiden; mit aufricht'gem Wort,
Mit seiner Augen treuem Blick den Zweifel
Wie durch ein Wunder aus der Seel' uns tilgend.
Er hält uns auf, er dringt auf die Vermählung,
Die falsche Zungen ihm verweigern ließen;
Er sucht Dich, heiß von Lieb und Zorn; bereit,
Zu strafen und zu richten die Verläumder.
Entlaß auch Du den Argwohn jetzt, sei heiter!

Agamemnon.

Wohl Klytaemnestra, trau' dem Wort Achill's!
Auch ich weiß, daß ein Irrthum Dich verblendet;
Dein Glück empfind' ich mit, — so viel ich kann.
Du wünschest jetzt, daß Kalchas sie verbinde;
So sende Deine Tochter zum Altar;

Dort werd' ich sie erwarten. Doch zuvor
Laß mich ein Wort Dir sagen, ohne Zeugen.
Du hast, o Klytaemnestra, Deine Tochter
An einen Ort geführt, der nicht geeignet
Zu festlicher Vermählung ist; hier herrscht
Der Krieg, der Waffenlärm, das wüste Treiben
Des Heers, des Schiffervolks; selbst der Altar
Starrt von Geschoß, von Wurfspieß, Schwert und Schilden.
Es ist ein Schauspiel, wie's Achill geziemt,
Auch der, die eines großen Helden Gattin
Sein wird, — doch keine Königin, wie Du.
Dich dürfen dort die Griechen nicht erblicken, —
Nicht Deiner würdig ist der Ort. So laß
Von Deinen Frau'n begleitet, Iphigenia
Sich zur Vermählung, zum Altar begeben.

Klytaemnestra.

Sprichst Du zu mir? Ich sollte andern Händen
Die Tochter anvertrau'n? Ich hätte sie
Von Argos hergeführt, und sollte nun
Mich weigern, zum Altar sie zu geleiten?
Aus wessen Hand soll denn der Gatte sie
Empfangen, wer die Hochzeitfackel ihr
Entzünden?

Agamemnon.

Wären wir in Atreus' Haus,
Daheim, es wär' Dein Amt; Du bist im Lager —

Klytaemnestra.

In einem Lager, wo nur Du befiehlst!
Hier bist Du aller Griechen Haupt und König,
Hier ruht in Deinen Händen Asien's Schicksal,
Hier wird der Thetis Sohn mich Mutter nennen, —
Könnt' ich in der Paläste stolzestem
Mit größer'm Glanz und würdiger erscheinen?

Agamemnon.

O, bei den Göttern, denen wir entstammen,
Gib meinem Wunsch Gehör, o Klytaemnestra!
Geh' nicht mit ihr!

Klytaemnestra.

Und bei denselben Göttern
Beschwör' ich Dich: Nimm mir die Tochter nicht,
Eh' ich sie an des Gatten Brust gelegt!
Schämst Du Dich mein?

Agamemnon.

Gefällig hofft ich Dich
Zu finden; da den Starrsinn nicht Vernunft,
Nicht Bitte kann erweichen, — so befehl' ich:
Ich will; es wird geschehen!

(Ab.)

Zweite Scene.

Klytaemnestra.

Was soll ich denken,
Daß mich so ungerecht, so ängstlich grausam
Fern vom Altar will Agamemnon halten?
Verblendet ihn der neue Glanz? Wagt er
Mich zu mißachten? Fürchtet er den Griechen
Die Schwester Helena's zu zeigen? Soll ich
Vor ihrer Schmach die Augen niederschlagen,
Die ich zu meiner Tochter Glück und Glanz
So stolz erhob? O meine Tochter! Freude
Erfüllt mein Herz. Heil Dir und Deinem Gatten!
Sieh' da, Achill!

Dritte Scene.

Achill, Klytaemnestra.

Achill.

Mein Eifer, Königin,
Erreichte schnell sein Ziel, der König fordert
Nicht weiter nachzuforschen dem Geschwätz,
Dem leeren, falschen. Meinem Herzen glaubt er
Auch ohne Worte, — reichte mir die Hand,
Und nahm mich an als seiner Tochter Gatten.
Doch, hat er Dir berichtet, welches Heil
Uns Allen Ihr gebracht? Kalchas verkündet,
Daß er in einer Stunde uns den Göttern
Versöhnt, — daß Meer und Wind sich schon bereiten,
Sobald des Opfers Blut auf dem Altar
Geflossen, ihrem Wink gehorsam, uns
Nach Ilium zu tragen. Schon entfalten
Die Segel sich. Die spitzen Schnäbel wendet
Der Schiffer Troja's Küste zu. — Und ich,
Ob auch ein leiser Wunsch im Herzen seufzt,
Daß einen Tag nur später uns die Götter
Gelächelt hätten, ob auch schwer mein Fuß
Sich von der Küste trennt, wo Hymens Fackel

Mir leuchten sollte, froh begrüß' ich doch
Den Augenblick, der mich zum Waffenbruder
Des großen Agamemnon macht, mit ihm
Die Schande in Trojanerblut zu waschen,
Sie unter Troja's Trümmern zu begraben,
Die an dem Namen klebt, der Iphigenia
Verwandt.

Vierte Scene.

Achill, Klytaemnestra, Iphigenia, Eriphyle, Doris, Aegina.

Achill.

O königliche Jungfrau, sei mir
Gegrüßt zur freud'gen Stunde! Am Altar
Erwartet Dich Dein Vater, und voraus
Eilt Dir Dein Gatte.

Iphigenia.

Einen Augenblick
Verzieh; der König wird mir Nachricht senden,
Wenn Kalchas mich verlangt, — und meine Mutter
Erlaubt mir wohl, von Dir ein Liebeszeichen
Mir zu erbitten, wie ich es versprochen.
Sieh hier, Achill, ein armes Fürstenkind,
So edel ihre Stirn, so schwer von Thränen
Die Augen; ihre Leiden kennst Du, — hast Du
Sie doch bereitet, — ach, und ich, von Zorn
Verblendet, mußte noch ihr Leid vermehren. —
Verletzt hab' ich die Ehrfurcht, die dem Unglück
Wir schuldig sind. Ich kann's ihr nicht vergüten.
Auf Dich Achill, leg' ich auch meine Schuld;
Nur bitten kann ich Dich, daß Du sie tilgest
Mit Deiner eig'nen. Deine Fesseln trägt sie,
Befiehl, daß sie von ihren Händen fallen.
Gewähr' ihr Schutz; erlaub' ihr zu verweilen,
Zu geh'n, wohin ihr Herz sie treibt. Entlaß sie
Mit königlichen Gaben. Zeig' es Allen,
Daß Du nicht schrecken nur, daß, gleich den Göttern,
Du auch beglücken kannst, — daß auch den Feinden
Du gütig bist, — wenn Iphigenia bittet.

Eriphyle.

Ja, Held Achill, von meinen Schmerzen nimm
Den größten mir. In Lesbos gab der Krieg
In Deine Hände mich, doch nimmer trag' ich
Die Qual, die jetzt in Aulis ich erdulde!

Achill.

Von welchen Qualen sprichst Du?

Eriphyle.

Fordert Ihr,
Daß meine Augen seh'n, — was Jeder haßt:
Das Glück der Feinde? Soll an meine Ohren
Das wilde Kriegsgeschrei des Heeres dringen,
Troja bedrohend? Ist die Hochzeitfackel
In Eurer Hand verheerend Feuer nicht
Für Troja's Königsburg? Ihr wißt, ich war
Glücklos und heimatlos und einsam immer;
Das ist die Hälfte meines Leid's, — die and're
Laßt mich verbergen.

Achill.

Zu viel Worte schon
Verschwendest Du. Auf, folg' uns zum Altar!
Frei sollst Du sein vor aller Griechen Augen.
Achill ist glücklich, — frei und glücklich sei
Wer ihm begegnet!

Fünfte Scene.

Die Vorigen, Arkas.

Arkas.

Die Feier soll beginnen, Königin;
Im Tempel wartet Agamemnon schon
Der Tochter; sie geleiten will ich, — nein,
Nein, nein! Achill, anflehen will ich Dich:
Laß sie nicht geh'n!

Achill.

Arkas, wie redest Du?

Klytaemnestra.

Was wird er uns verkünden?

Arkas.

Du allein
Kannst sie vertheidigen.

Achill.

Gegen wen?

Arkas.

O Schmerz,
Den Namen Euch zu nennen! Wahrt' ich doch,
Was er mir anvertraut, — ich kann's nicht länger!
Bereit liegt Bind' und Messer; Holz und Reiser
Auf dem Altar geschichtet, warten schon
Der Flamme. Sollte mich das Messer treffen, —
Ich kann nicht länger schweigen!

Klytaemnestra.

Zittr' ich doch, —
Sprich grad' heraus.

Achill.

Was es auch sei, sprich muthig
Und fürchte Niemand!

Arkas.

Du, ihr künft'ger Gatte,
Du, ihre Mutter — hütet Iphigenia,
Schickt sie dem Vater nicht.

Klytaemnestra.

Warum ihn fürchten?

Arkas.

Er wartet am Altar, um sie zu opfern!

Achill.

Er?

Klytaemnestra.

Seine Tochter?

Iphigenia.

Nein, — o nein! mein Vater?

Eriphyle (für sich).

O wunderbare Nachricht!

Achill.

Packt ihn Wahnsinn?
Wie könnt' er gegen seine Tochter sonst
Die Hand erheben?

Arkas.

O, wer zweifeln könnte!
Hört nur: Der Artemis Orakel fordert

Durch Kalchas sie; nur sie, kein and'res Opfer
Kann uns die Himmlischen versöhnen, sie nur
Gibt günst'ge Winde uns und Troja's Fall.

Klytaemnestra.

Die Götter sollten Kindesmord verlangen?

Iphigenia.

Was that ich denn? — Wodurch erzürnt' ich sie?

Klytaemnestra.

Deßhalb sollt' ich allein die Tochter senden!

Iphigenia (zu Achill).

Weh mir! So wollen sie mich Dir vermählen!

Klytaemnestra (kniet vor Achill).

Dein Knie umfaß' ich; Sohn der Thetis, — rette!

Achill (will sie aufheben).

O Königin!

Klytaemnestra.

Vergiß die Königin!
Hier ist nur eine Mutter! Nimm mein Herzblut, —
Denn Thränen hab' ich nicht, Dich zu erweichen!
Die Mutter darf vor Dir im Staub sich winden;
Die gold'ne Krone werf' ich hin, o rette
Mein Kind mir, rette Iphigenia!
Die Gattin ist's, die Dir bestimmt, die Gattin,
Die ich für Dich zu unheilvoller Stunde
Hiehergeführt nach Aulis Strand. Dein Name
Rief sie zum Tode! Soll sie jetzt geschmückt
Zur Feier der Vermählung, am Altar
Als Sühneopfer fallen? Du allein,
Du bist ihr Gatte, Vater, Schutz und Gottheit! —
In Deinen Zügen les' ich Zorn und Schmerz,
Und bin beruhigt. Ja, bei Deinem Gatten
Darf ich Dich lassen, Iphigenia,
In Deinem Schutz, Achill! Zu Agamemnon,
Der Gatte einst und Vater — uns gewesen,
Eil' ich: die Löwin soll er kennen lernen,
Die wuthentbrannte. Mög' ein Opfer Kalchas
Sich wählen — Klytaemnestra, wenn er will,
Doch nimmer, nimmer Iphigenia!

(Ab. — Eriphyle, Aegina und Doris folgen.)

Sechste Scene.

Achill, Iphigenia.

Achill.

Noch steh' ich unbeweglich, — stumm. Bin ich's,
Zu dem sie sprach, und kennt sie so Achill?
Zu Füßen fällt mir eine Königin?
Für Dich ruft eine Mutter in Verzweiflung
Mich an? Beleidigt ungerecht mein Herz,
Als müßten Fleh'n und Thränen es erweichen
Für Dich! Wem bist Du lieber, als Achill?
Mein ist Dein Leben, nimmer ließ ich noch
Mir nehmen, was mein eigen. Schützen werd' ich
Und rächen — Dich und mich. Mein Name ward
Mißbraucht — und gegen Dich!

Iphigenia.

Hör' mich Achill!
O, zürne nicht!

Achill.

Soll der Verräther mich
Beleid'gen ungestraft? Der Erste bin ich
Zu ihm geeilt, des Bruders Schmach zu rächen;
Der Erste hab' ich ihm von zwanzig Kön'gen
Gehuldigt; Alle folgten, wo Achill
Voranging; nichts hab' ich von ihm verlangt
Als Preis für meinen Arm, der ihm den Sieg
Erkämpfen wird, und Rache, Ruhm und Schätze; —
Ich wollte nichts als Dich, die mir versprochen!
Und jetzt? Eidbrüchig, grausam, wild zerreißend
Des Bluts, der Freundschaft Bande, will er opfern
Der Göttin am Altar, was mir gehört?
Zu freudiger Vermählung rief er Dich,
Daß meine Hand zum Tode Dich geleite,
Die Hand des Gatten nicht, des Henkersknechtes!
Und hätt' ich länger Einen Tag geweilt,
Nur wenig Stunden, ohne Rettung gingst Du
Zum Heiligthume, zum Tode, mit den Augen
Mich suchend — bis zum letzten Hauch vergebens!
Im Angesicht der Griechen, mit den Waffen
Soll er mir Rede steh'n; — mit meinem Namen,
Mit meiner Seele trieb er falsches Spiel,
Er soll erfahren, wer es ist, den er
Verachtet. Wehre Du nicht meinem Zorn!

Iphigenia.

Wenn Du mich liebst, Achill, so schenke mir
Als letzte Gunst, als letzte Lebensfreude,
Wie man den Scheidenden wohl eine Blume
Noch reicht: Verzeihung für den Vater! Grausam? —
Blutdürstig? ungerecht? verrätherisch?
Das sind nur Worte, leerer Schall, Achill,
Er ist mein Vater!

Achill.

Deinen Vater find' ich
Nicht mehr. Ich kenne Deinen Mörder nur.

Iphigenia.

Achill, er ist mein Vater, den ich ehre,
Den ich bewundernd liebe, der mir Gutes
Gethan, und jedes Leid von mir gewehrt,
So lang ich lebe, dem so sorglos ich
Den jungen Tag vertraut; wie könnt' ich jetzt
Mich wenden gegen ihn, die Zornesgluth
In Deiner Brust durch meinen Groll entfachend?
Mir schlägst Du Wunden, wenn Du hart und grausam
Ihn schiltst, — Du kennst ihn nicht; ich aber weiß:
Zu retten war ich nicht, wenn Agamemnon
Mich nicht gerettet. Sah ich Thränen nicht
In seinen Augen? Sah ich Schmerz und Kummer
Nicht seine Stirn verdunkeln? Ach, und seh' ich
Nicht seine Seel' in Todesqual sich winden?
Laß ihn Dir heilig sein, der mich betrauert!

Achill.

Was muß ich hören? Von Gefahr umgeben,
Bedroht vom nahen Tod, ist er's allein,
Für den Du zitterst? Opfern will er Dich,
Dein — Vater? Seiner — Vatersorge werf' ich
Mich in den Weg, mit meinem heißen Blut,
Und sein nur denkst Du? Daß ihn Niemand kränke?
Du schließest mir den Mund, vertheidigst ihn,
Beklagst ihn, fürchtest mich, um seinetwillen?
Das also war's, was mich so hoch beglückte, —
Das war die Liebe Iphigenia's!

Iphigenia.

So groß und so gewaltig ist Achill,
Und kann nicht lesen? Nicht mein kindisch Herz?
Sieh her! Ich bin nicht bleich, ich zitt're nicht,
Auch hab' ich nicht geklagt, als Arkas mir

Den nahen Tod verkündigt. O, warum
Sahst Du nicht, wie zuvor mich wilder Schmerz
Zerriß, als eine Stimme mir ins Ohr
Geflüstert, daß Achill von mir sein Herz
Gewendet, einer Andern zu? Du wüßtest
Dann, welchen Tod allein ich fürchte, — den nicht,
Den Kalchas gibt; Du wüßtest, was mein Leben
So schön gemacht, daß nun die Götter zürnen,
Die nimmer dulden, daß ein Erdenlos
Hinein in ihre sel'gen Himmel rage.

Achill.

Ich halte Dich, ich will Dich nicht verlieren!

Siebente Scene.

Klytaemnestra, Iphigenia, Achill, Aegina.

Klytaemnestra.

Umsonst! Verloren Alles, wenn nicht Du
Uns rettest. Agamemnon weicht mir aus,
Er fürchtet mich, er läßt den Eintritt mir
In's Heiligthum verwehren. Seine Schaaren
Sind einer Mauer gleich, an der mein Fleh'n
Machtlos abprallt; er meidet mich, er zittert
Vor meinem Schmerz.

Achill.

So werd' ich Königin,
An Deiner Statt erscheinen. Man verweigert
Achill den Eintritt nicht! Und sprechen wird er!

Iphigenia.

Was thust Du, Mutter? O geh' nicht, Achill!

Achill.

Verlange, was gerecht ist; gegen Dich
Auch müßt' ich kämpfen, gält' es, Dich zu retten.

Klytaemnestra.

Was sinnst Du, meine Tochter?

Iphigenia.

Hilf mir, Mutter,
Halt' ihn zurück, denn er ist außer sich.
Sie dürfen jetzt sich nicht begegnen. Hör' mich
Achill, zu heftig würdest Du ihn reizen,
Denn kühn und ehrlich, wägst Du nicht Dein Wort,

Und streng bewacht sein Ansehn Agamemnon;
Hochfahrend ist er, Atreus echter Sohn.
So laß ihn uns mit sanfter Red' empfangen,
Denn kommen wird er, zweifelt nicht! Mein Zögern
Erträgt er nicht in diesem Augenblick.
Er mag die Mutter seh'n Achill; ihr Leiden
Ist mehr als Tod. Und mir vielleicht legt einer
Der Götter in den Mund das rechte Wort,
Daß ihr um meinen Tod nicht weinen müßt,
Daß mit dem Vater Du nicht feindlich haderst,
Daß ich Euch Alle lieben darf — und leben!

Achill.

Es sei, — wer kann Dir widersteh'n? So sag' ihm,
Was weise ist, was gut, und was gerecht;
Doch sag' es ihm mit starkem Wort: Gilt es
Dein theures Leben, — gilt es auch das seine. —
Für Deinen Dienst im rechten Augenblick
Bereit' ich Alles, Königin; sei ruhig:
Wo die Gefahr, da werd' ich sein. Ich schwör' es,
Daß sie nicht sterben soll, so lang ich athme,
Ob alle Götterssprüche sie verdammen.
Hier steht Achill (auf sein Schwert zeigend), und das ist sein Orakel.

Vierter Act.

Erste Scene.

Eriphyle, Doris.

Doris.

Wie Du nur redest! Wahnsinn muß ich's nennen,
Daß jetzt noch Iphigenia's Schicksal Dir
Beneidenswerth erscheint! In einer Stunde
Steigt sie hinab in's Schattenreich — ein Schatten!
Und niemals sagst Du, war von Eifersucht
Dein Herz erfüllt, wie jetzt? Wer könnt' es glauben?
Statt Mitleid, statt Erbarmen —

Eriphyle.

Niemals sprach ich
Ein wahrer Wort; nie schien ein Los mir größer
Und neidenswerther, keine Lebenshoffnung
So herrlich, wie das Sterben Iphigenia's!
Sahst Du Achill? Sahst Du, was ich gesehen?
Er zittert! Er, vor dem der Stärkste bebt;

Er weint, der keine Thräne je gekannt,
Als die er selbst erpreßte; den man nährte
Mit Löwenblut in zarter Kindheit Tagen, —
Er hat gelernt zu fürchten; Iphigenia
Sah ihn erbleichen, sah dem Aug' entquellen
Der Seele Blut: um sie geweinte Thränen!
Und sie beklagen sollt' ich? Gibt's ein Leid,
Mit dem ich diese Thränen nicht erkaufte?
O könnt' ich selbst in dieser Stunde sterben,
Wie sie, — wie red' ich Thörin? Sterben, sie?
Achill schläft nicht, und sein Erbleichen wird
Er furchtbar rächen. Was sie treffen könnte,
Er wehrt es ab, ihr Schild. O, Du wirst seh'n,
Daß ihr Orakel nur die Himmlischen
Verkündeten, um höher sie zu heben,
Und tiefer mich zu stürzen! Ueberirdisch,
Verklärt soll sie dem Blick Achill's sich zeigen.
Sieh' nur, man sorgt für sie geheimnißvoll,
Der Götter Todesurtheil wird gehüllt
In tiefes Schweigen. Schon geschichtet ist
Der Holzstoß, — welches Opfer zu empfangen?
Das sagt kein Mund dem bang erstaunten Heer.
Sag' mir, erkennst Du nicht das Vaterherz
Das schwankende, an diesen Zeichen? Wird es
Den Sturm ertragen, der es hier erwartet?
Die Leidenschaft der stolzen Königin,
Der Mutter, die ihr Kind vertheidigt, Thränen
In der geliebten Tochter Blick; zerrissen
Die eig'ne Brust von langverhehltem Schmerz;
Und dann Achill, bereit das Heer zu spalten, —
O nein, — zum Schein nur drohten ihr die Götter,
Die Unglückseel'ge bin nur ich — und bleib' es! —
Muß ich es bleiben?

Doris.

Sprich, was sinnst Du Schlimmes?

Eryphyle.

Was hindert mich, daß in gerechtem Zorn
Ich nicht den Götterspruch dem Heer verkünde,
Ihm sage, wie man den Befehl mißachtend,
Den Himmlischen ihr Opfer will versagen?

Doris.

O unheilvoller Plan!

Eriphyle.

O Segensthat!
Siehst Du den Weihrauch sich von den Altären

In Ilium erheben, wenn die Kunde
Troja erreicht: Achill und Agamemnon
Befehden sich, sie wenden gegen sich
Die Waffen, die zu Troja's Untergang
Sie schärften? O könnt' ich dies ganze Heer
Sich morden, sich vernichten seh'n, ein Opfer,
Das Eriphyle ihrer Heimat bringt,
Und ihrer Rache!

Doris.

Du bist außer Dir.
Komm', Klytaemnestra naht; Du mußt sie flieh'n.

Eriphyle.

Sei's denn! Rath halten will ich mit dem Grimm,
Der mich beseelt, und dem die Götter sich
Verbünden.

(Ab mit Doris.)

Zweite Scene.

Klytaemnestra, Aegina.

Klytaemnestra.

Länger trag' ich's nicht, Aegina;
Wenn meine Tochter weinte, wenn sie bebte,
Beruh'gen, schützen könnt ich sie; doch so?
Sie denkt des Vaters nur, entschuldigt ihn,
Sie weint um ihn; auch ich soll noch die Hand
Verehren, die sie trifft. O fester Sinn,
O Kindesliebe, wie belohnt er Euch!
Mit Ungeduld das Messer schon geschärft,
Erwartet sie der Schreckliche; er komme.
Er hole sie, — mich wird er finden! Glaubt er
Vielleicht geheim noch seine Missethat?
Er kommt! Sei ruhig Klytaemnestra, sieh,
Ob er noch Ränke schmiedet.

Dritte Scene.

Agamemnon, Klytaemnestra, Aegina.

Agamemnon.

Du allein hier?
Wie kommt es Klytaemnestra, daß bei Dir
Ich Deine Tochter nicht erblicke? Arkas
War abgesandt, zu mir sie zu geleiten; —
Was zögert sie? Du hieltest sie zurück?

Du fügst Dich meinen Wünschen nicht; kann sie
Nicht ohne Dich das Heiligthum betreten?
Antworte! Sprich!

Klytaemnestra.

Bereit ist meine Tochter.
Doch Du, o Agamemnon, hast Du nichts,
Das Dich zurückhält?

Agamemnon.

Ich?

Klytaemnestra.

Und hast Alles
Mit Lieb' und Sorgfalt würdig vorbereitet?

Agamemnon.

Geschmückt ist der Altar, — bereit ist Kalchas, —
Geschehn ist, was der heil'ge Brauch gebietet.

Klytaemnestra.

Vom Opfer sagst Du nichts, o Agamemnon?
Was wird man opfern?

Agamemnon.

Meine Sorge sei
Das Opfer; warum fragst Du? — — —

Vierte Scene.

Iphigenia, Klytaemnestra, Agamemnon, Aegina.

Klytaemnestra.

Meine Tochter,
Komm, danke Deinem Vater, der Dich liebt:
Er selbst kommt, zum Altar Dich zu geleiten.

Agamemnon.

Wie wild Du sprichst! — Und meine Tochter weint,
Sie flieht mein Auge; — seht mich nicht so an!
Ich trag' es nicht! So hat Arkas gesprochen?
Verrieth er seinen Herrn?

Iphigenia.

Mein lieber Vater,
Sei ruhig! Arkas hat mir nichts gesagt,
Das Dir mein Herz entfremdete. Befiehl,

Und folgen werd' ich Dir, wohin Du willst.
Mein Leben kommt von Dir; Verstellung war
Und List nicht nöthig, es zurück zu fordern.
Du rufst zum Tode, wie Du zur Vermählung
Mich riefest: Sieh, da bin ich, führe mich!
Doch könnt' es anders sein, und dürft' ich lebend
Dich lieben, Dir gehorchen, könntest Du
Dem Mitleid weichen, das der Mutter Thränen
So mächtig fordern — o dann will ich's gern
Bekennen, daß so lieb das Leben mir,
So hell und sonnig, daß ich nicht begehre
Zu schau'n, was drunten ist, daß tausend Fäden
Von Hoffnung, Glück und Lebenslust die Parze
Zerschneidet, wenn so jäh, so nah' der Wiege
Sie Iphigenia's Lebensfaden kürzt.
So nah' der Wiege! Weißt Du's noch, mein Vater?
Ich war die Erste, die mit Kindeslallen
Den Namen Dich gelehrt, die Erste war ich,
Für die als Deine Tochter Du den Göttern
Dankopfer brachtest. O, ich weiß noch gut,
Wie Du mich liebtest, wie Du aller Würde
Entsagend, mit mir lachtest, mit mir spielтest!
Dann später lehrtest Du mich viele Namen
Von Städten, die Dein Vater, die Du selbst
Gegründet und erobert; stolz vernahm ich's;
Und nun die Fahrt nach Ilium; ich kannte
Die Meere, die Dein Segel kühn durchschneiden,
Die Länder, die Dein Fuß betreten mußte,
Die Helden, die Dir folgten. Ahnungsvoll
Sah ich den Sieg, den Jubel und die Feste
Der Heimkehr; — damals wußt' ich nicht, daß ich
Zuerst für diesen Sieg mein Blut vergießen,
Auch nicht, daß ich in solchem Augenblick
An meiner Kindheit Glück Dich mahnen würde! —
Sei unbesorgt; ich will Dich nicht erweichen,
Wenn Du erröthen müßtest, daß ich's that;
Und gält es nur mein Leben, — nur für mich,
In Vaterhand hielt' ich es gut geborgen.
Doch meine Mutter hat ihr ganzes Glück —
Und mehr noch — fest verknüpft mit diesem Leben.
Ein königlicher Held, den Du gewählt
Zu meinem Gatten, hat an diesem Tag
Gehofft, die Hochzeitfackel zu entzünden.
Die Hoffnung durft' ich theilen — ihn beglückend;
Er weiß, was mich bedroht, wie wird er's tragen?
Für ihn, für meine Mutter — hoffnungslos —
Bitt' ich: denn meinen Vater braucht' ich nicht
Zu bitten! — —

Agamemnon.

Du sprichst wahr, o meine Tochter.
Was ich verbrach, wofür die Himmlischen
Ein Opfer fordern — weiß ich nicht; daß Dich
Sie ausersehn, zeigt nur, daß mich sie hassen.
O wahrlich brauchtest Du den Vater nicht
Zu bitten, — fühlst Du doch, wie er gekämpft!
Noch diese Nacht, Du weißt es nicht, nahm ich
Zurück, den Göttermacht und Menschenlist
Mir abgerungen, den Befehl, der Euch
Von Argos kommen hieß; geopfert Dir
Hatt' ich das große Werk, der Griechen Herrschaft,
Die Führung dieses Heers — vielleicht mein Leben.
Den Eintritt sollte Arkas Euch verwehren
In's Lager; — anders wollten es die Götter.
Nicht retten kann ich, was ihr eh'rner Fuß
Zertreten will; zu End' ist meine Macht.
Nicht bänd'gen kann ich die erregten Geister,
Wenn eines Priesters Mund sie vom Gehorsam
Entbindet, weil die Götter mich verlassen!
Ich muß es selbst Dir sagen: Deine Stunde
Ist da; Du stirbst, ein Opfer für uns Alle!
Du stirbst, daß Troja falle, daß der Grieche
Der Erde Kreis beherrsche, der Barbar
Ihm diene, wie gerecht. O, meine Tochter,
Sei stark! Was ich Dir wünsche, braucht' ich selbst!
Mein Kind — vergieß' für Alle unser Blut, —
Stirb muthig unsern Tod, wie's uns geziemt!
Die Götter mögen, wenn vom Sonnenlicht
Du scheidest, klein in ihrem Haß erscheinen.

Klytaemnestra.

Ja, wahrlich! Du bist Deines Vaters Sohn,
Thyest's und Atreus' unheilvoller Sproß!
Du, Deiner Tochter Mörder, — wirst Du auch
Wie es Dein Ahnherr that, beim Gastgelag'
Das eig'ne Kind als Speis' und Trank — — — Barbar?
Du bist's! Sorgfältig, hinterlistig hast Du
Uns hergelockt, das Opfer vorbereitet!
Hat Deine Hand Dir nicht versagt, den Brief
Zu schreiben, der uns kommen hieß? — Dein Auge
Gewährt es Dir die heuchlerischen Thränen?
So ist denn Alles falsch an Agamemnon,
Nicht nur sein Herz! Wo sind sie, sprich, die Kämpfe,
Von denen Du geredet? Wo das Blut,
Das Du für sie vergossen? Keine Wunde
An Dir erblick' ich, auch kein Leichenfeld, —

Und keine Welt in Trümmern, die Dein Arm
Zerschmettern mußte, eh' Dein eig'nes Kind
Du feig verließest. Von Orakeln sprichst Du?
Wenn Liebe retten will, was kümmern sie
Orakelsprüche? Deuten wird sie sie
Zu Schutz und Schirm, und Recht wird sie behalten,
Wenn es gerechte Götter gibt. Wollt Ihr
Die Helena verwandt, für ihr Verbrechen
Bestrafen, sendet Eure Boten aus,
Und laßt von Sparta ihre Tochter kommen.
Durch Hermione's Blut mag Menelaos
Sein Weib zurückerkaufen, — da sie immer
Ihm noch gefällt; doch was hat sie gethan,
Mein schuldlos reines Kind? Du selbst, — was thatst Du
Vor diesem Tag, das so Entsetzliches
Verdient? Und ich, mit meinem reinsten Blut
Sollt' ich der Schwester Frevelthat bezahlen?
O, diese Helena, die Asien jetzt
Und Griechenland bewegt, ist etwa sie
Ein würd'ger Preis für Eure Heldenthaten?
Zu uns'rer Scham ward sie geboren; eh' noch
Dein Bruder sie nach Sparta heimgeführt,
Entfloh aus uns'res Vaters Hause sie
Mit Theseus; hat doch Kalchas Dir vertraut,
Daß heimlich sie vermählt, — daß eine Tochter
Dem Ehebund entsproß, die sie uns Allen
Verborgen hielt, — als Theseus sie verließ,
Und in des Vaters Haus sie wiederkehrte.
Auch täuschest Du mich nicht: die Bruderliebe,
Und Menelaos' tief gekränkte Ehre,
Was sind sie Dir? Die Herrschsucht ist's allein,
Die in der Brust Dir unauslöschlich brennt,
Die Kön'ge, denen Du befiehlst, die Herrschaft
Ganz Griechenland's, die Du in Händen hältst,
Das, das sind Deine Götter, ihnen gilt
Dein Opfer! Du versagst es nicht, Du bringst es
Mit rasch entschloss'nem Schritt, daß ein Verdienst
Vor Aller Augen Dir erwachse, Jeder
Entsetzt auf einen Ehrenplatz verzichte,
Den Du um solchen Preis erkauft, den Keiner
Dir neiden wird, dem König, wie dem Vater!
Wie eine Schmach schlag' an Dein Ohr der Name!
Mein Geist verwirrt sich vor dem Ungeheuren:
Wie grausam jubelnd sie die Schaar umringt,
Der Priester trifft sie mit verweg'ner Hand,
Und sucht in ihrem Blut, ihren Wunden
Der Götter Rathschluß! Fluch, Fluch, Fluch! den Göttern! —
Dann kehr' ich heim, die ich sie hergeführt,

Geliebt, begrüßt von Segenswunsch und Jubel; —
Ich kehre heim, — verzweifelnd und allein;
Die Blumen, die man vor die Füße ihr
Gestreut, sie liegen frisch und duftend noch,
Und sie? O nimmermehr! — Hab' ich zum Tode
Sie hergeführt, so sei's zum Tod für Beide!
Vorüber Menschenfurcht und Götterachtung!
Die Mutter hält ihr Kind, entreißt es ihr!
Was Du als Vater wagtest, Agamemnon,
Laß seh'n, ob Du es wagst als Gatte: Hier,
Hier diese Brust, das ist der Weg zu ihr!

(Zu Iphigenia.)

Noch bist Du mein; komm' mit, gehorche mir,
Und wär's zum letzten Mal!

(Ab mit Iphigenia und Aegina.)

Fünfte Scene.

Agamemnon.

Die Klage hört' ich,
Und dieses Zornes Sturm — viel Tage lang
Und Nachts im bangen Traum; und dennoch: glücklich,
O glücklich, hätt' ich das nur zu bekämpfen,
Das nur zu hören! Still! o still da drinnen! —
Was ließt Ihr Himmlischen ein Vaterherz
Dem, den Ihr auserkoht zum Kindesmörder?

Sechste Scene.

Agamemnon. Achill.

Achill.

Was hör' ich, Agamemnon? Glauben mag ich
Dem bösen Wort nicht schenken. Sagt man doch,
Du habest Iphigenia's Tod beschlossen;
Du wolltest selbst, mit eig'ner Hand sie Kalchas
Als Opfer überliefern. Auch sagt man,
Daß sie mein Name zum Altar gerufen,
Zum Tod mein Name! Daß ich, selbst getäuscht,
Sie täuschend, sie verrathend, sie verderbe!
Sag' mir, was muß ich denken, Agamemnon?
Gebiete Schweigen dem Gerücht, das Dich
Wie mich entehrt!

Agamemnon.

Von meinem Thun, von meiner Absicht gar
Achill, bin Niemand Rechenschaft ich schuldig.
Noch hab' ich Iphigenia meinen Willen

Nicht kund gethan; sobald die Zeit gekommen,
Daß sie ihr Los erfahre, werd' ich Dir,
Werd' ich dem Heer gebührend Nachricht geben.

Achill.

Genug! So weiß ich denn, was sie bedroht!

Agamemnon.

Warum denn fragst Du mich, da Du es weißt?

Achill.

Warum ich frage? Wagst Du zu gesteh'n
Mit diesem Wort die Frevelthat? Und glaubst Du,
Vor meinen Augen werd' ich tödten lassen,
An die mich Ehre, Lieb' und Treue binden,
Die mir Verlobte: Iphigenia?

Agamemnon.

Du selbst, der Du mit drohenden Geberden
Vor mir Dich zeigst, weißt Du, zu wem Du sprichst?

Achill.

Vergißt Du, wen ich liebe, wen Du kränkst?

Agamemnon.

Wer machte zu der Meinen Hüter Dich?
Kann ich nicht frei mit meiner Tochter schalten?
Ist sie nicht mein? Bist Du ihr Gatte schon?
Kann ich — —

Achill.

Nein, sie gehört Dir länger nicht!
Man täuscht mich nicht, — und was man mir versprach,
Ist mein, so lang ein Tropfen Blut noch fließt
In meinen Adern. Meine Rechte steh'n
In Deinem Schwur geschrieben; kam sie nicht
Für mich nach Aulis?

Agamemnon.

So begehre sie
Von mir nicht, — von den Göttern, die sie fordern.
Kalchas beschuldige, das ganze Heer,
Ulyß und Menelaos, doch vor Allen
Dich selbst.

Achill.

Mich, Agamemnon?

Agamemnon.

Dich, der Asien's
Erob'rung heiß begehrend, jeden Tag
Gehadert mit den Himmlischen, die uns
Zurück in Aulis hielten; der mich selbst,
Mein Zögern, mein gerechtes Schwanken schmähend,
Im ganzen Heer wahnsinn'ge Gluth verbreitet.
Die Tochter wollt' ich retten, einen Ausweg
Erfand ich; Du, Du wolltest nichts als Troja,
„Den Weg versperrt' ich Dir, ich hielt Euch auf: —"
Geh' jetzt, Du hast's gewollt; den Weg eröffnet
Ihr Tod Dir!

Achill.

Ist es so, und muß ich hören
Und dulden solche Worte? Kränkung noch
Nach feigem Wortbruch? Wann hätt' ich gestrebt
Nach welchem Erdengut, wenn Iphigenia
Dafür ihr Leben ließ! Was that mir Troja?
Für wen ließ ich die Heimat denn? Mißachtend
Des weisen Vaters Rath, taub für der Mutter,
Der Göttlichen Gebot — such ich in Troja
Den Tod, der mir verheißen, war's für Dich nicht?
Ist je ein phrygisch Schiff an meinen Küsten
Gelandet? Hat ein frecher Räuber je
Mir in Larissa Schwester oder Gattin
Geraubt? Hatt' ich zu klagen über Troja?
Um Deinetwillen ging ich, dem allein
Von allen Griechen mich kein Schwur verband,
Für Dich, den ich zu dieser Kön'ge Haupt
Gemacht durch meine Wahl, den ich in Lesbos
Gerächt, eh' Du bereit noch und entschlossen.
Was hat uns Alle hier versammelt? War's nicht,
Um Menelaos den Besitz der Gattin,
Sein Recht zurückzugeben? Und Achill,
Der Andern helfen will, soll hilflos selbst
Die Gattin, die verlobte sich entreißen
Und morden seh'n? Darf denn allein Dein Bruder
Vertheidigen, erkämpfen, was er liebt?
Mein, mein ist Iphigenia, ihr zu Füßen
Legt' ich als meiner Königin an Waffen,
An Roß und Wagen, Kriegsgeräth und Schiffen,
Was ich besaß, mein Volk, mich selbst! Nichts hab' ich
Versprochen Menelaos; mag er geh'n,
Den Sieg sich zu gewinnen, der nur mir
Beschieden ist! — Ich kenne Paris nicht,
Nicht Helena, noch Priamos, — ich kenne

Nur Einen Preis, für den ich leb' und sterbe,
Ich will nur Iphigenia.

Agamemnon.

So geh'!
So kehr' in Dein Thessalien heim! Ich selbst
Entbinde Dich von jeder Pflicht. Mein Wort
Ruft wohl genug der Männer, die begehren
Mit jenem Lorbeerzweig, den Du verschmähst,
Die eig'ne Stirn zu schmücken. Ilium
Wird seinen Tag erleben, ob Achill
Auch fern in seines Vaters Hause grollt.
Schon zeigt mir Deiner Sprache Uebermuth,
Wie theuer Deine Hilf' ich mir erkaufte!
„Du bist der wahre König, — Agamemnon
„Hast Du mit leerem Titel nur geschmückt;
„Der Tapferste bist Du, vor dem wir Alle
„Uns beugen, zittern, weichen" — — Geh' Achill,
Die vorgeworf'ne Gabe wird zur Kränkung;
Gut ist, wer tapfer, besser, wer gehorcht.
Nicht fürcht' ich Dich und Deinen Zorn. Entweiche,
Und zwischen uns sei jedes Band zerrissen!

Achill.

Danke den Göttern, daß Ein Band noch fesselt
Den Zorn Achill's. Den Vater Iphigenia's
Ehr' ich in Dir. Wär's anders, hätte wohl
Zum letzten Mal der Griechen Oberhaupt
Mich heut' beleidigt. Merk' auf meine Worte,
O König: Meinen Ruhm und Deine Tochter
Werd' ich beschützen, finden wirst Du mich
Auf Deinem Weg — zu Deiner Tochter Herzen. (Ab.)

Siebente Scene.

Agamemnon.

Agamemnon.

Jetzt muß es sein! Jetzt *kann* es sein! Entschlossen
Und stark macht mich der Zorn! Der Schlag trifft ihn,
Der in den Arm mir fällt, der mir mein Recht,
Die höchste Würde zu bestreiten wagt!
Hat mir der Tochter Bild das Herz bewegt,
Achill, der droht, macht fest und hart es wieder.
In meinem Zögern würd' er Furcht erkennen.
Auf, Eurybates! Wachen! Her zu mir!

Achte Scene.

Agamemnon, Eurybates, Wachen.

Eurybates.

Befiehl, mein königlicher Herr!

Agamemnon.

Holt — — Weh' mir!
Ich kann's nicht, kann den Auftrag nicht ertheilen,
Auch selbst nicht geh'n! Da d'rin ist eine Mutter,
Die unerschrocken gegen eine Welt
Ihr Kind vertheidigt. Meine Krieger selbst,
Sie würden ihres Königs Tochter nimmer
Antasten in den Armen ihrer Mutter. — — —
So darf Achill mir droh'n — er darf mein Recht
Verachten! — Ist mein Kind darum mir minder
Ergeben? Seufzt sie nur? Sucht sie dem Streich
Sich zu entzieh'n, — dem Streich von Vaterhänden?
Was will ich thun? Mit welchen Bitten will ich,
Um welchen Preis die Himmlischen bestürmen?
Was ist auf Erden schön und gut, wie sie?
Und welchen Lorbeer müßt' ich mit Entsetzen
Nicht von mir weisen, den ihr Blut benetzte?
Der Götter Zorn will ich versöhnen? — Wo,
Wo ist ein Gott, der Schwereres mir thäte,
Als ich mir selbst? Fahrt hin ihr stolzen Träume
Von Ruhm und Macht! Daß Iphigenia lebe,
Fahrt hin! — Und soll Achill, der Uebermüth'ge,
Nun triumphiren? Seinen Stolz verdoppeln
Und glauben wird er, daß ich meine Tochter
Verschont aus Furcht vor ihm. — Er soll's erfahren,
Daß ich ihm trotze. Iphigenia lebe,
Doch nicht für ihn! Qualvoll mög' es ihm dünken,
Wenn er in eines andern Gatten Armen
Sie seh'n muß. Mehr als Tod sei dieser Anblick
Dem Frechen! Eurybates, bringe Botschaft
Der Königin: Sie möge ohne Furcht
Vor mir mit Iphigenia erscheinen.
Sag, daß sie Gutes hier erwartet.

(Eurybates ab.)

Neunte Scene.

Agamemnon.

Hört mich,
Ihr Himmlischen! Ich weiß, daß Menschenhände
Zu kämpfen nicht vermögen wider Euch;
Wenn Ihr verderben wollt, muß Liebe selbst

Auf das geliebte Haupt den Blitzstrahl lenken.
Ihr seid die Mächtigen! Doch über Euch,
Wie über uns herrscht das gewalt'ge Fatum. — —
Dich ruf' ich an: Die Tochter will ich retten!
Dein Spruch entscheide zwischen mir und Jenen!

Zehnte Szene.

Agamemnon, Klytaemnestra, Iphigenia, Eriphyle, Doris, Eurybates, Wachen.

Agamemnon.

Hier, Klytaemnestra! Deine Tochter nimm,
Ihr Leben nimm in Deinen Schutz. Zurück
Geb' ich sie Dir. Auf, auf! mit raschem Schritt
Flieht Aulis; — meine Wachen sollen Euch
Geleiten, führen soll Euch Arkas. Alles
Hängt jetzt an Einem Augenblick und tiefstem
Geheimniß. Noch hat Kalchas nicht gesprochen,
Auch nicht Ulyß. O mög' es Dir gelingen,
Zu flieh'n mit Iphigenia, sie verbergend,
Als hielt' ich sie bei mir, Dich heimwärts sendend.
O möchten Tage — möchten Jahre schwinden,
Eh' ich sie wiederseh'! — Die Königin
Geleitet, meine Wachen!

Klytaemnestra.

Mein Gemahl!

Iphigenia.

O, Du mein Vater!

Agamemnon.

Flieht! Entzieht Euch Kalchas!
Säumt keinen Augenblick! Ich will indessen
Mit rasch erfund'nem Vorwand seinen Eifer
Abkühlen, Einen Tag die Feier noch
Verschieben — Einen Tag! Er kann sie retten!

(Agamemnon, Klytaemnestra, Iphigenia, Aegina, Eurybates und Wachen ab.)

Eilfte Szene.

Eriphyle, Doris.

Eriphyle.

Mit ihnen nicht! Hieher geht unser Weg!

Doris.

Nicht mit der Königin?

Eriphyle.

Nein! Ich ersticke!
Nichts hören mehr, — Nichts will ich Dir erwidern,
Sie tödten oder untergeh'n! Komm! sag ich:
Ich hab' ein Wort in Kalchas Ohr zu flüstern.

Fünfter Act.

Erste Scene.

Iphigenia, Aegina.

Iphigenia.

Geh', geh' Du Treue, halte mich nicht länger;
O kehr' zurück zur Königin, Aegina!
Hör' nur: der Götter Zorn verlangt sein Opfer,
Der Donner grollt. Sieh', welches Los der Mutter
Durch mich bereitet ward, als unf'rer Flucht
Sich Alle widersetzten, wie sie kalt
Mit Speer und Schilden, eine Mauer, standen!
Die Wachen stießen sie zurück. Bewußtlos
Lag meine Mutter — das ertrag' ich nicht!
Laß mich, sie ist verwirrt und kraftlos noch,
Jetzt still zum Tode geh'n. — Aegina höre:
Ich sterbe gern, weil ich nicht gern mehr lebe!

Aegina.

Was hast Du nur? Was ist geschehn?

Iphigenia.

Achill
Hat wohl mit raschem Wort gekränkt den Vater;
Der haßt ihn nun, und ich auch soll ihn hassen.
Durch Arkas ließ er den Befehl mir künden:
Wenn ich ihn seh', Aegina, nicht mehr reden
Darf ich mit ihm. (Sie weint.)

Aegina.

O Iphigenia!

Iphigenia.

Die Götter waren mild: Sie forderten
Mein Leben nur. Ich will gehorsam sterben!
Weh' mir, — das ist Achill!

(Aegina ab.)

Zweite Scene.

Achill, Iphigenia.

Achill.

Komm', Iphigenia!
Komm' ohne Furcht! Die Menge drängt sich tobend
Um Agamemnon's Zelt, doch ohne Schwertstreich
Führ' ich Dich mitten durch die Fluth. Patroklos
Und meine Freunde folgen mir; Sie führen
Thessalien's auserles'ne Schaar mir zu,
Und bahnen uns den Weg zu meinen Zelten,
Zu meinen Schiffen. Meine Wimpel flattern,
Und treue Herzen werden Dich beschützen.
Kalchas mag kommen, Dich von mir zu fordern!
Was seh' ich? Hilfst Du so mir? Thränen nur
Sind Deine Antwort? And're Waffen brauchst Du!
Komm', Deine Thränen hat Dein Vater schon
Geseh'n!

Iphigenia.

Weil Du das weißt, Achill, so laß
Mich sterben!

Achill.

Sterben, Du? Laß solche Worte
Mich nimmer hören! Hast Du Treu' und Schwur
Mir doch verpfändet! Hängt an Deinem Leben
Doch all' mein Glück!

Iphigenia.

An meinem Leben nicht
Hängt Dein Geschick, Dein Glück. Es war ein Traum!
Erwache! Sieh', durch meinen Tod allein
Wird Dir zu Theil, was Dir an Glück die Götter
Verleihen: Sieg und Ruhm, — Unsterblichkeit.
Die Schiffe liegen fest in Aulis Hafen,
Ihr werdet Troja nimmer seh'n; nicht Einer
Von Euch wird jenes Kampfgefild' erreichen,
Das Ihr so heiß begehrt, das unfruchtbar
Und dürr, Euch keinen Lorbeerzweig gewährt,
Wenn Iphigenia's Blut es nicht getränkt.
So hat unwandelbarer Götterschluß
Dem Vater es verkündet. Fruchtlos wollt' er,
Und taub für Kalchas Wort, sich ihm entzieh'n.
Der Griechen Mund hat mir das Götterurtheil
Bestätigt, länger nicht will hindernd ich
Den Weg Euch sperren. Zu den Schiffen eile

Achill, aus Meer; ich will im Tempel opfern!
Bewähre Dein Orakel! Griechenland
Versprochen ward Achill, der Held, der Sieger!
Der Griechen Feinde mögen Deinen Schmerz
Empfinden, zitternd Deine Thränen seh'n.
Auf seinem Thron erbleiche Priamos,
Die Flamme meines Scheiterhaufens leuchte
Verderben bis nach Troja. Meinen Tod
Laß in den öden Mauern ihrer Stadt
Beweinen Troja's Witwen. Ferner lande
Kein phrygisch Räuberschiff an unser'n Küsten;
Kein griechisch Weib erzitt're mehr, von Hellas
Glückselig'em Boden weggeschleppt zu werden;
Den Griechen unterthan sei Meer und Erde!
Nicht darf ich's seh'n, — und leben darf ich nicht
Als Deines Ruhm's Genossin; doch es trägt
Dasselbe Lied, das Deine Thaten feiert,
Auch meinen Namen ferner Nachwelt zu!
Die Pforten öffn' ich; Dir zum Siegeslauf
Fahr' wohl, Achill!

Achill.

Kein Lebewohl! Vergebens,
Dem Vater zu gehorchen, suchst Du mich
Zu täuschen. Sterben willst Du nur für ihn;
Für ihn nur zeigst Du mir, wie Deinem Tode
Mein ew'ger Ruhm entsproßt. Hier ist mein Kampffeld,
Hier find' ich Alles, — Ehr' und Sieg, — Dich schützend.
Wer wollte noch Achill zum Freund, wer traute
Noch seinem Wort, — wenn er sein bestes Gut —
Die ihm verlobte Braut nicht retten könnte!
Dein Leben fordern Ehr' und Liebe. Komm'
Vertrau Dich ihnen.

Iphigenia.

Meinem Vater trotzend,
Sollt' ich den Tod verdienen, dem ich suchte
Mich zu entzieh'n?

Achill.

Dem Gatten, den der Vater
Dir selbst gegeben, sollst Du folgen. Kann er
Den Namen, kann er mir den Anspruch doch
Nicht wieder nehmen. Schwört er Eide nur,
Um sie zu brechen? Sprich Du selbst! War er
Dein Vater nicht, als er Dich mir gegeben?

Ist er's nur dann, wenn er die Vaterpflicht
Vergißt? Kann er sein eig'nes Blut verläugnen?
Zu lange schwankst Du, — fürchten muß ich — (er will sie fortziehen)
Komm'!

Iphigenia.

Gewalt, Achill? Du willst mich zwingen? willst,
Nur Deiner Heftigkeit gehorchend, so
Mein Unglück häufen? O, laß ab, Achill!
Ist Iphigenia's armes Leben Dir
Mehr werth, als ihre Ehr' und ihre Pflicht?
O, schone mich! Verbietet doch ein Wille,
Dem ich gehorchen muß, Dich nur zu hören! (Achill erfaßt sie wieder.)
Zwinge mich nicht! Mit meinen eig'nen Händen
Würd' ich im Augenblick der höchsten Noth
Mich frei von Dir und Deiner Hilfe machen!

Achill.

So bleib! Gehorche Dem, der's nicht verdient!
Such' einen Tod, der schön Dir scheint! Dem Vater
Allein gehört Dein Herz, und mich, mich hassest
Du mehr noch, als Du ihn verehrst und liebst.
Bei meinem Zorn nur hol' ich Rath. Du gehst
Zum Heiligthum — ich fliege Dir voraus!
Und wenn nach Tod und Blut die Götter dürsten,
So soll der Dampf, den von der Erd' ich heute
Zum Himmel sende, mehr ihr Herz erfreu'n,
Als je ein Weihrauch. Meiner Wuth sei Alles
Erlaubt: Der Priester werd' ihr erstes Opfer!
Den Scheiterhaufen, den sie Dir geschichtet,
Stürz' ich mit dieser Hand, und schwemm' ihn fort
In Deiner Henker Blut. Es sei gelöst
In dieser Schreckensstunde jedes Band;
Und wenn Dein Vater selbst den wilden Streichen
Der Wuth erliegt, die Du entfesselt, dann,
Dann wirst Du seh'n, was Deine Tochterliebe
Und Dein Gehorsam that.
(Ab).

Iphigenia.

Achill! Er geht! —
Er geht im Zorn! O kehre Artemis,
Du wolltest meinen Tod, da bin ich, wehrlos,
Allein; o triff mich jetzt! Mein Leben ende
Und meine Qual! O sende Deine Pfeile
Hieher, wo meine Brust allein sie treffen!

Dritte Scene.

Klytaemnestra, Iphigenia, Aegina, Eurybates, Wachen.

Klytaemnestra.

Laßt mich zu ihr! Ein Schild nur bleibt ihr noch
Die Brust der Mutter! Ihr verrathet mich?
Ihr stellt Euch mir entgegen, wehrt mir?

Eurybates.

Herrin,
Befiehl den Deinen, die Dir treu ergeben!
Wir sind bereit zu kämpfen und zu sterben
Zu Deinen Füßen, — doch Dir kann's nicht frommen,
Feind ist hier Alles. Nicht ein Pöbelhaufen,
Zuchtlos, verwirrt: das ganze Lager steht
Erbarmungslos, beseelt von einem Willen,
Wie ein Mann da. Kalchas allein befiehlt,
Gebietet unumschränkt, die Götterfurcht
Verlangt ihr Opfer. Agamemnon selbst
Weicht machtlos, zwingt auch uns, dem Strom zu weichen.
Achill sogar, der Allgewaltige,
Der löwenmuthig sich dem ganzen Heer
Entgegen wirft, was kann er thun? Verschlingen
Wird ihn die Fluth, die er nicht dämmen kann.

Klytaemnestra.

O, hieher, hieher mögen sie sich wenden,
Hier ist die letzte, stärkste Wehr: die Mutter!
So (sie umschlingend) mit den Armen bind' ich uns're Leben
Zusammen, Leib an Leib und Seel' an Seele!
Ich lasse Dich nicht mehr! (Iphigenia macht sich von ihr los.)
O meine Tochter!

Iphigenia.

O meine Mutter, die Du so mich liebst,
Wohl unter feindlichen Gestirnen hast
Du mich geboren! Kämpfe länger nicht,
Denn Menschen sind und Götter gegen Dich
Im Bunde! Gib Dich nicht der blinden Wuth
Des Pöbelhaufens preis. Geh' nicht in's Lager,
Dem Gatten trotzend, der Dich nicht kann schützen!
Soll ich unwürdig Dich am Boden schleifen,
Vielleicht mit Füßen treten seh'n? O Mutter,
Das wäre meinen Augen mehr als Tod!
Geh', laß sie jetzt ihr Werk vollenden! Eile,

Für immer fliehe dieses Meer's Gestade,
Und wende nicht den Blick, damit die Flamme
Des Scheiterhaufens nicht Dein Auge treffe!
Und meinem Vater, zürn' ihm nicht, o Mutter!
Wirf's ihm nicht vor!

Klytaemnestra.

Du sprichst von Deinem Mörder!

Iphigenia.

Er hat gethan, was Menschenkraft vermochte,
Mich Dir zu retten.

Klytaemnestra.

Grausam! Falsch! Verräther!

Iphigenia.

Von denen er es einst empfing, den Göttern
Gibt er sein Kind zurück. Und Du, o Mutter,
Nicht Dir allein — für alle Griechen hast Du
Geboren Deine Tochter. Kehre heim
Zu meinen Schwestern, — mögen sie Dich trösten;
Sie sollen nicht um Iphigenia trauern.
Und meinen Bruder, Deinen Sohn Orest,
Erzieh' ihn mir zum Mann! Ach mög' er Dir
Dereinst so Schweres nicht, wie ich bereiten! —
Horch! Wie ein dumpfes Brausen schlägt die Stimme
Des ungeduld'gen Volks an unser Ohr! (Sie umarmt Klytaemnestra.)
Noch Einmal, — und zum letzten Mal, o Mutter!
O Königin, sei stark! — Jetzt zum Altar
Führ' mich, ein willig Opfer, Eurybates!
(Ab mit Eurybates.)

Vierte Scene.

Klytaemnestra, Aegina, Wachen.

Klytaemnestra.

O, nicht allein! Nur Eins verlang' ich noch . . . (Die Wachen halten sie auf.)
Bin ich gefangen hier? Ihr weigert mir
Den Ausgang?

Aegina.

Königin, was willst Du thun?
Und wohin willst Du geh'n?

Klytaemnestra.

Ohnmächt'ge Liebe!
Ohnmächt'ger Todesmuth! Was kann ich thun?

Ich sterb' in jedem Augenblick, — und immer, —
Noch immer leben!

Aegina.

Weißt Du, Königin,
Wer Dich verrieth? Kennst Du die Schlangenbrut,
Die Iphigenia an ihrer Brust
Erwärmte? Eriphyle war's, die Du,
Du selbst hiehergeführt. Sie nur verrieth
Dem Griechenlager Iphigenia's Flucht.

Klytaemnestra.

O, Ungeheuer Du! Von Furien
Geboren und genährt! Das böse Geister
Der Unterwelt in unf're Arme warfen!
Und leben solltest Du? Geselle Dich
Den Andern, deren Schuld — O, heil'ges Meer,
Eröffne Deinen Abgrund, alle Griechen
Und ihre tausend Schiffe zu versenken!
Die Du so lang' in Deinem Hafen sie
Geborgen, Aulis, spei' sie aus, die Mörder!
Ihr Winde, die so lang vergebens sie
Gefordert, brauft heran, zerschmettert sie
An Fels und Klippe, — daß nicht Einer lebe!
Und Du, o Phöbos, Aug' und Licht der Welt,
Erkenn' am fernen Strand des Atreus Sohn!
Von seines Ahnherrn blut'gem Gastgelage
Hast Du entsetzt Dein Strahlenhaupt gewendet,
Zurück auch heut'! — sie lehrten Dich den Weg! — — —
Die Mutter flucht! — die unglückfel'ge Mutter,
Indeß ihr Kind, geschmückt mit Bind' und Kranz,
Geführt von Vaters Hand, dem Opfermesser
Die Brust darbietet, Kalchas — (ein starker Donnerschlag) Haltet ein!
Der Donner rollt, Zeus schleudert seine Blitze,
Die seinem Blut entstammt, zu retten — rächen!

Fünfte Scene.

Klytaemnestra, Aegina, Arkas, Wachen.

Arkas.

Ja zweifle nicht! Es kämpft ein Gott für Dich:
Achill erhört Dein Fleh'n. Durchbrochen hat er
Wie schwankes Rohrgeflecht der Griechen Reihen.
Schon steht er am Altar. Kalchas, verwirrt,
Wagt nicht den Opferstreich. Schon spaltet sich
Das Heer, — Getümmel, Drohung, nackte Schwerter, —
Dazwischen rollt der Donner. Unerschrocken

Steht da Achill mit seiner Freunde Schaar,
Der treu ergeb'nen, Iphigenia schirmend,
Ein fester Wall; die sterben oder siegen.
Indeß hat Agamemnon sein Gesicht
Verhüllt, das Blutbad nicht zu seh'n; — vielleicht
Will er die Thränen auch verbergen; schwankend
Und schweigend steht er. — Komm' denn Du, Achill
Als Retter Deiner Tochter laut zu grüßen.
Er sendet mich, zu ihm Dich zu geleiten.
Komm', fürchte nichts.

Klytaemnestra.

Ich fürchten? Laß uns geh'n,
Ich fürchte nichts auf dieser Erde mehr!
Was seh' ich? Uns entgegen kommt Ulyß,
So ist sie todt! Arkas, — es war zu spät!

Sechste Scene.

Ulyß, Klytaemnestra, Arkas, Aegina, Wachen.

Ulyß.

Nicht todt ist Deine Tochter, und die Götter
Sind uns versöhnt, o Königin, erhebe
Dein Haupt!

Klytaemnestra.

Nicht todt ist Iphigenia, —
Und diese Nachricht brächte mir Ulyß?

Ulyß.

Ja, ich! Ich war's, der Deines Gatten Herz
Gestählt, treu meiner Pflicht und treu der seinen,
Der seinen Augen Thränen oft erpreßte
Durch strenge Mahnung, unbeugsamen Rath.
Und ich auch komme jetzt, Dir zu verkünden:
Nicht todt ist Iphigenia, und die Götter
Sind uns versöhnt.

Klytaemnestra.

O wunderbare Mähr! —
Und doch, — ich steh' erstarrt; es treibt mich nicht
Zu ihr. Was ist geschehen? Erzähle! Sprich!

Ulyß.

Ich bin erstarrt wie Du, und zwischen Freude,
Entsetzen und Bewund'rung siehst Du mich
Getheilt. Vernimm! Kein Augenblick schien je

Verhängnißvoll und tödtlich uns'rer Sache
Wie dieser: Zwietracht hatte sich des Heeres
Bemächtigt, wild ihr Schlangenhaupthaar schüttelnd.
Der Kampf entbrannte schon, und Deine Tochter
Sah tief entsetzt, wie gegen Uebermacht
Achill und seine Treuen sie beschützten.
Er war allein mit seiner Schaar, und dennoch
Erschreckt' er Alle, selbst die Götter schienen
Getheilt, und in den Lüften tobt' ihr Kampf,
Wie in der Göttin Heiligthum. Das Blutbad
Begann; da plötzlich richtete sich Kalchas
Hoch auf den Stufen des Altars empor,
Mit wildem Blick, mit zuckender Geberde,
Das Haar gesträubt, entsetzlich, ganz erfüllt
Von seiner Gottheit wunderbaren Worten.
Und also sprach er: „Höre mich Achill!
„Ihr Griechen Alle, hört mich! Artemis
„Spricht jetzt durch meinen Mund, und ihr Orakel
„Erklärt sie Euch: Das Blut der Helena, —
„Die Iphigenia, die sie gefordert
„Als Opfer, diese ist es nicht. — Dem Bunde,
„Der Theseus einst mit Helena vereinte,
„Ist eine and're Iphigenia
„Entsproßt, die ihre Mutter Aller Augen
„Verbarg. Ich wußt' allein um ihr Geheimniß,
„Ich sah sie, sagt' ihr unheilvolles Schicksal
„Und frühen Tod voraus. Hieher geführt
„Hat sie das Fatum, ihrer wilden Seele
„Unbänd'ger Leidenschaften sich bedienend.
„Sie sieht mich an, — und sie vernimmt mein Wort,
„Erkennt sie: Diese fordert Artemis!"
So spricht er. Unbeweglich steht das Heer,
Lauscht seinem Wort, und blickt auf Eriphyle,
Die dem Altar zunächst, voll Ungeduld
Des Opfers wartet, das sie, athemlos
Dem Priester Iphigenia's Flucht verrathend,
Gefordert. Staunend denkt man ihres Ursprungs
Und ihres Schicksals, dann mit lautem Zuruf
Bestätigt jeder Mund das Todesurtheil.
Kalchas erhebt den Arm, — da tönt ihr Schrei:
„Zurück! Das Blut des Theseus bringt sich selbst
„Zum Opfer dar. Entweiht es nicht!" Das Messer,
Das heil'ge, reißt sie vom Altar, — und stößt es
In ihre Brust. Kaum hat ihr Blut die Erde
Benetzt und den Altar, da braust der Wind
Heran, und rauschend gibt das Meer ihm Antwort.
Die Brandung schäumt und tost, die Donner rollen,
Der Himmel öffnet sich, sein Blitz entzündet

Die Flamme des Altars. Dann stieg in Wolken —
Wir Alle sahen's — Artemis hernieder,
Und freundlich sich zu Iphigenia neigend,
Mit mütterlichen Armen sie umfassend,
Hob sie die Zitternde zu sich empor.
In Thränen lächelnd sah'n wir Iphigenia
Mit bittender Geberde noch, getragen
Vom Arm der Göttin, bis versöhnt Achill
Und Agamemnon sich die Hand gereicht.
Dann schmolz in leichtem Nebel unser'n Blicken
Ihr Bild; sie ist gerettet — und verloren!

Klytaemnestra (nach einer Pause).

Verloren sind nur wir. Sie ist gerettet
Aus dieser Zeiten Graus. Zieht hin, Ihr Helden,
Tragt Haß und Streit und Tod mit Euch hinüber
Nach Ilium. Der Vater, den sie liebte,
Und der sie nicht geschützt, sein weiser Rath
Ulyß, der Priester, der nach ihrem Blut
Gelechzt, das ganze Heer, das sie verrathen, —
Fahrt hin! Nicht Alle seht Ihr Hellas wieder,
Und Jeder nicht, der rückkehrt, wird der Heimat
Sich wieder freu'n, — und Viele deckt die Erde
Von Troja, — auch Achill! Dank Artemis,
Daß Du vor solchem Leid ihr Herz bewahrst!
Und ich auch kehre heim, — nicht die ich kam
Mit Iphigenia. Jetzt geleitet mich
Unsichtbar, unzertrennlich mir verbunden
Der Eumeniden Schaar. So kehr' ich heim
In Agamemnons Haus, zu seinen Kindern.
Vergessen kann ich nicht; Dank Artemis,
Daß Du von dieser Mutter fern sie hältst!
Fern von uns Allen halte sie geborgen
In Deinem Heiligthum in Götterhänden,
Bis diese Ströme Blut verrauscht, bis Sühne
Geworden jeder Schuld. Dann, dann vielleicht
Gibst Du dem reinen Tag die Reine wieder! —
Die Ankerwinde knarrt, die Rosse stampfen,
Fahr' hin Ulyß, — und Agamemnon sage:
Den Göttern dank' ich, die vor ihm und mir
Barmherzig Iphigenia gerettet!

Balladen im Volkston.

Von

Hans Pöhnl.

Frau Holla.

Weihnachten weiß, Ostern grün —
Vorderhand ist Winter auf Erden.
Zwei Kinder allein? So spät? Wohin?
Es will schon Abend werden.

Noch eine Wegstund außer Haus —
Frau Holla kauert am Rocken;
Frau Holla klopfet Betten aus
Und Federn stieben und Flocken.

„Anna Maria in weichem Schnee
Laß Du uns Ballen kneten!"
„„Frau Holla federt, du Spielmaus geh',
Mir in die Stapfen zu treten.""

„Will einen Schneemann Anne Marie
Mir aus dem Schnee erbauen;"
„„Frau Holla erobert Sternenblüh'
Wie soll ich den Wegweiser schauen?" "

„Will mich von Kopf zu Füßen Marie
Im frischen Schnee abdrücken" —
„„Schneegänse hagelt Frau Holla, sieh'
Ich kann den Weg nicht erblicken.""

Am Nicklaustag vor Weihnachtszeit,
Frau Holla singt im Winde:
„Ich schnei, ich schnei, daß es Fetzen schnei't,
Schlaft wohl ihr lieben Kinde!“

Die Engel haben 's Bett gemacht,
Es stäupen viel Federn herunter,
Die Kinder schlafen, gute Nacht —
Sie werden im Himmel munter.

Hammer und Fingerhut.

„Gut Morgen, Jungfer Näherin!“
„„Herr Goldschmied, guten Tag!““
„Du wärst ein Kind nach meinem Sinn,
Wie ich es leiden mag.
So ritzroth wie Dein Mäulchen glüht,
Ritzroth glüht mein Rubin,
Blaufeuer, wie Dein Auge sprüht,
Sieh' im Saphire glüh'n.“

„An zweiunddreißig Perlen zählt
Dein strahlendes Gebiß,
Zahlperlenschnüre auserwählt,
Die Gott selbst fassen ließ.
Dein Haupthaar aus gesponnem Gold
Mein Schmuckwerk überstrahlt.
Sei Du mir Schatz um Schätze hold,
Wie sie kein Fürst bezahlt!

„„Muß nicht das Wasser lauter sein
Im edlen Diamant?
Wird je ein böhm'scher Edelstein
Vom Kennerblick verkannt?
Wo ist ein Schmuck aus Katzengold,
Der Käufern echt erscheint?
Gibt es ein Herz, das Liebe hold
Mit Gold zu ködern meint?“

Wen fuchst es, wenn die Näherin
Den Schmied einfädeln wird?
Wer schmunzelt, wenn ihr g'rader Sinn
Den Herrn zur Ordnung führt?
Sein Hammer und ihr Fingerhut
Sind ja zwei Segensstück,
Wer die zwei Stück zusammenthut,
Der schmiedet flugs sein Glück.

Eine kühle Heirat.

Fern schon winkt dem Donaulande
Fern der Dom,
Eine Schenke sieht vom Strande
In den Strom.
Donauschiffer würfeln, bechern —
Saus und Braus!
Einer von den tollsten Zechern
Tritt vor's Haus.

Sieht des Mondes Hörner flimmern
Roth wie Blut,
Ein verblich'nes Mädchen schimmern
Auf der Flut —
Und ihr Opfer führt die Welle
Hin im Spiel,
Schluchzt der Strom? Flucht der Geselle?
Alles still.

Eine kühle Heirat schließen
Sommers oft,
Menschenkinder, die nicht wissen,
Wie man hofft.
Ohne den Gesellen trinket
Man am Strom,
Wie ein Finger Gottes blinket
Fern der Dom.

Der Wilderer.

Die Bergurväter, die treuen,
Sie lodern wie Blut so roth —
Vergab getragen von Dreien
Wird Einer, der ist todt.
Ihm hat sein Stündlein geschlagen,
Es mußt', es mußt' geschehn, —
Er hat vor'm letzten Jagen
Die weiße Gems' gesehn.

Vier Büchsen sind Todtenbahre,
Grün Reisig das Sarggerüst,
Darauf er die Rutschbahn fahre,
Aus der kein Aufstieg ist.
Drei Steinwürf' tief in's Gesäuse
Der Teufelsschlucht hinab,
Gut Waidmannsheil auf die Reise,
Er sinkt lautlos in's Grab.

Vom Hut die Spielhahnfeder,
Gemskrickeln von der Uhr,
Der Leibgurt aus Jungfrau'nleder
Mit ihm zu Grabe fuhr.
Es kreischt in alle vier Winde
Der Geier das Todtenamt,
Als Seelenlicht im Geschründe
Der ewige Firnschnee flammt.

Spricht einer mit nassen Augen:
„Sankt Hubert, um Waidmannsheil
Laß ihm Dein Wildgejaid taugen
Eishell, gemshimmelsteil!"
Der Andere lupfet die Achsel:
„Das ist das Ende vom Lied,
Wenn einem Wild'rer der Dachsel
Des Försters die Spur absieht."

Den Hahn des Stutzens spannet
Zur letzten Liebesthat
Der Dritte, schmerzübermannet,
Juchzt er: Gut' Nacht, Kam'rad!"
Und feuert, daß vom Knalle
Der Hall kein Ende hat.
Die Bergurväter alle
Juchzen: „Gut' Nacht, Kam'rad!"

Die Stunde der Weihe.*

Von

Dr. Carl Anthofer sen.

Geheimnißvolles Weh, das mich durchzittert!
Mein Elternhaus! Du holde Zeit der Jugend,
Du thust Dich auf; die Mutter kommt zum Sohne!
Ich dacht' an alte Tage, junge Liebe; —
Da zog's Dich her; — sag' an, von welchem Sterne?

Wie ruht auf Dir des guten Gottes Friede;
Wie lächelst Du mir zu, so milde!
So sah'st Du einst auf mich in jener Stunde,
Als ich zur Kirche führen sollt' mein Bräutchen,
So warst Du angethan mit schwarzer Seide
Und drücktest Veilchen, uns'res Hauses Blume,
An's warme, hartgeprüfte, wunde Herz Dir.
Du mahntest mich, — noch beben leis' die Lippen —
Du drängtest mich zur Eile, der ich säumte. —

„O, edles Herz, Du klare Liebesquelle!
Mein Mütterlein, dem Krankheit bleicht die Wangen,
Wie magst Du nur von Deinem Kind verlangen,
Daß es an's Leben denke, freudenhelle!" —

„„Dein Bräutchen harrt Dein schon an heiliger Stelle;
Was soll das Säumen, soll Dein schmerzlich Bangen?
Wach auf, des Gottes Segen zu empfangen,
Auch dann, wenn jetzt mich faßt die Todeswelle!
So lang' das Reis nur blüht, ein Theil des Stammes,
So lebt und blüht und dorrt es mit demselben.

* Bruchstück aus dem Manuscripte: „Götterdämmerung".

Sei selber Stamm und wachse und gedeihe!
Im Lauf' der Jahre wird die Zeit Dir kommen,
Wo Du auch dorrst, ein Eichenstamm vielknorrig,
Umgrünt jedoch, umheckt von jungem Leben. —
So wächst der Wald, so ragen seine Bäume!""

Wie damals, ich der Jüngling, zu Dir sagte,
So ruf' ich heut', als müßt' es erst geschehen:
„O, Mutter mein! Wie weh' mir auch im Herzen,
Ich folge Deinem Wort', dem selbstlos großen,
Und lasse Dich allein in Lieb' und Schmerzen! —
Allein mit Gott, er wird uns nicht verstoßen!
Der Priester harrt, es flammen Lebenskerzen,
Die Liebe webt, der Lenz treibt junge Sproßen!"

Nur eine Rose!

Aus dem Leben eines Künstlers

von

Hermine C. Proschko.

Am sanft umkränzten Weichselufer, unfern der alten Königsstadt Warschau, wo sich die einstmaligen königlichen Luftschlösser Wilanow und Mariemont erheben und sich das Dorf Wola ausdehnt, wo ehemals die Könige von Polen auf freiem Felde gewählt wurden, lag zu Anfang unseres Jahrhundertes ein schöner Edelsitz. Die Herren von Ostrowa waren bereits seit langen Jahren Besitzer desselben. Im Anfange des neunzehnten Jahrhundertes war dieses Besitzthum in den Händen des letzten aus diesem Geschlechte, des stolzen Stanislaus von Ostrowa, dessen einzige Tochter, die schöne Valeska, die Erbin seiner Güter und aus diesem Grunde auch viel umworben war.

Unter den zahlreichen Bewunderern dieser reizenden Mädchenblume, der jugendlichen Königin aller Feste in der alten Königsstadt, war auch ein junger Musiker, dessen seltenes Talent im damals unter der Leitung des Directors Elsner gestandenen Conservatorium volle Würdigung gefunden und sich schnell Bahn gebrochen hatte.

Wie Director Elsner es selbst ausgesprochen hatte, war diesem jungen Manne die schönste Carrière offen, denn er hatte, wie keiner unter seinen Mitschülern, den echten Geist das Reich der Töne zu erforschen und sie in herrliche Gebilde zu kleiden.

Schon damals wurde der noch sehr junge Mann wegen seines echt künstlerischen Clavierspieles und des eigenartig fesselnden Vortrages viel

bewundert und mancher Lauscher mochte sich es im Stillen gedacht haben, daß dieses musikalische Genie dereinst viel von sich reden machen werde; und so kam es auch bald. Kaum der musikalischen Hochschule entwachsen, eroberte er in seinen Concerten im Sturme die Herzen der Zuhörer und pfeilschnell stieg er auf der Leiter des Ruhmes empor.

Frederic, so hieß der jugendliche Virtuose, lebte damals nur der Kunst, Euterpe allein erfüllte sein junges Herz. Doch — eines schönen Sommerabendes, es war zu Ende der Zwanzigerjahre, geschah es wie gesagt, daß sein für die Musik so sehr empfindsames Herz von noch höherer Macht ergriffen wurde.

An jenem milden Sommerabende nämlich schritt Frederic, eine wehmüthige Nationalweise vor sich hersummend, beim schönen Lustgarten des Edelsitzes der Ostrawa vorüber und erblickte hier in einer duftigen Fliederlaube zum erstenmale das wunderliebliche Antlitz Valeska Ostrowa's.

Ein Augenblick genügte und Frederic war vom Zauber der Schönheit Valeska's gefangen und hatte bald kein sehnlicheres Verlangen als diesem unvergleichlich reizenden Mädchen seine, in seinem jungen Herzen früh erwachte Liebe zu gestehen.

Aber wie sollte ihm dies gelingen? — Tagelang sann er darüber nach, ohne zu einem Entschlusse zu gelangen. Sein treuester Freund aber, der muntere Alexis, auch ein strebsamer junger Künstler, der das Herzleid Frederic's längst errathen hatte, wußte guten Rath.

. . . Und wie aufstrebende Kunstjünger auch stets zu Scherz und Spiel gelaunt sind — denn ernst ist das Leben, heiter die Kunst — so hatte Alexis bald für Frederic einen Weg ausgedacht, der ihn in das Haus der schönen Valeska führen konnte.

Dort wurde nämlich anläßlich eines kleinen Festes im Hause Ostrowa — man feierte das siebzehnte Wiegenfest der jungen Erbin — ein Klavierspieler zum Tanze gesucht und, es klingt seltsam genug, Frederic, dessen Spiel schon allerorts Rufe der Bewunderung erzielte, bot dem Hause Ostrowa, ohne seinen wahren Namen zu nennen, seine Dienste an und saß an jenem Festabende beim Flügel der schönen Tochter des Hauses, um heitere Tanzweisen zu spielen, während sich die jungen Paare im Kreise drehten.

. . . Und er spielte — aber er spielte nicht blos abgeschmackte Melodien und werthlose Stückchen, die bereits Gemeingut des Volkes waren und bei solchen Anlässen gespielt zu werden pflegten, er spielte Schöpfungen seines Geistes, eigenartige Walzermelodien, Mazurka's und Polonaisen, so wie sie ihm eben die Gemüthsstimmung eingab, bald übermüthig fröhlich, bald voll süßer Wehmuth — reizvolle Melodien, welche alle den echt nationalen Charakter trugen, wie man solche aber noch nie früher gehört hatte,

Einzelne der Anwesenden, welche den Werth dieser Musikklänge sofort erkannten, traten an den jungen Spieler heran, überhäuften ihn mit Lob und ließen sich seinen Namen nennen, welcher bereits einen sehr guten Klang hatte. Andere, die den jungendlichen Virtuosen bereits früher spielen gehört hatten, gaben lächelnd ihrer Verwunderung Ausdruck ihn hier zu treffen, während Jene, die den eigentlichen Geist seines Spieles nicht verstanden, aber denen gleichfalls dasselbe gar seltsam zum Herzen sprach, immer von Neuem in den jungen Pianisten drangen noch fort zu spielen, denn, meinten sie: „Es tanze sich gar eigenthümlich angenehm bei solchen Klängen."

. . . Und der junge Künstler spielte, seine Umgebung gänzlich um sich her vergessend, sein schwarzes Lockenhaar flatterte schier im Gebrause der Töne, seine dunklen Augen schienen Flammen zu sprühen, ihre Blicke aber ruhten mit leidenschaftlichem Ausdrucke auf der schönsten der sich im Kreise drehenden Tänzerinnen, auf Valeska Ostrowa, der Perle seines Herzens.

Und sie? . . . Wohl flog ihr Blick zuweilen auf den schlanken jungen Mann beim goldverzierten Ebenholzflügel und sie senkte bei der Begegnung seiner mit solch' leidenschaftlichem Ausdrucke auf sie gehefteten Blicke, die Wimpern, aber kein Ahnen sagte ihr noch, daß sie die Ursache seines Hierseins sei, daß *sie* es sei, deren Bild sein ganzes Herz erfüllte. Sie richtete ihre Blicke vielmehr immer wieder auf einen schmucken polnischen Edelmann Namens Wladislaw von Augustow, welcher zu den eifrigsten Bewerbern der schönen Valeska Ostrowa zählte.

Ein Sturm der Leidenschaft wüthete indeß im Herzen des armen Frederic. Was hätte er darum gegeben an der Stelle des jungen Edelmannes zu sein, dessen Züge aber nur wenig Gemüthstiefe verriethen und dessen Herz in der That keines warmen Empfindens fähig war; dem stolzen Wladislaw war allerdings das reiche Erbe Valeska's begehrenswerther als diese selbst.

So war eine Stunde verflossen und die Gesellschaft war vom Tanze ermüdet, aber auch Frederic vermochte nicht länger an sich zu halten; er wollte jetzt vor Valeska treten und ihr nur ein paar Worte sagen: wie glücklich ihn sein Hiersein mache, was er ihretwegen unternommen und daß er sie im Stillen bereits bewundert habe.

Eben verließ sie den Salon und schritt hinaus auf die mit Schlingpflanzen gezierte Terrasse, um sich an der frischen Abendluft ein wenig abzukühlen.

Frederic warf seine dunklen Locken aus der Stirne und war kühn genug ihr zu folgen.

„Valeska Ostrowa", redete er sie mit seiner klangreichen Stimme an und es schallte wie Musik zu ihren Ohren, „gönnen Sie mir ein paar Augenblicke in Ihrer Nähe."

Die junge Dame schien diese mehr geflüsterten als gesprochenen Worte nicht verstanden zu haben. „Ah—“ sagte sie in einiger Verwirrung, „Sie kommen sich die Bezahlung für Ihr Spiel zu holen. Sie haben allerdings sehr schön gespielt. . .“

Frederic lächelte, „Bezahlung sagen Sie?“ wiederholte er, „jemm, was wollen Sie mir bieten?“

„Was Sie verlangen—“ erwiederte die junge Dame, welche den wahren Namen des jugendlichen Virtuosen noch nicht kannte, „Sie haben sich durch Ihr Spiel nicht wenig verdient.“

„Ich verlange vielleicht dennoch zu viel“, gab Frederic mit einem feinen Lächeln zurück, kein Auge von dem schönen Mädchen wendend.

„Sagen Sie, was Sie verlangen“, entgegnete Valeska, diese Blicke wohl gewahrend und tiefe Röthe schoß jetzt auf ihrem Antlitze empor.

„Was ich verlange?“ wiederholte Frederic mit leuchtenden Blicken und seine Augen brannten auf einer herrlichen Centifolie, welche am Busen Valeska's nur leicht befestigt war, „was ich verlange?“ rief er noch einmal, „nur eine Rose, o geben Sie mir diese rothe Rose von Ihrer Brust!“

Bei diesen Worten sank der leidenschaftliche junge Mann vor dem Fräulein von Ostrowa in ein Knie und hob seine Hände bittend empor, „nur eine Rose“, flehte er, „für mein Spiel!“

„Was beginnen Sie?“ hauchte das Mädchen mit einem Gemische von Verwirrung und Unwillen, „ach — wenn Wladislaw Sie sähe, fort, fort!“

„Er liebt Sie nicht,“ fuhr Frederic mit vor Aufregung bebender Stimme fort, „o glauben Sie, vertrauen Sie ihm nicht und geben Sie mir die rothe Rose; ich bin dieser Gabe nicht unwerth, ich meine es ehrlich, denn — ich liebe Sie!“

„Mein Herr“, stammelte Valeska, „welch' kühne Sprache einer Edeldame gegenüber!“

„Ich bin so unwürdig nicht Ihnen zu nahen“, fuhr der Heißliebende unbeirrt fort, „es stehen mir viele Pforten zu Glück und Ehren offen; man sagt ja“, setzte er mit mattem Lächeln hinzu, „die Künstler gehen mit Königen Hand in Hand!“ — „O“, flehte er von Neuem, „verweigern Sie mir die Rose nicht; ich will sie treu bewahren als einen theueren Talisman.“

Jetzt wollte Frederic, von seinen heißen Gefühlen übermannt, mit kühner Hand nach der Blume greifen, Valeska aber machte eine rasche Wendung, durch welche die Rose ihrer Brust entfiel und im nächsten Augenblicke schon drückte der junge Meister die duftende Blume innig an seine Lippen . . .

Aengstlich blickte Valeska jetzt durch die Glasthür in den Salon und sah wie Wladislaw von Augustow nach allen Seiten umherspähte sie zu

entdecken. „Geben Sie mir die Rose wieder", sagte sie strenge und doch entging dem heißliebenden jungen Manne das leise Zittern ihrer Stimme nicht, als sie hinzusetzte, „Sie haben kein Recht sie zu behalten!"

„Die Rose ist mein", triumphirte Frederic, indem er sich erhob, „sie ist der Lohn für mein Spiel. Sie selbst gestatteten mir hiefür zu verlangen, was ich wolle. Sie haben also kein Recht mir die Rose zu nehmen. Und mit diesem Talisman in Händen werde ich den Weg zu Ihrem Herzen schon zu finden wissen."

In diesem Augenblicke betrat Wladislaw die Terrasse. Ein Blick von Unwillen traf Valeska. „Endlich gefunden!" rief er, „es gefiel Ihnen mich zu necken."

Als aber sein Auge den jungen Musiker gewahrte, an dessen Herzen verborgen bereits die rothe Rose lag, drückte sich jene Mißachtung und Geringschätzung in den Zügen Wladislaw Augustows aus, welche er Untergebenen gegenüber anzunehmen pflegte. „Und was wollte der junge Mann da?" setzte er barsch hinzu.

„Seine Bezahlung für sein Spiel", erwiederte Frederic, die Verwirrung Valeskas wohl gewahrend, „die Kunst geht nach Brot", fügte er bei und entfernte sich gleichfalls, mit einem Blicke der Geringschätzung auf Wladislaw, von der Terrasse.

* * *

Frederic hatte keinen kleinen Preis für sein Spiel verlangt. Die Liebe ist eben erfinderisch und der junge Mann hatte sich, als er seinen Lohn für sein Spiel begehren sollte, an einen alten Volksglauben seiner Landsleute erinnert, nach welchem die Rose, die auf der Brust der Geliebten prangte, fast wie ein Zaubermittel angesehen wird, durch welches der Besitzer dieses Kleinodes die Neigung des Ideales seines Herzens zuverläßlich zu erlangen im Stande sei. —

Das Glück war Frederic hold, die schöne Valeska wiederzusehen. Stanislaus Ostrowa, welcher Frederics wahren Namen bald erfuhr, aber keine Ahnung hatte, daß der junge Künstler das Bild Valeska's tief im Herzen trage, lud ihn vor dessen erstmaligem Scheiden aus dem Hause Ostrowa ein, dasselbe wieder zu betreten und die hier von Zeit zu Zeit stattfindenden musikalischen Assembléen durch sein herrliches Spiel zu verschönern.

So kam es, daß Frederic wiederholt Gelegenheit fand Valeska zu sehen, ohne daß, wie gesagt, der Vater und der Freier des Mädchens eine Ahnung von dem Zwecke seines Erscheinens hatten, denn Valeska verrieth es keinem von beiden, auf welche Weise sich ihr der junge Meister genähert und daß er ihr seine Liebe unumwunden gestanden hatte. Warum verschwieg sie

es? Sah sie in Frederic keinen ebenbürtigen Bewerber, den sie einer Beachtung kaum würdig hielt, oder besorgte sie, daß ihm dann der Zutritt in das Haus ihres Vaters versagt würde? Hätte es ihr leid gethan seinem Spiele nicht mehr lauschen zu können, oder — ihn nicht mehr zu sehen? Wer konnte das errathen, sie war ein Räthsel, eine Sphynx, ebenso schön als kalt und unergründlich.

Frederic beobachtete jede Miene Valeskas, fing jeden Blick auf wie die dürstende Blume den Thautropfen um daraus eine Erwiederung seiner Gefühle zu lesen. Manchmal schien es ihm, als läge tiefe Schwermuth in ihren Zügen, wenn sie seinem Spiele lauschte, manchmal leuchtete es in ihren Augen dabei auf, als blicke ein Stern des Himmels freundlich grüßend auf ihn nieder, wenn er sich ihr aber nähern und sie um ein Wort der Gegenliebe anflehen wollte, maß ihn ihr Auge streng — und kalt wies sie ihn zurück.

Da, eines Tages faßte er sich ein Herz und trat vor Valeska; er schilderte ihr in seiner leidenschaftlichen Art sein heißes Empfinden.

„Valeska Ostrowa!“ rief er, „wenn ich auch mit Glücksgütern wenig bedacht bin, so habe ich zwei Hände, die mir eine schöne Zukunft sichern, so habe ich ein Herz, das tief und innig fühlt, während die Gefühle Wladislaw von Augustows für das Fräulein von Ostrowa keine aufrichtigen sind.“

„Wie können Sie dies behaupten!“ schallte es finster darein, und Stanislaus Ostrowa, welcher eben von einem Ritte heimgekehrt war und die letzten Worte Frederics gehört hatte, trat zürnend zwischen das junge Paar, „Wladislaw von Augustow hat heute um meine Tochter geworben und kein Anderer hat mehr ein Recht sich ihr mit einer Bewerbung zu nähern. In nicht ferner Zeit wird Valeska Ostrowa die Gemahlin dieses angesehenen, reich begüterten Edelmannes sein.“

In Valeskas Augen leuchtete es seltsam; einen Augenblick schien es, als spräche befriedigter Stolz über diese dargebrachte Werbung aus ihren Zügen; als aber ihr Blick den jungen Meister traf, den diese Mittheilung niederzuschmettern schien, flog es wie ein leiser Schatten über ihr Antlitz und jene tiefe Schwermuth umspielte plötzlich ihre Züge, die ihnen stets einen so wunderbaren Reiz verlieh.

Wie der Ertrinkende den Strohhalm ergreift, von dem er die letzte Rettung hofft, so fing auch Frederic diesen traurigen Blick des von ihm so sehr geliebten Mädchens auf. Er las mit Recht aus demselben, daß sein Leid der schönen Valeska zu Herzen gehe, daß in diesem Herzen ein Gefühl für ihn zu leben beginne, dessen sich Valeska vielleicht selber noch nicht klar und zu stolz war, es zu gestehen — und der junge Mann täuschte sich nicht.

Ein fast verklärtes Lächeln spielte um seine Züge, ein kurzer, süßer Traum durchzog seine Seele. Er hörte kaum die harten Worte des ihm

gegenüberstehenden zürnenden Vaters, erst der wieder erkaltende Blick Valeskas, aus welchem der sanfte Schmelz wie ein schnell verbleichendes Meteor geschwunden war, führte ihn rasch zur Wirklichkeit zurück, und noch mehr ihre vielleicht unüberlegt ausgesprochene Frage: „Und hat mein Vater dem Edlen von Augustow das Favort gegeben?“, welche Frage Stanislaus Ostrowa bejahte, worauf das stolze Fräulein beifällig nickte.

Der junge Meister starrte düster vor sich hin; er mußte nun erkennen, daß es im Hause Ostrowa für ihn jetzt keine Hoffnung gebe.

„Und doch“, rief der liebeglühende junge Mann mit der Bestimmtheit, die entschlossenen Charakteren eigen ist, „und doch wird Valeska Ostrowa nur mein Eigen werden. Ein Volksglaube unserer Nation ist: daß derjenige Mann, der die Rose, welche auf der Brust der Dame ruhte, die er liebt, Monde lang treu an seinem Herzen trägt, auch sicher in den Besitz dieses Ideals seines Herzens gelangen werde; nur einer könne sie ihm rauben und der ist der bleiche Jüngling mit dem Cypressenzweige — der Tod.“

Ein leiser Schauer überlief das Mädchen. Stanislaus Ostrowa aber maß den jungen Liebenden mit strengen Blicken. „Wenn Sie eine Rose besitzen“, rief er finster, „die meiner Tochter gehörte, so verlange ich dieselbe auf der Stelle zurück, nachdem Sie dieser Blume eine so besondere Bedeutung beilegen. Sie haben kein Recht ein solches Zeichen der Erinnerung, welches Ihnen meine Tochter, deß bin ich sicher, niemals eigenwillig gab, zu behalten.“

Frederic aber preßte jetzt die Hand an sein Herz, wo die Rose lag. „Niemand ist berechtigt mir dies theuere Kleinod zu rauben“, entgegnete er mit fester Stimme, „ich erhielt es als Entlohnung für mein Spiel.“

Der stolze Edelmann gerieth in blinde Wuth. „Also darum schlichen Sie sich in mein Haus?“ rief er, „jetzt wird mir Alles klar, welcher verwegene Gast dasselbe betreten hat.“

Bei diesen Worten hob er seine Reitgerte hoch empor und ließ den bleiernen Knopf derselben schwer auf die Hand des jungen Künstlers niedersausen, welche noch immer an dessen Herzen ruhte, wo die Rose lag.

Der Schmerz erpreßte Frederic ein lautes Stöhnen und das Blut floß sofort aus einer Rißwunde über die Brusttasche, welche die Rose barg.

Ein Ausruf des Schreckens entfuhr auch Valeska und sie starrte bleich wie der Tod auf Frederic, nun einen Angriff desselben auf ihren Vater besorgend.

Frederic las dies in ihren Zügen. „Fürchten Sie nichts“, sagte er düster, „schmerzhafter blutet mein Herz als meine Hand. Ich sehe mein Hoffen ist umsonst. Die Ehre gebietet mir mich zurückzuziehen. Ich gebe Ihnen die Rose aber heute noch nicht zurück, der Tag wird jedoch sicher kommen, an welchem ich dieselbe mit der heute blutenden Hand dem Hause Ostrowa zurückstellen werde.“

Nach diesen Worten verließ Frederic das Haus Ostrowa, um es, nach der ihm hier angethanen Beleidigung, nicht wieder zu betreten . . .

* * *

Mehrere Jahre vergingen. Sie brachten dem Lande viele Wunden. Die polnische Revolution im Jahre 1831 hatte arg gewüthet. Viele angesehene Reiche, insbesondere vermögende Adelige hatten ihren Besitz verloren.

Auch das früher so reiche Haus Ostrowa gehörte zu diesen Beklagenswerthen; es hatte durch die ernsten Ereignisse Alles verloren.

Noch war zu jener Zeit das eheliche Bündniß Wladislaw Augustows und Valeska Ostrawas nicht geschlossen gewesen. Die nunmehr verarmte Valeska aber hatte für den eitlen jungen Gecken keinen Reiz mehr und er war ehrlos genug sein bereits gegebenes Eheversprechen zurückzunehmen. Auch die anderen Bewerber der jungen Edeldame zogen sich zurück, umsomehr als auch ihre Schönheit infolge der vielen Seelenleiden rasch zu welken begann.

Stanislaus Ostrowa konnte diese Schicksalsschläge nicht ertragen; er verfiel in ein schweres Leiden, von welchem ihn ein baldiger Tod erlöste und die unglückliche Valeska stand verlassen auf der weiten Welt. Als allmählich wieder Ruhe ins Land zog und statt Waffengeklirr wieder die Leyer erscholl, war aus der einstmaligen rothen — eine bleiche, weiße Rose geworden, Valeska Ostrowa siechte langsam dem Grabe zu. —

Ja, die Leyer erklang im Lande wieder, Kunst und Wissenschaften kamen wieder zur Geltung und die Hand des Jünglings, welche in den düsteren Tagen des Volksaufruhrs die Waffe geführt hatte, griff wieder in die Saiten.

Da war es in jenen Tagen insbesondere ein Arion, welcher von seinem Triumphzuge aus England, Frankreich und Deutschland eben in seine Heimat zurückgekehrt war, um auch hier neue Lorbeerblätter zu seinem Ruhmeskranze zu sammeln.

Meister Chopin war es, der Begründer einer neuen Pianoforteschule, der zartsinnige geniale Componist, der unvergleichliche Tonkünstler, dessen Andenken für alle Zeiten wird hochgehalten werden. Welcher Musiker hat sich nicht an seinen Walzern und Mazurkas, Balladen und Polonaisen erfreut, welcher Kenner hat nicht die hohe Schönheit seiner beiden Klaviereoncerte aus vollem Herzen bewundert, welcher aufstrebende Schüler hat nicht aus seinen kunstvollen Etüden großen Nutzen geschöpft?

Meister Chopin, der Sohn Polens, also war wieder in sein Heimatland zurückgekehrt, um auch hier die Tonschöpfung seines reichen Geistes, die Meisterschaft seiner Hände dem Volke zu zeigen, aus dessen Mitte er hervorgegangen war.

Mit hohem Interesse und gerechtem Stolze sahen die Bewohner Warschau's dem Abende entgegnen, an welchem Chopin, dessen Kunstleistungen von wahren Kennern schon früher hier bewundert worden waren, nun als Stern erster Größe am musikalischen Kunsthimmel im Concertsaale der Musikakademie wieder auftreten würde.

Ob wohl jemand in dem bleichen jungen Manne, welcher am Vorabende dieses Concertes das linke Weichselufer entlang schritt, den großen Musikkönig Chopin erkannte, der alle Herzen mit seinem Szepter beherrschte?

Einsam ging der junge Meister seinen Weg und schien in trübes Sinnen verloren. Seine Lippen flüsterten eine melancholische Melodie, aus welcher ein polnischer Mädchenname herausklang.

Plötzlich hielt er vor einem stattlichen Hause. Ein Pförtner stand an der Schwelle der breiten Hausthüre.

„Haus Ostrowa?" fragte der Meister.

„Gewesen," gab der alte Beschließer kurz zurück.

Der Meister maß ihn mit sichtlicher Verwunderung. „Gewesen — seit wann?"

„Seit die Blutfahne der Revolution hier geflattert hat," lautete die finstere Antwort, „das Haus ist jetzt das der Dorischeffs."

„Und wo ist der einstige Herr?" fragte Chopin, „und —" hier bebte seine Stimme, „dessen Tochter Valeska?"

„Der Herr ist todt," entgegnete der alte Graubart, „und das gänzlich verarmte Fräulein liegt dort drüben im grauen Hause am Stromufer im Sterben."

„Im Sterben?" rief, nein, schrie der Meister und packte den Sprecher am Arme, „nimm das Wort zurück, Landsmann," setzte er hinzu, „Valeska liegt nicht —" hier erstarb seine Stimme förmlich, „im Sterben." . . .

Der junge Mann dauerte jetzt den Pförtner. „Sie sind gewiß ein Freund des Hauses gewesen," sagte er, „nun, da ist's erklärlich, daß Sie das traurige Los des armen Fräuleins rührt."

Mit wenigen Worten erzählte der Alte dem wie in einem Traume stehenden jungen Manne Alles in Bezug auf das Haus Ostrowa und düster wie noch nie kehrte der Meister in seine stille Behausung zurück.

* * *

Das Concert Meister Chopins hatte einen geradezu riesigen Erfolg. Der Jubel der Polen war unbegrenzt als ihr genialer Landsmann seine Tonschöpfungen, welche alle die nationale Färbung trugen, mit Meisterhand vortrug. Der Saal war bis auf den letzten Winkel gefüllt und in einer Ecke

desselben lehnte mit einer Thräne im Auge auch Chopins erster Lehrer im Klavierspiele, der alte Böhme Zigwni*.

Die Einnahme war eine großartige und Chopin konnte sich eines matten Lächelns nicht erwehren, als ihm der Cassier am anderen Morgen die Rollen mit den polnischen Gold- und Silbergulden vorzählte.

Und während der Meister Beglückwünschungen und Huldigungen empfing, saß im Gärtchen hinter dem grauen Hause am Weichselufer ein bleiches, früh verblühtes Mädchen, einer Rose vergleichbar, die der Sturm zerflatterte.

Ach ja, der rauhe Lebenssturm hatte auch diese zarte Mädchenblume arg verletzt; für sie gab es wohl keine Zukunft mehr — und nur den Tod.

Diese geknickte Mädchenblume war Valeska Ostrowa, die einstmals vielgefeierte Schönheit Warschau's und dessen Umgebung. Ein Zimmerchen mit einfacher Einrichtung, ein paar Blumen, ein Vöglein und eine alte treue Dienerin, von der sie gepflegt wurde, war Alles, was ihr von ihrem einstigen Glücke geblieben war; und selbst dieses stille Heim sollte ihr bald geraubt werden, denn sie war nicht mehr im Stande die Miethe hiefür zu bezahlen und wußte in der That nicht wo sie ein Plätzchen finden würde ihr müdes Haupt niederzulegen.

In trübes Sinnen versunken zogen die Bilder der Vergangenheit vor ihrem geistigen Auge vorüber. Sie sah sich im reichen Gewande mit rothen Rosen geschmückt und zu ihren Füßen Wladislaw Augustow, der sie später so herzlos verlassen hatte. Ihre Züge nahmen hiebei einen bitteren Ausdruck an; plötzlich aber flog ein sanftes Lächeln über ihr Antlitz — das Bild eines anderen jungen Mannes trat vor ihre Seele, der es wahrhaft gut mit ihr gemeint, zu dem sie sich, ohne sich darüber anfangs klar gewesen zu sein, hingezogen gefühlt, den sie aber in ihrer jugendlichen Eitelkeit damals unbesonnen und kalt zurückgewiesen hatte, worüber sie bereits oft schon von geheimer und bitterer Reue ergriffen worden war.

In diesem Augenblicke trat ihre alte Dienerin mit einem Päckchen zu ihr heran, welches ein Bote hiehergebracht, worauf er sich rasch wieder entfernt hatte.

Das Päckchen war an Valeska Ostrowa adressirt, welche es nicht ohne einige Verwunderung öffnete. Aber ihre Verwunderung erhöhte sich noch mehr als ihre matten Augen jetzt den Inhalt, eine Rolle polnischer Goldgulden gewahrten, neben welcher — hier brach ein Thränenstrom aus ihren glanzlosen Augen — eine welke, rothe Rose lag. . . .

* Nach Anderen Zymny.

Kein Zweifel konnte alsbald in ihrem Innern walten — es war dies jene Rose, welche der junge Musiker Frederic vor Jahren sich von ihr erbeten und bisher auf dem Herzen getragen hatte, denn ein einziges Wort stand auf dem Blättchen Papier, auf welchem die welke Blume lag und dieses Wort war Chopin.

„Frederic Chopin!“ lispelte Valeska und sank ohnmächtig in den Stuhl zurück.

Was jetzt in wirren Traumbildern an ihrem geistigen Auge vorüberzog war ihr ganzer Lebensgang, Glück und Ehren, Unglück und Enttäuschung und am Schlusse trat wie ein lichter Genius die Gestalt des Meisters Chopin vor ihre Blicke. „Frederic! ich liebe Dich; ich liebte Dich ohne es mir gestehen zu wollen; ach, mein Hochmuth siegte über die Stimme meines Herzens und schwer mußte ich es büßen!“ So lispelten die bleichen Lippen der Sterbenden und sie streckte dabei, die Lider aufschlagend, beide Arme aus, als wollte sie den Treuen an ihr Herz schließen, aber sanft erröthend und verwirrt ließ sie dieselben wieder sinken, denn ein junger Mann kniete zu ihren Füßen und drückte ihre weißen kalten Hände jetzt an seine zitternden Lippen und dieser junge Mann war Frederic Chopin, der sie so treu und innig geliebt hatte und noch liebte, so daß er der Verarmten das reiche Erträgniß seines Warschauer Concertes gewidmet hatte, nun aber selbst gekommen war, sie noch einmal zu sehen ehe der bleiche Todesengel ihre weiße Stirne berühre.

Und der Meister hatte hohe Zeit gehabt — schon winkte der Engel mit dem Cypressenzweige und die blanken Goldgulden konnten der armen Valeska keine Erleichterung mehr verschaffen; sie deckten nur die Kosten ihres schönen Begräbnisses, einer Fülle von Blumen, insbesondere weißer Rosen und eines herrlichen Grabdenkmales für sie, welches lange Jahre hindurch auf dem Friedhofe zu Wola zu sehen war und auf welchem die Anfangstacte des zweiten Theiles einer der schönsten Compositionen des großen Tondichters, seines ergreifenden Trauermarsches zu lesen waren.

Und alljährlich, wenn die Gräber der Dahingeschiedenen zur Herbstzeit mit liebender Hand geschmückt werden, prangte am Grabe Valeskas eine herrliche Centifolie; kein Kranz, kein Strauß, nur eine Rose, eine vom Thränenthau benetzte Rose; aber diese Rose, wenn sie hätte reden können, wie viel hätte sie den Vorübergehenden erzählen können von dem Leide eines edlen, echten Künstlerherzens!

Allerlei Verse

von

Ludw. Aug. Frankl.

Stilles Beileid.

Am J. v. W.

Unerschrocken hört' ich des Löwen Gebrüll in der Wüste
Und des Donners Gedröhn, wenn es durch Wolken posaunt.
Hagelgeprassel auf's nackte Haupt hab' ich ruhig ertragen,
Wenn es schmetternd mich traf, einsamen Wand'rer im Feld.
Aber der Schollen dumpfes Geroll auf den Sarg eines Freundes,
Dolche bohrt's mir in's Herz, raubt mir zu leben den Muth.
Fern d'rum Deinem Begräbniß, sinn' ich in einsamer Stube,
Zu melodischem Kranz windend die Blumen des Lieds.
Erst wenn Alle sie fort, die das Trauergeleite Dir gaben,
Dem Verlassenen, dann schmück' ich die einsame Gruft.

Die Eiche.

Schlecht muß es haben die Eiche,
Die auf dem Felsen steht,
Getroffen vom Wetterstreiche,
Vom Donnersturm umweht.

Den Keim schon trugen die Winde
Hinschleudernd auf nacktes Gestein,
In dessen steinerne Rinde
Nur langsam grub er sich ein.

Vertrauend in seinen Adern
Dem urweltkräftigen Mark,
Strebt mälig er einzuquadern
Die Wurzeln kühn und stark.

Nun wächst er empor zum Stamme,
Streckt Aeste weit hinaus,
Und trotzt des Himmels Flamme,
Dem Donner, der Stürme Gebraus,

Bis seine Blätter verbreiten
Ein kühlendes Schattenwehn,
Jahrhundertelang sieht er schreiten
Und Menschengeschlechter vergehn.

Gebet.

Tiefer Gram hat mir das Herz zerschnitten,
Als der Tod mir meinen Knaben nahm
Und ich weinte: Höre, Herr, mein Bitten,
Mehr der Thränen gib, es brennt zu heiß mein Gram.

Testamentarisch.

Rabbi Ben Akiba hat
Seinem Sohn vererbt mit weisem Sinn:
„Wohne nicht in einer Stadt,
Wo Gelehrte an der Spitze d'rin."

Nach Theognis.

Um ihre Todten sinnlos und thöricht weinen die Menschen,
Aber sie klagen nicht, wenn blühendes Leben verwelkt.

Ehrsuchtsdämpfer.

Magier lehrten in dem Sonnenlande,
Um Ruhmsüchtige zu beugen:
„Gottgefälligeres gibt es kaum
Als ein Feld bebau'n im Sonnenbrande,
Als zu pflanzen einen fruchtbar'n Baum
Und ein Kind zu zeugen."

Warnung.

Wer einen Stein in die Quelle wirft, aus der er getrunken,
Wer die Rebe zertritt, die ihn mit Beeren erquickt',
Weiche dem Manne sorglich aus, sonst wirst Du erfahren,
Daß er rohen Gemüth's Dir Deine Liebe vergilt.

An den Präsidenten

des Congresses der Ohrenärzte in Wien 1887, Prof. A. P.

Zur Muse flehtest Du der Wissenschaft,
Um Gunst Dir zu verleihen;
Sie gab „Gehör" Dir, Dich zu weihen
Mit ihrer sieggewohnten Kraft.
So gibt sie, lang schon, treu Dir das Geleite;
„Schallwellen" tragen Deinen Ruhm in's Weite.

Vor Hummel's Grab in Weimar.

Was ist das für ein Rummel
Mit Abbé Franz von Liszt!
Er ist zu unser'er Frist
Nicht mehr als einstens Hummel,
Ach, nur kein rechter Componist.

Fürs Mozart-Album in Salzburg.

Man hört jetzt allerwärts und immerdar:
„Es gilt Musik der Zukunft vorbereiten."
Doch wer versteht sie ohne Commentar?
Du schufst Unsterbliches für alle Zeiten
Und siegtest über alle Zukunftsgeister,
Nur über Einen nicht, Dir gleichen Meister;
Nicht wie der Famulus, der Wagner hieß,
Du grübeltest nicht über das und dies.
Wolfgang der Zweite bist Du, doch zugleich
Der Erste in der Töne weitem Reich.

An Theophil Hansen.

Zum 70. Geburtstage.

Es heißt Athen des „Thesens Stadt",
„Thorwaldson's Stadt" heißt Kopenhagen,
Seitdem sie Dich, „Theophilos", geboren hat,
Wird man von ihr die „Gottgeliebte" sagen.

Gedichte

von

Martin Greif.

Seestimme.

Ich wand're auf verschlung'nem Pfade
Entlang dem schweigenden Gestade,
Der See zur Seite ohne Ruh',
Er rauscht und brandet immerzu.

Als wollt' er mir das Herz bewegen,
So dringt er an mit raschen Schlägen,
Doch, was geheimnißvoll er spricht,
Vermag ich zu errathen nicht.

Oft halt' ich an, wie um zu träumen,
Ich seh' ihn gleißen, seh' ihn schäumen,
Gar Vieles kommt mir in den Sinn,
Was mir vergessen lag darin.

Im Mai.

Auch das Glück naht sich nicht immer
Uns in freundlicher Gestalt;
Mai, trotz allem Blüthenschimmer,
Stürmen kann er, rauh und kalt.

Doch, wenn sich der Himmel kläret,
Ob auch nur für kurze Frist,
Finden wir die Huld bewähret,
D'rum er so gepriesen ist.

Rückerinnerung.

Wenn die Sonne nimmer
Fern dem Niedergeh'n,
Läßt sie ihren Schimmer
Auch im Morgen seh'n.

So, anstatt der Klage,
Gönne Deinem Blick,
Daß er schöne Tage
Gern Dir ruft zurück.

Das verfallene Schloß.

Es zieht durch Moor und Wiesen
Ein Weg zum Schloß hinan;
Das Thor that sich verschließen,
Wird nimmer aufgethan.

Den Thurm verstecken Buchen
Und was ihn sonst umspinnt;
Was hilft es ihn zu suchen,
Da schon sein Sturz beginnt?

Wohl winkt noch die Kapelle,
Doch Gras bedeckt den Raum,
Leg' hin Dich auf die Schwelle!
Vergang'nes kehrt im Traum.

Zur Geschichte und Reform des Ballets.

Studie

von

Bernhard Rothenstein.

Das Aufblühen der Künste hängt innig mit dem Bedürfnisse zusammen, die menschlichen Empfindungen in erhabener Form zu plastischem Ausdrucke zu bringen. Die mimischen Künste schreiten den anderen voran. Sie haben mit den anderen Künsten die ewige Jugend, die innere Kunstschönheit gemein. Das hindert jedoch nicht, daß gegen eine bestimmte Form der mimischen Künste, dem Ballete, sich eine gewisse Voreingenommenheit herausgebildet hat, die genau besehen, sich doch eigentlich nur gegen die Ausartung dieser Kunstform richtet.

Die Ursache der Entstehung der mimischen Künste liegt in dem Bedürfnisse, verschiedenartige Stimmungen und Gefühlsaffecte durch äußere Mittel zum sichtbaren Ausdrucke zu bringen. Daraus ergibt sich, daß ihre Anfänge bis zum ersten leisen Erwachen des Menschengeistes zurückreichen. Aus einzelnen Bewegungen, welche Gefühle, Vorstellungen und Handlungen darstellen, entwickelte sich die anfänglich dürftige Pantomime, welche selbständig, ohne Beihilfe einer anderen Kunst oder des Sprachbehelfes entstand. Sie ist eine allen Völkern eigenthümliche Erscheinung, doch war sie bei den Römern gewissermaßen eine selbständige Erfindung, welche in die Zeit der Regierung des Kaisers Augustus fällt. Die besten Pantomimiker waren Pylades und Bathyllus; der Erste gleichzeitig der beste tragische, der Andere der vorzüglichste Grotesktänzer. Sie theilten sich in der Bewunderung Roms. Ihre Schüler nannten sich nach ihren Meistern: Pyladianer und Bathyllaner.

Die Ausführung einer Pantomime war nicht leicht, wenn man bedenkt, daß darin nur eine einzige Person, der Pantomimus auftrat, der alle Rollen des Stückes in verschiedenen Costumen und Masken gab. Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts nach Christi treten bereits mehrere Personen darin auf und kommen auch Chöre, desgleichen verschiedene Toninstrumente, hauptsächlich Flöten, zur Begleitung der Bewegungen der einzelnen Hauptdarsteller zur Anwendung. Sogar einen Kapellmeister gab es schon, der mit einer ehernen Sohle, dem Scabillum, den Takt strampfte.

Die Pantomime war der begehrteste Theatergenuß der damaligen Römer und Kaiser Nero trat selbst als Pantomime auf und zwang die vornehmsten Männer und Frauen Roms zur Mitwirkung.

Bei den Griechen theilte sich der Stamm der Pantomime in drei Aeste oder Ausläufer, deren erster die Handlung einschloß, die von der scherzhaften Nachahmung bis zur dramatischen Darstellung reichte, und welche im ersten Falle von einer einzelnen und im letzten von mehreren Personen besorgt wurde. Die Ausführung bestand in der Nachäffung einzelner Personen, oder beruhte auf dem dramatischen Zusammenwirken mehrerer. Der zweite Ast war die zur Verherrlichung von gottesdienstlichen Festlichkeiten bestimmte Pantomime. Die Ausführung bestand in rhythmischen Bewegungen, welche abwechselnd, von Chören und instrumental begleiteten Liedern unterstützt, besorgt wurden.* Der dritte bestand in der Ausführung von Waffentänzen und der Darlegung von Kunstfertigkeiten.

Die Griechen waren es auch, bei welchen sich aus der Pantomime die Tanzkunst entwickelte, und in der innigsten Vereinigung mit Gesang, Poesie und Schauspielkunst verknüpft, sich zu hoher Blüthe emporschwang. Die Römer überkamen die Tanzkunst von den Griechen.

Wenn bei der Pantomime die Bewegungen des Körpers die Hauptsache sind und die Füße nur als Begleitbewegung dienen, so sind dem entgegen beim Tanze die Bewegungen der Füße die Hauptsache und der übrige Theil des Körpers nur begleitend.

Als eine mimische Kunst hat die Tanzkunst, wie jede Kunst, die Aufgabe: Das Schöne in vollendeter Form darzustellen. Die Ordnung in der Mannigfaltigkeit ist das innere, bestimmte Körpertheile und deren Bewegungen sind die äußeren Mittel, durch deren wohlerwogenen Gebrauch das vollendete Schönheitsgebilde im Kunsttanze erreicht werden kann, und bei den lebhaft empfindenden und beweglichen Völkern des Südens, in Spanien und Italien, finden wir schon zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts

* Auch bei den gottesdienstlichen Festlichkeiten der Juden spielte der Tanz häufig eine Rolle, wie denn König David selbst zur größeren Ehre Gottes vor der Bundeslade tanzte.

nicht nur den gesellschaftlichen, sondern vorzüglich auch den Kunsttanz ausgebildet, der sich bei diesen Völkern aus ihrem Temperamente und ihren feurigen Nationaltänzen entwickelte. Der andalusische Fandango, der neapolitanische Tarantello waren die choreographischen Grundlagen für das spätere Ballet, welches aber erst in Frankreich 1581 von Baltaserini, einem berühmten Geigenvirtuosen, eingeführt, seinen genialsten Förderer in Beauchamp, und unter diesem und Novere seine höchste Blüthe erreichte, denen sich in congenialer Weise und in steter Fortschreitung der besonders als Tanzkünstler unerreichte Schüler Novere's, Vestris, anschloß.

Im siebzehnten Jahrhunderte tanzten die französischen Könige Ludwig der Dreizehnte und Vierzehnte mit den Herren und Damen des Hofes in eigener Person in den über alle Beschreibung glanzvoll ausgestatteten und inscenirten Balleten, die bei Hofe aufgeführt wurden. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts trat das französische Ballet in eine neue Entwicklung: es wurde in die Oper eingeführt, aber hier hauptsächlich dazu verwendet, um Ludwig dem Vierzehnten in allegorischem Gewande Huldigungen und Schmeicheleien darzubringen; auch in den Jesuitencollegien wurden bei feierlichen Anlässen sogenannte „Ballets de Collége", eine für sich bestehende gemischte Art des Ballets gegeben, bei welcher indeß der Tanz dem lyrisch-musikalischen Theile nur als unterstützende Folie diente. Erst von der Mitte des achtzehnten bis zum Abschlusse des zweiten Decenniums des neunzehnten Jahrhunderts erhob sich der Kunsttanz, das Ballet, wieder zu einer ansehnlichen künstlerischen Höhe, auf welcher es sich den anderen schönen Künsten als gleichwerthige, ebenbürtige Schwester anreihte. Da in der Kunst das subjective Urtheil das Object, wie das objective Urtheil das Subject zum Gegenstande hat, so soll hier bemerkt werden, daß in der Tanzkunst die Person das Object ist, während in der plastischen Attitude und in dem rhythmischen Schwunge die Seele, das ist das subjective Element, zur Erscheinung gelangt, und hätte das achtzehnte Jahrhundert nicht so bedeutende, epochale Künstler, wie Novere, dessen beide Schüler Gardel und Vestris und den königlich dänischen Balletmeister Vincenzo Galeotti in Kopenhagen hervorgebracht, so würde das Ballet seine ihm angeborene Ausdrucksfähigkeit auf noch lange Zeiträume hin haben vermissen lassen und die mimisch-dramatische Darstellung der reinen, vorzugsweise sinnlich wirkenden Technik des Kunsttanzes untergeordnet geblieben sein.

Mit den reformatorischen Bestrebungen Novere's, der die antike Pantomime mit dem höheren theatralischen Tanz durch lebendige mimische Malerei in die genaueste Verbindung brachte, schuf dieser die einheitliche mimisch-dramatische Form des Ballets, in der richtigen Erkenntniß, daß die, Gefühle ausdrückende Mimik auf dramatischem Grunde beruhe.

Novere trennte das Ballet völlig von der Oper und erhob es zu künstlerischer Selbständigkeit, das in der Vereinigung von Tanz, Musik und Mimik einem einheitlichen dramatischen Ziele zustrebte, obgleich er diesem Ziele mehr auf rhythmischem, denn auf mimisch-plastischem Wege zustrebte, während Galeotti das dramatisch-plastische Princip für die mimische Kunst, mit Einschränkung des rhythmischen Elements, mehr im Geiste der antiken Pantomime auffaßte. Wenn bei Novere der eigentliche Tanz, unbeschadet der inneren dramatischen Entwicklung der Handlung, eine Hauptsache blieb, so erscheint bei Galeotti der Tanz, der fortschreitenden Handlung nur beigeordnet, theils auch wesentlich untergeordnet, aus dem Charakter der Haupthandlung selbst hergeleitet und insoferne idealer in der dramatischen Anlage und Conception. Man könnte die Novere'schen Ballete „poetische Tanzkunstwerke" nennen, während man die Galeotti'schen, „ungesprochene, mimisch-plastische Dramen" heißen könnte. Novere war vorzugsweise Lyriker unter den Balletdichtern, obgleich er sich in der geschlossenen, einem bestimmten dramatischen Ziele zustrebenden Exposition, einer einheitlichen Idee unterordnete, während Galeotti der Balletdramatiker sans phrase war, der in einem seiner Ballete „Romeo und Julie" die rhythmische Enthaltsamkeit so weit trieb, daß darin nur ein einziges Mal wirklich getanzt wird, die dramatische Entwicklung der Handlung aber consequent von der plastisch und dramatisch beseelten Mimik allein besorgt wird.

Leider war Galeotti, im Gegenhalte zu Novere, im Auslande wenig gekannt und gewürdigt, weil Kopenhagen nicht Paris ist, und so blieb die Kenntniß von seiner künstlerischen Bedeutung in den Mauern des königlichen Theaters in Kopenhagen eingeschlossen. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als im anderen Falle die Richtung der Tanzkunst, den Spuren des edlen mimisch-dramatischen Principes Galeotti's folgend, heute wahrscheinlich eine, den Anforderungen der Ethik entsprechendere wäre.

Von Novere ging eine geistvolle prickelnde Schule aus, welche mit dem Aplomb ihrer Gesten, der treffsicheren Charakteristik der Tänze, der gediegenen, dabei wunderbar schillernden, leichtflügigen Tanztechnik und der scheinbar mühelosen dramatischen Entwicklung der Haupthandlung so recht die französische Kunst, die Incarnation des französischen Genie's in sich schloß. Sein künstlerischer Bildungsgang war von Hause aus ein natursicherer, klarer und gegebener; dabei konnte er sich in dem Paris, das eben im Begriffe war, seine Toilette zur großen Revolution zu machen, ruhig seiner Reformarbeit hingeben. Er fand bei den leidenschaftlich nach Veränderung strebenden Geistern williges Entgegenkommen. Seine reformatorischen Bestrebungen waren genau so ein Zeichen der mit einem gewaltigen Ruck sich vorwärts schiebenden Zeit, wie sie ein Mittel waren, diese Zeit vorbereiten zu helfen.

Wenn Novere einen glänzenden künstlerischen Bau, in die Wolken aufstrebend, schuf, so erschloß Galeotti ein reiches Erzlager, das mit dem stets tieferen Eindringen auch immer kostbarere Schätze zu Tage förderte. Conception, Entwicklung, Mache waren bei ihm aus einem Guß; Form und Inhalt derart mit und ineinander verwachsen, daß es nicht angeht, ein Steinchen aus dem Baue zu lösen, eine Farbe zu verändern, ohne dem Ganzen wesentlichen Abbruch zu thun.

Wenn man die innigen Beziehungen der einzelnen Künste zu einander in Betracht zieht, könnte man Novere den Heine und Galeotti den Shakespeare der Tanzkunst nennen, oder Apollinisch verglichen: Novere den Rossini, Galeotti den Beethoven, oder endlich, auf die Malerei bezogen, Novere den Rafael ins Französische und Galeotti den Michael Angelo ins Dänische übertragen, nennen.

Ich habe schon angedeutet, weshalb die Galeotti'schen Tanzpoeme im königlich dänischen Theaterarchive zu Kopenhagen schlummern und vielleicht so lange schlummern werden, bis ein anderer, ein französischer Galeotti erscheinen wird, um das Princip dieser Poeme auf die französische Bühne, und durch diese erst auf alle anderen das Ballet pflegenden Bühnen zu verpflanzen, während das Novere'sche Princip sich allgemach auf allen für es passenden Bühnen einbürgerte, bis es noch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts von einzelnen hochbegabten choreographischen Erfindern und Interpreten getragen, sich schließlich verflachte und theils in nationale Kleinkunst, theils in Costume- und Maschinerie-Orgien seine Bedeutung suchte und auch fand. — Fanni Ceritto war die letzte große Tanzkünstlerin aus der Novere'schen, die Taglioni und Fanni Elßler die Letzten aus der Galeottischen Schule — und es wundert mich also gar nicht, wenn heute ganz vernünftige und auch gebildete Leute die Meinung haben: Der gegenwärtige Kunsttanz strebe, sowie der Gesellschaftstanz, keinen anderen Zweck an, als den der sinnlichen Unterhaltung. Tradition und Schule, und mit diesen fast der ganze, wahre Begriff des Kunsttanzes sind uns eben nahezu abhanden gekommen. Wer, wie ich, jedes wahre Kunstwerk, sei es der schönen, der bildenden Künste, der dramatischen, mimischen oder musikalischen Kunst, als den idealen Ausfluß und Ausdruck der vollkommenen Schönheit oder der vollkommenen Wahrheit erfaßt, also gewissermaßen als einen ethischen Mittelpunkt des Lebenskreises betrachtet, der wird den Schaden mitempfinden, den die Verflachung des heutigen Ballets in der unklaren Uebergangsperiode der Gegenwart zur Folge haben muß. Die Mehrzahl der Balletfreunde geht heute in ein Ballet, nur weil sie hofft, sich dort zu amüsiren, hübsche Bilder, reizende Costüme und unästhetische, sinnberückende Gliederverrenkungen zu sehen. Die Leute wollen einfach ihre Augen ergötzen und vielleicht auch einige boshafte

Zwerchfellerschütterungen mit in den Kauf zu nehmen. Rühren lassen? Ah, da sei Gott vor! Das ist ja nicht die Aufgabe eines Ballets. Zu Novere's Zeit, als das ernste Ballet noch im Zenithe seines Glanzes stand, hatten wir ruhmvolle Tänzer. Mit der Versinnlichung des Ballets schwanden diese und die neuere Geschichte der Tanzkunst erzählt uns nur noch von Tänzerinnen, welche durch Schönheit, sinnlichen Reiz und ausgebildetste Fußtechnik hervorragend waren. Die ganzen, einen Theaterabend ausfüllenden Ballete gehören heute nur mehr zu den königlichen Passionen. Sie verschlingen durch ihre Kostspieligkeit einen enormen Bruchtheil des Ausgabenetats der Hoftheater, ohne die sittliche Wirkung zu üben, die doch von jedem Kunstwerke, insbesondere von der Bühne herab, ausgehen soll. Sie haben denn auch ihr specielles Publicum, welches, von dramatischen und künstlerischen Erwägungen fast gänzlich unangefochten, roheren Genüssen nachjagt. Die ernsten Theaterbesucher gehen heute selten in ein Ballet, das den ganzen Abend ausfüllt. Als Zwischenstück, Balleteinlage, dessen Bestimmung keine andere ist, als den Sängern der Oper eine Pause zu ihrer Erholung zu verschaffen und eine gewisse Abwechslung herbeizuführen, läßt man sich eine solche Tanzbelustigung gerne gefallen und deshalb meint auch Mancher, verleitet von der pikanten Ausartung, daß diese Art der scenischen Spiele zu nichts anderem taugt als zur Belustigung und zur Tödtung der Zeit. Am meisten gefällt heute ein Tänzer, wenn er sich wie eine Drehscheibe zehnmal und mehr um seine eigene Axe windet, oder häßliche, unmännliche Luftsprünge producirt, und unsere Tänzerinnen, wenn sie nach dem Muster von Seiltänzerinnen Capriolen schlagen. Wen interessirt eigentlich heute noch die Handlung in einem Ballet? Die Hauptsache ist ja doch nur die Mannigfaltigkeit grellfarbiger, phantastischer Costume, rasch sich stellende und noch rascher sich lösende Gruppenbilder, hübsche Mädchen und möglichst indecente Gliederverrenkungen derselben. Aber ebenso wie man die Tonkunst erniedrigen würde, wenn man sie, wie die Musik in der Palestrina'schen Zeit, bloß in der harmonischen Accordenfolge, oder im regelrechten Tonsatze und in der Mannigfaltigkeit der Tonverbindungen gelten lassen wollte, wenn man ihre Wirkung bloß auf das Ohr einschränken und ihr die Gewalt über das Herz, die Macht der Rührung absprechen wollte, ebenso wäre der Begriff des künstlerischen (theatralischen) Tanzes, das heißt: „der Tanzkunst", zu eingeschränkt, wenn man sie nur in dem gleichen Schrittmaße, in ihrer figuralischen Anordnung, in der Variation der gleichmäßig bewegten Linien, oder gar in der Kraftbethätigung der Schenkel und in hohen, oft überladenen Sprüngen und Verrenkungen bestehen lassen wollte. Ihre Ansprüche sind edler, und ich will es versuchen, das Charakterbild der Kunstform, die wir mit dem Namen „Ballet" bezeichnen, hier zu skizziren.

Die Form des Ballets ist der Rahmen, in welchem dem Kunsttanze dieselbe Aufgabe zugewiesen ist, wie allen nachahmenden Künsten, nämlich durch seine künstlerischen Äußerungen nicht bloß dem Auge zu gefallen, sondern bis zum Herzen zu dringen, zu bewegen, Leidenschaften, Freude, Mitleid, Schrecken zu erregen und unseren Augen Thränen zu erpressen. Sein Bestreben ist mit dem Bestreben der Dichtkunst, der Malerei, der Musik, dasselbe: er strebt gleich diesen Schwestern, und häufig von ihrem Beistande begleitet, nach dem gleichen Ziele, und nur die Mittel, deren er sich zur Erreichung des Zieles bedient, sind nicht gleichgeartet. — „Ein wohl gemachtes Ballet", sagt Novere in seinen Briefen über den theatralischen Tanz, „ist eine lebendige Zeichnung der Leidenschaften, Sitten, Gewohnheiten, Gepränge und der Costumes aller Völker der Erde, folglich muß es in jeder Gattung ausdrückend sein und durch die Augen in die Seele dringen." — Diese richtige Anschauung zur Grundlage genommen, muß jedes Ballet ein Ganzes, und wie ein wohlabgerundetes Gedicht, metrisch gefügt sein. Die drei Hauptarten desselben weichen in der Form mannigfach und charakteristisch von einander ab.

Obenan steht der ernsthafte oder heldenmäßige Tanz. Das ist das Trauerspiel der Tanzkunst, die erhabenste Art, derem Gebiete die Handlungen der Götter, Könige und Helden angehören. Sein Rang ist der Rang der Iliaden, Henriaden und des Messias, der Shakespeare'schen Königsdramen und des Goethe'schen Faust unter den Gedichten, des Ueberganges Alexanders über den Granicus, des Christus vor Pilatus von Munkácsi, der Bai des Todes von Payer unter den Gemälden, und der Neunten Symphonie von Beethoven, der Nibelungen-Trilogie von Wagner, des Mozart'schen Requiems, der „Wüste" von Felicien David und der hohen Messe von J. S. Bach unter den Tonwerken. Auf diesen folgt der halbernsthafte, im mittleren Style gehaltene. Er geht mit dem edleren Lustspiele, dem Erhaben-Komischen, in gleichem Schritt, und den Balletpoeten, welche sich in diesem Genre in rein künstlerische Höhen aufschwingen, ist die Gesellschaft des Ruhmes mit Molière, Goldoni und Gozzi vorbehalten. Die letzte Art endlich ist diejenige, die man, uneigentlich, die Pantomime nennt. Es ist dies die groteske Art, welche die Vorfallenheiten des gewöhnlichen Lebens naiver Menschen zum Gegenstande komischer und grotesker Uebertreibungen wählt; sie rangirt zu den Possen und ist von demselben Stoffe wie diese zugeschnitten. Abweichend von diesen drei Arten gibt es noch mannigfache Balletbildungen, die sich nicht streng in eine der angeführten Arten einreihen lassen, wie das früher genannte „Ballet de Collége" und andere; aber so verschieden und mannigfaltig auch alle die Arten und Unterarten des Ballets sein mögen, so haben sie doch einen gemeinschaftlichen

Gesichtspunkt, von dem aus sie betrachtet und beurtheilt werden müssen, nämlich den, daß sie Bilder sind. Diese Uebereinstimmung in ihrem Grundwesen unterwirft sie gewissen gemeinschaftlichen Gesetzen, welche unbeschadet der Eigenform jeder einzelnen Art oder Unterart, beobachtet werden müssen.

Die gemeinschaftlichen Gesetze hervorzukehren und klarzulegen, diene das Folgende.

Ein Ballet ist eine logische Aufeinanderfolge verschiedener Scenen und bewegter wie unbewegter Bilder, durch welche die zum Inhalte gewählte Handlung ihren formalen und gedanklichen Ausdruck findet, also in die sichtbare poetische Erscheinung tritt, und sein Wesen wurzelt sowohl in der Dichtkunst wie in der Malerei, und durch die rhythmische Ordnung der einzelnen Bewegungen auch in der Tonkunst. Als eine Handlung hat es mit jedem andern Werke der drei genannten Künste die Grundidee gemein, daß seine einzelnen Theile zu dem Ganzen ebenmäßig gehalten und untereinander richtig verbunden sein müssen. Jedes Ballet muß wie ein Schauspiel seine Exposition, Verwicklung, seinen Knoten und seine Auflösung haben. Die Exposition wird durch prägnante mimisch ausdrückende Geberden der Haupt- oder Nebenpersonen bei beginnender Verwicklung gegeben. Die Verwicklung selbst basiert auf das überlegte oder leidenschaftliche Vorgehen der einzelnen handelnden Personen; der Knoten auf der Intrigue und die Auflösung muß entweder die poetische oder die dramatische Gerechtigkeit zur Folge haben. Das, was in einem Schauspiele die Scenen, das sind in einem Ballete die verschiedenen „Pas“, gleichviel ob es zwei- oder dreischrittige sind, und sie müssen immer in natürlicher, ungezwungener Weise aus der Handlung selbst hergeleitet sein und dem folgenden Bilde oder der folgenden Scene zur weiteren Grundlage dienen. Scenen, welche nicht logisch aus der sich entwickelnden Handlung abgeleitet werden, sind geschmacklos und eine Beleidigung des gesunden Menschenverstandes, wie des ästhetischen Sinnes des gebildeten Zuschauers. So ist jeder eingeschobene, nicht streng zur Handlung gehörende Tanz, gewisse sinnlose Zaubereien, wie auch das Auftreten seriöser Tänzer oder Tänzerinnen in einem grotesken Ballete verwerflich.

Wer ein guter Balletdichter sein will, muß seine Stoffe mindestens in der Weise beherrschen, daß er die besten Dichter der einzelnen Arten kennen und ihre erfinderische Phantasie sich zu Nutze machen muß. Er muß ihre besten Dramen, ihre besten Schauspiele, Lustspiele und Possen in sich aufgenommen haben und das, was auf das Ballet übertragen und in ihm zur lebendigen Wirksamkeit gebracht werden kann, ausnützen können; er muß dabei wie der Dichter aus dem vollen Leben der Nation schöpfen und die Eigenthümlichkeiten, Sitten und Gebräuche derselben zur malerischen Geltung bringen. Nicht eigentlich zur Handlung gehörende Zwischenfälle oder episo-

dische Figuren und Personen dürfen nur in den seltensten Fällen vorkommen, und auch da nur in dem Falle, wenn damit eine witzige oder malerische Pointe verbunden ist. Immerhin bedarf der Balletverfasser hiezu der Nachsicht des Publicums, welche sich indessen nicht so weit erstrecken kann, daß es dem Verfasser erlaubt wäre, alle Wahrscheinlichkeit aus dem Auge zu lassen, und welche nur dann eintritt, wenn ganz ausgezeichnete Tanzleistungen die Nachsicht rechtfertigen.

Das Solo, der Monolog des Tanzes, ist, wie der Monolog im Schauspiele, auch denselben Regeln unterworfen. Es muß eine intensive Leidenschaft zur Ursache haben und darf nicht zu lang ausgesponnen sein, weil es sonst auf das Publicum, wie auf den Tänzer oder die Tänzerin zu ermüdend wirken würde, welch letztere ihre arbeitenden Muskeln unmöglich für längere Zeit in gleicher Spann- und Sprungkraft erhalten können.

Zwei- und Dreischritte sind bei guter Ausführung stets wirkungsvoll. Vierschritte sollen, wenn möglich, vermieden werden. Horaz' Vorschrift: „Nec quarta loqui persona laboret! — Das Gespräch soll nie zwischen vier Personen sich drängen" ist auch für das Ballet unüberschreitbar. Die Balletverfasser wissen vier Personen gleichzeitig auf keine andere Art zu beschäftigen, als daß sie denselben gegeneinander gleiche Schritte und Stellungen geben. Das macht aber dieselbe Wirkung, wie wenn man in einem Schauspiele zwei verschiedenen Personen die gleichen Worte in den Mund legen, oder zwei Schauspielern eine und dieselbe Rolle geben würde, oder wenn in einem Stücke zwei ganz gleiche Rollen dargestellt würden.

Will man symmetrische Figuren darstellen, so wird dies am Anfange oder am Schlusse, oder auch in beiden Fällen durch einzelne Quadrillen oder durch das gesammte Balletcorps am besten zu bewerkstelligen sein, obgleich, vom malerischen Standpunkte beurtheilt, die einförmige Symmetrie und eckige Abcirkelung nicht ohne Tadel ist.

Die Bestimmung des Balletcorps ist übrigens eine natürlichere und edlere, als sie von den gegenwärtigen Balletverfassern, welche das Corps häufig an die Spitze der Handlung stellen, aufgefaßt wird. Was bei den Griechen der Chor, in den modernen Theaterstücken das Volk, dasselbe bedeutet das Balletcorps im choreographischen Kunstgebiete; es ist der theilnehmende, ideale Zuschauer, der interessirte Begleiter, der sich genau an die Handlung anschließt, sie durch seine Theilnahme belebt und unterstützt, sich aber nie an die Spitze derselben stellen darf. Hieraus ergibt sich die Bestimmung des Balletcorps von selbst.

Die Sprache des Tanzes ist, wie die Sprache der Musik, eine Welt- oder vielmehr eine Allerweltssprache. Wenn sie auch nicht jeder vollkommen sprechen kann, so versteht sie doch, mehr oder minder, alle Welt. Der Dichter

legt seinen Personen Worte, der Componist Töne in den Mund, der Choreograph läßt sie durch Geberden sprechen. Man stelle sich vor: die Personen, die in einem Ballet auftreten, sind jede aus einem fremden Lande; keine versteht der Anderen Sprache. Sie haben gleichwohl sich etwas zu sagen, um etwas zu bitten, zu fragen, zu erklären. Die Geberden nun, mittelst welchen sie ihre Gedanken und Gefühle kundgeben, ausdrücken: das ist die Sprache des Tanzes. — Wenn sich Zwei von ihrer gegenseitigen Neigung Kunde geben wollen, was thun sie? Sie reden durch Mienen und Geberden. Diese Sprache ist unter Umständen noch viel beredter und eindringlicher als die Wortsprache. Die Liebe glüht unter allen Himmelsstrichen und ihre Aeußerungen sind allen Nationen verständlich, aber nicht alle Völker sprechen dieselbe Wortsprache. Kommt nun aus fremdsprachigen Ländern ein Paar zusammen, das ihren mächtigen Zug empfindet:

„Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein.
Sie unterreden sich mit Mienen statt der Töne
Und er versteht sein Kind und ihn versteht die Schöne."

Diese allgemeine Sprache der Natur muß der Verfasser eines Ballets seine Tänzer sprechen zu lassen wissen, dazu gehört nicht bloß Menschenkenntniß, Fachkenntniß und Routine, sondern auch, und vor allem, Genie. Er muß Philosoph sein, um die Leidenschaften zu kennen; er muß Maler und Musiker sein, um sie künstlerisch auszudrücken. Mit einem Worte: Er muß empfinden können, was er in überzeugender, lebendiger Weise ausdrücken will. — Das ruhige Gespräch paßt nicht als Stoff für das Ballet. Es hat wenige Geberden und die wenigen, mit welchen ein lebhafter Mensch es vielleicht begleitet, sind nicht bedeutend, sind meist plastische Gaukeleien. Nur diejenigen Stoffe sind passend, in welchen eine lebhafte, spannende Handlung sich entwickelt. Alles Müßige, Ueberflüssige muß beseitigt werden, der Inhalt gedrängt sein. Die Bewegungen müssen unmittelbar aufeinanderfolgen und Schlag auf Schlag auf unsere Phantasie einstürmen. Auf diese Weise kann jedes Drama, Schau- oder Lustspiel, welches reich an Handlung ist, den Stoff zu einem Ballet geben, wenn der Verfasser zu wählen, sich anzueignen, auszuscheiden und zu verbinden weiß.

Ich will nun weiter untersuchen, was von den Gesetzen der Malerei beim Ballete anwendbar ist.

Der Maler ist an die Gesetze der Anordnung, der Gruppirung und der Perspective gebunden. Ein Ballet, das eine Reihenfolge lebender Bilder, mit der seinem Charakter innewohnenden Wirkung hervorbringen will, muß sich genau nach den Gesetzen der Malerei richten. Rubens und Van Dyk können als Muster in der Anordnung, Makart, W. Kaulbach und die besseren

französischen Meister in der Gruppirung und jede gradausführende Allee, jedes gut gemalte Interieur einer Kirche in der Perspective dienen. Die Anordnung, das ist die lucidus ordo, der Platz, der jeder Person anzuweisen ist, den sie vermöge ihrer Bestimmung in der fortschreitenden Handlung einzunehmen hat. Der begabte und erfahrene Balletverfasser wird bei der nöthigen ernsten Aufmerksamkeit auf seinen Gegenstand kaum den rechten Weg verfehlen, nur muß er die Planskizze entweder zu Papier bringen, oder sich dieselbe im Kopfe genau zurecht legen. Zu letzterem gehört jedoch eine besondere Begabung, die selten vorkommt.

Die Anordnung ist die Zusammensetzung und Vertheilung der einzelnen Gruppen; die Gruppirung: die Zusammensetzung der einzelnen Figuren. Gruppen werden in den modernen Ballets selten gestellt. Zumeist werden Damensolos oder symmetrische Figuren gebracht, deren erstere in Kniebeugungen, Pfauenrädern, welche mit Hülfe eines Tänzers ausgeführt werden, oder in einem Kreisen um die eigene Achse, welches in einen Spitzfall endet, bestehen, während die symmetrischen Figuren mittelst Linien oder Curven (Schwenkungen) des ganzen Balletcorps oder einzelner Theile desselben ausgeführt werden. Diese symmetrischen Figuren mit ihrer methodischen Anordnung, ihren gleichmäßigen Umrissen und Parallellinien bilden aber kein angenehmes Ebenmaß und nur die Verve und der Chic, mit welchem sie häufig producirt werden, macht sie für einen Augenblick genießbar. Das Solo ist auch ein Hauptmittel, sowohl für die Charakterzeichnung der handelnden Personen, wie für die rasch fortschreitende Handlung selbst, doch muß es sich in edlen Attituden bewegen und darf nicht in Künstelei ausarten. Ein Anderes ist es betreffs der häufigen Anwendung symmetrischer Figuren. Diese Gleichheit, die an einem Regimente Soldaten gefällt, mißfällt an einem Bilde oder Ballet, denn sie beleidigt die Natur, in welcher mehrere lebende Personen nie mit vollkommen gleichen Stellungen vorkommen, geschweige daß eine größere Anzahl derselben Hände, Füße und Köpfe wie nach einem Faden tragen, heben, wenden, bewegen sollen. Das wird etwa bei Statuen, welche eine Zauberin nach dem Schlage ihres Stabes sich bewegen läßt, annehmbar, bei selbstthätigen, frei sich bewegenden Personen aber unnatürlich und eben deshalb auch mit den Gesetzen der natürlichen Schöne nicht vereinbar sein. Der Balletverfasser muß also die einzelnen Figuren, welche die Handlung durchführen, genau so sich von einander unterscheiden lassen, wie jede einzelne Gruppe sich von der anderen unterscheiden muß; dabei muß festgehalten werden, daß das Ensemble den Einzeltanz nicht überwuchern darf. Sind mehrere Gruppen gleichzeitig in Action, so müssen sie sich, wie in einem coloristisch und perspectivisch gut durchgeführten Gemälde, discret abgetönt und verjüngend von aneinander

abheben, damit das Auge des Zuschauers nicht irritirt wird und weil die malerische Sonderung der einzelnen Gruppen und der richtige Platz, der jeder einzelnen von ihnen vom Componisten angewiesen ist, den vollen harmonischen Anblick des Gemäldes bildet. Das ist die Kunst der Anordnung, worin es so wenige Meister gibt.

Hat die Fabel des Ballets Hauptpersonen, so müssen dieselben sich nicht bloß durch auffallendere und prachtvollere Costume, sondern vorzüglich durch den Adel, den Geist und den Ausdruck ihrer Bewegungen und Attituden hervorheben. Wie in einem Gemälde muß man in einem Ballet gleich sagen: Das ist der Held!

Die Ferne wird von einer richtigen Perspective, die von allen Factoren der Scene durchgeführt sein muß, bewirkt. Die Ferne hat, da sie die Gegenstände zurückweichen macht, eine zweifache Wirkung, welche durch das einfallende Licht noch bedeutend verstärkt wird. Sie verkleinert die Gegenstände und verändert deren Farbe. Sowohl der Theatermaler, wie der Balletverfasser müssen also in ihren Entwürfen und Anordnungen die sorgfältigste Rücksicht auf die naturtreue zweifache Fernwirkung nehmen. In dieser Beziehung wird nicht nur im Ballet, sondern eben so häufig auch in der Oper und dem Schauspiele gesündigt. Wie oft sieht man beispielsweise einen Trupp Personen oder Reiter über eine perspectivisch sich verkleinernde Brücke setzen, wo jeder einzelne Mann oder Reiter fast so groß erscheint, wie die Brücke selbst.

Bezüglich der Figuren gilt die Regel: Die Großen voran, die Mittleren in die Mitte, die Kleinen zuletzt.

Denken wir uns nun die Regel angewendet:

Sechs verschiedene Gruppen von Winzern und Winzerinnen, deren jede sich von der anderen in einiger Entfernung bewegt; die letzte Gruppe geht über eine Brücke, die auf einer kleinen Anhöhe über einen Bach führt. Die zwei ersten Gruppen bilden die Größeren, die dritte und vierte Gruppe die Mittleren, während die beiden letzten Gruppen nur mehr aus Kindern bestehen. Wenn nun die Musik durch Decrescendirende und sordine Behandlung, der Maler durch die Farbennüancierung der Costume, der Beleuchter durch schattirende Lichtreflexe die Täuschung unterstützt, so kann es nicht fehlen, daß man die Verkleinerung der Figuren bloß der Entfernung zuschreiben wird. Um eine natürliche Farbenabtönung zu erreichen, ist es nothwendig, mit aufmerksamem Auge die Wirkung zu studieren, welche die zwischen dem Gegenstande und unserem Auge fallende Luft, nach der größeren oder geringeren Entfernung, auf die Farben hervorbringt, und nach dem Resultate dieser Beobachtungen sind dann auch die Farbennüancen der Balletcostume zu behandeln, jedoch immer vorausgesetzt, daß die Figuren

des Ballets nicht so eingerichtet sind, daß die Personen vom Hintergrunde hervortreten.

Neben den angeführten gemeinschaftlichen Regeln hat jede Gattung des Ballets besondere, die nur ihr eigen sind und welche in dem Style jeder einzelnen Art verkörpert ist.

Vorzüglich sind es die drei bereits genannten Hauptarten: das heroische, das erhaben-komische und das groteske Ballet, welche in ihrem Style von einander abweichen. „Aus den Bezeichnungen selbst läßt sich schon der Charakter derselben ableiten. Sie haben die Bestimmung, in dreifacher, aus einer gemeinsamen Wurzel erwachsender Ausgestaltung die menschlichen Empfindungen, welche durch pathetischen Ernst, gemäßigte Leidenschaft und scherzhafte Uebertreibung gekennzeichnet sind, in choreographischer Form zu künstlerischem Ausdrucke zu bringen." Zur Erreichung der angedeuteten Wirkungen ist zu dem ersten das Genie eines Sophokles, eines Corneille, Voltair und Prosper Jolyot de Crebillon, zu dem zweiten das Genie eines Detouches und Scribe und zu dem letzten vielleicht die Seele eines Scarron erforderlich.

Ich kenne gar wohl die Einwürfe, die man diesen Ausführungen entgegenhalten kann, so den überreizten Geschmack des Publicums, weiters die angeblichen pariser Erfahrungen, daß wirklich gute Ballette keine Cassenerfolge erzielen, und andere mehr, besonders aber den Hinweis auf den gegenwärtigen Mangel an geeigneten Tanzkünstlern, welche den mimischen Anforderungen der wahrhaften Balletkunst gerecht zu werden vermögen.

All' diesen Einwürfen gegenüber möchte ich das Folgende betonen

Alles Charakteristische und jeder Genre entspringt aus der Zeit und deren Regungen. Diese Zeit basiert aber auf der Grundlage von, durch Menschenalter hindurch Erlebtem, Erstrebtem, aus Zerstörung Gewonnenem; auf der Loslösung der Seele von scheinbar unlöslichen Verhältnissen und auf neuen Verbindungen, welche der menschliche Geist durch philosophische Klärungen und den rascheren Pulsschlag des Lebens gewonnen. Es ist aber immer nur ein Kreislauf, den das Leben, wie die Kunst durchlaufen, denn der Mensch, wie das Kunstideal bleiben ewig dieselben: unergründbar und unabsehbar.

In jeder Uebergangsperiode, und auch wir leben in einer solchen scharf ausgesprochenen, entstehen aus gährenden Elementen neue Gebilde und Formen, welche die Resultate verschiedener Vermischungen und Kämpfe zur Erscheinung bringen, aber das Edle, Wahre, Menschliche wird trotz einzelner Verirrungen stets und immerdar der bedeutende Stoff bleiben,

aus welchem das lebendige und beglückende Kunstwerk sich aufgipfeln wird. Doch es gibt Zeiten des Zweifels und des Verfalles; da ist es gut, sich an die Muster zu halten, welche bedeutende Menschen geschaffen und zu ihrem Ruhme uns vererbt haben und so rufe ich Jenen, welchen ein freundlich Geschick die Pflege der Künste überantwortet, zu:

„Greift nur nach diesen Mustern, staffirt sie mit den unerläßlichen modernen Beigaben und Erfindungen aus und ihr werdet euch erlaben und zugleich erstaunen über die Wirkung, welche die so lange im Archivstaube begraben gewesenen, aber zu neuem Leben wieder erweckten Tanzpoeme eines Beauchamp, Novere, Galeotti nach allen Richtungen, vornehmlich auch auf die reproducirenden Künstler üben werden. Die wirklich Begabten unter diesen Letzteren werden voll Freude wieder festen Boden unter den Füßen spüren, und aus dem edlen Inhalte des Geschaffenen einerseits, und der Erkenntniß des Schönen anderseits wird sich jener maßvolle Styl entwickeln und vertiefen, der in sich die Kraft hat, den begabten, ernsten Künstler seinem inneren Ideale nahe zu bringen, den theilnehmenden Theaterbesucher aber durch die Gewalt der dramatischen Wahrheit zu bewegen, zu fesseln und mit fortzureißen."

Heinrich Bolingbroke IV.

Von

Alfred Friedmann.

Der vierte Heinrich Englands liegt in Westminster krank,
Bei froher Siegesbotschaft kam's, daß er leidend sank.
Zerstreut sind die Rebellen, der Aufstand ist bezähmt,
Nun liegt, dem er gegolten, zerschmettert und gelähmt.
In wirren Fieberträumen steigt ihm sein Leben auf,
Und rückwärts irrt die Seele nochmals den ganzen Lauf:
„Zu Coventry vor Jahren der zweite Richard stand
Vor Englands Thron, ein mächtig Richtschwert in seiner Hand.
Mit Norfolks Herzog, Mowbray, auf Leben oder Tod
Sollt' Bolingbroke da streiten, der jetzt in Todesnot.
Denn Bolingbroke und Mowbray, sie zeihn einander an,
Es sei an Richard Jeder ein treuloser Mann.
Als sie im Harnisch stunden, den Wink der Herold gab,
Da warf auf Gosfords Aue der König seinen Stab:
„Zurück mit Euren Schwertern! Ihr Beide seid verbannt.
Doch, Mowbray, kehrst Du wieder, sei Tod für Dich erkannt!"
Und Heinrich fügt sich schweigend, wenn auch vom Spruch verhärmt:
Es strahlt wohl in der Fremde die Sonne, die hier wärmt!
Doch bald däucht ihm Verbannung des Atlas Weltenlast,
Er hört, daß König Richard sein Erbgut wild verpraßt.
Den Staub von Englands Erde berührt erst scheu sein Fuß,
Doch bringt Verrath und Abfall vom König bald ihm Gruß!
Northumberland und Bushy und York zieh'n stolz vereint
Die Kreise um die Sonne, die nun den Briten scheint.
Die Sonne Richards tauchte vor Flintburg in das Meer,
Es herrscht der einst Verbannte; der bannte, büßt' es schwer! —
Nun ist der Tag gekommen, da Heinrich büßen muß
Den Meuchelmord des Richard, manch jähen Lebensschluß.

Er liegt in Fieberträumen und sieht die Großen nah'n
Die er, ein heißer Richter, gar rasch hier abgethan.
Auffsteigt der edle Gloster, der zweite Richard naht
Mit blut'gem Haupt und Herzen, als Zeugen blut'ger That.
Doch nichts bedrückt den König wie seine Krone schwer,
Gleich einem Rad von Feuer läuft sie um's Haupt ihm her.
Mit tausend spitzen Zinken zerfleischt sie ihm die Stirn
Und ihre güld'nen Zacken, sie dringen tief in's Hirn.
„O Krone, Dornenkrone, wie marterst du das Haupt,
Ob du gerecht ererbt bist, ob freventlich geraubt!
So drückt des Atlas Rücken der ganze Erdball nicht,
Der Siegerfuß im Nacken hat nicht so schwer Gewicht!
O, wär' ich doch gewesen ein Landmann schlicht und recht,
Hätt' ich den Pflug gezogen als eines Edlen Knecht.
Wär' ich ein froher Jäger, gejagt durch Englands Forst,
Der bald ein Reh im Tannicht, den Aar dann holt im Horst.
Viel lieber Schafe hüten, ein Fährmann sein im Boot,
Als diese Krone tragen, den Reif der größten Noth.
O Krone, Dornenkrone, hätt' ich dich nie gekannt" .....
Da wird dem König leichter, sein Schmerz ist jäh gebannt.
Es greift ein frecher Bube nach seinem gold'nen Schmuck,
Er stiehlt ihm seine Krone mit einem kühnen Ruck.
Der König schließt sein Auge, es wird ihm wunderleicht,
Von Leid und Welt Erlösung, die scheint ihm nun erreicht.
Er lauscht nur noch ein Weilchen. Kein Bube ist's — sein Sohn,
Der wilde Falstaffsfolger, sein Folger auf dem Thron!
Auf setzt sich der die Krone und lauscht dem Athemzug
Des Vaters, stille denkend: „Du lebtest lang genug!
So wie Du einst geritten in Londons Mauern ein,
Ein Herrscher eigner Mache, nur demuthsvoll zum Schein,
Dieweil Dein König, Richard, mit Staub beworfen, ritt
Besiegt, bei Deinem Trabe, in langgemess'nem Schritt,
So will ich, Schattenkönig, Dich überflügeln nun —
Doch mag die alte Krone Dir auf dem Haupt noch ruh'n."
Denn schon befällt's wie Sorgen den Jüngling unterm Reif,
Wie sengend Eisen zirkelt die Stirn der gold'ne Streif.
Und wieder fühlt der Kranke der Menschheit Jammer all,
Sein Schädel trägt, so denkt er, das Leid vom Erdenball.
Wie Flammen und wie Dornen, wie Nägel und wie Eis,
Zieht's wechselnd um die Stirn ihm, kalt, stechend, siedend heiß . . .
Da sieht der junge Heinrich, der glaubt den Herrn im Traum,
Auf seinem feuchten Kissen von Federn einen Flaum,
Und da der nicht sich reget, kein Athem ihn bewegt,
Denkt er: „Zum Todesschlafe hat sich der Herr gelegt!"
Nochmals nimmt er die Krone. Dem Herrn wird süß und leicht,
Indeß der Selbstgekrönte sich stolz von dannen schleicht.
Es dünkt dem vierten Heinrich, ein linder Frauenarm
Umwinde seine Schläfe und halt' ihn traut und warm.

Eingeht er zu den Schatten. Es harrt sein das Gericht;
Ob es verzieh'n, gerichtet, die Spätern wissen's nicht.
Doch in dem gold'nen Zirkel geht Falstaff's Freund umher,
Noch dünkt ihm leicht die Krone, wie Nichts auf Erden schwer!
Zu Agincourt in Frankreich, wo Mann an Mann gestreckt,
Hat sie der fünfte Heinrich mit Lorbeern zugedeckt.
Das ist dem Lorbeer eigen, er macht das Schwerste leicht,
Und gibt ein ewig Leben dem, der im Grab schon bleicht!

Herbstblumen

von

Josephine Freiin v. Knorr.

Zeitlosen.

Eh' der Herbst mit seinem Hauche
Blätter gärbt
Und die Beere auf dem Strauche
Röther färbt,
Unabsehbar in der Runde
Ringsherum
Taucht aus feuchtem Wiesengrunde
Colchicum!

Aehnlich wie der Crocus-Blüthe
Im April:
Ros'ger Anflug, der verglühte,
Bleicher Stiel!
Traumhaft und den Kelch geschlossen,
Eingesenkt,
Blumenlieblich aufgeschossen,
Giftgetränkt!

Cyclamen.

Waldesblume, spät gebor'ne
Bei des Schatten Einsamkeit,
In der sich ein Hauch verloren
Aus des Frühlings Maienzeit!
Letztes Duften, letztes Würzen
Vor dem Auseinandergeh'n,
Wenn die Tage sich verkürzen,
Und die Rosen still verweh'n!

Lenzesglück.

Von

Friedrich Haßlmander.

Ein lauer Frühlingsabend senkte sich hernieder
Und leuchtend stieg der traute Mond empor,
Im Ohr erklangen mir noch all' die holden Lieder,
Gesungen von der Vöglein frohem Chor.

Doch nur der ernste Gruß der hohen Wipfel rauschte
Geheimnißvoll nun durch die stille Luft
Und während ich beim off'nen Fenster träumend lauschte,
Umhauchte mich des Gartens Blumenduft.

Dort war mir lieblich in dem Frühlingsblüthenregen,
Auf paradiesisch schön geschmückter Flur,
Erblühet heut' des Himmels wunderbarster Segen
Im Zauber der erwachenden Natur.

Dort fühlt' ich mich von ihren Armen sanft umschlungen,
Dort hatt' ich glühend sie an's Herz gedrückt,
Dort hatt' ich heut' des Daseins höchsten Preis errungen,
Denn dort ward ich vom ersten Kuß beglückt!

Nun schwelgte selig ich in süßen Wonneträumen,
Das Herz erregt von unsagbarer Lust,
Mein Geist erging sich froh in fernen Himmelsräumen,
Und für mein Glück zu eng' dünkt' mich die Brust.

Da wehet kalt ein Windstoß plötzlich in das Zimmer,
Und Frost durchschauert Mark mir und Gebein,
Wie Heulen zieht es durch die Nacht hin, wie Gewimmer,
Gespenstisch droh'n die Bäum' im Mondenschein.

O weh! Die Rose ist im Glas auch hingesunken,
Entblättert von des Windes rauhem Hauch,
Die sie als holdes Liebeszeichen wonnetrunken
Mir heute brach vom blühn'den Rosenstrauch,

Und sieh'! Vom Bücherschrank grinst mit entsternten Augen
Der Todtenschädel mich entschleiert an
Soll Wollust ich vielleicht aus seinem Anblick saugen,
Daß er im Wind die Hülle abgethan?

Ist's nicht vielmehr ein unerbittlich-strenges Mahnen
An unser armes dunkles Menschenlos,
Das mich erfüllt mit Erdenleid und Todesahnen,
Da endlos schien mein Glück und göttlich groß? —

Josef Fürst Poniatowski,

Marschall von Frankreich — ein Wiener Kind.*

Von

Albin Reichsfreiherrn zu Teuffenbach.

Unser Held entstammt einer alten polnischen Familie. Der männliche Stamm von Josef Poniatowski gehört jedoch der Familie Ciolek an, denn erst dessen Urgroßvater Franz Ciolek erhielt mit dem von seiner Mutter Sophie Poniatowski ererbten Lehen Poniatow auch die Berechtigung zur Führung ihres Familiennamens. Die Ciolek-Poniatowski rühmten sich ihrer Herkunft von den Grafen Guastalla und Montechiarugolo, von denen Salinguerra V. sich nach Polen geflüchtet und sich dort unter Verwandlung seines Familiennamens Torelli in den damit gleichbedeutenden Ciolek niedergelassen haben und dort um 1650 gestorben sein soll. Neuere Forschungen haben jedoch, wie Sebastiano Ciampi in seiner 1834 in Florenz erschienenen Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze dell' Italia colla Russia, colla Polonia ed altre parti settentrionali (Kritische Bibliographie über die Wechselbeziehungen Italiens mit Rußland, Polen und

* Benützte Quellen: Die authentischen Nachrichten aus dem Taufbuche der Schottenkirche und der Registratur des Reichs-Kriegsministeriums verdanke ich meinen Freunden Major Nedopil und Oberstlieutenant Edlen v. Haradauer, jene aus dem russischen Kriegsministerium, dem k. k. Militär-Bevollmächtigten Oberst Klepsch, dann über die behauptete italienische Abstammung der Familie Poniatowski durch freundliche Vermittlung des Commendatore Ritter von Fraxola dem Marchese R. di Soragna aus Parma. Von Büchern und Schriften benützte ich: Angelica Kaufmann, ein Beitrag zur Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts nach Giovanni Gherardo de Rossi: Vita di Angelica Kaufmann; Bellangé, die Generale der französischen Republik und des Kaiserreiches; Flathe, Geschichte Sachsens, 3. Band; Gauhe, Genealogisch-historisches Adelslexikon des heiligen römischen Reiches; Dr. Hirtenfeld, Der Militär-Maria Theresia-Orden und seine Mitglieder; Lewandowski, Napoleon I. und die Polen, im 3. Jahresberichte der

anderen nördlichen Ländern) nachweist, die Haltlosigkeit dieser erst mit dem in König Stanislaus Poniatowski aufsteigendem Glanze seiner Familie stärker hervorgetretenen und von ihm gerne angenommenen Behauptungen dargethan.

Schon im siebzehnten Jahrhundert erscheinen Mitglieder dieser Familie in Oesterreich. Julianus Poniatowski v. Duchnick wirkte als Prediger der böhmischen Brüder in Bunzlau und war der Vater der bekannten 1644 verstorbenen Hellseherin Christina, die mit Daniel Vetter aus Mähren verheiratet war und deren Aufsehen erregende Weissagungen der berühmte Comenius im Druck veröffentlicht hat.

Alexander Graf Poniatowski diente in der kaiserlichen Armee, war General-Adjutant des Herzogs Carl von Lothringen und blieb bei Ypern im Jahre 1744. Seine an den Wojwoden Zamoiski von Podolien verheiratete Schwester Louise Maria war Sternkreuz-Ordensdame, sein Bruder Andreas, geboren 1735 in Krakau, wurde schon in seinem siebzehnten Lebensjahre als Hauptmann im Infanterie-Regimente Graf Wallis Nr. 11 in k. k. Kriegsdienste aufgenommen. Der siebenjährige Krieg bot diesem jungen Officier bald die ersehnte Gelegenheit zu Auszeichnungen und hervorragenden Thaten, die mit einer ungestümen Tapferkeit vollführt wurden, ihm aber auch mehrfache Verwundungen zuzogen. Rasch erstieg er die militärische Stufenleiter, erwarb sich das Ritter- und Commandeurkreuz des kurz vorher gestifteten Maria Theresien-Ordens, wurde 1765 wegen seines uralten Geschlechtes und wegen seiner vielen militärischen Verdienste von der Kaiserin Maria Theresia aus Allerhöchsteigenem Antriebe in den böhmischen Fürstenstand mit dem Rechte der Erstgeburt erhoben, während er mit seinen Brüdern erst das Jahr vorher durch ihren eben mittelst Wahl auf den polnischen Königsthron gelangten älteren Bruder Stanislaus mit der polnischen Fürstenwürde geehrt worden war. Mögen auch politische Gründe für die ungewöhnliche Auszeichnung mitbestimmend gewesen sein, die dem General Grafen Andreas Poniatowski durch die Aufnahme in den böhmischen Fürstenstand erwiesen wurde, so ist doch kein Zweifel, daß sein persönlich hochachtbarer Charakter, dann seine Versippung mit den ersten böhmischen Familien die Verleihung derselben vollkommen rechtfertigten, zu der allerdings die hohe Gunst wesentlich beigetragen haben dürfte, die er sich am österreichischen Hofe zu erringen und

k. k. Staats-Unterrealschule in Sereth, 1886/87; Von der Lühe, Militär-Conversations-Lexikon; (Michaud), Biographie universelle; Oesterreichische Militärische Zeitschrift 1831; Oginski, Mémoires sur la Pologne et les Polonais depuis 1788 jusqu' à la fin de 1815; Puff, Marburger Taschenbuch 1859; Graf Thürheim, Gedenkblätter aus der Kriegsgeschichte der k. k. österreichischen Armee; Vapereau, Dictionnaire universel des Contemporains; Dr. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des österreichischen Kaiserthums; Allgemeine Zeitung von 1813 und 1879; Genealogisches Reichs- und Staatshandbuch für das Jahr 1804. — Die im Drucke erschienene Rede des Grafen Stanislaus Potocki bei der Beisetzung des Fürsten Josef Poniatowski vermochte ich leider nicht zu erhalten, doch ist deren Inhalt in einzelnen der angeführten Biographien gewiß verwerthet worden, da darauf verwiesen ist.

bis zu seinem am 3. März 1773 in Wien als Feldzeugmeister erfolgten Tode ungeschwächt zu erhalten gewußt hatte. Er hatte sich am 3. Mai 1761 mit der 1740 geborenen Tochter Therese des Geheimrathes Grafen Leopold Kinsky von Chlumetz und der Gräfin Maria Theresia, gebornen Marchesa Rofranco verehelicht, die ihn mit dem Fürsten Josef und mit der an den Grafen Vincenz Tyszkiewicz verheirateten Fürstin Maria Theresia beschenkte und erst im vorgerückten Alter starb. Ersterer wurde nicht, wie bisher alle Biographen ausnahmslos angeben, am 7. Mai 1762 in Warschau, sondern am 4. Mai 1763 in Wien in dem in der Herrengasse gelegenen Kinsky'schen Palais geboren und noch an dem gleichen Tage bei den nahen Schotten getauft. Sein Taufpathe war sein Oheim der Oberst und nachmalige Feldmarschall Graf Josef Kinsky, ein Bruder des als Soldat wie als Pädagoge gleich hervorragenden Feldzeugmeister Grafen Franz Josef Kinsky.

Ueber die Erziehung des Fürsten Josef weiß man nichts Näheres; die Angabe, daß ihn sein Oheim König Stanislaus unter seinen Augen in Warschau erziehen ließ, erscheint aber kaum glaublich, da der König selbst unverheiratet war und die Erziehung Josef's an seinem Hofe eine Trennung von seinen in Oesterreich lebenden Eltern bedingt hätte, zu der sie sich kaum entschlossen haben dürften. Wahrscheinlicher erscheint seine Erziehung in der damals allgemein üblichen Weise im väterlichen Hause in Wien durch Hofmeister und Privatunterricht und diese Wahrscheinlichkeit wird noch durch den Umstand wesentlich erhöht, daß Fürst Josef nicht zum Eintritte in polnische, sondern in österreichische Dienste bestimmt wurde. Mit Allerhöchstem Handschreiben vom 6. Februar 1780 wurde der mittlerweile vaterlos gewordene Fürst Josef zum Unterlieutenant beim 2. Carabinier-Regimente und 1781 zum Second-Rittmeister in diesem Regimente ernannt. Im folgenden Jahre wurde er bereits Escadrons-Commandant, 1784 in seinem Regimente Major, aber noch in demselben Jahre zu den unter Commando des Majors Hotze in Galizien zu errichtenden zwei Uhlanen-Divisionen (Uhlanen-Corps) eingetheilt und offenbar mit Rücksicht auf seine polnische Abstammung mit den Werbungen für dieses Corps in Galizien betraut. Ende 1785 wurden diese Uhlanen-Divisionen den in Galizien stehenden Chevauxlegers-Regimentern zugetheilt. Major Fürst Poniatowski erhielt mit seiner Division bei gleichzeitiger Beförderung zum 2. Oberstlieutenant seine Eintheilung beim Chevauxlegers-Regimente Freiherr von Levenehr, das 1860 als Dragoner-Regiment Großherzog Leopold II. von Toscana Nr. 4 aufgelöst wurde; schon im April nächsten Jahres ward er aber zum 1. Oberstlieutenant mit der Bestimmung zum Verbleiben bei der Uhlanen-Division dieses Regiments ernannt und noch im Herbste des gleichen Jahres zum Kaiser Josef II.

Chevauxlegers-, jetzt Kaiser Franz Josef-Uhlanen-Regiment Nr. 6, übersetzt. Dieser in Friedenszeiten wahrhaft glänzenden militärischen Laufbahn folgte im Jänner 1788 eine neue große Auszeichnung für den Oberstlieutenant Poniatowski durch die Ernennung zum Flügel-Adjutanten Seiner Majestät des Kaisers, die dem thatenlustigen, hochstrebenden, jungen Stabsofficier bei dem bald darauf erfolgenden Ausbruch des Türkenkrieges das Glück beschied, unter den Augen seines an demselben persönlich theilnehmenden Monarchen die ersten kriegerischen Lorbeeren zu pflücken. Mit dem ihm auch durch verwandtschaftliche Bande verknüpften erst 17jährigen Lieutenant Carl Fürsten Schwarzenberg, dem unsterblichen Sieger von Leipzig, gelang es, in kühnen Reiterstückchen türkische Gefangene zu machen. Beide Officiere bewiesen dabei Tollkühnheit und große Geistesgegenwart und es entwickelte sich aus diesen gemeinsamen Thaten unter ihnen auch ein näherer, sehr freundschaftlicher Verkehr, an dem auch der damalige Hauptmann Franz Fürst Dietrichstein und der Major Carl Fürst de Ligne, die zu den hoffnungsvollsten jungen Officieren der Armee gehörten und Maria Theresien-Ritter wurden, Antheil nahmen und so gestaltete sich ein enger Freundeskreis, der Leiden und Gefahren des Kriegslebens redlich theilte.

Bei der in Gegenwart des Kaisers Josef II. und seines Neffen Erzherzog Franz im April 1788 erfolgten Einschließung der serbischen Festung Schabacz setzte sich der Kaiser selbst den größten Gefahren aus und in seiner nächsten Nähe wurden 3 Mann von einer feindlichen Stückkugel zu Boden geworfen. Am 24. April fand auf den Befehl Seiner Majestät ein Angriff gegen die Palanka statt, den der Feldmarschall Graf Lacy persönlich leitete, während Oberstlieutenant Fürst Poniatowski und Major Carl Fürst Ligne sich an der Spitze der stürmenden Abtheilungen befanden.

Poniatowski wurde von einer Kugel am Schenkel verwundet und mußte aus der Feuerlinie getragen werden, sein Freund Ligne ergriff seinen Degen und erstieg der Erste die Escarpe, während der Kaiser an dem Eindringen über den Festungsgraben unter den Soldaten theilnahm. Wohl als ein Lohn für das heldenmüthige Betragen vor dem Feinde darf die wenige Monate nach der erlittenen Verwundung erfolgte Beförderung Poniatowski's zum 2. Oberst bei Kaiser-Chevauxlegers angesehen werden.

Anfangs 1789 wurde er zum Einrücken zu seinem Regimente bestimmt, doch schon im Frühjahre drängte es den tapferen Krieger, dessen Regiment nicht zur Feldarmee gehörte, hinaus in den neuerlichen Kampf wider die Ungläubigen. Seiner Bitte ward von dem ihm überaus gnädig gesinnten Monarchen durch das nachfolgende Allerhöchste Handschreiben, Wien, 19. Mai 1789, Gehör gegeben: „Lieber Feldzeugmeister Wallis! Um dem Verlangen des Fürsten Poniatowski, der heurigen Campagne beiwohnen zu

können, zu willfahren, will Ich ihn als zweiten Obersten zu Modena, jedoch dergestalt ernennen, daß er gleichwohl seine stabile Anstellung bei Meinem Chevauxlegers-Regimente beibehalte, sonst aber das Feld-Tractement und Portionen genieße. Josef." Ueber die Thätigkeit und die Eintheilung des Obersten Poniatowski im Beginne dieses Feldzuges ist nichts bekannt, dagegen trat eine plötzliche Wendung in seinem Schicksale ein, die in der Lage des Vaterlandes seiner Familie und in seiner engen verwandtschaftlichen Beziehung zum König Stanislaus und zu den ersten Würdenträgern Polens, das durch Anlehnung an Preußen seine durch die erste Theilung verlorenen Gebiete wieder zu erlangen hoffte, ihren Ursprung gehabt haben muß. Gewiß zur allseitigsten Ueberraschung erbat sich derselbe mit Gesuch de dato Wien, 10. Juli 1789, die Bewilligung zur Quittirung seiner Charge mit der Begünstigung, daß ihm der bereits ausgestellte Quittirungsrevers rückgestellt werde. Dieser zweite Theil seines Gesuches konnte doch nur die Bedeutung haben, daß er dadurch von der in jedem Quittirungsreverse für Inländer enthaltenen Verpflichtung, niemals gegen das Erzhaus Oesterreich zu streiten, entbunden werde.

Mit der Allerhöchsten Entschließung vom 14. Juli 1789 wurde die Quittirung bewilligt, zugleich aber ausdrücklich angeordnet, daß ihm der Quittirungsrevers nicht zurückgestellt werden dürfe. Obwohl er durch diese Entscheidung gegen Oesterreich stets Verbindlichkeiten zu üben hatte, so vermochte er dieselben doch nicht zu beobachten, wurde aber deshalb nie zur Verantwortung gezogen und unter voller Würdigung der durch seine Abstammung und Familienverbindungen erklärlichen, wenn auch nicht rechtfertigbaren Haltung ihm bei seiner späteren wiederholten Anwesenheit in Oesterreich niemals eine Schwierigkeit gemacht und seiner vorzüglichen Dienstleistung in unserer Armee stets in Ehren gedacht.

Und so schied denn Fürst Poniatowski von seinem Geburtslande, in dem er gleich seinem Vater glückliche Zeiten verlebt, vielfache Anerkennung und rasches Fortkommen, sowie an Kaiser Josef mehr einen väterlichen Freund als einen Monarchen gefunden, der ihn mit dem größten Wohlwollen behandelt und eine Freiheit der Sprache und Meinungsäußerungen gestattet hatte, wie sie einem Unterthan und Soldaten nur in den seltensten Fällen gegenüber seinem Herrscher und Obersten Kriegsherrn eingeräumt wird und erlaubt werden kann.

Von nun an gehört unser „Wiener Kind", das Poniatowski durch seine Geburt war, nur mehr Polen an und seine Geschicke verknüpfen sich auf das Innigste mit dem unglücklichen Lande seiner Väter, mit dem er auch den tragischen Ausgang im Kampfe für fremde Herrschsucht und Ländergier theilte. Dieser wichtigste Abschnitt seines Lebens und Wirkens ist von vielen

Schriftstellern und Biographen eingehend gewürdigt worden, ich verzichte daher auf eine erschöpfende Schilderung desselben um so eher, als es mir nur darum zu thun ist, jene Daten aus seiner bewegten Thätigkeit zu bringen, die entweder bisher gar nicht in die Oeffentlichkeit gelangt oder in schwer zugänglichen Druckwerken niedergelegt und daher fast unbekannt geblieben sind.

Nach dem Austritte aus der österreichischen Armee begab sich Fürst Poniatowski nach Polen, das im Jahre 1789, wie bereits erwähnt, an die Wiederherstellung seiner früheren Größe dachte, in diesem erhebenden Gedanken auf kurze Zeit die Einigkeit aller Parteien erzielte, durch den Reichstag sich eine neue Verfassung gab und auch die Heeresstärke bedeutend vermehrte. In dem neu organisirten Heere fand Fürst Poniatowski eine willkommene Aufnahme und in hervorragender Generalsstellung genügende Gelegenheit, seine militärischen Kenntnisse und kriegerischen Erfahrungen zu verwerthen. Das allgemeinste Vertrauen berief ihn an die Spitze der Armee, zu deren Obercommandanten ihn auch König Stanislaus ernannte. In dem nun folgenden Kriege gegen Rußland errang er wider den Feind gar manchen Vortheil, doch die im Lande eingetretene Spaltung und die Conföderation von Targowicza, die von dem russisch gesinnten Theile des polnischen Adels gebildet wurde und für die auch der schwache König Stanislaus gewonnen wurde, vernichtete alle Hoffnungen auf einen günstigen Ausgang des Krieges wider die große nordische Macht. Fürst Poniatowski, seiner Verwandtschaft mit dem Könige wegen selbst vom Mißtrauen verfolgt, gab den nunützen weiteren Kampf auf, legte, von seinen ihm treu ergebenen Soldaten tief betrauert, das Obercommando nieder und begab sich auf Reisen in das Ausland.

Im Jahre 1794 starb sein Oheim Michael Fürst Poniatowski, Erzbischof in Gnesen, und setzte ihn als Erben seiner Güter ein. Der gothaische Hofkalender vom Jahre 1798 führt den Fürsten Josef sogar als Erzbischof von Gnesen seit September 1794 an, eine Angabe, die nur in dem Sinne gedeutet werden kann, daß ihm vom Tode seines Oheims Michael bis zu der erst im Jahre 1795 vollzogenen Wahl seines Nachfolgers die Einkünfte dieses erzbischöflichen Stuhles überlassen wurden.

Als die Polen 1794 neuerdings zu den Waffen griffen, um sich einer abermaligen Theilung ihres schwer geprüften Landes zu widersetzen, eilte auch Poniatowski wieder herbei und übernahm unter Kosciuszko das Commando einer Division, zog sich aber nach den unglücklichen Kämpfen der Polen nach Wien zurück, wo er längere Zeit verweilte. Durch die dritte Theilung Polens wurde dieses einst so bedeutende Land gänzlich zerstückelt, sein letzter König Stanislaus II. legte gegen Ende 1795 die Krone nieder und starb im

Jahre 1798. Für seinen Neffen Josef schien damit vorläufig jede weitere militärische Laufbahn beendet. Aber schon im folgenden Jahre wurde er, wie die Rangsliste der russischen Generale bestätigt, unter dieselben eingereiht, erscheint als Generallieutenant und Chef des Cavallerie-Regiments Kasan und wird aus dieser Liste erst im Jahre 1807 auf Befehl des Generaladjutanten Nelidow, ohne Angabe von Gründen, gestrichen. Fürst Josef Poniatowski machte von dieser Eintheilung in russische Dienste, wie es scheint, aber niemals Gebrauch, sondern kehrte 1798 nach Warschau zurück, lebte, nachdem ihm die im preußischen Theile des ehemaligen Polen gelegenen Güter rückgegeben worden waren, auf seinen Besitzungen und wandte insbesondere der von König Stanislaus geerbten Herrschaft Jablonka bei Warschau eine besondere Sorgfalt zu.

Der französisch-preußische Krieg des Jahres 1806 brachte eine neue Wendung in das Leben Poniatowski's. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, durch das Vorrücken der Franzosen gegen die unter seiner Herrschaft stehenden Gebiete des ehemaligen Königreiches Polen um deren Ruhe und Sicherheit besorgt, forderte Poniatowski mit einem eigenhändigen Schreiben zur Bildung einer Art Nationalgarde für Warschau auf, der diesem Wunsche auch nachkam und nach dem Einrücken der Franzosen in diese Stadt, ungeachtet vielseitigen Drängens zum Aufstande, so lange eine sehr vorsichtige Haltung bewahrte, bis Kaiser Napoleon ihm bestimmte Zusicherungen für die Wiederherstellung Polens ertheilte. Von nun an nahm er wesentlichen Antheil an der Bildung einer provisorischen Regierung, ward zum Kriegsminister der zu bildenden polnischen Armee ernannt und in dieser Würde wurde er vom König Friedrich August I. von Sachsen bestätigt, als das durch den Tilsiter Frieden geschaffene Herzogthum Warschau unter dessen Oberherrschaft gekommen war. Trotz der schweren Opfer an Geld und Soldaten, welche das neue Herzogthum dem Kaiser Napoleon zu seinem Kampfe wider Spanien zu leisten hatte, gelang es Poniatowski's unermüdlicher Thätigkeit und seinem großen Einflusse doch bald, eine kleine Armee zu bilden, mit der er als französischer Verbündeter an dem Feldzuge 1809 wider Oesterreich theilnahm. Schwer mag es dem tapferen General geworden sein, gegen das Reich, in dem er seine Geburtsstätte hatte und gegen seine früheren Waffengenossen in den Kampf zu treten. Innerer Drang zur Wiederherstellung seines Stammlandes und sein großer, von Napoleon und dessen Anhängern noch künstlich genährter Ehrgeiz überwältigten aber jedes Bedenken und so führte er diesen Kampf, seinem entschiedenen Charakter gemäß, mit dem Aufgebote aller verfügbaren Kräfte und mit großer Thatkraft. Anfangs mußte er zwar vor seinem Gegner, dem Erzherzog Ferdinand d'Este, welcher das österreichische 7. Armeecorps gegen Warschau führte, zurückweichen und selbst diese Haupt-

stadt durch Capitulation räumen, mit verstärkter Macht drang er aber gegen Galizien vor, das er zu den Waffen rief und eroberte selbst Lemberg, so daß Erzherzog Ferdinand seine Eroberungen an der unteren Weichsel aufgeben und zur Rettung von Krakau eilig heranrücken mußte. Das gelang nicht mehr, diese alte Königsstadt wurde von den Polen und den mit den Franzosen verbündeten Russen gleichzeitig besetzt und in dem bald darauf folgenden Frieden von Wien ganz Westgalizien an das Herzogthum Warschau abgetreten. Poniatowski stand nun an dem Gipfel seines Ruhmes — er war nun der erste und angesehenste Pole geworden. Der Bestand des nun vergrößerten Herzogthums Warschau war zum größten Theile sein Werk, er selbst aber mit demselben und mit dem edel denkenden und gerechten sächsischen Oberherrscher von der Laune und den Plänen des unberechenbaren Kaisers Napoleon in vollster Abhängigkeit. Dieser Abhängigkeit entsprach eine im Jahre 1811 im Auftrage des Königs Friedrich August erfolgte geheime Sendung Poniatowski's zu dem großen Schlachtenkaiser. Bei dieser Gelegenheit vertrat er auch den sächsischen König bei der mit dem größten Pompe vollzogenen Taufe des Königs von Rom. Die Unterredungen mit Napoleon gewährten ihm trotz der ihm gewordenen persönlichen Auszeichnungen nicht jene Befriedigung, die er davon für Polen erwartet hatte, ließen ihn aber doch klar den nahen Bruch des französisch-russischen Bündnisses und den bevorstehenden Krieg gegen Rußland erkennen, bei welchem den Polen, als den größten Gegnern der Russen, eine wichtige Aufgabe zukommen mußte. Poniatowski eilte demnach nach Warschau zurück, arbeitete unermüdet an der Organisirung und Ausrüstung der polnischen Armee, die er bis auf 80.000 Mann brachte. Beim Ausbruche des Krieges ward aus ihr das 5. Armeecorps unter seinem Befehle gebildet, während der übrige Theil derselben französischen Truppencommanden zugewiesen ward. Poniatowski mit seinen tapferen, kampfeslustigen Polen hielt sich während des russischen Feldzuges ihres alten kriegerischen Rufes würdig, er wußte die strengste Mannszucht zu erhalten und auf dem ewig denkwürdigen Rückzuge blieb das allerdings auch durch große Verluste sehr zusammengeschmolzene polnische Corps geordnet, rettete seine Artillerie und erhielt von Oesterreich die Bewilligung, durch Galizien nach Sachsen zu marschiren und sich auf diese Art vor den nachdrängenden Russen in Sicherheit zu bringen. Wenn man den Aussagen der Gräfin Durand, Palastdame der Kaiserin Maria Louise, in ihren Memoiren Glauben schenken darf, so war es Poniatowski, der den Kaiser Napoleon nach der Einnahme von Moskau vor dem bevorstehenden sehr kalten Winter und seinem unheilvollen Einfluß auf die weitere Kriegführung in Rußland ernstlich, aber vergeblich warnte. (Oesterreichischer Reichsbote Nr. 248 von 1887.)

Poniatowski hatte über die Vernachlässigung der polnischen Truppen durch Napoleon gar manche Klage geführt und sie vor den unverhältnißmäßigen großen Anforderungen zu schützen gesucht, während der Katastrophe am Rückzuge verhallten dieselben aber beim Kaiser Napoleon, gegenüber der Sorgen wegen Weiterführung des Krieges. Im Feldzuge 1813 drang Poniatowski mit seinem polnischen Armeecorps in Böhmen ein, wurde das Bindeglied zwischen der französischen Armee in Schlesien und der Hauptarmee Napoleons, kämpfte, gegentheiligen Behauptungen gegenüber sei es gesagt, nicht in der Schlacht bei Dresden, nahm aber dafür an dem großen Entscheidungskampfe bei Leipzig ruhmvoll theil und wurde für seine großen Erfolge bei Wachau am 16. October von Napoleon zum Marschall von Frankreich ernannt. Poniatowski hatte zur Wahrung seiner Unabhängigkeit jeden französischen Ehrentitel vermieden und gehörte nur dem Orden der Ehrenlegion als Officier seit 1807 und als Besitzer des Großkreuzes seit 1809 an; diese am Schlachtfelde erhaltene höchste Auszeichnung konnte er, ohne den Kaiser Napoleon zu beleidigen, jedoch nicht ablehnen. Gleichwohl äußerte er aber mit seiner bekannten militärischen Offenheit gegenüber den ihn dazu beglückwünschenden Polen: „Ich bin stolz, der Heerführer der Polen zu sein, andere Titel haben in meinen Augen keinerlei Werth.“ Am 18. October behaupteten Poniatowski's Truppen den größten Theil der günstigen Stellung bei Connewitz und nahmen erst in der Nacht den Rückzug nach Leipzig, deren südliche Vorstädte Poniatowski am kommenden verhängnißvollen Morgen im Vereine mit dem Marschall Macdonald heldenmüthig vertheidigte. Nachdem durch das Eindringen der Verbündeten in die innere Stadt der Rückzug gefährdet wurde, gaben diese beiden Marschälle ihre Stellungen auf und traten denselben weiter kämpfend an. Die vorzeitige Sprengung der großen Elsterbrücke unterbrach ihre von Kaiser Napoleon angewiesene Rückzugslinie. Poniatowski ermunterte seine wackeren Polen noch zu einem letzten verzweifelten Widerstande, mußte sich aber, bereits zwei Mal verwundet, der allgemein gewordenen Flucht anschließen, die ihn durch den Richter'schen Garten führte. Durch die Pleisse schwamm er ungefährdet hindurch, in der Elster aber überschlug sich sein Pferd und er verschwand in deren Wellen gleich vielen anderen Soldaten. Am 24. October wurde sein Leichnam nahe der Stadt aufgefunden und zwei Tage später mit allen seinem hohen Range gebührenden Ehrenbezeigungen beigesetzt. Einbalsamirt nach Warschau gebracht, wurde er 1816 in die Wawelburg in Krakau, an der Stätte, wo Polens Könige und Helden begraben sind, übertragen, während Herr Richter ihm in seinem Garten in Leipzig ein schmuckloses Denkmal setzte, das viel besucht wurde. Allgemein wurde das traurige Ende des Fürsten Poniatowski schmerzlich beklagt. Der officielle österreichische Bericht über die

Schlacht bei Leipzig sagt bei Erwähnung seines Todes: „Die österreichische Armee, welche diesen Fürsten in früheren Zeiten als einen durch alle Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgezeichneten Krieger unter ihren Fahnen zählte, bedauert sein unglückliches Ende. Er hätte ein besseres Schicksal verdient." Klingt aus diesem sein Andenken hochehrenden Zeugnisse des Armee-Obercommandanten nicht die Stimme seines alten Freundes Fürsten Carl Schwarzenberg hervor, der ihn sicher nur mit großer Betrübniß auf der gegnerischen Seite kämpfen sah und seinen Tod gewiß aufrichtig beklagte? Die Polen aber verloren in Poniatowski nicht allein ihren berühmten Feldherrn, sondern auch den letzten Rettungsanker für die Erhaltung der in dem Herzogthume Warschau, wenn auch nur scheinbar noch fortlebenden polnischen Unabhängigkeit, das nun wieder an die Theilungsmächte kam.

Poniatowski war eine glänzende militärische Erscheinung, seine Thaten entsprechen derselben, sein offenes Wesen, sein zielbewußtes Streben und sein unverrücktes Festhalten an den Idealen seines Lebens, sowie sein ehrenhafter Charakter erwarben ihm die allgemeinste Achtung. Die österreichische Armee sah ihn nur ungern aus ihren Reihen scheiden, der österreichische Hof und Adel bewahrten ihm stets eine freundschaftliche Gesinnung, die Kaiserin Katharina II. und Kaiser Paul I. von Rußland suchten ihn durch hohe Würden für ihr Interesse zu gewinnen, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen betraute ihn in schwerer Zeit mit der Aufrechthaltung der Ordnung in Warschau, das sächsische Königshaus hatte ihm nach den Angaben des württembergischen Diplomaten Kölle eine Prinzessin seines Hauses zur Gemahlin bestimmt, und Kaiser Napoleon gab ihm vielfache Beweise besonderer Werthschätzung und des größten Vertrauens, und obwohl er für die Krone des geplanten Königreiches Polen den Großherzog Ferdinand III. von Toscana, damals Großherzog von Würzburg, auserwählt hatte, weckte er doch in Poniatowski auch sichtlich die Hoffnung zur Erlangung derselben und nach Las Cases' Erzählung äußerte er sich auf St. Helena gelegentlich der polnischen Frage, die ja für Napoleon hauptsächlich nur als eine Waffe gegen seine mächtigsten Gegner diente: „Der wahre König von Polen war Poniatowski, er vereinigte alle Ansprüche, alle nöthigen Talente dazu in sich."

Dieser so vielfach gepriesene, nach seinem wahren Werthe erkannte und allgemein gewürdigte, von den Polen aber fast vergötterte Kriegsheld wandte aber selbst inmitten des Kriegsgetümmels jener stürmischen Zeit auch streng wissenschaftlichen Aufgaben die vollste Aufmerksamkeit zu. Der zu früh gestorbene polnische gelehrte Professor Szujski bemerkt von ihm, daß er daran dachte, ein nach dem französischen Muster zu gestaltendes Institut de Pologne zu errichten und daß dieser Gedanke zu der im Jahre 1814 ent-

ſtandenen Gelehrten-Geſellſchaft, der jetzigen Akademie der Wiſſenſchaften in Krakau, den Anlaß gab.

Von der berühmten Malerin Angelica Kaufmann ließ Poniatowski ſein Porträt und zwei für ſeine Denkweiſe charakteriſtiſche Bilder malen, von denen das eine die Mutter der Gracchen, wie ſie ihrer Freundin ihre beiden Söhne zeigt, das andere Brutus, ſeine Söhne zum Tode verurtheilend, darſtellt. Auch ein zweiter öſterreichiſcher Künſtler, der tüchtige Kupferſtecher Friedrich John verfertigte des Fürſten Bildniß, deſſen tragiſcher Tod den Männern der Kunſt Anregung zu deſſen Darſtellung gab. Fürſt Poniatowski war nicht verheiratet, ſein natürlicher Sohn Joſef ward von ſeiner Schweſter adoptirt, kämpfte ehrenvoll als franzöſiſcher Officier in Algier und wurde 1854 Senator, die Familie Poniatowski lebte aber in Oeſterreich und Toscana weiter. Joſefs Vetter Stanislaus erwarb in Steiermark Grundbeſitz, ward unter die ſteiriſchen Stände aufgenommen und ſtarb 1831 in Florenz; ſein Sohn Joſef ließ ſich in Toscana naturaliſiren und wurde vom Großherzog Leopold II. zum Fürſten von Monte Rotondo erhoben. Er und ſein kürzlich in Florenz verſtorbener Bruder Carl erhielten im Jahre 1850 von Kaiſer Franz Joſef die öſterreichiſche Fürſtenwürde. Und ſo ſehen wir die Geſchicke der Familie Poniatowski ſeit mehr als zwei Jahrhunderten mit unſerem Kaiſerreiche mannigfach verflochten, deren Verdienſte bei uns hervorragend gewürdigt, und in Joſef Poniatowski aus der herrlichen Kaiſerſtadt Wien ein Geſtirn erſtehen, das den Untergang Polens verklärte und der immerdar gelten wird als ſein „Ritter ohne Furcht und Tadel“.

Gedichte des Sully-Prudhomme.

Aus dem Französischen

von

Julia Zednik.

Bitte.

Ach, wenn Du wüßtest, welch' ein Trauern,
Einsam am kalten Herd zu steh'n,
Du würdest manchmal meinen Mauern
Vorübergeh'n.

Und wüßtest Du, welch' Nachtgespenster
Verscheucht ein klarer Blick der Frau'n,
Du würdest auf zu meinem Fenster
Zufällig schau'n.

Und daß, wie Balsam wunder Stelle,
Ein Herz erweist dem andern sich,
Du setztest wohl auf meine Schwelle
Dich schwesterlich.

Und wüßtest Du, daß ich Dich liebe,
Vor allem wüßtest Du, wie rein,
Du träteſt aus dem Weltgetriebe
Zu mir noch ein.

Die zerbrochene Vase.

Von einem Fächer zart getroffen,
Das Glas mit der Verbene sprang,
Der Schlag war leicht und kaum wurd' offen
Der Riß durch einen leisen Klang.

Doch im zerbrechlichen Kristall
Die scharfe Wunde weiter ging,
Und unbemerklich für uns alle
Vollendet langsam sie den Ring.

Die frischen Tropfen d'raus entweichen
Und um die Blume ist's gethan,
Noch Keiner sieht am Glas das Zeichen —
Es ist gebrochen, rührt nicht dran.

So streift uns oft mit leichtem Schlage
Die liebste Hand, die uns verdirbt.
Das Herz zerreißt, doch ohne Klage
Die Blume seiner Liebe stirbt.

Nur heimlich in verschwieg'ner Stunde,
Wie unberührt es scheinen kann,
Horcht's auf das Bluten seiner Wunde —
Es ist gebrochen, rührt nicht dran.

Vergangenheit.

Zuweilen sag' ich der Vergangenheit in's Ohr:
Ich bin nicht glücklich, sprechen wir von frühern Tagen.
Und sieh', die Schlummernde, erweckt von meinen Klagen,
Reibt sich die müden Augen, hebt sich leis' empor.

Dann froh, gehüllt in ihrer Frühlingsreize Flor,
Will sie, noch müde von den letzten Festen, wagen,
Von Wunder hin zu Wunder mich im Flug zu tragen
Vergess'nen Himmeln zu, da Nachts ich Liebe schwor.

Sie füllt mit Wein den Becher und entfacht das Feuer,
Sie setzt die Gondel aus und kränzet Kiel und Steuer,
Durchfurcht mit heiterm Sang die Flut, die stille droht.

Ich will sie fassen, doch ich hatt' es nicht geachtet,
Daß, wie ich lächelnd die Vergangenheit betrachtet,
Ihr Auge starr und unbewegt, sie selber todt.

Erinnerung an Neapel.

Aus dem Ungarischen des Josef Kiß.

Von

Ladislaus Neugebauer.

Die Sonne schied. Der blasse Nebelstreifen
Zertheilte sich, der auf dem Meere wob,
Und andachtsvoll ließ ich die Blicke schweifen
Zur Ferne hin, wo sich der Schleier hob.

Neapels Himmel sah aus klaren Höhen
Auf mich herab im azurblauen Schein,
Und in mein Herze zog auf leisen Zehen
Nach manchem Kampf der Friede wieder ein.

Mein Frohnschiff war belastet zum Versinken,
Hinaus warf ich den Ballast: alle Noth;
In's Wunderland kam ich Genesung trinken,
Wo Leben Wollust — Wonne ist der Tod!

Kam, tiefen Zuges schlürfen Balsamdüfte,
Im Glanze baden, blaue Wogen schau'n,
Und alle Weisheit schlagen in die Lüfte,
Womit daheim ihr wolltet mich erbau'n!

Den Berg erstieg ich, lässig, in Gedanken,
Wo Mulli unter Palmen weiden geh'n,
Um's Felsgestein sich Epheuwinden ranken,
Und wild gedeihen Ficus, Aloën.

Der Posilip lag schon im Abendscheine . . .
Am Fuß der morschen Osteria dort,
Auf einem moosbewachs'nen Sockelsteine
Schlug fröhlich auf ich meinen Rasteort.

Ein Mütterchen Chianti-Wein mir brachte
In sanftgebauchtem, storchgehals'ten Glas.
Ein Austernmann — der mich zu ködern dachte —
Ließ nahe mir sich nieder in das Gras.

Er öffnete zum Stegreifschmaus die Schalen,
Und schnalzte laut dabei mit Kennermien',
Nach meinem Wein sich seine Blicke stahlen,
D'rauf sucht' er mich in ein Gespräch zu zieh'n.

Ob fremd mir auch — es klang wie Harmonien,
Und klang noch nach, war auch das Wort verhallt,
Indeß ich ließ den Blick vorüberziehen
An Sanct Lucias buntem Mastenwald.

Und als die Sonne bleicher ward und bleicher,
Ward tiefer auch die Stille allerwärts,
Das Bild erhab'ner, Fernes ahnungsreicher,
Und Ruhe zog mir bis in's tiefste Herz.

Nichts störte mich. Die Sorge um die Lieben,
Die in der Ferne zweifach quält, entschwand,
Und Alles, was die Seele kann betrüben,
Es fiel von ihr, als wär's von Zauberhand.

Ich fühlte mich so Eins jetzt im Gemüthe
Mit der Natur, die dort ein Freund uns ist:
Als ob ihr Herz in meinem Busen glühte,
Und meines ganz sich ihr verschmelzen müßt'!

Und lächelnd füllt' ich den krystall'nen Becher
Bis an den Rand, und Evan Evoë!
Ihr alten Götter! Ihr olymp'schen Zecher!
Die ihr euch sehnt zurück nach dieser Höh'.

Und als den Becher ich zum Mund genommen
— Der Weg von Lipp' zu Kelchesrand ist weit! —
Ein Trauerzug kam da heraufgeklommen,
Ein seltsam, höchst befremdend Grabgeleit:

Die Todtenträger und die Meßner gingen
Mit weißen Larven über Aug' und Ohr,
Der trug das Kreuz, der ließ das Glöcklein klingen,
Die Menge lief der Leiche drängend vor.

Der Priester schritt gemessen im Gedränge
Und schwang das Rauchfaß schläfrig in dem Raum,
Nicht Chöre tönten, und nicht Klagesänge,
Zu stören nicht des Todten ew'gen Traum.

Auf weichem Pfühle trugen sie die Leiche
— Ein schöner Jüngling war es — frei zur Schau,
Sein männlich Antlitz sah gen Ost, das bleiche,
Und zeichnete sich scharf vom Aetherblau.

Die Hände lagen weich und fromm gefaltet,
Die Finger hielten eine Rose roth,
Nie sah den Tod ich noch so schön gestaltet —
O herrlich ist im Süden doch der Tod! . . .

Und als der Zug vorbei mir kam am Stege,
Schwang ich mein Glas und trank's der Leiche zu:
„Der da mir kreuzt von ungefähr die Wege,
Ruh' sanft, Du sel'ger Unbekannter, Du!"

Und wird dereinst auch mir die Stunde schlagen,
Mein müder Leib zur Ruhe gehen ein,
So mög' auch mich man so zu Grabe tragen:
Aus Dunkelheit in Purpurabendschein.

Nicht Sang und Klage ziehen mir zur Seite,
Kein Schwarm, der mich verlängnet Tags darauf —
Ins ew'ge Nichts, da giebt es kein Geleite,
Dahin nimmt Jeder einsam seinen Lauf.

Doch nah' mir sei, senkt man zu Grab mich nieder
— So walte es ein freundliches Geschick —
Ein Herz, so voll Empfindungen und Lieder,
Wie meines ist in diesem Augenblick:

Ein fahrender Poet, der gern zur Schenke,
Zum Feuerwein der Berge lenk' den Fuß,
Und der, wie ich mein Glas gen Dich jetzt schwenke,
Mir bringe dar den letzten Bechergruß.

Hanns, Hanne und Hannes.

Novelle

von

M. E. Pilz.

Drei Kinder, geschaffen zum Glück.

Geschaffen zu beglücken, einander zu beglücken.

Doch: „Glück und Glas, wie leicht bricht das!“

Bis aus den Kindern Menschen geworden, hatte die Wucht des Geschickes sie gebeugt.

Dort, wo von des Semmerings Spitze der Blick des Touristen von Riff zu Riff niedergleitet ins herrliche Thal, streift der Strahl des entzückten Auges auch die Wiegestätten der drei Kinder. Diese Stätten, sie lagen so nah' aneinander und waren doch so überaus weit geschieden durch das ungeschriebene Gesetz der Gesellschaftsordnung.

Wie zierliches Zuckerwerk aus dem Osterei, lugt ein schmuckes Herrenhaus aus immergrünem Tann- und Fichtenbusch hervor. Auf uraltem Unterbau, welcher der Hunnenfluth, den Mongolen und Türken siegreich getrotzt, erhebt sich architektonisches Pfropfzeug modernen Kunstgeschmackes. In diesem, malerisch an die mälig aufsteigende Bergwand gelehnten Ahnenschloß Derer von Wittingen hatten Hans und Hanna das Licht der Welt erblickt.

Und tief unten, schüchtern an's schmächtige Dorfkirchlein geschmiegt, steht das altersgraue aus Beton und Pfahlwerk gefügte Häuschen, wo dem Schulmeister Florian Romaiser, nachdem derselbe an zwanzig Jahre bereits in der Erziehung anderer Leute Kinder treu und bieder seine Pflicht geübt, die Seligkeit beschеert wurde, sein eigen, einzig Kind an's alternde Herz drücken zu können.

Nach dem Schloßherrn, der sich gütig selbst zum Pathen angetragen, wurde der Schulmeistersſohn auf den Namen Hanns getauft, vom Vater jedoch aus schuldigem Respect vor dem edelgeborenen Namensvetter nicht Hanns, sondern Hannes stets genannt, weil's ihm so bürgerlich geziemender klang.

Schon dieses pathenschaftliche Verhältniß hatte den Schloßherrn dem Schulmeister näher gebracht, Hanns und Hannes, sowie auch das um drei Jahre später geborene Schloßfräulein Hanna, zu innig befreundeten Spielgenossen gemacht. Hanns, Hanna und Hannes waren die Unzertrennlichen; im Schloßpark, auf der Wiese draußen warfen sie zu Dreien stets Ball und Reifen, tummelten sie stets zu Dreien sich im Schmetterlingsfang, gleichwie man am Murgestade Hanns, Hanna und Hannes alleweil zu Dreien Fischlein füttern, Fischlein hetzen, beisammen sehen konnte.

Gemeinsames Leid knüpfte den Freundschaftsbund, der die schloßherrliche Familie mit dem Schulmeister vereinte, später noch fester und inniger.

* * *

Es kam ein böser Gast in's Steierland gezogen. Von drüben her, von jenseits der Alpen ward die Cholera eingeschleppt. Die schreckliche Seuche holte sich ihre Opfer unbesehen aus der Köhlerkeusche, wie vom Herrenhof.

An einem und demselben Tage ward die Gebieterin auf Schloß Wittingen und die Mutter des armen Hannes hinweggerafft.

An einem und demselben Tage wurden die beiden Mütter zu Grabe getragen. Schloßherr und Schulmeister wallten, als des Priesters Gebet verklungen, schmerzgebeugt gleichzeitig vom frischen Grabe der theuren Lebensgefährtin dem Kirchhofthore zu.

Da trafen die beiden trostlosen Witwer, die mutterlosen Waisen an der Hand, am Ausgang des Gottesackers zusammen. Der Schloßherr reichte dem Schulmeister stumm die Rechte hin. Dieser ergriff sie ehrerbietig, während ein reicher Thränenstrom sein gramgebleichtes Antlitz berieselte.

„Wir haben so oft miteinander uns selig gefreut, nun wollen wir miteinander weinen!" — sagte Herr von Wittingen mit schmerzgepreßter Stimme.

„Euer Gnaden Herr Baron ist ein Trost geblieben. In dem Engel da" — auf Hanna deutend — „hat Ihnen der gütige Gott das leibhaftige Ebenbild der Seligen geschenkt; Euer Gnaden sehen die Beweinte verjüngt — — — ich — — und mein armer Hannes da — wir sind allein zurückgeblieben. — — Nacht ist's, ganz schwarze, finstere Nacht um mich Armen und Elenden!"

Heftiges Schluchzen erstickte da die Wehklage des alten Schulmeisters.

Lautlos legten die beiden trauernden Gatten den Weg in's Dorf zurück. Herr von Wittingen hatte die ihn erwartende Kutsche leer vorausgeschickt,

er wollte dem Leidensgefährten zur Seite bleiben. Beim Schloßhof angelangt, drückte er dem Schulmeister bewegt die Hand.

„Fassen wir Muth, alter Freund! Wir gehören nicht uns allein an. Nun harren unserer doppelte heilige Pflichten, die wollen wir vereint erfüllen. Sind wir doch Christen und wollen an ein Wiedersehen dort oben glauben."

„Wiedersehen! — Jawohl, ich werde sie wiedersehen — die Theure, bald, recht bald wiedersehen!" lispelte der Schulmeister, während der letzte Strahl der Abendsonne ihm das thränengebadete Antlitz wie mit einem Heiligenscheine übergoß. Darauf trennten sich die Freunde und trugen ein Jeder das schmerzbeladene Herz heim, in's freudlose Nest.

Von da ab waren Schloßherr und Schulmeister innige Freunde. Der Letztere mußte in den Herrenhof übersiedeln, wo die beiden Witwer jede freie Stunde Seite an Seite die Schmerzenslast der Erinnerung an die theueren Dahingeschiedenen miteinander theilten, miteinander Trost suchten im Glück der Kinder, die so leicht vergessen, mit sorgenlos heiterem Spiele und Tand auch ihre Väter lehrten, auf Augenblicke vergessen.

* * *

Die Zeit für Spiel und Tand geht allgemach zu Ende, Kinder werden Leute.

Hanns und Hannes mußten hinein in die Stadt, mußten sich rüsten zum Kampf ums Dasein.

Hanns ging in die Residenz in die theresianische Akademie, Hannes wurde nach Graz in's Gymnasium geschickt.

Hanna blieb mit der Gouvernante allein im Schlosse; der Vater wollte von seiner Tochter um keinen Preis sich trennen. So ward das Kleeblatt räumlich auseinander gelegt, geistig blieb dasselbe innig vereint. Die Ferienzeit brachte dann stets Tage der reinsten Freude, da die drei jugendlichen Geschöpfe von Tagesanbruch bis zum letzten Abendstrahl, Wald und Flur in heller Jugendfreudigkeit durchstreifend, bei einander, mit und durcheinander seelisches Entzücken tauschten!

Schloßherr und Schulmeister saßen oft stundenlang am Erker, ihr Auge wortlos an dem herrlichen Bilde heiliger Seelengemeinschaft weidend, welche die drei unschuldvollen Herzen innig umschlang.

Eines Abends, die Sonne hatte sich bereits hinter die hohe Eichen- und Pappelwand zurückgezogen, welche den großen Teich, den Wiesengrund vor dem Erker umrahmt, da ruderten die drei Unzertrennlichen, unter heiterem Geplauder, dem Ufer zu, um sich zum Imbiß zu begeben, zu welchem die beiden Väter unter'm Laubzelt vor dem Schlosse sie erwarteten.

Hanns und Hannes sprangen zuerst ans Ufer und halfen Hanna, die rückwärts das Steuer gehandhabt, aus dem Nachen.

„Halt!“ rief diese, ausgelassen auf den Rasen hüpfend, — „zuerst den Lohn für die Ueberfuhr!“ Damit nahm sie rasch den Schweizer vom Lockenhaupte, löste aus dem Blumenschmuck des Hutes behende ein Jasminzweigchen und eine Rose, steckte das eine dem Bruder, die andere dem Freunde unter hellem Lachen ins Knopfloch.

Es war ein rührend herrlich Bild, das kaum 15jährige Kind, dessen zauberisch schönes, von den im Abendwinde flatternden Goldlocken wie von einem Heiligenscheine umrahmtes Gesichtchen Glück und Freude strahlte, zu sehen, wie dasselbe zwischen dem Bruder und dem Jugendgespielen beseligt und beseligend in hellem Jubel lachend und trillernd einherhüpfte.

Da entführte ein Windstoß das leichte Strohgeflecht vom Haupte Hanna's. Der Hut flog im lustigen Wirbel hoch hinan und blieb am Geäste einer knorrigen Eiche hängen.

„Mein Hut! mein Hut!“ — rief das reizende Kind, strampelte mit den zarten Füßchen, schwang sich in die Höhe, als wollte es dem Flüchtling in den Lüften nachjagen.

„Sollst ihn gleich haben, Schwesterchen!“ — rief der Bruder und eilte fort, um eine Hackenstange zu holen.

Hannes aber versuchte es, rasch gefaßt, auf geradem Wege. Ehe noch Hanns mit der Stange zur Hand war, hatte Hannes flink wie ein Eichkätzchen die Eiche erklettert, dort auf den Ast, an dem der Hut mit dem Schleier festhing, sich hinübergeschwungen und suchte da sachte vorwärts langend, den Deserteur zu erwischen.

Plötzlich ertönt ein Krachen, ein heller Schrei von der Laube her, wie aus dem Munde Hanna's.

Der Ast, auf welchem Hannes sich der Länge nach hingeschmiegt, neigte sich, brach knapp am Stamme und Hannes sauste in die Tiefe.

Im Innersten erschreckt, eilten die beiden Väter aus der Laube herbei.

Hanna hatte sich, als sie den Jugendfreund aus der Höhe sinken sah, mit gellendem Angstschrei auf die Knie geworfen, das Gesichtchen in beide Hände geborgen, um das Entsetzliche nicht zu schauen.

Noch waren der Schloßherr und Schulmeister nicht ganz zur Stelle, als Hannes bereits unversehrt auf den Füßen stand, den mit dem gebrochenen Ast zu Boden gefallenen Hut Hanna's rasch aufhob und der Letzteren auf's Haupt setzte, indem er sich freudig lächelnd bemühte, das zu Tod erschreckte Kind aufzurichten, zu beruhigen.

„Schau! Hanna, es ist mir ja nichts geschehen!“, sagte er in zärtlich einschmeichelndem Tone.

Hanna blickte wie aus einem schweren Traume auf, starrte eine Weile mit ihren großen, thränenfeuchten Augen dem Freunde ins Gesicht, dann von einer unwiderstehlichen Empfindung hingerissen — flog sie ihm an den Hals und lehnte das Köpfchen laut schluchzend ihm auf die Schulter.

Hannes umschlang das Mädchen mit Innigkeit, neigte voll Entzücken sich zu dem an seine Brust geschmiegten Lockenkopf nieder und preßte einen langen, herzhaften Kuß auf denselben.

Die ganze Scene spielte sich in den wenigen Secunden ab, welche der Schloßherr und dessen Freund bedurften, um an Ort und Stelle anzulangen.

„Hannes! Hannes! um Gotteswillen, was thust Du?" rief der Schulmeister mit dem Ausdrucke des Entsetzens.

„Ja, ja, Papa Romaiser, schelten Sie ihn, schelten Sie ihn nur recht aus! — Welch' ein Unglück hätte geschehen können!" — rief Hanna, indem sie sich den Armen des Jünglings entwand und zärtlich an ihren Vater hing.

Welch' ein Unglück hätte geschehen können!

Der Alte hatte die Empfindung, daß ein Unglück bereits geschehen sei.

Die Kleine hatte natürlich keine Ahnung vom eigentlichen Sinn des Verweises, den Papa Romaiser ihrem Gespielen ertheilte, sie meinte, er schelte ihn wegen des Baumkletterns. Daran dachte der alte Schulmeister gar nicht mehr, Herz und Sinn ward ihm urplötzlich von ganz anderer Sorge und Pein erfüllt.

Jause und Abendmahl verstrich unter heiterem Geplauder der drei Kinder. In ihrer paradiesischen Einfalt gewahrten sie den leisen Schatten nicht, der um die Stirn der beiden Väter gelagert schien.

* * *

Der Mond stand bereits hoch am Firmament und tauchte die Front des Herrenhauses, Park und Flur in milden Silberglanz. Lautlose Stille herrschte im Gehöfte, weit und breit in der Runde schlief die Natur nach dem heißen Augusttage erquickenden Schlaf.

Im Busch zirpte die Grille ihren monoton schrillen Sang.

Es nahte die Mitternachtsstunde bereits, als Hannes noch an sein Kammerfensterlein gelehnt, ahnungslos, aber den Busen von namenloser Wonne geschwellt, in die milde Nachtluft hinausstarrte, hinüber zu den mondbestrahlten Fenstern des Schlosses, hinter welchen sein Gespiele, seine Gespielin schlummerten.

Die Stimme des Alten weckte Hannes aus seinen Träumereien.

„Du bist noch wach, Hannes?"

„Und Du, Vater, zu so später Stunde?" frug der Jüngling überrascht, besorgt — „Ist Dir nicht wohl, theurer Vater?"

„Mir fehlt nichts, mein Herzenssohn. Ich habe bloß viel nachgedacht, über Dich nachgedacht, mein Kind. Komm', laß' uns plaudern, setz' Dich zu mir an's Bett."

Im Halbdunkel des Mondlichtes konnte Hannes die ernstfeierliche Miene des Vaters wohl nicht deutlich sehen, doch mußte ihm der gepreßte, Wehmuth athmende Ton seiner Stimme auffallen.

Nicht ohne ein Gefühl banger Ahnung folgte er stumm dem Vater zum Nachtlager, setzte sich vor demselben auf den Bettrand.

„Mein Sohn," — hub der Alte nach einer langen, langen Pause feierlichen Tones an — „wir müssen, Du mußt das Schloß verlassen, sobald wie möglich verlassen!"

„Wie, Vater!" rief Hannes erschreckt.

„Du wandelst, in einem süßen Traum befangen, am Rande eines Abgrundes. Du mußt erwachen, ehe es zu spät, ehe Dein eigen Heil, die Ruhe, das Glück eines unschuldigen Kindes unrettbar dahin, ehe Du unbewußt schnöden Undank begangen einem Vater gegenüber, der Dir und Deinem Vater allezeit Zartsinn und Edelmuth bewiesen in überreichem Maße . . ."

„Um Gotteswillen! Vater — was hab' ich gethan! was hab' ich verbrochen!"

„Du liebst Hanna. Unbewußt noch, will ich glauben, und — ohne daß Hanna Deine Gefühle erwiedert, ohne daß das unschuldvolle Kind diese Gefühle ahnt, das will ich hoffen — zu Eurer Beiden Heil!"

Hannes fuhren diese Worte wie glühende Dolche durchs Herz.

„Du liebst Hanna unbewußt," sagte der Vater.

Ja wohl! Bis zu diesem Augenblicke hatte er unbewußt namenlose Wonnen aus der herrlich knospenden Lilie gesogen. Nun wußte er das unbeschreibliche Glück, das er in Hanna's Nähe stets empfunden, die unbeschreiblich süße Sehnsucht, die ihn zu ihr hinzog, mit einem einzigen Worte zu nennen. Der Vater, der treue, theure, zärtliche Hort seines Daseins hatte das Wort ausgesprochen.

Und wie ein Blitzstrahl zuckte es durch die Seele des Jünglings! Er erkannte den Abgrund, an dessen Rand er süß träumend, glückbeseelt bisher dahingetaumelt.

Ein Abgrund!

Warum aber ein Abgrund?

Könnt' es nicht der Himmel auf Erden sein?

Diese Gefühle, diese Gedanken durchwühlten, durchtobten im blitzartigen Wechsel und Wirbel Herz und Sinn des Jünglings, während die Qualen und Wonnen des tief innerlichen Seelenkampfes in den vom Mondlichte

mild überstrahlten, männlich schönen Zügen sich klar und deutlich wiederspiegelten.

Der Vater belauschte das beredte Mienenspiel im Gesichte seines Sohnes mit unsäglicher Herzenspein.

„Wenn sie aber meine Gefühle dennoch ahnt! Wenn sie — — diese Gefühle erwiedert — Vater — müßte es dann — ein Abgrund — sein?“ unterbrach Hannes das peinliche Schweigen mit gepreßtem, fast flüsternden Tone.

Da reckte der Alte, auf seine Rechte gestützt, sich im Bette empor, die Linke krampfhaft aufs Herz gepreßt, blickte er eine Weile starr dem Sohne ins schmerzbewegte Gesicht.

„Sohn!“ hob er endlich mit feierlichem Ernst, fast streng an — „daß Du in diesem Augenblicke an den Stolz des Aristokraten nicht denkst, begreife ich; doch hofft und glaubt Dein Vater fest, daß der Stolz der Armuth Deinem Herzen nicht fremd sein kann und darf!“

Hannes erbebte.

Wie von einem elektrischen Schlage getroffen fuhr er in die Höhe. Starr haftete des Sohnes Blick am seelenvollen Auge des greisen Vaters, dann sank der Sohn in die Knie, mit Inbrunst erfaßte er die Rechte des Vaters, bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

„Du hast Recht, Vater! Der Stolz der Armuth! Du hast mich gelehrt ihn empfinden, Dein Hannes wird seines Vaters würdig sein!“

Tief ergriffen zog der Vater den leise schluchzenden Sohn ans Herz.

„So, Hannes, nun erkenn' ich Dich wieder! Deine Thränen sind mir Schmerz und Trost zugleich, sie geben mir die Gewißheit, daß Du mich begriffen, daß das Ehrgefühl im Herzen meines Sohnes mächtiger ist als jede andere Empfindung; das Ehrgefühl wird Dich lehren Leid ertragen, Leid besiegen! Nun habe ich Dir nichts zu sagen mehr, mein theures Kind. Nun geh', nun thu', was die Ehre Dir gebietet. Dein Vater ist beruhigt, was Du thun wirst, wird gut sein und recht! Gott der Herr wird mein inniges Flehen erhören, wird Dich segnen allerwegen!“

* * *

Am nächsten Morgen saßen Schloßherr und Schulmeister, Hanns, Hanna und Hannes, wie gewöhnlich beim Frühmahle traulich in der Laube. Man plauderte und schwatzte.

Das heißt: Hanns und Hanna schwatzten, Hannes gab sich alle Mühe mitzuhalten, während Herr von Wittingen und der Schulmeister, ihren eigenen Gedanken nachhängend, zerstreut dasaßen, nur ab und zu mit einer knappen Bemerkung an dem Geplauder der jungen Leute theilnahmen.

Der Postbote brachte Briefe und Zeitungen.

Mechanisch entfaltete der Schulmeister die letzteren und schien sich in die Neuigkeiten zu vertiefen, während der Schloßherr die Briefe durchflog. Der letzte Brief schien Herrn von Wittingen besonders ernst zu beschäftigen; er las ihn wieder und wieder mit nachdenklicher Miene, endlich faltete er denselben zusammen und steckte ihn in die Brusttasche.

„Kinder, rüstet Euch zur Reise!“ sagte er zu Hanns und Hanna gewendet, dann zur Gouvernante: „Wollen Sie, Fräulein, Alles bereit halten für den nächsten Eisenbahnzug.“

„Wohin reisen wir denn, Papachen?“ — fragten Hans und Hanna überrascht.

„Tante Thilda schreibt mir da, daß sie ernstlich unwohl sei und Euch sehnlichst bei sich zu haben wünsche.“

„Tante Thilda krank! — Ach! laß' doch sehen, Papa, was schreibt sie denn?“ versetzte Hanna.

„Kinder müssen nicht Alles lesen,“ bemerkte Herr von Wittingen mit verlegenem Lächeln. „Genügt Dir nicht, daß die Tante krank ist, daß sie Euch zu sehen wünscht?“

„Wohl, wohl!“ — meinte Hanna nachdenklich. „Wir gehen ja gerne zu ihr. Ist's weit hin, Papa?“

„Nun, der Weg zieht sich bis zum Gardasee; wenn wir Nachmittags abreisen, sind wir morgen Abends bei der Tante.“

„Na, wir reisen also, aber Hannes, Du kommst doch mit“ — meinte Hanns, als wäre sein Verlangen ganz selbstverständlich. „Ja, Hannes, Du kommst mit“ — rief Hanna dem gegenüber sitzenden Jugendfreunde zu, ihn mit ihren großen, blauen Augen süß anlächelnd.

Hannes erbleichte und wagte nicht dem seelendurchdringenden Strahl dieser Augen zu begegnen.

Herr von Wittingen räusperte sich verlegen und suchte nach einem plausiblen Grund der Ablehnung. Es trat ein Augenblick peinlichen Schweigens ein. Der Schulmeister, der, als das Gespräch diese Wendung genommen hatte, das Zeitungsblatt hingelegt, machte der Verlegenheit des Hausherrn ein Ende, indem er mit schwer verhehlter innerer Bewegung versetzte:

„Fräulein Hanna! — Das . . .“

„Hoho! — Fräulein Hanna, was für ein Ton ist das, Papa Florian? Seit wann bin ich nicht mehr die „liebe Hanna“? unterbrach die Kleine den Schulmeister.

Dieser ließ die verfängliche Frage unbeantwortet und beendete seinen Satz, ohne aufzublicken.

„ . . . Das wird nicht gehen! Absolut nicht!“

„Und warum nicht, wenn man fragen darf?“ — warf Hanns erstaunt ein.

Hier fiel Hannes ein.

„Weil — weil — weil es nicht geht — weil ich — — — weil ich eine andere große, sehr weite Reise vorhabe, die ich mit Papa in verwichener Nacht reiflich erwogen und unabänderlich beschlossen habe.“

„Wie! Du eine weite Reise“ — töute es von den Lippen der Geschwister fast gleichzeitig im Tone höchster Ueberraschung.

„Und davon sagtest Du uns kein Sterbenswörtchen?“ — fügte Hanns vorwurfsvoll hinzu.

„Es fiel mir schwer, vom Plan der Trennung mit Dir zu sprechen. Nun es fester, unabänderlicher Entschluß ist und Papa nach langem Sträuben eingewilligt, würde ich's Dir, würde ich's dem Herrn Baron heute sicher mitgetheilt haben!“

Wieder trat eine lange Pause ein, während welcher die beiden Geschwister bangen Blickes in den Mienen des Schulmeisters und des Jugendgespielen zu lesen ängstlich bemüht waren. Dieser begann alsbald wieder:

„Ich bin des Studirens satt. Die Aussicht, als Dorfarzt, als Advocat oder kleiner Beamter in dumpfiger Stube mein Leben fortzubringen, widerstrebt meinem Innersten. Ich will in die Welt hinaus. Ich will — — — Soldat werden!“

Ein leiser Aufruf des Schreckens entfuhr den Lippen Hanna's.

Der Blick des Schloßherrn haftete forschend an dem bleichen Antlitze des Sprechers, der, das Haupt auf die Brust gesenkt, sinnend dasaß.

„Du — Soldat!“ — unterbrach Hanna zuerst das Schweigen.

„Und Sie, alter Freund, haben dazu Ihre Einwilligung gegeben?“ fragte der Schloßherr zu Romaiser gewendet.

Dieser erwiederte, eine tiefe, innere Bewegung mit sichtlicher Mühe niederkämpfend, entschieden und fest:

„Mein Hannes ist ein Mann, ein rechter, echter Mann, dem Kopf und Herz am rechten Fleck sitzt. Ich willige mit Beruhigung in Alles, was meinem Sohne sein Herz dictirt. Ich ziehe vor, meinen Sohn weit weg von mir glücklich, oder doch wenigstens befriedigt, im Gleichgewichte zwischen Herz und Seele zu wissen, als ihn — ohne innere Befriedigung an meiner Seite zu sehen!“

„Gut denn! So werde auch ich Soldat!“ platzte Hanns nach einer Weile tiefen Schweigens heraus.

„Du, mein Kind,“ erwiederte der Schloßherr milde und ernsten Tones, „darfst nicht! Dein Vater ist alt und gebrechlich, wer weiß, ob Du nicht bald als der einzige Beschützer Deiner Schwester wirst dastehen!“

„Nun aber, Kinder, geht, rüstet zur Reise und Du, Hannes, komm' mit mir auf mein Zimmer, wir haben noch Einiges mit einander zu besprechen, bevor wir scheiden."

Hannes fuhr wie aus einem Traume empor, erhob sich und folgte dem Schloßherrn beklommenen Herzens, während Hans und Hanna ihm traurig nachblickten.

Im Schreibzimmer angelangt, lud Herr von Wittingen den Schulmeisterssohn ein, an seiner Seite an der Ottomane Platz zu nehmen, ergriff die Hand des jungen Mannes und begann nach einigem Besinnen mit Wärme:

„Dein Vater hat Recht. Hannes, Du bist ein echter, rechter Mann. Ich will Dich nicht von Deinem Entschlusse abbringen, will Dich aber überzeugen, daß Du einen treuen Freund an mir haben wirst, wohin immer Dein Schicksal Dich führen mag!"

„Oh — wie dank' ich für so viel Güte!"

„Höre, mein guter Hannes. Das Soldatenleben bringt namentlich Anfangs harte Pflichten mit sich. Ich bin glücklicherweise in der Lage, Dir die ersten Schritte auf Deiner neuen Laufbahn zu erleichtern!"

„Was meinen Sie, Herr v. Wittingen?" — fiel der junge Mann dem Baron mit stutziger Miene in's Wort.

„Sei unbesorgt, lieber Hannes, ich werde Dir nichts anbieten, was Deinen Stolz verletzen könnte. Nichts als einen guten Rath. In Prag garnisonirt das ***Infanterieregiment, steirische Kinder, und obendrein ist der Regimentscommandant, Oberst Graf Sch., mein Schulkamerad und treuester Freund . . . "

„Halten Sie ein, Herr Baron!" — unterbrach Hannes hier den Baron, indem er innerlich erglühend vom Sitze aufschnellte, „Ihre Güte, Ihr Edelmuth, Herr Baron, bedarf für mich keinerlei neueren Beweises. So lange dieses Herz in meiner Brust schlagen wird, wird dasselbe erfüllt sein vom wärmsten Dank für jene früheren Beweise, die Sie, Herr Baron, mir, meinem guten theuren Vater in überreichem Maße bisher zugewendet haben. Aber, was Sie, Herr Baron, wie ich ahne, jetzt mir an väterlichem Wohlwollen erweisen wollen, kann ich nicht, werde ich nie und niemals annehmen!"

„Hannes!"

„Nein, nein! Nie und nimmer, Herr Baron! Indem ich auf die selbstgewählte neue Lebensbahn hinausgehe, will und werde ich fortan jeden Erfolg selbst aus Eigenem erstreben; ich will mit eigener Kraft gegen das Schicksal ankämpfen, zu stolzem Ziele, zum Glück mich emporringen, oder, — wenn ich meine Kraft überschätzt, wenn das Schicksal es anders beschieden — — "

„So höre mich doch an, Hannes."

„Nichts, nichts weiter, Herr Baron! Versuchen Sie es nicht, ich bitte inständig, versuchen Sie es nicht, mich zu überreden. Mein Entschluß steht unerschütterlich fest! Sie, Herr Baron, haben in Ihrer unendlichen Güte das Wesentlichste dazu beigetragen, daß es meinem armen Vater möglich geworden, mich zum aufrechten Menschen, zum Mann von Wissen und Bildung zu erziehen. Nun will ich als Mann selber mein Schicksal schmieden. Dank, Herr Baron, tausend Dank für Alles! Ach, Herr Baron! wenn Sie's auch nur ahnten, wie viel des reinsten herrlichsten Glückes ich Ihnen bereits danke . . . . . " — —

Hier wurde die Stimme des jungen Mannes durch die Uebergewalt der in seinem Busen tobenden Empfindungen erstickt, er beugte sich auf die ihm dargereichte Rechte seines gütigen Gönners nieder, küßte dieselbe mit Inbrunst, während die hellen Thränen ihm über die Wangen perlten.

Herr v. Wittingen ließ den jungen Mann gewähren. Tief ergriffen saß er eine Weile wortlos da. Dann erhob er sich, legte beide Hände dem Jüngling auf die Schulter, blickt ihm gerührt ins feuchte Auge und sagte:

„Geh' in Gottes Namen, Hannes! — Bleibe, wie Du bist, brav, edel und stolz! Wenn ich hundertmal mehr für Dich gethan hätte, als zu thun mir zu meiner Freude vergönnt war, dieser Augenblick hätte mich reichlich entlohnt! — Geh' in Gottes Namen und vertrau' auf Gott! Wie er's entscheidet, so wird sich's fügen." —

* * *

Und gar wundersam hatte sich's gefügt.

Ein Jahr, nachdem das Kleeblatt von Schloß Wittingen sich getrennt, stürmte Hannes in den ersten Reihen der Handvoll österreichischer Heldensöhne, welche unter dem Sohne des Siegers von Aspern bei Custozza unverwelklichen Lorbeer für des Kaisers Banner gepflückt, todesverachtend in die Reihen des Feindes.

Hans waltete im Ahnenschlosse an des Vaters Stelle in der Bewartung des Familiengutes.

Hanna pflegte, zur Seite der Tante Thilda, den kranken Vater an der fernen Nordsee.

Der alte Romaiser hatte sich „auf's Wiedersehen" begeben zu seinem treuen Weibe.

Die Trennung von seinem Sohne hatte tief eingeschnitten ins Herz des Alten. Er mocht's nie merken lassen, wie schwer er's trug, was er selbst seinem einzigen Sohne als Pflicht der Ehre dictirt und dieser, als solche erkannt, mit mannhaftem Entschluße zu erfüllen von dannen zog. Der stille Gram nagte im Innern des Alten fort und fort.

Endlich kam der Krieg.

Tag und Nacht sah der Alte sein einzig Kind mitten im blutigen Schlachtengewühl. Was die geängstigte Phantasie des armen Vaters im hellen Sonnenlichte an Schrecken ersann, das wurde durch die gefolterte Vaterseele in schlummerloser Nacht auf schweißgetränktem Ruhekissen zehnfach ins Grauenhafte übertüncht.

Der gebrechliche Leib vermochte der rastlosen Herzenspein für die Dauer nicht zu widerstehen.

Just an dem Tage, fast zur selben Stunde, da Hannes der Erste auf des Feindes Schanze, das Sardenpanier mit Macht niederreißend, von einer Kugel des fliehenden Feindes mitten in die Brust getroffen, zusammenbrach, hauchte sein Vater daheim in den Armen von Hanna's Bruder die treue Seele aus.

Die briefliche Nachricht vom Ableben des alten Romaiser gelangte ins Seebad, wo Baron Wittingen zur Cur weilte, an einem und demselben Tage mit den Zeitungen, welche den ersten lückenhaften Bericht über den Sieg bei Custozza enthielten und unter den Gefallenen auch der Lieutenant Johannes Romaiser mit dem ehrenden Detail seines Heldentodes angeführt erschien.

Hanna, die das Zeitungsblatt ihrem leidenden Vater vorgelesen, warf sich demselben mit lautem Wehruf schluchzend an die Brust, als sie der niederschmetternden Botschaft inne ward.

Aufs Tiefste erschüttert, preßte Baron Wittingen sein armes Kind ans Herz, während ihm selber Thränen ins Auge traten.

* * *

Die Nachricht vom Tode Hannes' hatte eine entscheidende Wendung im Lebenslaufe Hanna's herbeigeführt.

Als Herr von Wittingen Jahrs zuvor mit seinen beiden Kindern bei Tante Thilda am Gardasee zu Besuch war, weilte daselbst auch der Schwestersohn ihres verstorbenen Gatten auf Urlaub zu Gaste, Graf Gustav Bartoletti, Legationssecretär bei der Gesandtschaft in Rom, ein feiner Weltmann von 28 Jahren.

Graf Gustav fühlte sich schon bei der ersten Begegnung von den Reizen der kleinen Cousine gefesselt, die er hier zum ersten Male gesehen. Während eines vierwöchentlichen Beisammenseins steigerten sich die Gefühle des Grafen für Hanna im täglichen Verkehre zu einer mächtigen Leidenschaft, welche der welterfahrene Diplomat wohl zu zügeln wußte, und bloß in Aeußerungen einer warmen Zuneigung gemildert hervortreten ließ, wie er überhaupt bemüht war, mit berechneter Einfachheit und Schlichtheit auf die Empfindungen des kaum zur Jungfrau erblühten Kindes, wie auf den geraden Sinn des alten Barons einzuwirken.

Tante Thilda, die, wie jedes Weib, einen schärferen Blick für die Herzensregungen der Jugend besaß, erkannte bald, was in ihrem Neffen vorging.

Als dieser später die Tante ins Vertrauen zog und sie um ihre Vermittlung anging, fühlte sie sich überglücklich in dem Gedanken, aus Neffe und Nichte ein Paar zu machen, was ihr eine ausgemachte Sache schien.

Doch mußte sie alsbald erfahren, daß die Sache keineswegs ausgemacht sei.

Baron Wittingen gab, als Tante Thilda an ihn herantrat, alle Vorzüge des Brautwerbers unbedingt zu, bemühte sich auch nicht zu widersprechen, als die heiratsvermittelnde Schwester hinwies auf das Wohlwollen, mit welchem Hanna ihrem Cousin entgegenkomme, er wollte indeß trotz alledem von einer Heirat seiner Tochter vor Ablauf einiger Jahre nichts wissen.

„Wohin denkst Du, Schwester? Hanna ist kaum erst 16 Jahre alt, vor drei, vier Jahren kann gar keine Rede sein von Hochzeit!"

Damit fertigte Baron Wittingen jeden weiteren Versuch seiner Schwester entschieden ab, ohne die Bewerbung des Cousins gerade abzulehnen.

Graf Gustav kehrte auf seinen Posten nach Rom zurück, Baron Wittingen auf sein Schloß nach der Steiermark. Die Heiratsangelegenheit blieb in der Schwebe und sorgte Tante Thilda dafür, daß ihre Anregung nicht ganz in Vergessenheit gerieth.

Die Weigerung des Baron Wittingen hatte einen tieferen Grund, als er angeben wollte.

Die letzte Unterredung des Barons mit Hannes hinterließ einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. Der Baron hatte die Motive klar durchschaut, welche den jungen Mann in die Ferne trieben, ihn bewogen, des Kaisers Rock anzuziehen.

Diese Motive ließen dem Vater Hanna's den Charakter und die Gesinnung des jungen Mannes, dem er, wie wir wissen, auch sonst väterlich zugethan war, in ihrem ganzen Adel erkennen.

Baron Wittingen ging mit Vorliebe auf jene Motive ein und befaßte sich innig mit dem Gedanken, in einigen Jahren Hannes als tapferen decorirten Officier heimkehren und um Hanna's Hand werben zu sehen, nachdem der militärische Grad des jungen Mannes den gesellschaftlichen Rangunterschied ausgeglichen haben würde, welcher ihn in seinem „Stolz der Armuth" behinerte, den Gegenstand seiner Liebe als armer Student zu begehren.

Und ein schöneres Glück für seine Tochter, als an der Seite eines solchen kaiserlichen Officiers — vermochte sich der Vater Hanna's nicht zu träumen.

Die Todesbotschaft vom Schlachtfelde bei Custozza machte diesen Lieblingsplan des treuen Vaters zu nichte. Die Zukunft, die er seinem Kinde süß erträumte, war nun für immer dahin. In seinem Vatergefühle mußte der Baron nunmehr um so dringlicher an die Sicherung einer anderen Zukunft seiner Tochter denken, als er fühlte, wie seine Kräfte stetig schwanden, und die Geschicke ihm nur mehr eine knappe Frist zugemessen, für sein theures Kind hienieden selber als Vater zu sorgen.

Das einzige entscheidende Hinderniß, das der Bewerbung des Grafen Gustav im Wege gestanden, war entfallen. Tante Thilda's Lieblingsplan reifte rasch der Verwirklichung entgegen.

Hanna hatte dem Jugendfreunde reichliche Zähren geweiht, sie hatte seinem Angedenken eine liebevolle Erinnerung in ihrem Herzen bewahrt.

In der unschuldvollen Lauterkeit ihres Herzens jedoch war Hanna sich selber über die Natur ihres Gefühles für Hannes niemals recht klar geworden. Noch weit weniger ahnte sie, konnte sie ahnen, was Hannes seinerseits für sie empfunden.

Seitdem Hannes fortgezogen war aus der Heimat, that er in den Briefen, die er von Zeit zu Zeit nach Schloß Wittingen heimschickte, ihrer, der treuen Jugendgespielin, nur selten mit einem flüchtigen Gruße Erwähnung.

Baron Wittingen, gleichwie der alte Romaiser, erkannten wohl den edlen Sinn dieser berechneten Enthaltsamkeit und Kälte.

Hanna in ihrer ahnungslosen Unschuld sagte sich aber oft still betrübt: „Der böse Mensch denkt gar nicht mehr an dich."

Als daher Baron Wittingen später mit der Bewerbung des Grafen Gustav an seine Tochter herantrat, zumal als er ihr die Verbindung mit dem Grafen wie die Befriedigung eines lebhaften Wunsches nahelegte, ihr Ja-Wort gleichsam als eine Beruhigung für ihn im Gefühle seines nahenden Endes von ihr begehrte, da fand das treue Kind den Muth des Widerspruches nicht.

Im Grunde hatte sie gegen den ohnehin verwandten Freier Wesentliches nicht einzuwenden.

Einige Monate darauf knieten Graf Gustav und Hanna als Gatten weinend an der Bahre des Vaters.

* * *

Der alte Wittingen ruhte im Grabe.

Er konnte nicht mehr sehen, welch' ein Jammerdasein er seinem theueren Kinde durch die so sehr ersehnte Verbindung mit dem Neffen und Liebling der Tante Thilda vermittelt hatte.

Die Leidenschaft des Grafen Gustav war eben nur Leidenschaft eines auf dem schlüpfrigen Parquette der Fürstenhöfe blasirten, in den Excessen der jeunese dorée früh entnervten Roués.

Das Strohfeuer im verknöcherten Herzen des blasirten Diplomaten verprasselte spurlos um so rascher, je weniger die engelsgleiche Sittenreinheit Hanna's mit den Neigungen und Gewohnheiten ihres Gatten harmonirte, und je weniger Hanna in ihrer Unschuld es vermochte, den tiefen Abscheu zu verhehlen, mit welchem jene Neigungen und Gewohnheiten ihre Seele erfüllten.

Die gegenseitigen Beziehungen der beiden Gatten erkalteten allmählich; wenige Monate nach der Trauung standen sie einander völlig entfremdet gegenüber.

Hanna trug ihren Schmerz still und stolz in ihrem Busen. Graf Gustav suchte Ersatz für das häusliche Glück, dessen Freuden er nie geahnt, gar nie erstrebt, in den Genüssen des großstädtischen Lebens, in Ausschweifungen aller Art. Es vergingen Wochen, ohne daß die Gatten sich einander auch nur flüchtig zu Gesichte bekamen.

Dem treuen Bruder daheim auf Schloß Wittingen konnte das traurige Geschick seiner Schwester nicht lange verborgen bleiben. Ein Zug von Wehmuth sprach aus den Briefen der Schwester, ein gewisser Schmerzenshauch wehte dem besorgten Bruder aus jeder Zeile entgegen.

Hanns ertrug nicht lange die bangen Zweifel. Er gab diesem Zweifel wiederholt in seinen Antwortschreiben Ausdruck, und waren die beschwichtigenden Erwiederungen und Ableugnungen, welche auf seine Anfragen von der Schwester einlangten, durchaus nicht geeignet, sein schmerzlich besorgtes Gemüth zu beruhigen.

Von bangen Ahnungen erfüllt, machte Hanns sich schließlich auf nach Rom, um an Ort und Stelle sich Gewißheit zu verschaffen von dem Schicksale der geliebten Schwester. Da ward er allerdings bald der ganzen Größe des Unglückes inne, das niederdrückend auf Herz und Gemüth seiner Schwester wuchtete.

Er erfuhr bald noch weit mehr, als seine Schwester in Thränen aufgelöst, an seine Brust geschmiegt, scham- und schmerzerfüllt, nur in halben Worten stotternd auf seine Fragen zu bekennen vermochte.

Er mußte sich zu seinem unsagbaren Schmerze überzeugen, daß der Gatte seiner Schwester, auf der schiefen Ebene des Lasters wie ein Trunkener hinabtaumelnd, dem Abgrunde der Verworfenheit unaufhaltsam zueilte. Er mußte sich überzeugen, daß selbst der Name, den sein Theuerstes auf Erden, seine Schwester Hanna, vor dem Altare angenommen, lange nicht mehr fleckenlos sei.

Graf Gustav war der tägliche, richtiger gesagt nächtliche Gast aller Spiel- und Lasterhöhlen der ewigen Stadt. Am Spieltisch der Cavaliere, in den niedrigsten Spelunken der Vorstadt verpraßte, verschwelgte der Graf sein väterliches Gut, die Mitgift seines Weibes, sein Mark und Blut.

Eine ernste Unterredung, die Hanns mit dem Schwager pflog, führte zu nichts. Die Unterredung endete, wie sich leicht begreift, in gereizter Stimmung beider Theile.

Hanns schied von seinem Schwager, fest entschlossen, die Verbindung seiner Schwester mit dem Unhold zu lösen, koste es, was es wolle, die Schwester heimzuführen zu sich in's Elternhaus auf Schloß Wittingen.

Dieser Entschluß scheiterte jedoch vorweg an dem stolzen Pflichtgefühle seiner Schwester, die um keinen Preis zu bewegen war, den Gatten, dem sie vor Gott Treue geschworen, zu verlassen. So mußte Hanns kummervollen Herzens von der Schwester scheiden, Hilfe und Rettung für sie von der Gnade Gottes allein erhoffend, erflehend.

* * *

Eine gelinde Besserung in dem Lose Hanna's stellte sich mit der Zeit in der That ein.

Der Lebenswandel des Grafen Gustav mußte schließlich in den höchsten Kreisen Roms Anstoß erregen. Ferner verursachte das unausgesetzte Schlemmen und Prassen des Grafen, sowie auch ein am Spieltisch entstandener sensationeller Ehrenhandel desselben die tiefste Mißbilligung seiner Vorgesetzten. Es kam zu gereizten Auseinandersetzungen zwischen Botschafter und Legationssecretär, welche das unfreiwillige Abschiedsgesuch des Letzteren zur Folge hatten.

Graf Gustav kehrte auf sein unweit von Schloß Wittingen gelegenes, von Tante Thilda ererbtes Landgut in der Steiermark heim und suchte da in der würzigen Alpenluft die verschwelgten Lebenskräfte wieder zu gewinnen.

Bruder und Schwester waren wieder nahe bei einander, sie konnten sich täglich sehen; ein Trost für Beide!

Und noch Eines war zum Troste Beider eingetreten.

Hannes lebte!

Die Nachricht von seinem Tode auf dem Schlachtfelde war falsch, im Wirrwarr des Schlachtgetümmels irrthümlich hinausgegangen.

Man hatte Hannes fallen gesehen, regungslos unter den Leichen nach der Schlacht aufgefunden, aber bei näherer Untersuchung erkannt, daß er bloß schwer verwundet.

Die feindliche Kugel hatte die nächste Rippe unter dem Herzen zerschlagen, aber kein edleres Organ verletzt. Länger als einen Monat rang das junge Leben mit dem Tode, blieb aber doch Sieger zuletzt.

Nach drei Monaten war Hannes bereits soweit hergestellt, daß man ihm die inzwischen von Hanns eingelaufenen brieflichen Mittheilungen, die Nachricht vom Ableben seines Vaters schonend bekannt geben durfte.

Alsbald konnte er auch das Lazareth verlassen, um — vom Kaiser mit dem Hauptmanns-Patente und dem Verdienstkreuze ausgezeichnet in einem südtirolischen Curorte seiner vollständigen Genesung entgegenzugehen.

Hanna hatte laut aufgejauchzt, als sie die Freudensbotschaft in einem Briefe ihres Bruders gelesen. Nun trug sie ihr Geschick um vieles leichter. Eine freudige Ahnung erfüllte ihre Seele fortab, die Ahnung, die sie in einem Briefe an den geliebten Bruder unbewußt mit den Worten zum Ausdruck brachte:

„Der gütige Gott, der die Todten auferstehen läßt, wird auch mich Aermste nicht verlassen!“

Als nun gar nach längerer Zeit, auf lebhaftes Andringen der beiden Geschwister, von Hannes die Zusage einlangte, auf der Reise zu seinem Regimente nach Komorn in der Heimat kurze Rast zu halten, da warf sich Hanna mit einem hellen Freudenruf dem Bruder an die Brust und weinte Thränen des reinsten Glückes.

Hanns preßte die Schwester stumm ans treue Herz. Er fühlte mit klarer Empfindung, was im Busen der Schwester vorging, er erbebte bei dem Gedanken, daß das Maß ihres Unglückes noch nicht voll! . . . . .

* * *

Hanna hat sich nach einem Besuche bei ihrem Bruder, freudig bewegt von der Nachricht der nahe bevorstehenden Ankunft des ersehnten Jugendgespielen auf den Heimweg begeben, nach ihrem in der Nähe gelegenen Schloße. Hanns stand im Begriffe zu Pferde nach der Landwirthschaft zu sehen.

Da erschien ein ärmlich gekleidetes Weib mit einem in Lumpen gehüllten, etwa zweijährigen Kinde auf dem Arm, im Schloßhof und begehrte in gebrochenem, auffällig italienisch accentuirten Deutsch nach der Herrin des Hauses.

Hanns, der eben den Fuß in den Steigbügel setzen wollte, fühlte sich durch das grangebleichte, kummerverzehrte und doch anziehende Gesicht der Fremden innerlich angezogen.

Als er in das große, dunkle Auge der Fremden schaute, sagte ihm ein inneres Gefühl, daß hier keine gewöhnliche Bettlerin vor ihm stehe.

Die Dienerschaft wollte die Fremde kurzweg mit dem Bemerken abweisen, daß es hier keine Herrin im Hause gebe, sondern nur einen Herrn, den Baron, der eben ausreiten wolle und nicht behelligt werden dürfe.

Hanns wehrte den Diener ab und wendete sich mit milden Worten selbst an die Fremde um ihr Begehren.

Statt einer directen Antwort frug die Fremde, ob sie denn nicht auf Schloß Wittingen sei und ob nicht die einzige Tochter des Schloßherrn, die Gräfin Bartelleti hier zu Hause sei.

Hanns stutzte, als er die Fremde über die Familienverhältnisse des Hauses Wittingen derart unterrichtet sah. Er ahnte schlimme Botschaft, hieß das Gesinde zurückzutreten und winkte der Fremden, ihm in seine Studirstube zu folgen, woselbst er lange unter vier Augen mit ihr verblieb.

Endlich schellte er seinem Kammerdiener, dem er den Auftrag gab, die Fremde mit ihrem Kinde im Schloß behaglich unterzubringen, es ihr an nichts fehlen zu lassen, dem Hausgesinde jedoch den Verkehr mit ihr strenge zu untersagen.

Damit reichte er ernst milde der Fremden die Hand zum Abschied, steckte einige auf dem Schreibtisch vor ihm liegende vergilbte und abgegriffene Papierstücke in die Brusttasche und gebot, sein Reitpferd vorzuführen.

Im nächsten Augenblicke sprengte er durch das Schloßthor in der Richtung nach dem Herrnhof seines Schwagers dahin.

* * *

Am Abend desselben Tages erschien in der dem gräflich Bartelletti'schen Schlosse zunächst gelegenen Ortschaft Murheim ein Mann im schlichten Reisekleide vor dem Polizeichef mit der Anzeige, er habe auf dem Wege hieher, am Saume des Schloßparkes, den Postwagen verlassen, um auf dem kürzeren schattigen Fußpfad durch den Hain herzugelangen und auf diesem, zum Theile durch den Park sich hinziehenden Pfad, auf einem Felsplateau die Leiche eines augenscheinlich den besseren Ständen angehörigen Mannes liegen gesehen.

Sofort machte sich eine Gerichtscommission auf den Weg, welcher der Fremde, der sich k. k. Hauptmann Johannes Romaiser nannte, sich anzuschließen aufgefordert wurde.

An Ort und Stelle angelangt, agnoscirte die Commission auf den ersten Blick, die Identität der Leiche mit der Person des Grafen Gustav Barteletti.

Die Leiche lag mit dem Genick auf der Schneide eines aus dem Boden hervorragenden Felsriffes und constatirte der Gerichtsarzt sofort einen Genickwirbelbruch als Todesursache.

Im Schlosse hatte noch Niemand eine Ahnung von dem Vorgefallenen, als die Commission daselbst erschien.

Graf und Gräfin Barteletti sahen einander, wie wir wissen, oft wochenlange nicht, es konnte der Letzteren ein mehrstündiges Fernbleiben Ihres Gatten vom Hause daher auch nicht auffallen. Aber auch das Hausgesinde hatte keinen Grund, nach dem Verbleiben des Schloßherrn zu schauen, da derselbe mit der Absicht ausgegangen war, nach einem Sparziergange in dem weitgedehnten Park, weiter hinauszustreichen zur nahen Feldwirthschaft, wo eben die Ernte eingebracht wurde.

Um so jäher war der Schreck allseits, als in der aufgefundenen Leiche der Schloßherr selber agnoscirt wurde.

Die Commission ging mit vorschriftsmäßiger Umständlichkeit an die Feststellung des Leichenbefundes, an's Verhör des Hausgesindes und des Anzeigeerstatters.

Die Dienerschaft wußte nichts von Belang anzugeben. Ein Detail bloß, welches der Parkpförtner angegeben, daß nämlich der Schwager des Grafen Baron Hanns kurz vorher im Park gesehen wurde, hatte nur insoferne einigen Werth, als dadurch eine Person namhaft gemacht erschien, die den Grafen kurz vor seinem Tode gesehen haben mußte. Ein Verdacht konnte den leiblichen Bruder der Gräfin nicht treffen.

Die Ansicht des amtshandelnden Gerichtsadjuncten neigte dahin, daß ein unglücklicher Sturz des Grafen etwa die Katastrophe herbeigeführt haben konnte. Dies schien allen Anwesenden einleuchtend, bis auf den Gerichtsarzt.

Dieser hatte am Halse der Leiche Spuren von Fingernägeln einer menschlichen Hand wahrgenommen und constatirte daher die Mitwirkung einer Menschenhand bei Herbeiführung des Todes.

Damit hatte die Untersuchung aber auch sofort eine kritische Wendung genommen, kritisch für Denjenigen, der die Anzeige hinterbracht.

In dem Zeitraume zwischen dem Besuche des Schwagers beim Grafen und dem gewaltsamen Tode des Letzteren war kein Sterblicher in der Nähe im Umkreise gesehen worden, einzig und allein Hannes.

Als Baron Wittingen seinen Schwager verlassen, mußte dieser noch am Leben gewesen sein und sich wohlbefunden haben, sonst würde der Baron gewiß das Schloß alarmirt haben. Die Katastrophe mußte daher erfolgt sein, nachdem der Baron seinen Schwager verlassen hatte und bevor der Anzeigeerstatter am Thatorte erschienen war, nach dem Zusammenhange der Dinge also innerhalb einer ganz knappen Zeitspanne.

Es konnte ein unbekannter Thäter wohl inzwischen irgendwo im Verborgenen gelauert und nach Vollzug des Verbrechens sich unbemerkt aus dem Staube gemacht haben.

Aber ebenso mußte die Möglichkeit zugelassen werden, daß der Thäter dadurch die Spur von sich abzulenken bemüht war, daß er selber zu Gericht ging, um den Leichenfund zur Anzeige zu bringen. Es konnte auch angenommen werden, daß, mit einem Worte, der Thäter niemand Anderer als Hannes selber sei.

Dies war der, wie man sieht, durchaus logische Gedankengang des Untersuchungsrichters, der in Folge dessen, nach dem die Gerichtscommission auf dem Thatorte ihre Aufgabe beendet hatte, Hannes einlud, ins Amt mitzukommen, wo seiner noch die Erfüllung einiger Formalitäten harre.

Diese Formalitäten bestanden in einem ganz ernsten, eindringlichen Verhöre, aus welchem Hannes alsbald erkennen mußte, in welch' hohem Grade ihn selber der Verdacht der Thäterschaft belastete.

Als der Richter seinem Verdachte schließlich bestimmten Ausdruck gegeben und Hannes eröffnete, daß er ihn vorläufig in Untersuchungshaft behalten müsse, überzog Leichenblässe das Antlitz des Angeklagten. Wortlos starrte Hannes dem Richter ins Gesicht, wie geistesabwesend, als hätte er gar nicht verstanden, was ihm soeben mitgetheilt wurde.

„Haben Sie noch eine Bemerkung zu machen?" frug der Richter das Mienenspiel des Angeklagten mit durchdringendem Blicke erforschend.

Hannes ließ schweigend sein Haupt auf die Brust sinken.

„Nein! — so sind wir für jetzt zu Ende" — schloß der Richter, schellte den Gerichtsdiener herbei, dem er auftrug, den Angeklagten in Haft abzuführen.

Mechanisch folgte Hannes der Aufforderung des Gerichtsdieners. An der Thür machte er plötzlich Halt, wendete sich zum Richter um.

„Noch ein Wort unter vier Augen, Herr Richter!"

Der Richter winkte dem Gerichtsdiener hinaus und blieb mit dem Angeklagten wiederum allein.

* * *

Auf Schloß Wittingen herrschte Angst und Trauer.

Der Schloßherr war von seinem Spazierritte nach der Unterredung mit der räthselhaften Fremden mit heftigem Kopfschmerz heimgekehrt und mußte sich zu Bett legen. Er ließ die Fremde sofort zu sich bescheiden, die mit ihm über eine Stunde lang unter vier Augen verweilte, dann in Thränen gebadet mit ihrem Kinde das Schloß verließ und in's nächste Dorf von dannen zog.

Der Arzt, der herbeigeholt wurde, schüttelte bedenklich das Haupt, er constatirte ein heftiges Fieber und äußerte die Besorgniß, daß der Baron einen Sonnenstich bekommen habe.

Der Kammerdiener ließ sofort anspannen, um die Schwester des Barons, Gräfin Hanna, herbeiholen zu lassen. Die dahineilende Kutsche traf jedoch auf halbem Wege einen reitenden Boten der Gräfin, welcher dem Baron die in ihrem Hause eingetretene Katastrophe melden und ihn einladen sollte, zu ihr zu kommen, um ihr im Momente des Schreckens mit Rath und That beizustehen.

Die Schreckenskunde fand den Baron im Delirium, es konnte ihm dieselbe nicht mitgetheilt werden.

Der Schmerz der treuen Schwester läßt sich begreifen, als sie in solcher Noth sich vereinsamt, verlassen sah, und behindert, an das Schmerzenslager des geliebten Bruders hinzueilen.

So sehr der Tod ihres Gatten ihr sonst als eine Erlösung hätte erscheinen müssen, fühlte sie sich trotzdem in ihrem ganzen Wesen erschüttert durch das schreckliche Ende Desjenigen, dessen Dasein für sie stets nur ein Quell unsäglichen Leidens gewesen.

Ihre Seelenqual wurde indeß auf's Höchste gesteigert, als ihr mitgetheilt wurde, wer des Mordes an ihrem Gatten angeklagt erschien.

Es war Hannes, der heißersehnte Jugendgespiele selber.

Ihr Geist vermochte es nicht zu fassen, den Gedanken nicht zu ertragen, daß Hannes der Schuldige sei.

Und doch mußte sie es glauben, denn sein eigen Geständniß vor dem Untersuchungsrichter ließ keinem Zweifel Raum.

Das schwache Weib hätte das Uebermaß des Schmerzes kaum zu ertragen vermocht, wenn der Gedanke an den leidenden Bruder ihr nicht würde die Kraft gegeben haben. Hanns bedurfte der treuen Pflege seiner Schwester, dieser Gedanke hielt die Aermste aufrecht.

Nachdem die Leichenfeier vorüber war, eilte Hanna in's väterliche Schloß zum kranken Bruder. Sie fand ihn bewußtlos, völlig herabgekommen und gab ihr der Arzt nur schwache Hoffnung, daß der Theure sich von dem gefährlichen Sonnenstich erholen werde.

* * *

Hannes wurde, in seiner Eigenschaft als Hauptmann in der k. k. Armee, seinem zuständigen Gerichte überantwortet, nach Komorn überführt, zu seinem Regimente, wo ihm der Proceß gemacht werden sollte.

Der Proceß mußte sich nach Lage der Dinge sehr rasch und glatt abwickeln.

Der Angeklagte war geständig, vor zwei Jahren bereits an einem öffentlichen Orte in Triest mit dem Grafen Barteletti ein heftiges Rencontre gehabt

zu haben, dessen Folgen aber nicht ausgetragen werden konnten, da der Graf, in einer dringenden diplomatischen Mission begriffen, die ritterliche Genugthuung aufschieben mußte.

Auf dem Heimwege stieß Hannes nun mit dem Grafen im Parke des Letzteren plötzlich zusammen. Der Graf habe den Wanderer, den er nicht sofort als seinen einstigen Gegner erkannte, barsch hinausgewiesen. Es folgte ein heftiger Wortwechsel. Der Graf machte Miene, Hannes thätlich zu insultiren, in der Abwehr habe sich ein kurzer Ringkampf ergeben, welcher für den Grafen so tragisch geendet.

Die Sachlage war mithin für das Militärgericht völlig aufgeklärt. Der Strafantrag lautete wohl nicht auf Mord, sondern auf Todtschlag unter mildernden Umständen.

Die Richter dictirten dem Angeklagten einstimmig drei Jahre Festungshaft, welche derselbe mit Resignation, ohne Berufung hinnehmen zu wollen erklärte.

* *
*

Es waren kaum vier Wochen seiner Haft verstrichen, die ihm in Komorn zu verbüßen gestattet wurde, als Hannes eines Tages, während er an den Festungswall gelehnt, sinnend in die silbergekräuselten Wellen des majestätisch vorbeifluthenden Donaustromes hinausstarrte, durch Freudenrufe seiner Kameraden aus seinen Träumereien geweckt wurde.

„Heda! Holla! Süßer Schwärmer, herbei! Laß' Dich zausen, Teufelsjunge!" Mit diesen und ähnlichen Zurufen stürmte eine Gruppe von Officieren, den Regimentsadjutanten an der Spitze, freudestrahlenden Antlitzes heran.

Eh' sich's Hannes versah, hatten ihn die Kameraden umringt, umhalst, stürmisch geküßt, er wußte nicht, wie ihm geschah.

„Was habt Ihr denn? Was ist denn los? So sprecht doch!" rief Hannes ganz aus der Fassung gebracht.

Da salutirte der Regimentsadjutant und hob mit komischem Ernste an:

„Melde gehorsamst, Herr Hauptmann, daß Sie zum Herrn Oberst befohlen sind, um die gnädige Strafe wegen unerlaubten Komödienspielens entgegenzunehmen."

Eine donnernde Lachsalve und laute Bravorufe der Kameraden bildeten das weithin tönende Echo der Ansprache.

„Mir scheint, Kameraden, Ihr habt da selber eine Komödie vor. Was soll der Spaß? laßt doch hören!"

Der Regimentsadjutant winkte den Kameraden, daß sie schweigen und versetzte dann immer noch im Reglementstyl:

„Bitt' Herr Hauptmann! Amtsgeheimniß! Entschuldigen gütigst, hab' Befehl, Herrn Hauptmann dem Herrn Obersten vorzuführen."

„Ich folge Ihnen denn."

„Zum Herrn Oberst!" ertönte es im Chorus und sofort setzte sich die Gruppe in Bewegung.

Vor dem Amtslocale des Regimentscommandanten machten die Kameraden Halt und wurde Hannes alsbald allein dem Obersten vorgeführt.

Dieser rief dem eintretenden Delinquenten mit barschem Tone, an dem ein Timbre des Wohlwollens gleichwohl deutlich wahrzunehmen war, entgegen:

„Saubere Geschichten das, Herr Hauptmann! Unerhörte Streiche! Was Schönes angestellt!"

Hannes harrte geduldig der Dinge, die da kommen sollten. Der Oberst grollte weiter:

„Militärgericht zum Narren halten! Poetische Alfanzereien! Colossale Dummheit so was! Noch nie dagewesen!

Endlich wagte Hannes schüchtern zu bemerken:

„Entschuldigen zur Güte, Herr Oberst, ich verstehe nicht."

„Nicht verstehen! — So! — Die Komödie wird fortgesetzt! Hochnothpeinlichen Proceß wegen Mord und Todtschlag und Alles nicht wahr! — Komödie! Unerhörte Blamage für Militärgericht! Wenn Sie ein andermal Freunde retten wollen, Herr Hauptmann, blamiren Sie das Militärgericht nicht."

Hannes senkte sichtlich betroffen den Blick.

„Nun, verstehen Sie wohl" — fuhr der Oberst gemilderten Tones fort — „wird 'ne dumme Geschichte sein, den ganzen Proceß rückgängig zu machen."

„Verzeihen gütigst, Herr Oberst, ich verstehe noch immer nichts. Warum soll der Proceß rückgängig gemacht werden? Was ist denn Unrechtes von meiner Seite geschehen?"

„Ah! Nun hören Sie mir doch 'mal auf! Baron Wittingen hat ja Alles gestanden, er verlangt selber den Proceß gegen sich. Machen Sie also mit der romantischen Opferwuth einmal ein Ende!"

Hier stutzte Hannes. Rasch gefaßt versetzte er jedoch:

„Ah Hanns! — der gute Junge! — Nun fange ich allerdings an zu begreifen. Herr Oberst, ich bitte, Sie haben soeben vom Freunde retten, von Opferwuth des Freundes gesprochen, haben sich aber, ich bitte um Entschuldigung, in der Person geirrt. Baron Wittingen, mein theurer Jugendgespiele und edler Freund, will sich, wie ich ahne, für mich opfern, sich selbst als Todesurheber seines Schwagers bekennen. Ist es so? Oh, daran erkenne ich meinen Hanns wieder."

Der Oberst trug sein im Feuer von zwanzig Schlachten gestähltes Herz am rechten Fleck, sein grauer Schädel jedoch, der sich im dichtesten Pulverdampf recht wohl auskannte, begann vor dem verwickelten Proceßknoten zu wirbeln.

Die mit mildem Ernst und aller Natürlichkeit vorgebrachte Entgegnung des Hauptmannes hatte den geradsinnigen Kriegsmann stutzig gemacht. Der Fall war ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen, daß zwei Leute einander eine schwere Kerkerstrafe streitig machen. Der Oberst schaute dem Hauptmann eine geraume Weile staunend in's Gesicht, endlich platzte er unwirsch heraus:

„Nun wird's mir doch zu bunt! Einer von Euch zweien ist ein Narr, entweder der Baron oder Sie, Herr Hauptmann! Wir werden ja sehen, wer der Rechte ist!"

Er hob sich von seinem Sitze, trat auf eine Seitenthüre zu, öffnete dieselbe mit dem Rufe:

„Ich bitte, Herr Baron!"

Bleich, abgehärmt, wie vom Grabe erstanden, trat Hanns hervor, im nächsten Augenblicke hielten sich die beiden Jugendfreunde, Brust an Brust, innig umschlungen.

„Du böser Mensch!" hub Hanns endlich an — „das also war Dein Rettungsplan! Und Du konntest auch nur einen Augenblick glauben, daß ich solch' ein Opfer annehmen werde?"

„Kein Opfer wäre zu groß für die Dankesschuld, die ich dem Angedenken Deines Vaters, die ich Dir, Hanns, für's ganze Leben geweiht."

„Und an Hanna dachtest Du gar nicht, als Du hingingst, Deine Zukunft zu vernichten!"

„Ich dachte nur an sie! — Denk' an die Worte Deines Vaters: Du mußt für Deine Schwester leben, sagte er, als Du mir in den Soldatenstand folgen wolltest. Ich gehöre Niemand mehr an auf Erden, Dich wollte ich Hanna erretten, für die ich freudig mein Leben würde hingegeben haben!"

Während die beiden Freunde weltvergessen im Glücke des Wiedersehens schwelgten, gewahrten sie nicht, wie eine in tiefe Trauer gehüllte Frauengestalt am Arme des Obersten in der Thüre erschien, durch welche Hanns eingetreten war.

Leise schluchzend verweilte die Dame anfangs als stumme Zeugin der rührenden Scene.

Allmählich näherte sie sich den beiden Männern und als Hannes die letzten Worte mit dem Ausdrucke innigster Bewegung gesprochen, legte sie ihm die zarte, schneeweiße Hand auf die Schulter.

Hannes erbebte innerlich. Mit dem Freudenrufe: „Hanna! Meine Hanna!“ sank er der Trauergestalt zu Füßen und bedeckte ihre Hände mit heißen Küssen.

Hanns, Hanna und Hannes waren wieder vereint, hielten sich fest umschlungen.

Die Baßstimme des Obersten weckte das in unnennbare Seligkeit versunkene Kleeblatt aus seinen Träumereien.

„Na, endlich weiß man doch, wer der Narr gewesen!“ rief der alte Krieger, während eine Thräne den Strahl seines Falkenblickes umflorte. — „Die Festungshaft ist zu Ende, Herr Hauptmann, aber der Narrenstreich bleibt Ihnen nicht geschenkt.“

* * *

Den Epilog der Geschichte wird uns der Leser wohl erlassen, doch haben wir zur näheren Aufklärung den Hergang der Katastrophe nachzutragen, welche zu dem „Narrenstreich“ geführt.

Wir sahen Hanns nach der Unterredung mit der Italienerin in der Richtung nach dem Schlosse seines Schwagers davonsprengen. In der Nähe des Herrenhofes angelangt, ließ Hanns seinen Renner rechts abschwenken vom Haupteingange, er schlug einen schmalen Feldweg ein längs dem großen weitgedehnten Park, um an einer Hinterpforte, dort wo der Park an einer Höhenwand sich hinanzieht, Halt zu machen.

Ein graubärtiger Waldhüter, der zugleich den Pförtnerdienst versah, eilte aus dem Pförtnerhäuschen sofort herbei, um dem Bruder seiner Gebieterin den Steigbügel zu halten. Hanns war jedoch schon aus dem Sattel und sagte zu dem ehrerbietig den Hut lüftenden Jägersmann:

„Ich möchte im Vorbeigehen ein Bischen nachschauen. Ist der Graf und die Gräfin zu Hause?“

„Ja wohl, Herr Baron! Frau Gräfin ist im Schlosse oben, der Graf ist soeben da vorbeigegangen, hinüber zum neuen Fischteich.“

„Gut denn! — Versorge mir das Pferd auf eine Weile; ich komme bald wieder, um auf die Wirthschaft hinaus zu reiten.“

Damit nahm Hanns hastigen Schrittes seinen Weg in der angedeuteten Richtung, um den Grafen Gustav aufzusuchen.

In wenigen Minuten erblickte er den Gesuchten am Fuße der gleichsam die östliche Begrenzung des Parkes bildenden Anhöhe, in der Nähe eines ziemlich gedehnten Teiches hinschlendernd.

Auf das Geräusch der Tritte wendet sich Graf Gustav um und verfinsterte sich dessen Gesicht deutlich wahrnehmbar beim Anblicke seines

Schwagers, dem er seit der gereizten Unterredung in Rom nur selten bei conventionellen Anlässen, aber niemals unter vier Augen mehr begegnet war.

Nach einem kühlen Gruße begann Hanns mit Ernst und mühsam erkünstelter Ruhe:

„Gustav, ich habe ein ernstes Wort mit Dir zu sprechen."

„Ach! — Ich stehe zu Diensten. Sollen wir in's Schloß zurückkehren, oder hat's Eile?" versetzte der Graf nicht ohne Anflug von Ironie.

Hanns suchte seine Ruhe zu bewahren und erwiederte:

„Hanna weiß nichts von meinem Hiersein und soll, wenn's nicht sein muß, nichts davon erfahren. Wenn es Dir also beliebt, so höre mich hier an, wo wir doch gleichfalls ohne Zeugen uns aussprechen können."

„Gewiß! — Ich bin bereit. Um ganz sicher zu sein, können wir uns auch da weiter hinauf auf den Bergpfad begeben."

Hanns nickte stumm und schritten nun Beide schweigsam auf dem in's Gestein gehauenen Pfad tiefer in das Bergdickicht hinein. Alsbald begann Hanns:

„Gustav! Giulietta ist auf Deiner Spur!"

Graf Gustav stutzte, warf den Kopf in die Höhe und blickte seinem Schwager mit gerunzelter Stirne in's Gesicht. Hanns hielt den Blick ruhig aus und fuhr fort:

„Giulietta befindet sich mit ihrem Kinde, mit Deinem Kinde in der Nähe."

„Und was weiter?" frug Graf Gustav sichtlich erregt, in fast provocatorischem Tone.

„Du kannst noch fragen?"

„Jawohl," — versetzte der Graf mit steigender Erregung im Tone — „ich frage: Was weiter? Richtiger sollte ich freilich fragen, ob mein Herr Schwager die üble Gewohnheit noch immer nicht abgelegt hat, sich in meine Privatangelegenheiten zu mischen, was ich mir schon einmal verbeten habe und nun nochmals ein- für allemal verbitte!"

Hanns preßte die Zähne aneinander, kämpfte seine Aufwallung nieder und fuhr mit ruhigem Ernste fort:

„Ich bitte Dich, Gustav, keine Aufregung! — Ich mische mich nicht in Deine Angelegenheiten. Es handelt sich aber um die Ehre unseres Hauses, Deines Hauses. Giulietta, die Dich mit der Gluth der Italienerin geliebt, sinnt nunmehr mit derselben südländischen Gluth auf Rache. Giulietta will denjenigen vernichten, der sie lieblos verlassen, sie will diejenige vernichten, die sie durch Deine Liebe beglückt wähnt."

„Bah“ — unterbrach hier der Graf seinen Schwager — „haben wir etwa keine Polizei in Steiermark?“

„Jawohl“ — erwiederte mit schmerzlichem Lächeln Hanns — „wir haben eine gute Polizei, auch gewissenhafte Richter in Steiermark und darum komme ich zu Dir, Gustav, um Dich zu bitten, das Einschreiten der Richter, welches unserem Hause Schande bringen müßte, dadurch zu verhindern, daß Du das bis zum Wahnwitz aufgestachelte Rachegefühl der armen Italienerin beschwichtigst, durch den überzeugenden Beweis beschwichtigst, daß Hanna nicht glücklich an Deiner Seite ist. Ich komme, Dich zu bitten, daß Du so rasch wie möglich die gerichtliche Trennung Deiner Ehe erstrebst und bewirkst.“

„Das Teufelsweib scheint Dir den Kopf verdreht zu haben, mein Junge! Du faselst Da von Gericht und Schande einher, als hätte noch niemals ein Cavalier ein glückliches Schäferstündchen mit einer Dirne gehabt.“

„Es handelt sich nicht um eine Schäferstunde, nicht um eine Dirne, sondern um Dein rechtmäßig angetrautes erstes Weib, Gustav,“ rief da Hanns flammenden Gesichtes. „Es handelt sich um das Verbrechen der Bigamie, Gustav, bedenke das!“

„Hahaha! Nun fang' ich erst an zu verstehen! Fast hätte ich der drolligen Trauungskomödie ganz vergessen, in welcher mein Lakai Florian und die Collegen von der französischen Botschaft so vortrefflich ihre Rolle gespielt. Die Metze glaubt also wirklich, sie sei Gräfin Barteletti? Hahaha!“

„Wie, Gustav, was sagst Du da?“

„Was ich sage? Nichts weiter, mein Junge, als daß die Trauung mit Giulietta eine Komödie war, daß ich die Benützung der Sakristei in der Kapelle des heiligen Borromäus von einem feisten Mönchlein mit blanken Ducati zum Schauplatze der Komödie nur gemiethet hatte, daß mein Florian sich ausgezeichnet im Chorhemd und in der Stola benommen hat und daß der Trauact, den er der blöden Braut und dem noch blöderen Schuster, dem Brautvater, schwarz auf weiß eingehändigt, im Cassabuche meines Hauses eingetragen, aber in keinem Matrikelbuch der Welt aufzufinden ist.“

„Das ist doch die höchste Schurkerei!“ rief hier Hanns, nicht mehr Herr seiner Gefühle, mit Entrüstung.

„Herr Schwager, mäßigen Sie sich!“

„Entehre mich nicht mit dem Namen Schwager, schurkischer Kirchenschänder!“

Die beiden Männer waren während dieser in steigender Erregung fortgeführten Auseinandersetzung auf den Bergpfad immer höher hinangelangt bis zu einem dichtbeschatteten Felsplateau.

Ringsumher herrschte Grabesstille. Matt und regungslos hing das Laub in der Schwüle des heißen Julitages von den Aesten, als Hanns mit dem Donnerworte tief sittlicher Entrüstung seinem Schwager den tödtlichen Schimpf zugeschleudert.

Graf Gustav, der seine Wuth schon bisher nur schwer zu zügeln vermochte, zuckte wie von einer Natter gestochen auf und ehe sich's Hanns versah, hatte er die Faust seines Schwagers im Antlitz.

Außer sich vor Wuth und Seelenschmerz, warf sich Hanns auf den Beleidiger und fuhr ihm mit ehernem Griff an die Gurgel.

Graf Gustav taumelte unter dem wuchtigen Anprall zurück, wankte und sank mit dem Angreifer zugleich rücklings nieder.

Ein dumpfes Röcheln ertönte aus der Brust des Grafen.

Ein Blutstrom benetzte dessen höhnisch verzerrte Lippen, matt und schlaff sanken seine Arme nieder, dann schlossen sich seine Augen. Er war eine Leiche.

Bei dem gewaltsamen Sturze war der Graf mit dem Genickwirbel auf die Schneide eines aus dem Boden hervorragenden Felsriffes hingefallen und hatte sich buchstäblich das Genick gebrochen.

Hanns fuhr entsetzt in die Höhe und starrte auf das regungslos zu seinen Füßen liegende Opfer nieder. In demselben Augenblicke, ehe er sich des Geschehenen klar bewußt zu werden vermochte, rief eine wohlbekannte Stimme aus der Höhe:

„Hanns!"

Aufblickend gewahrte er an der nächsten Biegung des Bergpfades eine Mannesgestalt aus dem Dickicht hervortretend, die ihm beide Arme entgegenstreckte.

Es war Hannes!

Auf der Heerstraße hatte der Freund den Postwagen verlassen und den Fußpfad durch den Wald eingeschlagen, um die seit Jahren schmerzlich vermißte, süßwürzige Alpenluft seines Heimatlandes in vollen Zügen genießen zu können. Ein Landsmann aus der Gegend hatte ihm den nächsten Weg, den freien Durchgang durch den herrschaftlichen Park gewiesen und so ergab sich das unverhoffte Wiedersehen mit dem Jugendgespielen in einem verhängnißvollen Momente.

Im nächsten Augenblicke lagen sich die beiden Freunde in den Armen und alsbald wurde Hannes auch des Schrecklichen inne, das sich soeben zugetragen.

Hannes hatte auf dem Schlachtfelde, in den Lazarethen den Tod in mannigfacher Gestalt kennen gelernt, Erfahrung in der Leichenschau gewonnen. Er beugte sich zur Leiche des Grafen nieder, befühlte dessen Herz- und Pulsschlag und sagte, sich wieder erhebend:

„Kehre heim, Hanns, da ist nichts mehr zu helfen! — Spreche mit Niemand von dem Vorfalle, sage Niemand, hörst Du, Niemand, daß Du mich gesehen und überlasse Alles der Fügung Gottes!“

Noch eine Umarmung, ein Händedruck und Hanns eilte hastigen Schrittes von dannen.

Hannes verharrte noch eine Weile vor der Leiche des Grafen, dann entfernte er sich ruhigen, festen Schrittes in derselben Richtung, welche der davoneilende Jugendfreund eingeschlagen hatte, ohne Aufenthalt zum Ortsgerichte hinein.

Was weiter geschehen, weiß der Leser bereits.

Hannes wurde alsbald aus der Haft entlassen und der Proceß gegen Hanns eingeleitet, der wegen Vergehens gegen die körperliche Sicherheit zu einer mäßigen Freiheitsstrafe verurtheilt wurde.

Als das Trauerjahr um den Grafen Gustav zu Ende war, schritten Hanna und Hannes zum Traualtar.

Das Kleeblatt von Schloß Wittingen war wieder vereint für's ganze Leben.

Gedichte

von

Alfred Formey.

Dank an die Sonne.

Nach langem Winter, mit goldigstem Schein
Frau Sonne mir lacht' in's Herz hinein;
Ich rief: Ach, könnt' ich küssen Dich!
Da — küßte sie mich!

Aus dem Sonnenschein im Herzen mein
Für Herzlieb wob ich ein Liedchen fein;
Rief: Lieb', es grüßt ein Weiblein Dich!
Da — küßte sie mich!

Nun sag mir nur, Frau Sonne, an,
Wie solche Schuld ich Dir zahlen kann?
Deine feurigen Küsse, Stück für Stück —
Ich denk' — ich zahl' sie Herzlieb zurück!
Und zählst Du's nicht nach, und ging'st Du zur Ruh',
So geb' ich ihr leicht noch zwölf Dutzend dazu!

Der Feuerschuster.

(Irische Volkssage.)

Auf der Haidekrauthöh', an des Moorgrunds Mark,
Siehst Du das Lämpchen dämmern?
Wie Glöcklein klingen — jetzt still, jetzt stark —
Hörst Du das hastende Hämmern?

Dazwischen hörst Du das flüsternde Fleh'n,
Wie Gesenfz' ob den Hügeln der Todten?
Feenkönigin bittet den Schuster der Feen:
„Gib die Schuhe, die Schuhe, die rothen!"

Feenkönigin schlüpft in die rothen Schuh',
Hebt tanzend an zu singen, —
Flieh'! flieh'! daß nicht um die ewige Ruh'
Dich ihr tanzend Singen mag bringen!

Flieh'! flieh'! daß nicht der Schuster der Feen
Auch Dir ein Schuhpaar sohle,
D'rauf Du ihr nach bis zum Weltuntergeh'n
Mußt tanzen von Pol zu Pole!

Bruder Berthold's Vision.

Auszujubiliren rings der Glocken Zungen
Den Wonnetag, da Christ vom Thal der Grüfte
Ob aller Himmel Himmel sich geschwungen.

Bewegt des Klostergartens Abendlüfte
Sucht Bruder Berthold; — ach, beim Pred'gen eben
War's ihm, als tränk' er schon die ew'gen Düfte;

Als grüßt' ihn lächelnd aus der Glorie Weben
Der Weltenkönig mit dem Gruß voll Gnaden:
„Mir nach, mein Berthold, sollst Du heut noch schweben!

Noch heut' in meine ob're Welt geladen,
Will ich Dir recht Dein Predigt-Festwort deuten,
Mein Abschiedswort einst von der Erde Pfaden!"

Traumlächelnd Berthold wallt durch's Abendläuten
Vom Klostergarten in die blumigen Fluren:
„Wär's wirklich, daß mich Himmelsgrüß' erfreuten?

Christ hülfe selbst mir zu der Wahrheit Spuren,
Auslegend sein Gebot mir unergründet:
Das Heil verkündet allen Creaturen?!

Franziscus hat's den Vöglein liebentzündet,
Antonius den Fischen vorgetragen;
Daß mir der Meister sagt, wär's recht verkündet:

Sein ärmster Knecht, darf ich's zu hoffen wagen?" —
In Purpurglüh'n verblutend wie in Leiden
Schon stirbt der Tag ob seines Herzens Fragen.

Da sitzt er nieder an des Baches Weiden;
Mit Eins umfließt den Sinn ihm hold Entzücken,
Als wollt' ihm alles Weh' auf ewig scheiden;

Aus Engelchören wogt's ihm: „Wir entrücken
Zur ersten Höhe Dich, der Seligkeiten!
Dort hör' und schau beglückt, um zu beglücken!"

Und dufterfüllte, buntbeblumte Weiten,
Von Waldesgrün und Wogengold umzogen,
Im rosigen Licht vor Berthold's Blick sich breiten.

Und wie umhellt von tausend Regenbogen
Den Heiland sieht er nah' und näher wallen,
Von Thieren rings umdrängt, umhüpft, umflogen.

Jetzt seine Herzensstimme hört er schallen:
„Sagt an, ihr Leiderlösten aller Arten,
Welch' Todesschmerz auf Erden euch befallen!"

— „Mich fing ein tückisch Netz auf Blumenfahrten!"
Anhob ein Falter mit dem Stimmchen leise —
„Auf eine Nadel stach man mich, den Zarten!

Viel Stunden so in qualenvollster Weise
Mich windend, fleht' umsonst ich um Erbarmen,
Da riefst Du, Herr, mich, den ich jubelnd preise!"

Wie Flötlein fallen ein die andern Armen
Der kleinen Welt, die Kriecher sammt den Kerfen.
Errettet all' vom Hort, dem mitleidswarmen,

Aus eines Qualmeers weh'stem Wogenwerfen:
„Mir haben sie die Flüglein abgeschnitten!" —
„Mich nach der Messer oft erneutem Schärfen

Gliedweis zerstückt!" — „Mich theilten sie inmitten!" —
„Mir ward die Luft geraubt!" — „Mir Gift gegeben!" —
„Langsamen Wassertod hab' ich gelitten!" —

So klingt's aus überwund'nem Todesbeben
Im grausen Wettstreit um den Herrn der Milde:
Liebkosend all' Ihm Haupt und Hand umweben.

Ein Gnadenwink entläßt der Kleinen Gilde
Und ruft den Flüglern mit der Silberkehle,
Dem Federvolk in Hof, Bach und Gefilde;

Auf's Neue klagt erschütternd Seel' um Seele:
„Mir brannt' ein Unmensch mit rothglühendem Eisen
Die beiden Aeuglein aus, die Prachtjuwele!" —

„Mich würgt', als ich zur Heimat wollte reisen,
Ein wäl'scher Bube; — marternd mich am Faden,
Pfiff er zu meiner Qual sich luft'ge Weisen!" —

„Im niedern Käfig, unrathüberladen,
Verdürstet' ich, da sie zum Markt mich brachten,
Roh eingepreßt zu hundert Kameraden!" —

Schier endlos flicht sich des Entsetzens Kette
Aus unnennbarem Jammer, bis zum Schweigen
Der Heiland winkt, der hold erhört' ihr: Rette!

Hell schmettert's auf im jubelvollsten Reigen,
Die Flügel schlagend voller Freud' und Frieden;
Ihm dankend Aller Schöpflein tief sich neigen.

Zum letzten schallt, von seinem Ruf beschieden,
Der größern Thier' anklagende Beschwerde,
Die zu der Qual noch Undank traf hienieden.

Die treu'sten, die vertraut dem Menschenherde;
Wie klagten sie vor allen Andern bitter
Des Gottesabbild's Bosheit auf der Erde!

„Mich trat mein Herr zu Tod im Wuthgewitter!" —
„Mich warf zum Lohn er zu den Stromesleichen!" —
„Mir schoß zum Scherz er mein Gebein in Splitter!" —

„Zur Raserei durchspornt er mir die Weichen:
Ich stürzt am Weg, des tollsten Wettritts Beute!" —
„Im Schnee zur Nacht erlag ich seinen Streichen!" —

— „Genug, ihr Dulder! — Jetzt im ewigen Heute
Versenk' Ich, was euch traf, in Schmerz vergessen!
Freut euch des Daseins, das euch nie noch freute!

Nicht mehr Erinn'rung soll den Sinn euch pressen;
In Unschuldswonnen, unverwelklich süßen,
Sollt ihr, wie einst, mein Paradies durchmessen!"

Wie Meeresfluth rauscht herzig Dankesgrüßen;
Von solch' liebsel'ger Milde wie geblendet,
Sinkt Berthold zu des Allerbarmers Füßen

In Freudenthränen. — Sanft ihm zugewendet,
Hebt der ihn auf: „Zieh' von des Trostes Pforten
Zurück zum Thränenthal, von Mir gesendet!"

„Was Ich Dich schau'n ließ, meld' es allerorten,
Daß, die auf Erden mit dem Mund mich preisen,
Mit Herz und Hand auch thun nach Meinen Worten!"

„Den Priestern sag's, den Lai'n, den Kindern, Greisen!
Durch Städt' und Dörfer ruf's, durch Wald und Fluren:
Was Christ sich nennt, verkünd' in allen Weisen

Das Heil der Gnade allen Creaturen!"

Die prähistorischen Funde Santa Lucias.

Culturhistorische Skizze

von

Paul Maria Lacroma.

Kein Wesen kann zu nichts zerfallen,
Das Ewige regt sich fort in Allem.
Goethe.

Im Weichbild des österreichischen Litorale, des gottbegnadeten, herrlichen Landstriches, in welchem Nord und Süd zum trauten Bund die Hand sich reichen, ist dem einst so mächtigen, jetzt ganz unbedeutenden und nur noch historisch-denkwürdigen Aquileja eine gar gewaltige Rivalin entstanden.

Man pilgert nun nicht allein zur klassischen Stätte, die der furchtbare Attila dem Erdboden gleich gemacht (452), man interessirt sich nicht bloß für ausgegrabene Gemmen und Edelsteine, für Mosaikböden, Sculpturwerke, Säulen, Amphoren, Karniese, Lapidarien, Münzen und für sonstige Alterthümer, sondern man richtet sein Augenmerk gegenwärtig hauptsächlich auf das bescheidene bergumstarrte Santa Lucia, wo zwar keine stolzen Ueberreste römischer Herrlichkeit und Prunksucht zu Tage treten, wo aber dem Paläontologen noch weit lockendere Schätze winken.

Das Mythische, Unergründliche, Geheimnißvolle, das Ungewisse und Sagenumsponnene ist dem Menschen von jeher anziehender gewesen und so vergißt man denn auch ob der prähistorischen Funde genannten Ortes die ganze versunkene Pracht der alten Römerstadt.

Von den berüchtigten Prassern und übermüthigen Genußmenschen, die im Schwelgen und luxuriösen Wohlleben ihres Gleichen suchen konnten, wenden wir uns zu den schlichtesten Culturvölkern, welche die Menschheit

aufweist und welche, wie männiglich bekannt, ihrem Culturleben nach in vier große Perioden eingetheilt werden.

Zu welcher Epoche, zu welchem Volksstamme und zu welcher Kaste nun die Menschen zu zählen sind, deren Grabesruhe in Santa Lucia nach undenklichen Zeiten gestört wurde, läßt sich noch immer nicht genau feststellen, da die entdeckten Funde in ihrer Einfachheit und Verschiedenheit sowohl auf die Bronzeperiode, als auch auf frühere Zeiten schließen lassen.

Bekanntlich ist das Präcisiren einer Epoche aus altersgrauer, nebelumhüllter Vergangenheit schier unmöglich, weil ja der Ursprung der Cultur bei den verschiedenen Völkern zu allen Zeiten stets ein relativer gewesen und einem der Nachweis gebricht, wann und wie im Laufe der Jahrtausende, bei der am ganzen Erdrund zerstreuten Menschheit, die Auferstehungsstunde der Kunst geschlagen.

Dies lehrt uns hinlänglich die Geschichte der alten Aegypter, deren Schrifträthsel unserer modernen Gelehrsamkeit Dinge enthüllen, die der vielgerühmten Cultur des neunzehnten Jahrhunderts geradezu spotten. Ferner Schliemann's großartiges bahnbrechendes Wirken um die Entzauberung einer schattenhaften Vorwelt.

Ohne den unsterblichen Spaten dieses großen Mannes, auf den Deutschland mit Recht stolz sein kann, zu besitzen, doch von seiner Begeisterung und seiner Energie durchdrungen, gräbt und scharrt der verdienstvolle Gelehrte Doctor Karl Marchesetti seit dem Sommer 1884 auf den Gefilden Santa Lucias, wo auf dem edlen Humus, der Jahrtausende alten Nekropole bis vor Kurzem die Rebe reifte, der Weizen sproßte und die Kartoffel blühte.

Ein Zufall ließ auch diesmal, wie gewöhnlich bei solchen Dingen, die durchschnittlich in der geringen Tiefe von circa zwei bis drei Metern befindliche Todtenstätte auffinden, deren erste Spuren, in Form von Ringen, Thongefäßen und Bronzefibeln bereits im Jahre 1850 entdeckt wurden, doch keine besondere Beachtung fanden, da bloß der damalige Ortspfarrer, Tomaso Ruttar, sich für den Fund interessirte und die sonderbaren Gegenstände in seinem Glasschrank als Curiosum aufbewahrte.

Dort erblickte sie denn auch, zum Glück — nach vielen vielen Jahren unverzeihlichen Brachliegens — das Kennerauge des als Archäologen bekannten und geschätzten Advocaten Doctor Bizzaro, der den interessanten Fund sofort zu würdigen wußte, durch weitere Ausgrabungen completirte und durch Wort und Schrift bekundete.

So wurde die anfänglich als reine Mär belächelte Entdeckung bekannt, bis der Ausspruch maßgebender Fachmänner und kundiger Gelehrter der Sache den unbestreitbaren Stempel der Wahrheit aufdrückte.

Seit nun gar der Director des Triester Museums, der bereits genannte Doctor Marchesetti, alljährlich zur Sommerszeit über Görz in die kühlen Berge hinaufwandert, um im Herzen der julischen Alpen, in dem unweit Tolmeins gelegenen Dorfe, nach den Schätzen und Merkmalen längst entschwundener und versunkener Epochen zu fahnden, zweifelt Niemand mehr an dem Bestand der altehrwürdigen Nekropole, die, zum Stolze der ganzen Provinz, aus ihrer modernden Vergessenheit ersteht.

Jahr um Jahr, Tag um Tag, Stunde um Stunde bringen uns neue Wunder aus dem fabelhaften Hort, der uns den sicheren Beweis liefert, daß das schöne Isonzothal von vorgeschichtlichen Menschen bevölkert gewesen, trotzdem sich ihre Existenz weder in megalithischen Bauten, noch in den bescheideneren tumuli paganorum, den bekannten Hünengräbern, verrieth.

Das Volk, das sozusagen vor Äonen in der wildromantischen Bergschlucht Santa Lucias gehaust, pflegte für seine Todten durchwegs die Bestattungsform des Leichenbrandes auszuüben, da in den mehr denn tausend bisher entdeckten Gräbern kein einziges Mal die Inhumation constatirt wurde, vielmehr die sepulcralen Zustände bis auf kleine Abweichungen stets dieselben blieben.

In Anbetracht der großen Ausdehnung des Todtenackers, der mehr als 10.000 Quadratmeter mißt, nimmt Doctor Marchesetti an, daß durch einen langen Zeitraum hindurch verschiedene Völker die Thalschluchten der julischen Alpen bewohnten, weil der schmale Bergkessel Santa Lucias keine große Niederlassung zuläßt; doch könnten die massenhaften Gräber der Ograjnica — ein schmales, eine Landzunge bildendes Feld zwischen den schäumenden Gewässern des Isonzo und der Idria — auch durch die bis zum heutigen Tage herrschende Sitte erklärt werden, von den im weitesten Umkreis ausgedehnten Ortschaften die Todten an ein und derselben Stätte zu begraben.

Alte Männer wissen noch jetzt zu erzählen, daß im Tolmeiner Friedhof, Sanct Daniel in der Wüste, nicht allein die Todten aus den nahen Dörfern beerdigt wurden, sondern auch die Leichen der in der fernen Wochein Verstorbenen.

Wenn man daher bis vor Kurzem den weiten beschwerlichen Weg über die hohe unwirthliche Bergkuppe der Skarbina, welche die Grenze zwischen dem Küstenlande und Krain bildet, nicht scheute, um die Todten in gewohnter Gemeinschaft zu begraben, ist es allerdings nicht unmöglich, daß der durch Sagenüberlieferung erhaltene Gebrauch bereits unter den vorgeschichtlichen Bewohnern unserer Alpen beobachtet wurde.

Einem solchen Verfahren könnte auch der Umstand entsprechen, daß sich in verschiedenen Gräbern Steinplatten vorfanden, deren Gattung in

Santa Lucia nicht vorkommt, sondern in dem zwanzig Minuten entfernten Modrea gefunden wird.

Doch sei Beides hier bloß als Hypothese aufgestellt.

Zur Wirklichkeit zurückkehrend und zu den auf genauen wissenschaftlichen Studien gestützten Berichten des Doctors Marchesetti, sei nun des Nähern über die prähistorischen Funde erwähnt.

Vor allem muß gesagt werden, daß die Gräber durchaus nicht in symmetrischer Reihenfolge, Ordnung und Schichtung sich vorfinden, da man zuweilen in einem Quadratmeter mehrere entdeckt und hinwieder verhältnißmäßig größere Flächen gänzlich resultatlos freilegt.

Die Beisetzung der Asche erfolgte in verschiedener Art und Weise und zwar, indem ganz einfach ein rundes, oft bis 80 Centimeter tiefes Loch gegraben ward, in welchem die verkohlten Ueberreste des Scheiterhaufens deponirt und mit einem x-beliebigen Stein größerer Dimension — meistens Schlacken- oder Schieferplatten — beschwert wurden.

Im andern Falle, jedoch in verschwindender Minderzahl, zeigen sich die Aschenreste des Leichenbrandes sorgfältig in Thonurnen, Ossuarien verschiedenster Form und Gattung gesammelt und in ähnlicher Weise dem Schoße der Erde anvertraut, allein von der früher citirten Bestattungsart insofern abweichend, daß der Beschwerstein unmittelbar auf die Urne zu liegen kam, wie man es aus den Abbildungen keltischer Urnenhügel ersieht: nur daß in Santa Lucia die Kohlen- und Aschenmasse in der einfachen Erde gebettet ist, ohne von den aus nordeuropäischen Dolmengräbern bekannten Rollsteinhaufen und sogenannten Brunnen umgeben zu sein.

Der Todtencultus erscheint aber trotzdem, den analogen Bestattungsverhältnissen nach, auf eine gemeinsame religiöse Anschauung basirt.

Hiemit sei aber durchaus nicht die Vermuthung aufgestellt, daß wir es mit den Grabalterthümern eines indogermanischen Volksstammes zu thun haben, vielmehr glaubt Doctor Marchesetti annehmen zu können, daß die Menschen, die in grauer Vorzeit in unseren Bergen gelebt, ihrer Culturstufe nach weit eher aus dem Orient stammten, so schön und zierlich sind mitunter die Funde, welche ihre zu Asche verwandelte irdische Hülle umgeben.

Nebst der Thatsache, daß dieses sagenumhüllte Volk mit Hab und Gut in kühler Erde bestattet ward, ist auch noch der Umstand höchst interessant, daß sich schon dazumal Arm und Reich zu sondern wußte.

Der geniale vielgenannte Gelehrte weiß dies nicht allein durch die mehr oder minder reichen Beigaben in Form von kleineren und größeren Thongefäßen, Fibeln, Armringen und Glasperlen zu erklären, sondern auch in der Gattung des Holzes, das zur Verbrennung der Leichen verwendet wurde.

Der Analyse des bekannten Chemikers Professors Vierthaler zufolge, stammen die Kohlenreste theils aus Tannen-, Eichen-, Birnen-, Linden- und Nußholz; während nun die ärmere Classe sich mit dem gewöhnlichen Feuer von Tannenreisig und Eichengeäst begnügen mußte, ward dem Reichen der Weihrauch der Linde zutheil, dessen edles Holz seinen Cadaver verkohlte und nach Jahrtausenden noch seine bevorzugte Stellung bekundete.

In diesem Unterschiede der Classe allein sucht auch Doctor Marchesetti die leicht irre führende Verschiedenheit der Gefäße und Ornamente zu erklären, welche er durchaus nicht als chronologische und ethnographische Merkmale oder Entwicklungsstadien einer verschiedenen Epoche bezeichnet, da der gewissenhafte Gelehrte, welcher die Ausgrabungen mit Argusaugen überwacht, in ein und demselben Grabe, neben den bescheidensten Erzeugnissen der Töpferkunst, die wunderbarsten Schmucksachen vorfand.

Man kann daher den Schluß ziehen, daß es den Armen an dem Obolus der Reichen nicht fehlte, die wahrscheinlich während der Bestattung ihrer von Glücksgütern weniger gesegneten Mitmenschen hie und da eine Fibel, einen Armring oder eine Glasperlenschnur zur Asche des Verblichenen betteten, ebenso wie die jetzige Generation in Form von Kränzen ihr Beileid und ihre Theilnahme auszudrücken pflegt.

Von den Thongefäßen, deren einfachste in der äußeren Form unseren Blumentöpfen gleichen und die meistens mit der Drehscheibe verfertigt sind, ist nebst der Aehnlichkeit mit der charakteristischen norditalienischen Terramarenkeramik noch der Umstand einer ganz besonderen Species hervorzuheben, die bis jetzt in gleich kolossaler Dimension und origineller Gattung in keiner anderen Nekropole aufgefunden wurde.

In der Größe und äußeren Gestaltung gleichen diese Todtenreliquien noch am allermeisten den englischen Aschenurnen aus den Barrows, die ob ihrer Eleganz und netzförmigen Musterverzierung so sehr geschätzt werden.

Als Kabinetstücke können ihnen wohl ohneweiters die Ossuarien unserer Provinz zur Seite gestellt werden.

Es sind dies sehr große, bauchige Urnen, die weder Henkel noch sonstige Ornamente aufweisen, jedoch durch ihre in parallel durchlaufenden Zonen aufgetragene schwarze und rothe Farbe excelliren, hauptsächlich aber durch die Merkwürdigkeit, daß der Glanz des Farbstoffes durch Lack gehoben erscheint.

Diese Urnen erwiesen sich nicht allein als seltene, sondern offenbar auch als kostbare Exemplare, da man mehrere mühsam zusammengenietet und sogar verlöthet vorfand.

Hingegen wurden bis jetzt weder Mützen- und Buckelurnen — umbones — noch die aus den nordischen Torfmoorfunden bekannten Hänge-

urnen aus Bronzeblech vorgefunden. Desgleichen keine einzige Gesichtsurne, wie man deren in Kleinpommern so vielfach entdeckte und die merkwürdigerweise mit den von Schliemann in Hissarlik ausgegrabenen Gesichtsvasen eine so große Analogie zeigen.

Von den sonstigen Fundobjecten sind unter den Schmucksachen die mannigfaltigsten Fibeln noch ganz besonders hervorzuheben.

In erster Linie ist wohl die vielverbreitete Téne-Fibula mit ihrer eigenthümlich ausgeprägten Originalität zu nennen, ebenso die stylvolle Gewandnadel mit gedrehtem Bügel, der in kreisförmigen Windungen in die Nadel übergeht und sich in Form der Sicherheitsnadel — sogenannten Frosch — ihrer praktischen Verwendung halber bis auf den heutigen Tag zu erhalten wußte.

Die durch die Hallstätter-Funde gekennzeichnete runde Bronzefibel mit den dicht aneinandergereihten Spiralwindungen, kommt gleichfalls in Santa Lucia vor, ebenso die Fibeln der Certosa und die der istrianischen Fundstätten, denen sich diejenigen des speciell italienischen Typus anreihen und die halbmondförmigen, perlenartig gerippten mit ihren reichen Anhängseln von Ringen und Pincetten.

Als die Perle aller aufgefundenen Schmuckgegenstände ist aber unstreitbar eine kleine, drei Centimeter lange, wunderschöne Fibel zu bezeichnen, wie man sich sie kunstvoller und prächtiger kaum denken kann!

Dieselbe zeigt die Form einer Biga, des bekannten zweirädrigen Römergefährtes, in dessen Mitte der Rosselenker sitzt und das kühn ausholende, den Bogen der Fibula bildende Dreigespann lenkt.

Die galoppirende Bewegung der Pferde ist so prägnant dargestellt, daß man sich nur einen Künstler als den Schöpfer des allerseits bewunderten Kleinods vorstellen kann.

Doch wer mag wohl dieser Künstler einer altersgrauen, im Meer der Ewigkeit versunkenen Vorzeit gewesen sein? — Wer das Volk, das seine Todten derartig schmückte und ehrte? —

Von Meisterschaft zeugen auch die gedrechselten Haarnadeln mit großen Köpfen, die, bis auf eine einzige aus Bein, durchwegs, gleich den Handgelenkspangen und Brustplatten, aus Bronze bestehen, ebenso wie die Kopf-, Halsringe und sonstigen Ornamente.

Bemerkenswerth ist, daß unter den vielerlei Grabgeschenken, zu denen die massenhaft entdeckten bunten Glas- und Bernsteinperlen zu zählen sind, weder häusliche, noch wirthschaftliche Geräthe sich vorfanden, ebenso fast gar keine Waffen.

Doctor Marchesetti schließt daraus, daß wir es mit einem äußerst friedliebenden Volke zu thun haben, das in der Einsamkeit seiner Berge ein

ruhiges, beschauliches Leben führte und die wenig aufgefundenen Waffen wahrscheinlich nur zu Jagdzwecken gebrauchte.

Man kann dies dem Material der Gräberfunde nach immerhin gelten lassen und der Ueberzeugung Raum geben, daß die vorgeschichtlichen Bewohner des idyllischen, vom Isonzo und der Idria durchbrausten Gebirgsthales, am Fuße der Kobila glava, durchaus kein Krieger- und Heldengeschlecht gewesen.

Die stummen Zeugen ihrer Existenz dürfen uns aber deshalb nicht minder werthvoll erscheinen, und Keiner, der da zur schönen Sommerszeit den Wanderstab ergreift und von Nah oder Fern an den blauen Adriastrand verschlagen wird, versäume es, im Triester Museum die sorgsam geordneten und zur Schau gestellten prähistorischen Funde Santa Lucias zu bewundern.

Die Waleſer Barden.*

Ballade aus dem Ungariſchen des Johann Arany.

Von

Heinrich Glücksmann.

Der Brittenkönig Eduard,
Er trabt auf falbem Pferd:
Kommt, laßt uns ſchau'n, ruft er, was ſind
Der Waleſer Lande werth?

Ob Füchſe dort? Ob fett der Ort?
Und ob die Triften gut?
Ob es genützt, daß ich gedüngt
Sie mit Rebellenblut?

Und ob das Volk, das brave Volk
Sich fühlt, wie ich es will,
So glücklich wie ſein Ackervieh,
Das unter'm Joch hält ſtill?

Der ſchönſte Demant, Majeſtät,
In Deiner Kron' iſt Wales:
Durch Weideland der Ströme Band
Find'ſt dort und Thal und Fels.

* Der Dichter bemerkt zu dieſer ſeiner einzigen Ballade, welche einen nicht ungariſchen Stoff behandelt: Wohl zieht es die Geſchichte in Zweifel, die Sage aber hält daran feſt, daß Eduard I., König von England, nach der Unterwerfung des Waleſer Landes (1277) fünfhundert Barden hinrichten ließ, damit ſie nicht durch Lieder auf die ruhmvolle Vergangenheit ihres Volkes die Jugend zur Abſchüttelung des engliſchen Joches aneiferten.

Und auch das Volk, das brave Volk,
Es ist so glücklich, Sire!
Den Hütten traut entklingt kein Laut,
Als stünden Gräber hier.

Der Brittenkönig Eduard,
Er trabt auf falbem Pferd:
Es ist so stumm und still ringsum
Auf seiner Tritte Fährt'.

Montgomery, so heißt die Burg,
Wo er hält Abendrast;
Montgomery, der Herr der Burg,
Bewirthet seinen Gast.

Von Wild und Fisch biegt sich der Tisch,
Was Aug' und Mund entzückt,
Der Diener Troß schleppt es in's Schloß,
Von schwerer Last gebückt.

Und Alles, was die Insel baß
An Trank und Speise häuft,
Was Sonnenglut an Rebenblut
Fern über'm Meer gereift.

„Ihr Herrn, Ihr Herrn! Hebt keiner denn
Für mich sein Glas zum Bart?
Ihr Herrn, Ihr Waleser Hunde, ruft
Kein Hoch dem Eduard?

Von Wild und Fisch biegt sich der Tisch,
Was Aug' und Mund gefällt,
Ich seh's, doch jedem Ritter hier
Hat Satan sich gesellt.

Ihr Herrn, elende Hunde Ihr!
Kein Hoch dem Eduard?
Wo ist, der meine Thaten singt,
Wo ist ein Waleser Bard'?!"

Es blicket starr der Helden Schaar
Einander in's Gesicht,
Auf dem wie Furcht der Zorn erbleicht,
Doch Bangen faßt sie nicht.

Kein Wort erdröhnt, kein Laut ertönt,
Kaum, daß ein Hauch entschwebt,
Bis vom Portal sich taubenweiß
Ein greiser Barde hebt.

„„Hier, König, ist, der singen will
Dir Deiner Thaten Preis!
Der Mordpfeil tönt, das Opfer stöhnt,
So klingt des Alten Weis'.

„Der Mordpfeil tönt, das Opfer stöhnt,
Von Blut trieft Plan und Pfad,
Es sättigt sich die Rabenbrut:
Dies, König, Deine That!

Es fiel zu Tausenden das Volk
Der Sense dieser Saat,
Daß jammernd irret, wer noch lebt:
Dies, König, Deine That!""

Zum Scheiterhaufen! Fort! Zu rauh
Singt er — ruft Eduard —
Uns steht der Sinn nach sanfterm Sang!
Vortritt ein junger Bard'.

„„Hebt sanft sich auch der Abendhauch
Von Milfords Meeresbucht,
Der Waisen Jammer drückt ihn doch,
Der Witwen Weh mit Wucht.

Jungfrau, gebär' nicht Sclaven! Säng',
O Mutter, nicht den Sohn!..."
Der König winkt. Zum Feuertod
Zerrt man den Sänger schon.

Doch kühn und ungerufen tritt
Der dritte vor ihn hin;
Zum Lautenklang sein heller Sang
Hat stolzen, hohen Sinn:

„„Es starb der Held den Schlachtentod —
So höre, Eduard:
Der Dir mit Ruhm den Namen kränzt,
Nicht lebt solch' Waleser Bard'.

Erinn'rung seufzt im Lautenspiel —
So höre, Eduard:
Ein Fluch ist Deinem Haupt jed' Lied,
Das singt ein Waleser Bard'.""

Wir wollen's seh'n! — Und furchtbar schallt
Aus Königs Mund das Wort:
Die trotz'gen Waleser Barden schleppt
Zum Scheiterhaufen fort!

Die Schergen tragen durch das Land
Den Mord auf Berg und Thal.
So endet in Montgomery
Das große Abendmahl.

Und Brittenkönig Eduard,
Er spornt sein falbes Pferd.
Ein Feuerbrand die Himmelswand
Auf seiner Tritte Fährt'!

Fünfhundert schlang das Flammengrab,
Jeder ein Waleser Bard';
Sie sangen, aber keiner rief:
Hoch lebe Eduard!

Ha! Wird dies tolle Nachtlied auch
In London schon gehört?
Zum Galgen mit dem Lord-Major,
Wenn noch ein Lärm mich stört!

Das Schloß liegt stumm, kaum mit Gesumm
Darein die Fliege dringt;
Den Kopf verliert, wer laut nur spricht!
Kein Schlaf dem König winkt.

„Bringt Pfeifen, Pauken! Ha, Musik!
Es tön' Trompetenschall!
Es donnert seine Flüche mir
In's Ohr mein Waleser Mahl . . ."

Durch Pfeifensang und Paukenklang
Und Horngeschmetter zieht
Fünfhundertfältig mächtiger
Doch der Märtyrer Lied.

Aus dem Cyclus „Nixensage“.

Von

Wilhelm v. Wartenegg.

Es schwimmt eine Wasserrose
Auf einem stillen See,
Die Sternlein schauen herunter
Aus ihrer Himmelshöh'.

Wir spiegeln uns im Wasser
Und leuchten auch unter Dir,
Was steigst Du nicht in den Himmel
Und spiegelst Dich wie wir?

Ich bin dem Grund entsprossen,
Die Rose traurig spricht,
Was lockt Ihr mich in den Himmel,
Ihr wißt, ich erreich' ihn nicht.

Du holder Knabe bücke Dich,
Die Rose scheint zu sprechen,
Du holder Knabe pflücke mich
Und wag' es, mich zu brechen.

Im stillen Weiher blühe ich
Den Blumen fern, alleine,
In stummer Liebe glühe ich
Im bleichen Mondenscheine.

Und weil Du nun gekommen bist,
So gelte Dir dies Glühen,
Dieweil es gar so traurig ist,
So einsam zu verblühen.

Es bücket sich der Junker Hugh
Ueber den Bord seines Schiffes,
Die Wasserrose ergreifet er
Und pflücket sie kühnen Griffes.

Als er sie hielt in seiner Hand,
Schien sie zu lachen, zu nicken,
Es thuet sich ein Wunder auf
Vor seinen erstaunten Blicken.

Die Rose wandelt sich zur Stund
Zu einem schönen Weibe,
Das hebt sich aus dem Wellengrund
Empor mit halbem Leibe.

Er sieht aus ihrem langen Haar
Die Wasser glitzernd fließen;
Es blickt ihn an ein Augenpaar,
Zwei Arme ihn fest umschließen.

Den Junker kommt ein Grauen an
Bei diesem weichen sich Schmiegen;
Zu spät! Er ist ein verlorener Mann,
Der Zauber ist nicht zu besiegen.

Ich halte Dich, ich fasse Dich,
So sang die Wasserfei;
Ich liebe Dich, ich lass' Dich nicht,
Ich geb' Dich nimmer frei.

Komm' mit in mein krystall'nes Schloß,
Ich führ' Dich festlich ein;
Dort herrsche Du als mein Genoss',
Dort sollst Du König sein.

Dort siehst Du nie geschaute Pracht
Und alle Herrlichkeit,
Ich theile meine Zaubermacht
Mit Dir für alle Zeit.

Lass' fahren hin, was Du erstrebt
Hier oben auf der Erd',
Wer hat nicht stets, der hier gelebt,
Gewünscht nur und begehrt?

Lass' fahren hin die matte Lust,
Die stets mit Leid umsäumt,
Du findest dort an meiner Brust
Was Du hier kaum geträumt.

Du findest Freude ohne Leid,
Und Glück, das nie bedroht,
Erfüllung nur und Seligkeit,
Und niemals kommt der Tod.

Sie schlang die Arme fest um ihn,
Sie küßt ihn auf den Mund,
Da gab er sich dem Zauber hin
Und fuhr mit ihr zu Grund.

Zur näheren Charakteristik Professor Arlt's.

Ein Vermächtniß.

Von

Helene Magyar.

Es war im Jahre 1885 an einem schönen Decemberabend. Draußen ein rechtes Winterbild; in meinem trauten Stübchen das prasselnde Feuer im Kamin, das erwärmende Licht der Hängelampe.

In meine angenehme Meditation mischte sich nur, störend, das Tik-Tak der Uhr. Diesmal war es aber der Stundenzeiger, welcher mächtig schlug und mir ein „beredtes" Zeichen gab. — Ich sollte eine vom Arzte verordnete Arznei zu mir nehmen. Mechanisch griff ich nach einem mir zunächst stehenden Fläschchen, um daraus zu schlürfen. Meine Lippen berührten den Trank. Der Geschmack war widerwärtig. War es wohl die rechte Arznei? griff ich nicht fehl? — Die lichtgelbe Farbe stimmte — nicht so die Aufschrift. — Da öffnete sich die Thür leise, meine Mutter erschien im Rahmen derselben. — „Wie wandelbar ist doch das Geschick! — Frau N., gestern blühend, jung, reich, ist einem Schlaganfalle erlegen." — Mein Auge noch immer auf die Aufschrift des Fläschchens gebannt, schweifte rasch zu meiner Mutter hin. Die Bewegung aber verursachte, daß ich den Trank jetzt voll schlürfte, dessen mir unbekannten Beigeschmack kurz vorher meine Lippen nur verspürten. Ich schrie auf. — Meine Mutter eilte auf mich zu. — „Was hast Du?" — Ich zeigte auf das Fläschchen. — „Vertauscht. — Das ist nicht die rechte Arznei, die dient ja nur zum äußerlichen Gebrauch."

— Der Kopf wurde mir schwer. Meine Mutter stützte mich. — Ich klagte über einen heftigen Schmerz im Magen, eine Blutwelle strich über mein Gesicht. — Ich öffnete das Auge weit. — „Einen Arzt — einen Arzt" — rief meine Mutter. — Die Dienerin stürzte herein. — „Schnell einen Arzt — hier im Hause — die nächste Treppe." Die Dienerin eilte fort. „Gift, Gift." — Meine Mutter rang die Hände. — „Der Arzt ist nicht zu Hause" erscholl jetzt die Stimme der Dienerin. „Einen anderen Arzt in nächster Nähe, rasch."

Ich beruhigte meine Mutter und zu rechter Zeit, denn abermals trat die Dienerin mit der Meldung ein, sie habe keinen Arzt antreffen können. Wie wahnsinnig stürzte meine Mutter hinaus, die Dienerin mit sich fortziehend. — Ich blieb allein zurück.

Mein Zustand verschlimmerte sich. Der Schmerz im Magen wurde heftiger, der Kopf schwerer, das Auge unbeweglicher. Da ertönte die Klingel. Ich eilte hinaus. — Meine Mutter rang im Vorzimmer verzweiflungsvoll die Hände. Gleichzeitig kam auch die Dienerin mit den Worten herein: „Vergebens, ich komme wieder ohne Arzt." — „Dann kleiden Sie sich rasch an und begleiten Sie mich", warf ich ein. Meine Mutter stürzte auf mich zu. — „Was hast Du vor?" — „Zu Professor Arlt!" — Meine Mutter sah mich starr an. — „Auch ich dachte vorhin an ihn." — „Ja, er wird mir, wenn auch Nachts, Hilfe bieten." Während ich diese Worte sprach, hatte ich schon, schwerfällig wie eine Reconvalescente, meinen Körper in warme Straßenkleider gehüllt, und auch die Dienerin erschien vollständig gerüstet. — „Mutter, auf Wiedersehen." — „Du gehst nicht fort, ich gehe mit." — „Ich kann Dich nicht der Nachtluft aussetzen." — „Aber Du, Du kommst wieder." — „O gewiß." — Ich war schon auf der Treppe, die Dienerin hinter mir. — Meine Mutter, mir im Stiegenhause folgend, meinen Namen noch laut rufend, bis die Stimme verhallte und ich im Vestibule die Hausbesorgerin bat das Thor zu öffnen.

Ich war im Freien. Seit October war ich nicht auf der Straße, da mich seither ein Halsleiden an's Zimmer gefesselt hielt. „Wir gehen; jetzt zu so später Stunde einen Wagen aufsuchen ist Zeitverlust. — „Nicht in der engen Gasse, sondern der nahen Ringstraße entlang", sagte ich. Arlt wohnte damals, wie in letzter Zeit, im eigenen Hause, Bellariastraße Nr. 12. Die Dienerin klingelte. Die Hausbesorgerin erschien. „Bitte, gestatten Sie mir Einlaß, ich glaube Ihnen nicht fremd zu sein." — Ich trat ein.

Im zweiten Stockwerke klopfte ich an der Thür Professor v. Arlt's. Der Diener öffnete und erkannte mich sogleich. „Schläft der Herr Hofrath?" — „Er ist zu Bette." — Ich zauderte, es war eilf Uhr Nachts; endlich ermannte ich mich. — „Dann bitte, treten Sie nur leise ein, doch wecken

Sie den Herrn Hofrath nicht, wenn er schläft. Sollte er aber noch wach sein, dann ersuchen Sie ihn, ob ich eintreten darf." — Der Diener lud mich ein in's Empfangzimmer zu treten. Die Dienerin folgte. Es dauerte nicht fünf Minuten erschien Professor v. Arlt.

Ich sehe ihn noch vor mir; seine hohe, stramme, aufrechte, ja elastische Gestalt, beweglich wie die eines Jünglings, hüllte ein grauer, bis zum Fuße reichender Schlafrock ein. Die scharf markirten, aber ausdrucksvollen Züge belebte frisches Roth. Das graublaue Auge blickte geistvoll überrascht forschend zu mir nieder, als er auf mich zuschritt und mir herzhaft die Hand schüttelte.

In diesem Gruße sprach sich der ganze Mann aus. — Aus dem Schlafe geweckt, das Lebenselixir des Alters, kurz vor Mitternacht, von der Tochter einer langjährigen Patientin zu einer solchen Stunde — und dieser Empfang. — Ja, es war der ganze Mann, in seinem vollen Wesen wahr, hilfbereit, edel und human, treu seinem hohen Berufe.

Ich stammelte Entschuldigung um Entschuldigung, daß ich mir erlaubte, ihn um diese Stunde aufzusuchen. Ich erzählte den Fall und legte die zum äußerlichen Gebrauche verordnete Arzneiverschreibung vor. — Aufmerksam prüfte er dieselbe ohne den Blick mir zuzuwenden. Ich studirte seine Züge. Bestürzung lag in denselben.

„Herr Hofrath finden, was Sie nicht finden wollen. Es ist wohl Gift?" — Er blickte auf und mit unsicher bewegter Stimme erwiederte er: „Allerdings, jedoch ist es ein fremdartiges Gift, welches meines Wissens noch nie innerlich gegeben wurde, nur stets, wie hier, zum äußerlichen Gebrauch. Doch ich muß volle Gewißheit haben. — Einen Augenblick, mein Fräulein", und rasch trat er in's Nebenzimmer, sein Arbeitscabinet.

Ich blieb meinen Betrachtungen überlassen.

Ja, ja, ich befand mich in demselben Zimmer — das nackte, an puritanische Einfachheit grenzende Empfangszimmer mit den braunen, hohen Lehnstühlen in Leder, welches ich vor Jahren mit meiner Mutter das erstemal durchschritt, sie am Arme geleitend — denn ihre Sehkraft war nahezu gebrochen — zu dem Arbeitszimmer, wohin jetzt Arlt sich zurückzog.

Mit welch' inniger Theilnahme blickte er ihr damals in's Auge. Wie tröstend waren seine Worte, als er beruhigend zu meiner Mutter sprach: „Das rechte Auge ist verloren, das linke werde ich retten. Sie werden das Sehvermögen wieder erlangen, langsam, aber sicher." — Meine Mutter zweifelte. „Ich habe ja kaum nur noch einen Schein, vom Lesen und Schreiben nicht zu sprechen. In meiner Jugend sagte mir ein Augenarzt vorher, daß ich den grauen Staar im Alter bekomme. Es ist wohl der graue Staar?" — „Beruhigen Sie sich, es ist nur eine Trübung der Hornhaut, es ist kein

Staar. — Niemand kann auch vorhersagen, was kommen wird; die Natur straft die Wissenschaft Lüge, und eine Secunde entscheidet oft über einen krankhaften Zustand." — „Dann wäre auch Rettung für mein zweites Auge gewesen, wenn ich Sie, Herr Hofrath, früher befragt hätte?" — „Auch das kann ich nicht sagen. Ich kann nicht sagen, was war, ich kann nur sagen, was ist. Ich hätte das Auge damals sehen müssen, nicht heute. Doch," setzte er tröstend und begütigend hinzu, „denken Sie nicht was war, sondern was ist. Fürchten Sie keinen grauen Staar. Ich verspreche nicht mehr, als mir die Natur verspricht, und die Natur wird halten, was ich verspreche. Sie werden, wenn auch nicht das volle Sehvermögen des linken Auges, doch den Gebrauch desselben erlangen, aber langsam, es braucht Zeit — Jahre — und Geduld, Ausdauer, auch von Seite des Arztes."

Wie bestätigte sich doch Alles! — Wie hatte Arlt durch eine Reihe von Jahren — langsam — aber sicher die Heilung des Auges vollbracht, meiner Mutter das Sehvermögen wiedergegeben — durch ein aufmerksames Selbststudium. Wie prüfte er stets das Auge, wie stellte er Versuche an — mit diesen und jenen Mitteln — welche weniger schmerzhaft waren. Wie durchzuckte es ihn wehmüthig, wenn meine Mutter über stechenden Schmerz klagte. — „Nein, leiden dürfen Sie nicht." Da legte er selbst Hand an's Auge, um das Einträufeln vorzunehmen. — „Thut es auch jetzt wehe?" — „Ja, sehr." — „Noch immer?" — „Etwas minder." — Er ging im Zimmer auf und nieder und näherte sich wieder. „Jetzt? — „Kaum." — „Nun dann wollen wir nur bei dem Mittel bleiben. Sie werden vorläufig das Atropin aufgeben und einige Zeit nur bei Cocain bleiben. Es wird wohl langsamer gehen, aber es wird wenig schmerzen. Wer träufelt Ihnen ein?" — „Meine Tochter." — „Schön. Sehen Sie, auf diese Weise muß hier vorgegangen werden." Und er nahm, was er ganz ausnahmsweise that — denn er schien sehr sparsam — von seinem Schubfache einen Federkiel,* spitzte denselben zu und zeigte mir so die schmerzlose Art des Einträufelns. Damit dem Auge die ruhige Stütze werde, lehne man den Daumen der linken Hand an die Wange an, und der Zeigefinger hebe das Oberlied leicht; während die Rechte — mit Hilfe des Federkiels — den Tropfen sicher in den Augenwinkel träufle.

Und dies war zu einer Zeit, wo man zu Arlt wie nach einem Wallfahrtsorte pilgerte. Seine Schwelle war umlagert. Wie oft, wenn er das Zimmer durchschritt, nahm er den Niedrigsten an der Hand, wenn er der Gebrechlichste schien, und führte ihn in sein Zimmer und die Vornehmen ließ er harren.

* Dieser Federkiel ist noch im Besitze meiner Mutter und leistet weiter Dienste zum Einträufeln.

In diesem Zimmer, in welches er sich jetzt zurückzog, in welchem er meiner Mutter Heilung brachte, beschloß er auch mir Hilfe zu bringen; mit Sicherheit wollte er die Diagnose stellen. Er trat jetzt ein, einen Folianten mit sich tragend. Er setzte den umfangreichen Band vor mir auf den Tisch hin und blätterte in demselben. Sein Auge blieb an einer Stelle haften. „Sehen Sie hier. Ich will Sie selbst überzeugen, es ist ein Pflanzengift — wie ich gesagt — allein leichter Art. Doch," er blickte auf, sein Auge fest auf mich gerichtet. Er erfaßte meine Hand und fühlte die Pulsschläge. „Der Puls ist beschleunigt." Er legte die Hand an meine Stirne. „Ihr Kopf glüht. Was verspüren Sie innen?" Ich klagte über einen Schmerz im Magen. „Wie lange ist es, daß Sie die Arznei genommen?" — „Es war nach neun Uhr und jetzt haben wir nahezu Mitternacht." Er trat von mir weg, sein Gesicht der Wand zukehrend. Ich konnte in seinen Zügen nicht lesen. „Herr Hofrath, es wäre wohl für ein Gegenmittel zu spät?" Ich erhielt keine Antwort. „Ich bitte um Offenheit. Ist Rettung möglich? Sind mir noch Stunden gegönnt?" Jetzt kehrte er sich mir voll zu. Seine Züge verriethen strengen Ernst, doch konnte ich ihm nicht voll in's Auge blicken, denn unverwandt heftete er dasselbe auf die Arzneiverschreibung und das offene Blatt im Buche. „Allerdings, wenn man eine größere Quantität von dieser Arznei nimmt, so können ernste Folgen daraus entstehen, wenn auch nicht ganz tödtlich." — „Aber — ich — ich habe ja nur — einen Löffel genommen!" — „Einen Löffel?!" Er sprang auf. „Aber Ihr Puls! Ihr Kopf! Sie sind im Fieber. Sie befinden sich in einer hohen nervösen Aufregung. Ich selbst war im Irrthume und dachte, Sie nahmen eine größere Quantität. Nur einen Löffel?! Dann denken Sie weiter nicht an das Gift; ich hoffe, ja ich bin überzeugt, wenn es auch noch nicht erprobt ist — ich wiederhole es, daß meines Wissens dieses Gift noch nie innerlich verabreicht wurde — daß keine Folgen davon zurückbleiben. Aber Ihre Aufregung kann Folgen haben, wenn Sie nicht etwas Beruhigendes nehmen. Nehmen Sie diese drei Pulver. Gehen Sie in die Hofapotheke allsogleich." — „Um diese Zeit?" — „Man wird Ihnen öffnen, nennen Sie meinen Namen, nehmen Sie dieselben heute Nacht. Es wird Sie beruhigen und geben Sie mir Nachricht." — Er schüttelte mir die Hand.

Ich verabschiedete mich mit Dankesworten und verließ Arlt, eine Erinnerung mit mir nehmend, welche für's Leben festhielt.

Ich will den freundlichen Leser der Mühe entheben, mich auf meinem Heimwege zu begleiten; es war nicht leicht, diesen unbehelligt durch die öden halbbeleuchteten Straßen, nur von einer Dienerin begleitet, zurückzulegen, zumal da ich ja noch einen kurzen Aufenthalt in der Hofapotheke zu nehmen

hatte. Wie es mir da gelang Einlaß zu erhalten, nachdem eben am nahen Kirchthurme die Mitternachtsstunde schlug, wie ich die an einer äußeren Nische am Hause angebrachte Glocke, welche in einem Zimmer des zweiten Stockwerkes ihren Sitz hatte, in Bewegung setzte, wie auf diesen Ruf der Kopf des Provisors am Fenster erschien und die kräftige Stimme desselben ein „Wer da?" in die Luft hinausschmetterte, wie auf diesen Ruf zwei im Schatten der Nacht vorüberhuschende Gestalten, welche gefahrdrohend in nächster Nähe uns folgten, verschwanden, wie die schwerfällig geöffnete Pforte der Hofapotheke in ihren Angeln wich und uns Einlaß gewährte, wie der verblüffte, noch im Halbschlafe sich wiegende Provisor auf den Ruf „Professor Arlt" mir die Pulver verabreichte, wie ich den an die Apotheke grenzenden verdeckten Bogengang, in welchen die beiden Gestalten verschwanden, durchschritt, und ein zufällig vorüberschreitender Militär dieselben verscheuchte, wie ich endlich beherzt an die Glocke unseres Hausthores griff — übergehe ich.

So schloß das Jahr 1885 mit dem nächtlichen Besuche bei Professor Arlt. —

Meine Mutter fühlte das Bedürfniß, Professor Arlt öfter aufzusuchen, doch nur aus eigenem Antriebe. Es gehörte mit zur Charakteristik des seltenen Mannes, nie direct einen Patienten aufzufordern, daß er wieder komme. Wenn man an ihn eine diesbezügliche Frage stellte, so antwortete er stets bei einfachen Fällen: „Dies Mittel reicht aus, auch auf drei Monate." — „Und nachher?" — „Nehmen Sie es abermals, bis der Katarrh geheilt ist."

Nur in ernsten Fällen, wie dies bei meiner Mutter der Fall war, konnte man eine — aber auch nicht ganz bestimmte — Antwort erlangen. „Wann soll ich wiederkommen?" — „Nur wenn es Ihnen schlechter gehen sollte. Das Besserwerden geht langsam." — „Aber annäherungsweise . . ." „Wenn Ihnen das Mittel durch zu langen Gebrauch Schmerz verursachen sollte, dann will ich ein schwächeres versuchen. Ich darf Sie nicht quälen."

Und so ging meine Mutter nur hin, wenn sie Schmerz fühlte. Folgten die Besuche — wenn auch in Pausen — aufeinander, so bedauerte Arlt stets, daß die Wirkung keine entsprechende ist. Es erfüllte ihn aber mit wahrer Freude, wenn die Wirkung eine andauernde war, wurden die Besuche auch hiedurch seltener.

Und so machten wir denn dem Arzte den letzten Besuch am 12. Juli 1886.

Kurz darauf ward Arlt in Johannisbad von dem Unfalle ereilt, welcher sein Ende herbeiführte. Vom Bette steigend, sprang — vielleicht durch die Spannung, oder herbeigeführt durch den Fall, welcher den Armbruch verur-

sachte — eine Vene des Fußes. Ein kunstgerechter Verband hätte ihn am Leben erhalten. Es sollte nicht sein! Als er in Wien Hilfe suchte, war es zu spät.

Bei diesem letzten Besuche nun trug Arlt auch den Arm noch in der Schlinge. Doch war sein Körper elastisch und beweglich wie sonst, sein Aussehen besonders gut. Eine Anzahl Patienten, zumeist Fremde, fanden sich da ein.

Man hörte ein ganzes Sprachengemengsel. War es wohl eine Vorahnung, daß Arlt das letzte Mal als Arzt meiner Mutter zur Seite stehe? Abermals und abermals prüfte er das Auge, berieth sich mit seinem Sohne, bat meine Mutter, sich in die dunkle, verhüllte Nische zu setzen. Wieder und wieder untersuchte er das Auge mit dem Augenspiegel. — „Es schmerzt nicht, Sie fühlen sich besser?" — „Besser, ja, aber es schmerzt doch zeitweilig." — „Dann wollen wir das Mittel fallen lassen und noch ein „milderes" versuchen. Sie werden jetzt nicht mehr Duboisin, sondern Opium zum Einträufeln nehmen, das wird kaum schmerzen. Zudem gehen Sie jetzt nach Karlsbad. Die Luft, die Cur wird dem Auge auch Nutzen bringen. Ich sehe Sie jetzt zwei Monate nicht. Auch ich gehe in den nächsten Tagen fort. Auf Wiedersehen." — „Doch wünsche ich Sie, Herr Hofrath, nicht besser aussehend wiederzusehen," erwiederte meine Mutter. „Ihr Befinden scheint trotz des Unfalls ein vortreffliches." — „Ja, ich fühle mich in der That sehr wohl." — „Auf Wiedersehen!"

Welches Wiedersehen!

Vier Monate nachher — im November desselben Jahres — pochte ich an die Thür Professor Arlt's. Der Diener eilte hinein. Kurz darauf erschien die Tochter Professor Arlt's, welche mich in der liebenswürdigsten Weise einlud einzutreten. „Ich komme im Namen meiner Mutter — einer langjährigen Patientin Professor Arlt's — um Näheres über dessen Befinden zu erfahren." — „Dann wird Sie mein Vater wohl selbst empfangen, ich werde ihn benachrichtigen", und sie schritt mit zuvorkommender Freundlichkeit dem Nebenzimmer zu, die Thürklinke fassend. — „Ich danke sehr, ich beabsichtige nicht, den Kranken vielleicht zu belästigen. Ich komme nur" — die Thür war aber schon offen. Ich trat zurück. Es dauerte nur Seeunden und die Thür ward abermals geöffnet. — „Ich bitte einzutreten, mein Vater wird Sie mit Vergnügen empfangen." — Mein Herz pochte mächtig, ich war darauf nicht gefaßt. Es lag nicht in meiner Absicht, den Kranken von Angesicht zu Angesicht zu sehen, in diesem Zustande, den Mann, dem ich zu Dank verbunden war, den ich hochstellte, hoch über die alltäglichen Menschen.

Ich trat ein.

Der Raum schon war verändert. Es war der an's Empfangszimmer angrenzende „Salon." Jetzt begrüßten mich in der Mitte dieses Gemaches

blühende Kinder, die Enkel Arlt's, welche spielend einen eirunden Tisch umstanden, eine Ordensschwester in ihrer schwarzweißen Tracht an ihrer Seite. Während ich überrascht die heitere Gruppe betrachtete, hörte ich vom Fenster her ein leises Husten. Dort erblickte ich Arlt. Den Pfeiler der beiden Fenster deckte ein kleines Ruhebett, einer Ottomane ähnlich; da lag im Halbdunkel, von einer Decke leicht umhüllt, der Kranke. — „Wie geht es meiner Patientin?" scholl es zu mir herüber und schon streckte er mir seine Hand entgegen, indem er mich einlud, den an seiner Seite zunächst stehenden Sessel einzunehmen. Ich blickte in seine Züge. Wemuth überkam mich. Das ausgestandene physische Leid, an Märtyrium grenzend, lag schwer gewichtig auf diesen Zügen. Doch nicht unsympathisch, ich möchte sagen, es veredelte dieselben in dem Maße, daß sie im Vergleiche zu ehedem beinahe als unkenntlich erschienen. Und doch erschreckten mich diese Züge, von einer düsteren Vorahnung erfüllt, welche besagt, daß man kurz vor dem Tode veränderte Züge trage. Nur das Auge war unverändert und blickte ebenso energisch wie früher. Doch waren es nur Augenblicke, daß mich dieses Gefühl überkam. Die Sprache Arlt's hatte die frühere Festigkeit nicht verloren. Seine Art zu sprechen war die gleiche geblieben. Nichts verrieth das ausgestandene Leid, den veränderten Zustand. Ich sagte mir:

„In dieser schwachen Körperhülle
Thront starke Geistesfülle."

Und sonderbar. Ich ward das erste Mal im Leben überzeugt, daß ein hoher mächtiger Geist die Macht besitzt, auch die augenfälligsten, dem Körper anhaftenden Gebrechen dem Auge zu verhüllen, weil der imponirende Geist ja Alles überstrahlt.

Wie anders ging ich als ich kam.

Mit der Empfindung erhöhten Mitgefühles über den gebrechlichen Körper trat ich ein und ich sah denselben nicht. Die hehre, überirdische Ruhe des Mannes, die hohe Ergebung in sein Schicksal ließ mich jetzt erst den bedeutenden Mann anstaunen, wenn ich auch früher den großen Arzt bewunderte. Ich hielt mich nur kurze Zeit auf. Trotz der äußeren Beherrschung gewahrte ich, daß physischer Schmerz den Kranken quäle. Die Farbe seines Gesichtes wich und machte einem nervösen Zucken Platz. Ich erhob mich. — „Sie sagten vorhin, daß es meiner Patientin mit dem Auge nicht ganz gut gehe; wenn sie mich besuchen will, so wird es mich freuen. Ich werde das Auge prüfen und wenn es etwas zu verordnen gibt, so sage ich es meinem Sohne." — Ich versprach mit meiner Mutter zu kommen.

Im Jänner 1887 war es, als ich mit meiner Mutter den Kranken aufsuchte. Die Tochter Arlt's, welche die Züge ihres Vaters trägt, empfing uns

auf's freundlichste. Diesmal war die Thür des angrenzenden Gemaches weit offen und Arlt saß in der Mitte desselben im Rollstuhle. Kaum gewahrte er meine Mutter, so machte er Schwester Clara, so nannte man die Ordensschwester, ein Zeichen, welche, Hand an denselben legend, diesen mit Behendigkeit in's Empfangszimmer rollte, sich dann zurückziehend. Während Arlt freudestrahlend meiner Mutter die Hand reichte, hatte ich Muße, die jetzt vortheilhaft veränderte Gestalt desselben zu betrachten.

Seine Gesichtsfarbe war lebendiger. Die Züge verklärte heitere Ruhe, das Auge blickte hoffnungsvoll in's Leben. Dem entsprach auch seine ganze äußere Erscheinung, welche Sorgfalt bekundete. Das Haupthaar war gepflegt und stimmte harmonisch mit dem schneeblüthenweißen Hemde. Ein langer schwarzer Rock mit künstlichem Schnitt, an die Zopfzeit erinnernd, verhüllte geschickt die Kniee und reichte beinahe bis auf den Boden. Und wer nicht Kenntniß von dem Gebrechen Arlt's hatte, konnte unmöglich dasselbe wahrnehmen, seine Gestalt machte den freundlichen Eindruck eines der Genesung entgegenschreitenden Reconvalescenten.

Er lud uns ein, am Fenster an seiner Seite Platz zu nehmen. Seine Stimmung war eine freudig erregte. Es machte mir den Eindruck, als fühle er sich nach einer langen Krankheit nicht nur zum physischen, sondern auch zum geistigen Leben erweckt. In der Gestalt meiner Mutter sah er die Verkörperung seines früheren Wirkens. Ihre glücklich vollbrachte Heilung rief die Erinnerung einer bewegten Epoche seines Lebens in ihm wach. Ihre Gegenwart erweckte die freudige Erregung, sie mahnte an eine Vergangenheit, in welche er in dem Augenblicke sich wieder hineinzuleben für berechtigt hielt. Kam seine alte Patientin, welche ihm das Augenlicht verdankte, nicht zu dem kranken Manne vertrauensvoll, um auch für die Zukunft noch sich Rath zu holen? Und indem er sich dies zu sagen schien, griff seine gewohnte Bescheidenheit, das Attribut bedeutender Männer, welche oft Unsicherheit im Gefolge hat, wieder Platz. Er wagte nicht, wie es ehedem seine Gewohnheit war, das Auge vorerst zu untersuchen, sondern verlangte nach der Arzneiverschreibung, um darin Einblick zu nehmen.

Er sagte sich vielleicht: und wenn mein Gedächtniß während meiner Krankheit gelitten? Ich will das Vertrauen, welches man mir entgegenbringt, auch würdigen. Ich glaubte anfangs jene Arzneiverschreibung zu Hause vergessen zu haben; da bemerkte ich die Bestürzung Arlt's, er wiegte sich unruhig im Sessel und machte keine Bewegung, um das Auge zu prüfen. Endlich wurden die Papierchen in der Tasche bemerkbar, winzige Zettelchen — auch ein Merkmal der Sparsamkeit des Schreibers; die Streifen waren nicht breiter und länger, als die eng aneinander schließende charakteristisch eckige, in festen Zügen klein gezeichnete Schrift, welche den leeren Raum ausfüllte.

Arlt vermied es zart, seine Arzneiverschreibung nach neuem Brauch mit dem in breitem Drucke prangendem Worte „Hausordination“ zu bezeichnen und hielt sich da nach der Weise Skoda's.

Ich überreichte die Papierchen, welche er freudig ergriff und lange studirte. „O, ich erinnere mich genau, ganz genau,“ sagte er, als ob es dieser Bestätigung wohl bedurfte, und jetzt erst prüfte er das Auge forschend mit derselben Genauigkeit und Sorgfalt wie einst. „Ich finde das Auge besonders gut.“ Er stellte eine Reihe Fragen wie ehedem. „Wie fühlen Sie sich?“ — „Im Ganzen gut, und doch gibt es Momente, wo ich Schmerzen fühle, die Sehkraft eine schwächere ist.“ — Er dachte eine Weile nach, blickte wieder unsicher, ja ängstlich um sich. „Mein Sohn ist nicht hier, sonst könnte er verschreiben.“ Er besann sich kurz. „Ich werde nur etwas notiren. Schwester Clara!“ Die Ordensschwester erschien aus dem Nebenzimmer, wo der Ruf Arlt's an sie erging. „Schwester Clara, rollen Sie mich in mein Schreibzimmer!“ — Dieselbe wagte schüchtern einzuwenden, daß die Luft dort zu kühl sei, es wäre nicht geheizt. — Die Stimme Arlt's, anfangs weich und gefällig, nahm jetzt einen festen Ausdruck an, indem er dieselben Worte wiederholte. — Schwester Clara versuchte keine Einwendung mehr und schickte sich an, den Sessel in Bewegung zu setzen. — „Kann ich vielleicht das Schreibzeug hieherbringen?“ erlaubte auch ich mir nun einzuwenden. — Er schien die Frage überhört zu haben und sagte freundlich: „Sie, mein Fräulein, werden mich wohl dahin begleiten.“ — Ich nickte zustimmend, während ich neben dem Rollstuhle einherschritt. Ich fühlte, daß es unter dieser Macht eines — unverändert — willensstarken Charakters, welcher ein „gewisses“ Ziel verfolgt, nur ein „Fügen“ gibt.

Während Arlt an seinem Schreibtische Platz nahm, dem alten treuen Schreibtische in einfachem Holze, an welchem er durch Jahrzehnte zum Wohle der Menschheit die Feder geführt hatte, und vielleicht heute dieselbe in diesem Sinne zum letztenmale führte, richtete sich mein Blick zufällig auf das Bildniß Skoda's, im besten Mannesalter. Immer fiel es mir auf, daß Arlt dieses Portrait allein unter Familienbildern in seinem Arbeitszimmer bewahrte. Es sprach sich hohe Verehrung darin aus.

Während ich die Züge Skoda's studirte, welche mir in dieser Erscheinung fremd waren, denn ich kannte nur die in seiner letzten Lebensepoche hinfällig gebrechliche Gestalt desselben, schlug das Rollen des in Bewegung gesetzten Lehnstuhles an mein Ohr. Wir betraten wieder den Raum, welchen wir kurz verlassen. „Auch wir, Herr Hofrath, haben Ursache, das Andenken Skoda's hoch zu ehren, auch unsere Familie verdankt ihm ein Leben.“ — „Ja die Schule Skoda's,“ erwiederte er leuchtenden Blickes, „war eine gründliche,“ und wie im freudigen Rückblicke sich seinem

Gedankengange überlassend, fuhr er fort: „Da gab es vorerst ein strenges Untersuchen des Krankheitsfalles, aufmerksam forschend, genau; dem folgte eine diesbezügliche Fragestellung, dann ein erwägendes, ruhiges Anhören von Seite des Arztes und wenig Worte, aber ein Handeln. Denn auf dieser Grundlage erst wurde ordinirt und sicher, bedächtig vorgegangen. Zeit und Ausdauer vollbrachte die Heilung. Das ist auch mein System."

Meine Mutter beeilte sich zu erwiedern: „Gewiß, Herr Hofrath, darum auch haben Sie mir das Augenlicht wiedergegeben. Ich habe diese Behandlung erprobt und danke Ihnen stets hiefür." — Arlt war gerührt, eine Thräne glänzte in seinem Auge, er bat meine Mutter, näher zu kommen, um ihr abermals ins Auge zu blicken, vielleicht auch um seine Bewegung zu verbergen. „Und ich," sagte er mit bewegter Stimme, „bürge noch für zehn Jahre, nein," er verbesserte sich, „vierzehn Jahre. Ja, so lange wird Ihr Auge aushalten. Gebrauchen Sie nur Alles wie bisher." Jetzt überkam ihn volle Rührung, er konnte nicht weiter sprechen und machte ein Zeichen. Seine Tochter kam herbei. Abermals und abermals legte er die Hand in die meiner Mutter, und der Sessel wurde in Bewegung gesetzt. Ich trat an die Seite seiner Tochter und war behilflich, den Kranken ins nächste Zimmer zu rollen. „Ich danke Ihnen, mein Fräulein, ich danke Ihnen." Das waren seine letzten Worte, die er an mich richtete und stumm reichte er mir dann die Hand. Seine Tochter beschleunigte ihre Schritte, um zu meiner Mutter zu eilen, und versäumte die beiden Thürflügel zu schließen. Ich unterzog mich dieser Arbeit, um den Kranken ungestört zu lassen. Da winkte er mir mit der Hand ein Lebewohl zu für immer.

Ich trat abermals an die Seite seiner Tochter. Sie war voll Hoffnung. „Wir haben jetzt einen Fuß bestellt und hoffen das Beste." — „Das wird wohl sehr schmerzen?" — „Das fürchten wir minder." — „Sehr schmerzhaft sind wohl die Abscesse, welche sich stets bilden." — Und, wie in düsterer Vorahnung, fügte sie hinzu. „O, wenn mein Vater nur hievon befreit wäre, dann wäre Alles gewonnen."

Es sollte sich leider bewahrheiten. Ein Abscess hat dem Leiden des edlen Mannes ein Ende gemacht, seinen Tod herbeigeführt.

Als wir die Treppe hinabgingen, war meine Mutter von düsterer Vorahnung erfüllt. „Ich fürchte, wir haben ihn das letztemal gesehen. Auch er scheint eine Vorahnung zu haben. Die Rührung, die ihn überkam, als er mir vorhersagte, daß mein Auge noch vierzehn Jahre aushalten mag, und mir wiederholt die Hand drückte, das klang wie ein Abschied, wie ein Vermächtniß für immer."

Meine Mutter hatte leider wahr empfunden. Es war ein Abschied und zugleich ein Vermächtniß für immer.

Arlt lebte nur noch acht Wochen. Er schloß am 7. März für immer das Auge. Aber er starb nicht, er hat der Nachwelt die Früchte seiner Kunst — seine Werke — hinterlassen. Diese leben fort in seinen Kranken, welchen er, ähnlich wie meiner Mutter, nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Folgezeit Heilung brachte.

Wenn ich mich berufen fühle die Feder zu führen, so geschieht es nur — in den mir vorgezeichneten Grenzen, innerhalb welcher die dankbare Patientin und der humane Arzt sich bewegen — an Stelle meiner Mutter. Berufeneren bleibt es vorbehalten, das volle Bild des Gelehrten und Mannes der Wissenschaft zu entrollen. Meine Aufgabe ist vollauf erfüllt, wenn es mir nur annäherungsweise gelang, durch die Darstellung wahrheitsgetreuer Züge ein faßbares Bild des seltenen Mannes zu entwerfen, die Beziehung zwischen Arzt und Patientin zu beleuchten. Eine Beziehung, welche ohne Zweifel zwischen Arlt und der Gesammtzahl der bei dem Arzte hilfesuchenden Kranken bestand.

Dankbare Erinnerung und das Motiv, daß es mir gegönnt war, Arlt während seiner letzten Lebensepoche in der in dieser Skizze bezeichneten Weise nahe zu sein, leiteten meine Feder. Diese dankbare Erinnerung, sie wird festhalten, sie begleitet mich ja in der Gestalt meiner Mutter.

Freudig sehe ich sie einherschreiten, ohne Stütze, und da sage ich mir: „Das ist die Kunst eines Auserwählten."

Nein, Professor Arlt ist nicht todt; er lebt fort unter uns in seinen Werken.

Wien, im April 1887.

In Gastein.

Aus einem lyrischen Cyclus

von

Faust Pachler.

Ohne Sonne.

Ohne Wärme, ohne Licht
Schleichen hier die trüben Tage.
„Sonne, Sonne, kommst Du nicht?“
Ist die allgemeine Frage.

Ach, sie ist die meine auch,
Und ich frage voller Schmerzen,
Warum dringt der Lüfte Hauch
Mir so fröstelnd bis zum Herzen?

Nebel ist's, wohin ich schau',
Wolken sind, wohin ich blicke,
Nicht ein Fleckchen Himmelblau,
Welches einen Gruß mir schicke.

Glück, wo bist du? — Es bleibt stumm. —
Sonne, du? Ach, sie verhüllt sich. —
Keine Hoffnung um und um,
Nicht der kleinste Wunsch erfüllt sich.

Weh'! In dieser Gegenwart
Seh' ich all' mein künftig Leben,
Und ich muß, wär's noch so hart,
Mich in mein Geschick ergeben.

Wandern viele And're doch
Ohne Freude ihre Pfade,
Und sie warten immer noch
Auf nur Einen Strahl der Gnade.

Blick in's Thal.

Von der Gegend schönheitstrunken
Sitz' ich da und schau' in's Thal,
Hinter mir die grünen Hügel,
Ueber mir den Sonnenstrahl.

Seh' vor mir die hellen Wiesen,
Die der Ache Schaum durchfließt,
Bis hinab zum weißen Markte,
Der die schmale Fernsicht schließt.

Seh' vor mir die spitzen Berge,
Wo die schwarze Wolke ruht
In phantastischen Gestalten
Mit der künft'gen Regenflut.

Trauernd fragt sich meine Seele,
Schließt vielleicht mein Wandern hier?
Oder öffnet sich des Glückes
Gold'ner Himmel über mir?

Drohen neue Thränengüsse
Meinem schlichten Lebenspfad?
Drohen, um vorbeizugehen,
Wenn sie ängstend mir genaht?

Aber wenn auch nicht; dort unten
Krümmt der Bach sich durch die Schlucht,
Der von Fels zu Felsstein rauschend
Bang den letzten Ausgang sucht,

Der um Ruhe wie um Frieden
Tückisch hier wie dort verkürzt,
Sich am Ende seines Daseins
Trostlos in die Salzach stürzt,

Der im Inn sich in die Donau,
Sich verliert im schwarzen Meer,
Spurlos, als ob nie gewesen — —
Und ich armer Mensch will mehr?

Nicht allein.

Mit vor Lust erhitzten Wangen,
Sieh', da kommt er hergegangen,
Grüßt mich, setzt sich zu mir her,
Gleich als ob er mir willkommen wär'.

Gutgemeint ist, wie ich sehe,
Sein Begrüßen, seine Nähe,
Doch, hier halt' ich meine Rast,
Lieber Freund, Du bist mir jetzt zur Last.

Durch Dein Schwatzen mich erfreuen
Möchtest Du, und mich zerstreuen,
Doch im Denken störst Du mich —
Geh', mein lieber Freund, ich bitte Dich.

Ja, mein Freund, ich will allein sein,
Dieser Platz soll einzig mein sein,
Denn, der Welt hier ganz entrückt,
Fühl' ich in der Wehmuth mich beglückt.

Was mit Schmerzen ich verloren,
Was zur Freude mir geboren,
Mein Verlust und mein Gewinn
Geht mir wechselnd hier durch meinen Sinn.

Lass' mich bei den trauten Bildern,
Die mein ganzes Leben schildern,
Störe meine Kreise nicht,
Stör' sie, wenn auch noch so leise, nicht.

Gasteiner Schnaderhüpfel.

Gewölklosen Himmels
Saphirenes Blau
Schwebt über der schönen,
Smaragdgrünen Au.

Es sendet die Sonne
Den goldhellen Strahl
Mit blendendstem Glanze
In's bachreiche Thal.

Da sitzt nun der Wand'rer
Auf einsamer Bank.
Und weiß allem Reize
Der Gegend nicht Dank.

Er geht wohl auch weiter
Mit unsicherm Schritt,
Im Kopf und im Herzen,
Was jüngst er erlitt.

Er blickt wie verstört auch
Zuweilen herum;
Sein Herz ist voll Trübsinn,
Sein Mund aber stumm.

Da schaut er die Kirche,
Den Friedhof dabei,
Und denkt, daß zum Sterben
Die Zeit noch nicht sei.

Er hat noch zum Wirken,
Zum Schaffen noch Lust,
Und Seufzer der Sehnsucht
Entquellen der Brust.

Er seufzt nach Gesundheit,
Nach freudiger Kraft
Und däucht sich beinahe
In strafender Haft.

Gleich einem Gefang'nen
Im fesselnden Haus,
So stöhnt er beständig:
„Hinaus, nur hinaus!"

Hinaus in des Lebens
Belebenden Krieg!
Dort lockt noch ein Lorbeer,
Dort winkt noch ein Sieg.

Flug des Falters.

Ueber mir in kühnem Bogen
Kommt ein Falter nun geflogen,
Der an allen Blüten saugt
Und nur zum Genießen taugt.

Sieh', da spannt er seine Flügel,
Trägt sie über Wies' und Hügel,
Trägt sie, schwebend ohne Ruh',
Immerdar dem Himmel zu.

Am kleinen Wasserfall beim Kaiserwege.

1.

Wiesengrund an Wiesengrund,
Zwischen d'rin ein schmaler Graben,
Wo sich Steine, kunterbunt,
Hindernd eingelagert haben —
Rasche Flut in weißem Schwall
Schäumt darüber ohne Ruh',
Und der kleine Wasserfall
Rauscht mir diese Mahnung zu:

„Halte still auf diesem Weg,
Mich mit Ehrfurcht zu betrachten;
Nimm vom Haupt die Mütze weg,
Denn auch ich bin hoch zu achten.
Mich belebt derselbe Geist
Mit derselben Schöpfermacht,
Der die wilde Ache reißt
Durch die dunkle Felsennacht."

„Anmut hier und Größe dort
Zeigen sich in jedem Werke.
Kräftiges wie schlichtes Wort
Sind der Ausfluß gleicher Stärke.
Was der Schönheit Stempel trägt,
Sei's auch tausend Jahre her,
Hat von je das Herz bewegt,
War es Sappho, war's Homer."

Schreit' ich sonst voll Andacht hin
Beim gewalt'gen Fall der Ache,
Thu' ich's hier mit gleichem Sinn
Auch bei diesem kleinen Bache.
Er beweist mir laut wie klar
Auch der kleinen Dichter Werth,
Wenn die Schönheit wunderbar,
Sie und ihr Gedicht verklärt.

2.

Zauberisch
Aus der Quelle,
Kühl und frisch
Schießt die Welle
Her zur Stelle,
Und ein Steg
Führt darüber
Mich hinweg,
Der in trüber
Stimmung klagt,
Daß ihm schier
Alles hier
Mißbehagt.

Doch die helle,
Laute, schnelle,
Luft'ge Welle
Tanzt und hüpft,
Schäumt und schlüpft
Ohne Stocken,
Leicht wie Flocken
Auf den feinen,
Glitschig platten
Grauen, glatten
Felsensteinen,
Und von ihnen,
Die als Stufen
Ihr zu dienen
Wie berufen
Hier erschienen,
Springt sie munter
Oft herunter,
Jagt und hetzt
Zwischen ihnen
Und den grünen
Wiesenrainen
Die sie netzt,
Froh und frei
Rasch vorbei.
Und ich sehe,
Wo ich stehe,
Ernst wie nie
Hin auf sie.

Doch sie lächelt,
Lacht und fächelt
Ohne Ruh'
Trost mir zu;
Ja, sie neckt
Mit des Tropfens
Naß verschmitzt,
Den sie itzt
Hageldicht
In's Gesicht
Sprengt und spritzt.

Heiter schäumend
Wie der Sect,
Wenn des Pfropfens
Knall erschreckt,
Der im Kreise
Frohsinn weckt;
Weiß besäumend
Stein und Gras
Gleicherweise
Wie des Hopfens
Trank das Glas,
Ruft die Welle
Silberhelle
Aus der Flut:

„Muth, nur Muth!
Immer schwelle
Sommerluft
Deine Brust.
Laß' Dein Herz
Nie dem Schmerz,
Laß' dem Hoffen
Stets es offen,
Nicht dem Klagen
Und Verzagen.
Was Dir kam,
Dich verletzte,
Dich in Gram
Je versetzte,
Ueberwunden
Soll es sein
Wie der Stein,
Der mich hemmt,
Für Sekunden
Ein mich klemmt,
Doch nicht hindert,
Unvermindert
Fortzufließen,
Um darauf
Meinen Lauf
Schön zu schließen.

„Ja, Freund, springe,
Jauchze, singe,
Kämpfe, ringe,
Strebe, dringe
Jederzeit
Vor wie ich.
Alles, Alles,
Jeden Falles,
Fördert Dich.
Jedes Leid,
Jede Wende
Im Geschick,
Und am Ende
Sieht Dein Blick
Stolz zurück.
Wird die Krone
Deines Traumes
Dann zum Lohne
Dir auch nicht —
Dennoch flicht
Sich voll Glanz
Leichten Schaumes
Perlenkranz,
Der Dich freut,
Um Dein Haupt
Und sein Schimmer
Bleibt Dir immer,
Weil er, heut'
Dir geraubt,
Doch sich morgen
Frisch erneut
Und die Sorgen
Dir zerstreut,
Und Du weißt
Wie es heißt:
Dichterkunst,
Musengunst.

„Sei d'rum heiter,
Tummle Dich,
Strebe weiter
So wie ich."

3.

Unter dem grünen Dach
Schattender Zweige
Stürzet der weiße Bach
Schäumend herunter
Mit melodischem Rauschen,
Und auf dem Steige
Steh' ich, zu lauschen,
Wie er so munter
Und so voll Anmuth singt,
Daß in mir wieder klingt,
Was mir das Herz beschwingt.

Fühl' ich die Seele nicht weiter?
Lächelt nicht heiter
Alles mich an?
Schwindet nicht mählich
Irrthum und Wahn?
Schaukelt nicht selig
Selbst noch im Schwanken
Meiner Gedanken
Freundlicher Kahn?
Wie auf der spritzenden Fluth
Tanzend und schwebend
Leicht sich den Wellen ergebend
Eben ein Blättchen hier thut.

Rausche, mein Bächlein, rausche,
Ich bin schon da und lausche!
Was deine Anmuth singt,
Was in mir wieder klingt,
Was mir das Herz beschwingt.

Gedichte

von

Auguſt Silberſtein.

Glich' ich dem Baum.

Du Wald mit wunderbarem Ragen
In Gottes lichtem Himmelſcheine!
Ich wollt', in allen meinen Tagen
Glich' ich dem Baum, getreu der Deine!

Die Wurzel feſt im Heimatsgrunde,
Das Haupt zum Lichte hoch erhoben,
Bereit zu jeder ernſten Stunde
Im Mark geſund mich zu erproben!

Die Arme liebreich ausgebreitet,
Daß unter meinem Schirm und Schatten
Der Wand'rer ſich ein Heim bereitet,
Die Müden ruhen nach Ermatten!

Geſegnet bleibt die liebe Stelle,
Die ich zum Wohnen hab' gewonnen,
Im Boden ſchürf' ich leiſ' die Quelle
Und Labe rieſelt aus den Bronnen!

Das Frühroth wecket mir die Lieder,
Der Abend mich in Ruhe wieget,
In jedem Frühling blüh' ich wieder,
Den Winterſturm mein Trotz beſieget!

Was ich auch schaffe, als mein eigen,
Zum Wohl der Welt ist es erneuet;
Selbst sterbend kann ich Gunst erzeigen,
Daß sich die Armuth noch erfreuet!

Und zuckt auf mich nach gold'nem Tage
Der Blitz herbei, mit Flammenschimmer —
Getrost, ob auch mit Einem Schlage
Das ganze Leben sinkt in Trümmer!

Wo die grünumrankten Fenster sind.

Wo die grünumrankten Fenster sind,
Weilt ein allerliebstes junges Kind,
Lächelt's scheinbar in das Grün hinein,
Gilt der traute Blick doch mir allein!

Wo die grünumrankten Fenster sind,
Fliegt verstohlen hin mein Gruß geschwind,
Gerne folgt mein Herze hinterdrein,
Aber harren heißt die süße Pein!

Wo die grünumrankten Fenster sind,
Weine, Liebchen, nicht die Aeuglein blind,
Muß auch heute noch geschieden sein —
Bald, für alle Zeiten, bist Du mein!

Rosen heraus!

Von

Gotthard Freiherrn v. Buschman. (Eginhard.)

Rosen heraus! — weshalb Euer Zagen?
Bora verstummte — Ihr könnt es nun wagen.
Sie entnebelte Meer und Land,
Sonne strahlt wieder auf Wipfel und Strand.

Rosen heraus an Sträuchen und Hecken,
Oeffnet die Knospen, statt Euch zu verstecken,
Blaßroth und purpurn und gelblich und weiß,
Lugt aus den Blättern und werbt um den Preis.

Rosen heraus, — schon rufen als Sänger
Nachtigallen; d'rum säumet nicht länger,
Nachtigalllied ist gesungener Duft,
Rosenduft schwebt wie ein Lied durch die Luft.

Rosen heraus — beschützet Ihr Dornen
Die zum schönsten Naturschmuck Erkor'nen,
Daß sie der Haß, der rohe, nicht bricht,
Liebe — verletzet im Pflücken sie nicht.

Blumenseelen die farbigen Hüllen
Der Kelche mild mit Düften erfüllen —
Im Glanz der Violen duften sie fort,
Wenn ihre Kelche schon lange verdorrt.

Rosen heraus — zur Freude der Kinder,
Der Jungfrau, des Weibes, der Greisin nicht minder;
Gott sandte, blühenden Genien gleich,
Euch aus der Liebe heiligem Reich.

Im Böhmerwalde.

Ein Liedercyclus

von

Joh. Peter.

Hinweg!

Hinweg, ihr Sorgen alle!
Du grüne Waldesluft,
Gefährtin meiner Jugend,
Zieh' ein in meine Bruft!

Lang war es d'rinnen Winter —
Des Kummers harte Laft
War meines Herzens einz'ger
Erdrückend ſchwerer Gaft.

Doch du, o trautes Dunkel
Der grünen Wäldernacht,
Du haſt der bangen Seele
Erſehntes Glück gebracht!

D'rum fort, ihr Sorgen alle!
Du grüne Waldesluft,
Gefährtin meiner Jugend,
Zieh' ein in meine Bruft! —

Heimatsgruß.

Und wieder ſtieg ich zu Berge
Und ſah hinab in's Thal,
Und grüßte die dunklen Wälder
Vielhunderttauſendmal.

Und grüßte das freundliche Dörfchen,
Wo ich als Kind geſcherzt,
Wo zärtlich ich die Mutter
Und glühend mein Liebchen geherzt.

Und grüßte die prangenden Wieſen
Im reichen Blumengeſchmeid',
Und grüßte mit Thränen im Auge
Die gold'ne Jugendzeit. —

Waldbächlein.

Tief im Walde saß ich
An des Bächleins Rand,
Schwelgend in der Träume
Gold'nem Fabelland.

Bächlein war so lustig;
Ohne Rast und Ruh
Hüpften seine Wellen
Grünen Auen zu.

Und ich lauschte selig
Seinem Murmelton —
Frieden fand ich wieder,
Der so lang entfloh'n.

Meiner Brust entschwebte
Aller Sorgen Leid,
Und ich träumt' ein Stündlein
Weltvergessenheit.

Waldfeier.

Sonntag ist's. — Die Glocken klingen
Durch die Waldeseinsamkeit,
Und in weihevoller Stille
Ruht die Gegend weit und breit.

Nur die Wälder seltsam rauschen.
Selbst des Bächleins munt'res Lied
Jetzt in andachtsmilden Klängen
Durch die stillen Gründe zieht.

Wie sich stumm die Wipfel neigen,
Wie in märchenhaftem Traum!
Und mir ist's, als schritt die Allmacht
Segnend durch den Waldesraum.

Schweigend sink' auf's Moos ich nieder,
Und aus meinem Herzen geht
Aufwärts zu des Himmels Fernen
Lob- und Preis- und Dankgebet.

Küche und Keller

im Wandel der Jahrhunderte.

Eine culturhiſtoriſche Studie

von

Curt v. Zelau.

Es iſt im Laufe der letzten zehn oder fünfzehn Jahre Mode geworden, daß man ſeine Wohnung im Geſchmacke der deutſchen Renaiſſance einrichtet. Wer dieſe Mode mitmacht, und dazu gehört eine große Zahl von Beſitzenden, will ſeinen Zimmern einen hiſtoriſchen Anſtrich geben. Die Ahnenburg, das Patrizierhaus mit dem altererbten Hausrath, der ihre Säle und Hallen füllt, wollen Viele, deren Wiegen nicht in ſolchen ſtolzen Räumen geſtanden, durch eine erkaufte und echte oder nachgeahmte alte Einrichtung erſetzen; insbeſondere im Speiſezimmer. Von der Holztäfelung der Decken und der Zimmerwände angefangen, bis zu den hohen „gothiſchen“ Stühlen um den maſſiven Eichentiſch, bis zu den mit Butzenſcheiben oder Glasmalereien verſehenen Fenſtern und den Schlöſſern der Thüren, ſoll alles im Einklange ſtehen. Die Schüſſeln und Krüge, welche die Credenz (den alten Schänktiſch) zieren, oder auf dem Bett oder der Thür angebracht ſind, ſie ſollen ſich möglichſt genau dem Zeitgeſchmacke des Ganzen anpaſſen; ja ſelbſt das Tiſchtuch finden wir mit Sprüchen in gothiſchen Lettern eingeſtickt und es gibt Wohnungen, in denen ſogar das Spinnrad und der Spinnrocken nicht fehlen dürfen; aber nicht etwa zur Benützung der Hausfrau, die von deren Handhabung keine Ahnung hat, ſondern um als Staffage zu ihrem altdeutſchen Hausanzug zu

dienen. Um sich nun alles dieses richtig zusammenzustellen, bedarf es gewisser culturhistorischer Kenntnisse, welche die Wenigsten selbst besitzen, und wobei sich die Meisten auf den Decorateur verlassen, der sie zwar in der Regel auch nicht besitzt, sich aber gleich seinen Kunden dort, wo die Begriffe fehlen, mit dem so viel mißbrauchten Worte „stylvoll" abfindet. Historisch wie unsere Wohnung, ist wie bereits angedeutet, in Manchem auch die Damenkleidung. Einen culturhistorischen Charakter tragen schon seit einer Reihe von Jahren unsere Costümfeste an sich; so daß man mit Fug und Recht sagen könnte, der moderne Genußmensch erfreue sich in seinem Heim, auf der Straße und im Ballsaal an den Erinnerungen und dem Geschmacke einer längstentschwundenen Zeit. Ob nun der Grund darin liegt, daß die Gegenwart in gewisser Richtung an originellen Ideen wirklich arm ist; genug, wir wohnen, wir kleiden uns, wir vergnügen uns mitunter historisch, warum essen und trinken wir nicht auch historisch? Warum sind Küche und Keller von jener Sucht Längstvergangenes wieder aufzufrischen, ausgenommen geblieben?

Der Grund liegt einfach in unserer physischen Gestaltung. Ebensowenig als wir im Stande wären uns in der schweren Eisenrüstung des Ritterthums zu bewegen, da unser Körperbau ein wesentlich schwächerer ist als jener der früheren Geschlechter, ebensowenig würden unsere geschwächten Mägen die schwerere starkgewürzte Kost und die reichlichen Libationen unserer Altvorderen vertragen. Zur Zeit des Eisenharnisches, der Panzerhemden und Beinschienen stand der Humpen nicht wie heute als leerer Zierath auf der Kredenz, sondern auf der Tafel selbst, bis zum Rande mit schwerem Wein gefüllt und damit hieß es Bescheid thun, womöglich auf einen Zug, mitunter auch strafweise; ein solcher Humpen aber faßte gut 1½ bis 2 Maß.

Die Eintheilung der Mahlzeiten in Frühstück, Mittagessen und Abendessen war im Mittelalter und in der neueren Zeit nicht anders als bei uns. Nur die Essensstunden wechselten im Laufe der Jahrhunderte, und zwar derart, daß sie allmälig auf eine immer spätere Tageszeit verlegt wurden. Da man im XIII., XIV. und XV. Jahrhundert schon um 4 oder 5 Uhr aufzustehen und um 9 Uhr Abends zu Bette zu gehen pflegte, so fiel das Frühstück in eine sehr zeitige Morgenstunde. Es bestand auf der Ritterburg wie in den Städten und Dörfern in einer Suppe, allenfalls auch in einem Humpen Wein. Die unglückliche Königin Schottlands, Maria Stuart, die in der Schiller'schen Dichtung als eine so ideale Gestalt erscheint, genoß, wie aus einem ihrer Briefe hervorgeht, zum ersten Frühstück ein Pfund Speck und eine Kanne Bier; auch bediente sie sich beim Essen statt der Gabel noch der Finger.

Das frühe Aufstehen brachte es mit sich, daß in manchen Städten schon um 10 Uhr, in anderen um 11 Uhr zu Mittag gegessen wurde; dem-

entsprechend war das Abendessen um 4, 5 auch 6 Uhr. Kaiser Karl V. speiste um 11 Uhr zu Mittag, um 7 Uhr zu Nacht. So war die Eintheilung der Mahlzeiten in Frankreich im XVII. Jahrhundert bis zum Anfange des XVIII., gegen dessen Ende die vornehme Welt um 5 Uhr dinirte und um 8 Uhr soupirte. Der in Deutschland gebräuchliche Ausdruck für die Hauptmahlzeiten war „Imbiß"; das Essen in der Zwischenzeit nannte man „Undern", jenes zwischen dem Mittag- und Abendessen „After-Undern". Bei einem Mittagmahl auf den deutschen Ritterburgen des Mittelalters waren die Speisen an gewöhnlichen Tagen sehr einfach zubereitet und bestanden zumeist aus gesalzenem und geräucherten Fleisch, Hülsenfrüchten und Kohl. Bei festlichen Anlässen wurden stark gewürzte Leckerbissen, complicirte Brühen und künstliches Backwerk aufgetragen. Die Tafel war mit einem weit über die Tischränder herabhängenden Tischtuche bedeckt; ein Luxus, den man bei den mittleren Classen bis zum XVI. Jahrhundert nicht kannte. Bei den Kriegszügen wurden Tischtücher für den Feldhauptmann und die das Heer begleitenden Rathsmitglieder mitgenommen.

Gabeln wurden nur in der Küche verwendet; die Speisen kamen zerlegt auf den Tisch und wurden mit Löffeln gegessen. Nur in Italien bediente man sich der Gabeln, und zwar der zweizackigen schon im XV. Jahrhundert, und als im XVI. diese Sitte am französischen Hofe eingeführt wurde, kam sie den Leuten so seltsam vor, daß Satyren darauf gedichtet wurden, ja die heutzutage so prüden Engländer gaben den Italienern noch im XVII. Jahrhundert den Spottnamen „Zinkenträger".

In Schottland untersagten die Klöster ihren Mönchen den Gebrauch der Gabel als strafbaren Luxus, eine Anschauung, die schon in viel früherer Zeit Gesandte Karls des Großen gehabt zu haben scheinen, denen es bei einer Mission an den Hof der griechischen Kaiserin Irene aufgefallen war, daß man sich dort „beim Essen hölzerner Finger bediene", wofür, wie sie bemerkten, „die Strafe des Himmels nicht lange ausbleiben" werde. Gleichzeitig mit den Gabeln fanden die Servietten allgemeine Aufnahme, welche als eigentliche Servietten zuerst in Rheims in Frankreich angefertigt wurden. Die Messer scheinen nur von den Vorschneidern benützt worden zu sein; die Formen der Teller, Schüsseln und Trinkgefäße, sind uns als decorativer Schmuck unserer modernen Speisezimmer großentheils bekannt.

Die Mitte der Rittertafel nahm das Salzfaß ein, um welches Brod in verschiedener Form gelegt war. Häufig war die Tafel mit Blumen, namentlich mit Rosen geschmückt, wobei allerdings der Luxus nicht so weit getrieben wurde, wie zu den Zeiten Nero's, Caligula's und Vitellius' in Rom, wo die Vornehmen ihre Tafeln und Tischgäste mit Rosenkränzen schmückten, die im Winter aus Egypten herbeigeschafft, bei einem einzigen Gelage auf eine

Tonne Goldes zu stehen kamen. Auf der Credenz, dem Schänktisch, damals „Tresur" genannt, standen die für den Gebrauch bestimmten Kannen, Pokale und kostbaren Trinkgefäße. Von Kaiser Karl dem Großen wird uns berichtet, daß seine Mahlzeiten gewöhnlich aus vier Gerichten, worunter Eier und Wildpret, bestanden. Kalbsnieren, Hechtschwänze, Barbenköpfe und Gänsehaut galten für große Leckerbissen. Die von der Kirche gebotenen Fasten wurden mit so drakonischer Strenge durchgeführt, daß Fleischessen an einem Fasttage mit Todesstrafe bedroht war. Könige und Fürsten sendeten ärztliche und theologische Zeugnisse an den Papst ein, und baten unterthänigst Fleisch essen zu dürfen. Auch auf einzelnen Speisen lag Pontificalverbot. Papst Zacharias verbot sogar Hasenbraten.

An der königlich dänischen Hoftafel gab es nach einem Berichte von 1515 an Fleischtagen: Kohl mit Speck, Kuhfleisch mit Brühe, frischgesalzenes Fleisch mit Senf, Lämmerbraten, gesottene Hühner, wilde Vögel, gesalzenes und frisches Wildpret; an Festtagen: Häringe, Weinsuppe oder Grütze, Stockfisch mit Butter, frischen Dorsch oder andere Seefische, Eier und frische Butter. An Abwechslung fehlte es bei diesem Mahle allerdings nicht; aber die Art der Zusammenstellung an den Fleischtagen würde uns ebensowenig zusagen, wie die Zubereitung der Speisen. Einen Beweis dafür bildet ein historisches Essen, das vor etwa 25 Jahren von einer Gesellschaft von Alterthumsfreunden in einem Prager Gasthofe veranstaltet wurde, und wobei alle Speisen genau nach alten Küchenrecepten aus dem XVI. Jahrhundert zubereitet wurden. Bei aller Pietät für culturhistorische Erinnerungen erklärten die Gäste die meisten Gerichte für ungenießbar. Der Speiszettel jenes Essens ist mir nicht mehr bekannt, aber ich kann mir denken, daß der Grund der Ungenießbarkeit desselben für unsere Gaumen in der übertriebenen Anwendung von starken Gewürzen lag.

Es entspricht ganz dem Geschmacke jener Zeit, daß eines ihrer beliebtesten Fleischgerichte, namentlich bei Hirschessen der sogenannte „Pfeffer" bildete, der sich in der milderen Form des Hasenpfeffer bis auf unsere Tage erhalten hat. Feinschmecker schätzten übrigens schon damals Westphäler Schinken und eine Delicatesse, die wir nicht kennen: gesottene Kuheuter oder Uteressen.

Unter dem Wildpret, das im XV. und XVI. Jahrhundert genoßen wurde, finden sich außer unseren gebräuchlichen Arten auch Reiher angeführt. Sehr stark war der Consum von Fischen; dagegen die Auswahl in den Gemüsen eine beschränkte. Ihr Genuß wurde erst durch Einführung der Kartoffel in Europa allgemein, die vor wenigen Jahren ihr dreihundertjähriges Jubiläum feierten. Es ist seltsam, daß sich ihrer Verbreitung durch fast zwei Jahrhunderte in allen Schichten des Volkes fast unüberwindliche

Hindernisse entgegenstellten. Um ihre Anpflanzung im Großen machte sich im Jahre 1774 namentlich der französische Gelehrte Parmentier verdient, nachdem es ihm gelungen, den König Ludwig XVI. für diese Frucht zu interessiren. Bis ins XVI. Jahrhundert und noch lange Zeit darnach, ersetzte man beim Mahle die Kartoffel durch Brei oder Mus der verschiedensten Gattungen, z. B. von Mehl, Grütze, Obst, Lattich, Endivie, Gurken ꝛc. Salat wird in den Berichten über die damalige Küche nicht erwähnt.

Ueber die Beschaffenheit der Gasthäuser finden wir einen interessanten Bericht in den Colloquiis des Erasmus von Rotterdam, aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Wenn wir diesen Bericht heute lesen, so gelangen wir nicht nur zu der Ueberzeugung, daß vor ungefähr 400 Jahren von einem Reisevergnügen gar keine Rede war, ja wir begreifen kaum, wie sich Menschen, wenn sie nicht dringende Geschäfte dazu zwangen, den Mühen und Beschwerden damaliger Reisen unterziehen konnten. Denn der elende Zustand der Landstraßen, ganz abgesehen von der herrschenden Unsicherheit, der Mangel an halbwegs bequemen Beförderungsmitteln, wären schließlich für den, der, wie es damals allgemein gebräuchlich, zu Pferde reiste, zu ertragen gewesen, wenn die Mühen der Tagereise schließlich nur einigermaßen durch eine freundliche und gute Bewirthung gelohnt worden wären. Aber gerade das Gegentheil war der Fall. Während man heute fast über die Zudringlichkeit der Kellnerschaar zu klagen hat, die uns an der Schwelle des Gasthofes empfängt, mußte man damals lange klopfen und rufen, ehe jemand den Kopf zum Fensterchen heraussteckte, den man fragen konnte, ob hier ein Nachtquartier zu haben sei. Erfolgte kein Kopfschütteln, so konnte man ein Obdach erwarten. Man wurde eingelassen, das war aber auch für den Augenblick alles, was man ansprechen durfte. Kein Diener, kein Knecht zu einer Handreichung war zu sehen; das Reitthier hatte man mit eigener Hand in den Stall zu führen und voll Staub und Schmutz, den Mantelsack selbst tragend, trat man in die gemeinsame Wirthsstube.

Hier kann man nun vor Allen, die ab- und zugehen, so gründlich als man mag, Toilette machen. Wehe dem, der zeitig am Nachmittag in die Herberge gekommen und hungrig ist. Das Essen wird nicht früher aufgetragen, als bis man keine Gäste mehr erwartet, damit alle zu gleicher Zeit abgefertigt werden können. Fußgänger, Reiter, Kaufleute, Fischer, Fuhrleute, Weiber und Kinder, Gesunde und Kranke — alle zusammen, eine bunte table d'hôte von 80—90 Personen. Vor Tische beschäftigt sich diese durcheinander gewürfelte Gesellschaft mit Waschen, Kämmen, Kleiderreinigen, Schlafen und dem Anstaunen jedes Ausländers oder vornehmen Gastes, gleich einem Wunderthier. Wenn es recht spät geworden, zeigt sich ein alter Kahlkopf von Hausknecht mit wildem Bart und grauenerregendem Gesichts-

ausdruck in dem denkbar schmutzigsten Anzug, überzählt flüchtig die Zahl der Gäste und je mehr er deren findet, desto stärker heizt er ein, auch wenn die Sonne draußen unter Tags noch so warm geschienen. Jede Beschwerde wird mit einem derben „Wem's nicht ansteht, der suche sich eine andere Herberge!" erwiedert. Bald kommt der bärtige alte Hausknecht wieder und breitet Tischtücher, so grob wie Segeltuch, über die Holztafeln, an denen nun Alles, reich und arm, Herr und Knecht, ohne Unterschied, in bunter Reihe durcheinander, meistens zu je acht an einem Tisch Platz nimmt. — Wieder erscheint der Hausknecht und bringt einem Jeden einen hölzernen Teller nebst einem Löffel von nämlichem Stoffe, dazu einen gläsernen Krug, ferner Brod, mit welchem man sich einstweilen die Zeit vertreibt, bis das Mus gekocht ist, was mitunter ein Stündchen dauern kann. Endlich kommt Wein auf die Tafel.

Aber guter Vater im Himmel, ruft Erasmus aus, was für Wein! Scharf und sauer wie Essig. Nach einer weiteren langen langen Pause kommen mit vielen Umständlichkeiten die Schüsseln auf den Tisch, und zwar: in der ersten gewöhnlich Brodstückchen in Fleischbrühe getaucht; an Fasttagen Brühe von Gemüsen; dann aufgewärmtes Pöckelfleisch oder eingesalzener Fisch; nun kommt irgend eine Art von Mus, dann eine feste Speise und endlich gebratenes Fleisch und gesottene Fische. Mit letzteren Gerichten aber sind sie, wie Erasmus bemerkt, sparsam und tragen sie schnell wieder ab. Nach Tische erhält man eine genießbarere Sorte Wein vorgesetzt; wer wacker trinkt, sowie der Adelige hat sich von Seite des Wirthes einer freundlicheren Behandlung zu erfreuen. Nun treten mitunter Schalksnarren und Hanswurste auf und belustigen die Gäste durch ihre Künste, wobei sie oft bis in die tiefe Nacht einen Höllenlärm machen. Die Rechnung wird in Form von einigen räthselhaften Kreisen und Halbkreisen auf einer Schiefertafel angekreidet, welche der schmutzige Hausknecht dem Gaste präsentirt. Auch jetzt noch hat sich der müde Reisende mit dem Schlafengehen so lange zu gedulden, bis es den Anderen beliebt, sich zu Ruhe zu begeben; endlich erhalten die bevorzugteren Gäste ein Bett angewiesen, wovon der Ueberzug mindestens ein halbes Jahr nicht in die Wäsche gekommen ist, während den übrigen ein Bund Stroh oder Heu als Lagerstätte dient. Dies ungefähr sind die Anfänge, aus denen sich im Lauf der Jahrhunderte das Hôtelleben unserer Zeit mit all seinem Comfort und seinem Luxus entwickelt hat.

Nach dieser kurzen Abschweifung wollen wir nun in unseren gastronomisch-historischen Betrachtungen dort wieder anknüpfen, wo wir unsere Gasthausgesellschaft bei ihrer table d'hôte verlassen haben, nämlich beim Nachtisch, oder wie man es später in Frankreich nannte, beim Dessert. Im XV. und XVI. Jahrhundert, und auch noch weiterhin, pflegte man am Schlusse des Mahles: Käse, Obst, Rettiche, Confect, Lebkuchen, Mandelkäse

und Eierkuchen aufzutragen; einige dieser Speisen wurden übrigens auch mitten während der Mahlzeit genossen. Ausländische Obstsorten sind noch selten zu haben; Südfrüchte findet man z. B. in Frankfurt am Main gar nicht und muß sie von Nürnberg, dem Hauptmarktplatze für den italienischen Handel, kommen lassen. Von unserem Obst kommen Kirschen, Nüsse, Aepfel und Birnen am häufigsten vor; von Aprikosen, Pfirsichen, Mirabellen geschieht im Mittelalter — wenigstens in Mitteldeutschland — keine Erwähnung; Pflaumen gehörten zu den edleren Obstsorten. Das Confect wurde bis in's XVI. Jahrhundert bloß in den Apotheken bereitet, obschon es damals schon Zuckerbäcker gab.

Die Bereitung des Zuckers aus dem Zuckerrohr war ursprünglich nur im Orient bekannt; schon um das Jahr 1000 wurde Zucker von Alexandrien nach Venedig gebracht, wo man ihn schon damals in die angeblich von den Chinesen herstammende Hutform gebracht haben soll. Bis zu den Kreuzzügen war er in Europa überaus selten und wurde erst durch diese allgemein bekannt. Columbus brachte 1490 das Zuckerrohr von den kanarischen Inseln nach San Domingo und hier wurde es zuerst im Großen gebaut. Die Cultur desselben in Europa, die früher ziemlich ansehnlich gewesen, war im Laufe der Zeiten völlig verschwunden und erst zu Beginn des XVI. Jahrhunderts wurde sie in Spanien wieder aufgenommen, worauf dann in den meisten Staaten Raffinerien zur Reinigung des Kolonialzuckers entstanden; doch war der Zucker noch im XVII. Jahrhundert in Deutschland so theuer, daß alle wenig Bemittelten nur Syrup und Honig gebrauchten. In Frankreich ward der Zucker noch unter Heinrich IV., also in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, unzenweise von den Apothekern verkauft.

Wenn in Frankfurt am Main schon 1491 zum erstenmal eines Zuckerbäckers erwähnt wird, so ist wohl anzunehmen, daß derselbe seine Waaren mit Syrup und Honig bereitet haben mag; wiewohl im Jahre 1477 eben dort ein Zuckerfabrikant oder Zuckermann genannt wird, über dessen Erzeugungsart jedoch nähere Angaben fehlen. Eines der ältesten Confecte sind die Lebkuchen, deren Bereitung in Basel schon im XIII. Jahrhundert ein Gewerbe bildete. Auch der Marcipan gehört der historischen Conditorei an; er stammt aus Venedig, nach dessen Stadtpatron er Marci panis oder Markus-Brod benannt wurde. Die Namen anderer Confecte sind: Kraftküchlein für schwache und kranke Personen, die gemeinen Brustküchlein, gebildeten Zuckerküchlein u. s. w. Die Eierkuchen bestanden aus geschlagenen Eiern, gehackten Aepfeln, Honig und Gewürz; Mandelkäse war eine Art Pudding. In Wien wurden angeblich im Jahre 1615 von der Luxusbäckerin Cäcilie beim Peilerthor (jetzt Naglergasse) die Krapfen erfunden, welche damals der Erfinderin zu Ehren Cillyküge1n hießen. Dreißig Jahre später

ließ man ihnen durch Beigabe von süßer Fülle eine Verbesserung angedeihen. In dem kurzen Carneval des Jahres 1815 wurden allein in Wien 8 bis 10 Millionen Krapfen verzehrt.

Die Kaisersemmel ist bis auf Kaiser Friedrich IV. zurückzuführen, von dem es hieß, er hätte „Bützlein backen lassen", die diesen Namen erhielten. Die Nürnberger Chronik erzählt hierüber Folgendes: „Im 1487er Jahr in derselben Kreuzwochen, da ließ der Kaiser die kleinen Kinder so in der Stadt waren, alle in den stattgraben berufen und hat etzliche 1000 Bützlein backen lassen und gab jedem Kind eines, darauf stand des Kaisers Bild, aber es zerun an vielen, waren demnach nit alle vorhanden, darum nennet man diese Bützlein bis uff den heutigen Tag: „Kayser". Viel weiter und zwar bis in's Mittelalter zurück datirt die Entstehung der Bretze. Damals pflegten die Geistlichen den Kindern zur Belohnung für gutgesprochene Gebete ein Backwerk zu geben, das in einem Ringe die Form eines Kreuzes zeigte und Gebetkuchen zu deutsch preciuncula Prezel hieß. Der Bretzenbäck gehörte lange Zeit zu den charakteristischen Straßenfiguren österreichischer und deutscher Städte. Das sogenannte Beugel, Mohn- oder Nußbeugel, entlehnt seinen Namen dem Zeitworte biegen oder beugen. Das Kipfel ist eine Errungenschaft der Wiener Türkenbelagerung von 1683; den Türken zum Hohn erhielt das damals auftauchende Gebäck die Halbmondform. Anfangs nannte man es Monde, dann Hörndl, wovon die noch heute in Deutschland gebräuchliche Bezeichnung Hörnchen. Kipfel leitet man von dem Worte Gipfel ab und ist damit der Stefansthurm genannt, dessen Spitze damals keinen Adler, sondern einen Halbmond trug.

Von den an bestimmte Fasttage geknüpften Speisen wären außer den Faschingskrapfen noch die Peregrinuskipfel, die Allerheiligenstrizel, die Osterbrode, Flecken und Fladen, sowie die gefärbten Ostereier zu erwähnen. Letztere waren schon 700 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung bei dem großen Frühlingsfeste von Tsing-ming in China in Gebrauch und haben eine sinnige Entstehungsgeschichte. In der germanischen Mythologie leiten Grimm und andere Autoritäten die Sitte des Schenkens von farbigen Ostereiern auf den Cultus der Ostara, der sächsischen Gottheit des wiedererwachenden Frühlings, des wiederkehrenden Lichtes und der Sonnenhitze zurück. Als die Kirche das heidnische Frühlingsfest in ihre Dienste nahm, nahm sie auch die Eier gefärbt und ungefärbt unter die zu weihenden Gegenstände auf. Papst Paul V. erließ ein Rituale, welches die von den Priestern zu sprechende Segensformel über die Eier, für England, Schottland und Irland enthielt. Der mit den Ostereiern verbundene christliche Gedanke war das schlummernde Leben im todten Ei, eine Symbolik des todten Heilands, der auch nur im Grabe schlummerte, und zugleich der Auferstehung,

weil das im Ei begrabene Hühnchen auch nur das Licht der Welt erblickt, indem es seine Grabesmauern, d. h. die Eierschalen, sprengt.

An gewissen Tagen im Jahre, sowie sonst bei festlichen Anlässen veranstaltete der Rath der Städte die sogenannten Hirschessen, die wie das Walpurgis- und Bürgermeistergelage, in den Stadtgeschichten eine besondere Rolle spielten. Den Rathsherren, welche dem Feste nicht beiwohnten, schickte man ihren Antheil nach Hause; jedoch nur, wenn sie krank oder in Stadtgeschäften verreist waren. Die Rathskeller, welche zu diesen Gelagen das Getränk lieferten, waren allenthalben wohl bestellt, über jenem in Bremen stand zu lesen: „Dieweil ein edler Rath der Weisheit oben pfleget, hat er der Weisheit Quell hier unten angeleget." — Eines der großartigsten Festessen, das unsere heutigen Kräfte wohl übersteigen dürfte, war das Bankett, das der Rath von Braunschweig am 6. October 1569 dem neuen Herzog Julius gab, und welches von 12 Uhr bis 4 Uhr dauerte. Der erste Gang bestand aus Rindfleisch mit Suppe, Braten, Hasen, Rebhühnern, Birnen und Pasteten; der zweite aus gekochten Vögeln und frischem Lachs; der dritte aus Herz vom Hirsch in Semmel gebraten und Weinmus; der vierte aus Hirschwildpret und Mandelkäse; der fünfte aus Hirschpasteten und Schaffleisch; der sechste aus gebratenen Vögeln und Quappen; der siebente aus gebratenen Ferkeln und getrockneten Forellen; der achte aus Mandeltorte und Gründlingen; der neunte aus Ferkeln in Gallert; der zehnte aus Muscheln und kleinem Gebäck; der elfte aus Krebsen, Karpfen und Pasteten; der zwölfte aus Bratfischen, Gebackenem und Parmesankäse. Zu jedem Gange mit Ausnahme des ersten und letzten wurden „Schaugerichte" aufgetragen, die aus vergoldeten oder gemalten Figuren, Thieren, Vögeln 2c. bestanden und von Pastetenbäckern hergestellt worden waren. An Getränk wurden bei diesem Bankette consumirt: 15 Faß Märzbier, 1 Faß starkes, 8 Tonnen Weißbier, 2 Faß Einbeck'sches Bier, 4 Faß Mumme (ein gewürzhaftes, süßliches spezifisch braunschweigisches Bier) und 7½ Ohm Rheinwein.

Zur Beleuchtung dienten 15 Fackeln, 36 Pfund Tafel- und 103 Pfund Talglichter. Daß auch die Köpfe illuminirt waren, dafür spricht der durch fortgeschleppte und zerstörte Gegenstände angerichtete Schaden. Der Rath mußte nach dem Bankett Nachstehendes den Eigenthümern ersetzen: 4 zerrissene Tafellacken, 11 zerschlagene Stühle, 23 zinnerne Schüsseln, 6 solche Teller, 1 Kanne, 7 Leuchter, 2 Pipkannen von Zinn, 2 Roste, 67 Schüsseln und 17 Teller von Holz, 34 Weingläser und für 11 Gulden andere Gläser. Man sieht hieraus, daß die Unterhaltung bei dem Mahle eine recht lebhafte gewesen sein mag. Die Kosten für dasselbe betrugen — abzüglich des Schadenersatzes — 3.085 fl. 7 Schilling, 5 Pfennige.

Wilhelm von Oranien bewirthete auf seiner Hochzeit 1561 Gäste, die mit 5647 Pferden erschienen waren, während er selbst ein Gefolge von 1100 Pferden mitgebracht hatte. Verzehrt wurden 4000 Scheffel Weizen, 8000 Scheffel Roggen, 13.000 Scheffel Hafer, 3600 Eimer Wein, 1600 Fässer Bier. Als ein Glanzpunkt in der Geschichte luxuriöser Gastlichkeit im Mittelalter hat lange die Hochzeit gegolten, welche König Ottokar II. 1264 seiner Nichte mit einem ungarischen Prinzen ausrüstete. In der Münden'schen Hochzeitsordnung von 1610 wird bestimmt, eine große Hochzeit solle nicht über 24, eine kleine nicht über 14 Tische von je 10 Personen haben.

Wir erwähnten bei dem Mahle, das der Rath von Braunschweig dem Herzog Julius gegeben, der Schaugerichte. Diese spielten bei den Banketten früherer Jahrhunderte in der That keine unwichtige Rolle. Dem Tafelaufsatze, der 1749 die Tafel des sein 50jähriges Jubiläum feiernden Erzbischofes von Wien Grafen Kollonitz geziert und von dem „Zuckerbacher" Seiner Eminenz verfertigt worden, ward von dem Weltpriester und gekrönten Poeten Franz Carl Panel eine ausführliche im Drucke erschienene Beschreibung gewidmet, von deren langathmigem Titel wir der Curiosität wegen nur die Anfangsworte anführen wollen: „Concepten auf die Confecten, welche bey der Tafel Ihro Hochfürstlichen Eminenz ꝛc." Der Beginn der „Lateinisch-deutschen Beschreibung" aber lautet: „Die Zuckerconfecturen präsentirten ein schön und prächtiges Triumphgebäude, von 16 Werck-Schuhen in der Länge und 3 Schuhe in der Höhe. Von diesem Gebäude gingen 6 Galerien aus und zu Ende 4 Lusthäuser, in Pyramidalischer Figur, allwo die Römisch-Kayserlich-Ungarisch und Böheimische Cronen wie auch der Erzherzogliche Hut zu ersehen" ꝛc. ꝛc.

Schon an dem Hofe Karls des Großen soll übrigens, wie die Sage geht, ein gewisser Tafelluxus entfaltet worden sein, der seinen Ausdruck unter Anderem darin gefunden, daß der Fasan mit vergoldeten Füßen, der Pfau mit entfaltetem Schweife servirt wurde. Zur Zeit Papst Pius II. Aeneas Sylvius Piccolomini, wurde die Ueberfeinerung so weit getrieben, daß dessen Gesandte in Siena durch die auf Gelée gemalten Wappen beinahe vergiftet worden wären. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts waren in Frankreich beim Anrichten gewisser Speisen mitunter recht inappetitliche Schwänke beliebt, indem der Aal mit der pfeilförmigen Zunge einer Schlange, der Hase mit Katzenohren auf die Tafel kam. Auch in England war man in dieser Richtung nicht weniger erfinderisch; so fertigte der Koch des Herzogs von Buckingham eine Pastete, in die er den Zwerg Jeffery Hudson (geboren 1619 zu Abham in England) setzte, der im 24. Jahre seines Lebens zwei Fuß hoch war.

Wenn Brillat Savarin in seinen Aphorismen bemerkt: „Sage mir, was Du ißt, und ich sage Dir, was Du bist", so mag dies für's Erste wohl etwas paradox klingen, wenn wir die Sache aber näher betrachten, so werden wir finden, daß der berühmte Feinschmecker und Kochkunst-Gelehrte nicht so ganz Unrecht hatte. Ein kurzer Rückblick auf die Geschichte der Kochkunst, auf den Zusammenhang ihrer Entwicklungsstufen mit der Entwicklung des Völkerlebens im Laufe der Jahrhunderte, liefert uns einen klaren Beweis dafür, daß wir vollständig berechtigt sind, sie als einen Theil der Culturgeschichte anzusehen. Das älteste Kochbuch stammt aus dem Zeitalter des Augustus und Tiberius und wird dem im damaligen Rom berühmten Feinschmecker Marcus Gabius Apicius zugeschrieben, der nachdem er ein Vermögen von Millionen bis auf eine halbe Million durchgebracht, Gift nahm, weil er sein Leben nicht mehr fristen zu können glaubte. Wahrscheinlich ist das Kochbuch von einem gewissen Cölius abgefaßt, der der Reclame halber den Namen Apicius vorsetzte; gedruckt wurde es zum ersten Mal in Mailand 1498. Der Gipfel der Kochkunst scheint in jener Epoche darin bestanden zu haben, den charakteristischen Geschmack jeglicher Speise durch Mischung und Verarbeitung zu vernichten; dafür spricht schon der Umstand, daß man sich zur Reizung des Gaumens außer starken Gewürzen und Laucharten sogar des orientalischen Silphion's oder der Asa foetida bediente.

Dessenungeachtet legt Apicius Werth darauf, daß man die Gemüse durch eine kleine Beigabe von Natron schön grün siede; und eine große Rolle bei den römischen Tafeln spielen die Fische, auf deren künstliche Zucht und Mästung der fremden Arten man sich vortrefflich verstand. Die Sucht nach Außergewöhnlichem herrschte in gewissen Kreisen wie in unseren Tagen vor und gab die inländischen Erzeugnisse einer ganz ungerechtfertigten Geringschätzung preis. Dafür durften bei einer feinen Tafel Pfauen aus Samos, Hühner aus Phrygien, Kraniche aus Melos, junge Böcke aus Aetolien, Thunfische aus Chalkedon, Muränen aus Tarteſſus, Austern aus Tarent, Muscheln aus Chios und Datteln aus Egypten nicht fehlen.

Die Zeit der Völkerwanderung war keiner Kunstentwicklung, auch nicht der der Kochkunst günstig. Der Glanz einzelner Herrscherhöfe mag sich später wohl auch auf die Tafeln und Gelage ausgedehnt haben, doch sind uns hierüber sichere Angaben nicht zur Hand und scheint sich der Vorzug der Großen mehr auf die Quantität der Gerichte und des zu Genießenden, als auf die Qualität und die Zubereitung erstreckt zu haben. Die Kreuzzüge, welche dem mittelalterlichen Europa eine Fülle von neuen Kenntnissen erschlossen und der ritterlichen Poesie neue Anregung boten, blieben auch auf die Beschaffenheit und Zusammenstellung der Nahrung nicht ganz einflußlos. Manche bis dahin unbekannte Nutzpflanzen des Orients wurden von den

Kreuzfahrern heimgebracht und als die italienischen Seestädte dann in engen Handelsverkehr mit der Levante traten, fanden die fremden Genußmittel immer größere Verbreitung. Epochemachend für die Kochkunst war aber erst wieder die Renaissance; und sowie Italien in der modernen Geistesbildung mit der Veredelung des Kunstgeschmackes und der Wiedererweckung des Schönheitssinnes allen anderen Ländern voranging, so auch in der Verfeinerung der Küche. Aus dieser Zeit besitzen wir auch wieder ein Kochbuch von dem Mundkoche Papst Pius V., Bartolomäus Scappi.

Die Mediceer beschützten mit den anderen Künsten auch die der Küche; namentlich Papst Leo X. galt hierin für einen gewiegten Kenner und wußte ein neuerfundenes Ragout zu schätzen; er selbst soll eine Gattung kleiner Würste erfunden haben, die so kostbar waren, daß sein Nachfolger Hadrian VI., als er deren Kosten in den Rechnungen fand, nicht wenig darüber erschrak. Bei einem Mahle, das dem Papste von Augustin Chigi gegeben wurde, ward ein Luxus entfaltet, der der lucullischen Verschwendung wenig nachgab. Der Koch des Cardinals Caraffa verhalf seinem Herrn zu einer Berühmtheit, die dieser ohne den Besitz seines Küchenmeisters nie erlangt haben würde. Dieser seltene Koch besaß die Gabe über seine Kunst ganze Vorträge zu halten. Hieraus entnehmen wir unter Anderem, daß schon im XVI. Jahrhundert in Italien großer Werth auf den Salat gelegt wurde; daß man dem Anrichten desselben eine besondere Sorgfalt zuwendete und daß es Sorten gab, die man warm und andere, die man kalt servirte. Mit den mediceischen Prinzessinnen ward die italienische Küche an dem französischen Hofe eingeführt. Der Katharina von Medicis verdanken die Gourmets das Recept zu der „Crême à la frangipane“. Von Frankreich gelangte die feinere Kochweise dann nach Deutschland, wie aus einem französischen Kochbuche vom Jahre 1600 zu entnehmen ist; doch ist zu bemerken, daß sich vorerst nur das südliche Deutschland dieser Renaissance zugänglich zeigte, während im Norden noch das Vertilgen großer Speisemengen und unmäßiges Trinken jede Verfeinerung ausschließen. Das charakteristische Merkmal der französischen Küche aber, wodurch sie schon damals bahnbrechend wirkte, war, daß der Zubereitung der meisten Speisen die Fleischbrühe oder Bouillon zur Grundlage diente, während man in Italien ebenso wie früher in Griechenland und Rom, die Fleischbrühe ganz unbenützt gelassen und sich statt derselben des Olivenöls bedient hatte, im Norden dagegen beides durch Butter ersetzte. Ohne die rationelle Verwendung der Bouillon wäre die Ausbildung der französischen Küche zu der hohen Stufe, die sie später eingenommen, so daß man nicht ohne Berechtigung von einer Cuisine savante (gelehrten Küche) sprach, gar nicht denkbar. Der Composition der meisten Saucen liegt die Fleischbrühe zu Grunde. Der Koch der Köche unter Ludwig XIV. war der berühmte Vatel, der für jede von ihm

neu erfundene Speise eine Tabatière oder einen Ring erhielt und der durch die pikante Zubereitung des begehrten Vogelgerichtes der Ortolane, die in der Literatur, wie in der französischen Gesellschaft gefeierte Frau v. Sévigné zu Thränen rührte. Vatel endete tragisch, aus gekränktem Ehrgeize; er stürzte sich in seinen Degen, weil bei der königlichen Tafel an einigen Tischen der Braten fehlte und weil die für den nächsten Tag erwarteten Sendungen von Seefischen nicht eintrafen. Als er sterbend zusammenbrach, langten die Seefische von allen Seiten ein. Frau von Maintenon erfand für den heiklen Magen Ludwig's XIV. die heute noch geschätzten Côtelettes en papillotes. Sein Vater und Vorgänger auf dem Thron Ludwig XIII. hatte sich mit der Zubereitung von Confituren beschäftigt, während Ludwig XV. selbst Kaffee kochte. Am Hofe dieses Herrschers zeichneten sich die Tafeln durch größere Ordnung und Eleganz aus. Es war eine bestimmte Anzahl von Gerichten, acht bis neun, vorgeschrieben, die nicht überschritten werden durfte. Ein Menu von 1740 lautet beispielsweise folgendermaßen: Suppenfleisch, Vorspeise von in eigenem Saft gedünstetem Kalbfleisch, ein Beigericht (hors d'oeuvre), ein Truthahn, eine Schüssel Gemüse, ein Salat, ein Crèmegericht (nur bisweilen), Käse, Obst, Eingemachtes (Confituren). Die Teller wurden nur dreimal gewechselt, nämlich nach der Suppe, beim zweiten Gang und beim Dessert. Kaffee wurde nur selten servirt, ziemlich häufig aber Kirsch- oder Nelkenliqueur, der damals erst seit Kurzem bekannt geworden war. Die Erfindung der süßen Liqueure fand zur Zeit Ludwigs XIV. statt, der bisweilen an Schwächeanwandlungen litt, die man durch Verabreichung einer Mischung von Branntwein mit Zucker und parfumirten Substanzen zu beheben suchte, die man Herzstärkungen nannte.

Bemerkenswerth ist, daß an dem Hofe Ludwigs XV. zwei Drittel des gesammten zum Mahle verwendeten Fleisches zur Herstellung der Fleischbrühe verwendet wurden. Am Charfreitag ward dem König ein Diner servirt, das anscheinend aus Geflügel, Wild und anderen Fleischstücken bestand, in Wahrheit aber nur künstlich aus so geformtem Gemüse hergestellt war. Für eine große Feinschmeckerin galt Königin Anna von England, während im nächsten Jahrhundert Georg II. aus dem Hause Hannover für einen der nüchternsten Herrscher im britischen Reiche galt. Laut einem allerhöchsten Küchenbulletin vom 13. September 1733 bildete seinen Mittagstisch: eine Suppe, ein Taubenfricassé, ein Ragout von Hammelfüßen, ein Kalbsbraten, ein Kapaun, zwei Tauben, eine Torte und ein Fladen. Der damalige Prinz Eduard mußte sich mit einer Suppe und einer fetten Henne und der Cardinal von York (Monsieur le Duc) mit einer Suppe und zwei Ecossaisen begnügen. So mancher Cavalier, so manche Dame aus der Gesellschaft jener Zeit machten sich durch die Erfindung dieses oder jenes schmackhaften Gerichtes

einen gastronomischen Namen, wie der Marquis von Béchamel durch die von ihm erfundene pikante Zwiebelsauce, der Prinz von Soubise durch die nach ihm benannten Kalbscotelettes, die Marschallin von Luxemburg durch das poulet à la Villeroy, die Pompadour durch filets de volaille à la Bellevue, der Herzog von Richelieu durch die boudins de carpe à la Richelieu und ein Herzog von Boufflers, ob der berühmte Marschall ist uns unbekannt, durch die nach ihm benannte, in Oesterreich als Indianerkrapfen, in Deutschland als Mohrenköpfe beliebte Chocoladebäckerei.

Friedrich der Große von Preußen verband große Feinschmeckerei mit großer Sparsamkeit und hatte für seine Tafel täglich nicht mehr als 33 Thaler 8 Groschen ausgesetzt, wofür er 24 Schüsseln erhielt, 16 Mittags und 8 Abends; Mittags für 24, Abends für 8 Converts; für jede Person mehr ward 1 Thaler hinzugezahlt. Er ließ sich jeden Abend den Küchenzettel für den folgenden Tag, mit derselben Pünktlichkeit, wie irgend einen Rapport bringen, wählte und corrigirte und freute sich, wenn er darauf eine seiner Lieblingsspeisen (Polenta, Aalpastete) fand. Einst lobte der König seinem Mundkoch Noel gegenüber dessen treffliche Pasteten: „Aber solche Pasteten werden uns noch in die Hölle bringen" wendete der fromme Haushofmeister ein. Wir scheuen beide das Feuer nicht! tröstete ihn der König. Kaiser Josef II. legte wenig Werth auf culinarische Genüsse; ebensowenig als Papst Clemens XIV., dessen Menu zur Verzweiflung seiner Köche, sich auf Hühner, Reis, Nudeln und Eier beschränkte, wozu der Papst ein Glas Montepulciano trank. Der frugalen Lebensweise des gegenwärtigen Papstes Leo's XIII. ist wiederholt in den Tagesblättern Erwähnung geschehen. Napoleon I. war ein starker Esser, beschränkte sich aber dabei auf wenig Gerichte; eine volle Schüssel Suppe, zwei Schüsseln Fleisch und eine Schüssel Gemüse und namentlich viel Salat, sowie auserlesenes Obst, bildeten sein einfaches Mahl. Während desselben trank er eine Flasche Claret mit Wasser gemischt und zum Braten etwas puren Wein; hie und da zur Anregung auch Champagner von Moet. Nach dem Urtheile seines Küchenmeisters, des berühmten Carême, waren die kunstverständigsten Esser jener Zeit der Fürst von Talleyrand, Murat, Junot, Fontanes, der Kaiser Alexander, Georg IV. und der Marquis von Cussy.

Die französische Revolution brachte die altfranzösische Haussuppe pot au feu zu Ehren, welche immer mehr Verbreitung fand und bis auf den heutigen Tag sowohl in Frankreich, wie in Belgien ebensowenig auf dem Tische des bürgerlichen Gewerbsmannes, wie auf dem des Arbeiters fehlen darf. Der letzte Umschwung in der bürgerlichen Küche, auch in Oesterreich und Deutschland vollzog sich in unseren Tagen, etwa zwischen den 1850er und 1860er Jahren. Wir meinen hier nicht die mit der Mode wechselnde

Reihenfolge der Gerichte, wie daß es vor etwa 40 bis 50 Jahren noch Sitte war, die süße Mehlspeise vor dem Braten aufzutragen. Solche Gebräuche fallen wie gesagt in den Bereich der jeweiligen Mode, die stets eine Rechtfertigung für sie zur Hand hat. Der große Umschwung aber, von dem hier die Rede sein soll, hängt theils mit der Nahrungsmittellehre der Chemie, theils mit den damit zusammenhängenden Fortschritten der Medicin, theils auch mit der Ausbreitung und Vervollkommnung des Verkehres durch die Eisenbahnen zusammen. Ursprünglich war es die auf dem Continent herrschende Anglomanie, welche uns die englische Art zu braten annehmen ließ. Später, als die Chemie nachwies, daß der Nährwerth des gesottenen Fleisches weit geringer sei, als der des gebratenen, als die Medicin die größere Verdaulichkeit und Zuträglichkeit des letzteren für den Organismus darlegte, begannen die Beefsteaks und Roastbeefs 2c., die man vor einigen Decennien nur in den Gasthäusern ersten Ranges gekannt, immer größere Verbreitung zu finden und auch auf dem Tische der Familien das bisher traditionelle gesottene Rindfleisch zu verdrängen. Durch den regen Eisenbahn- und Dampfschiffverkehr sind uns die frühreifen Gemüse und Obstsorten des Südens näher gerückt und zu annehmbaren Preisen zugänglich gemacht worden. Dasselbe ist mit den Seefischen der Fall, deren Genuß durch die Langsamkeit der ehemaligen Transportmittel sehr erschwert, wenn nicht ganz unmöglich gemacht wurde. Unser Consumtionsgebiet hat sich mit einem Worte bedeutend erweitert und dürfte sich in Hinkunft auch noch mehr ausdehnen. Was vor einem Vierteljahrhundert nur auf der Tafel des Reichen aufgetragen ward und als besonders seltene Delicatesse galt, ist heute auch dem Minderbemittelten zugänglich. Kartoffel aus Algier oder Süditalien, Fische aus der Adria oder der Nordsee, Schneehühner aus Rußland und Norwegen, Haselhühner aus Croatien und Slavonien sind Marktwaare geworden. Aus einem Umkreise von 40 bis 50 Meilen und darüber beziehen die Großstädte ihren täglichen Bedarf an frischer Milch und es gibt Consumtionsgesellschaften, wie z. B. die der in Wien lebenden Nordbahnbeamten, die den größten Theil ihrer Nahrungsmittel viele Meilen weither vom flachen Lande zu billigen Preisen beziehen.

Der Austausch von Lebensmitteln zwischen Ländern auf große Entfernungen hin ist eine alltägliche Erscheinung des Handelsverkehrs geworden. Frankreich und insbesondere Paris bezieht seinen Bedarf an Hasen und Fasanen zumeist aus Oesterreich. Eier werden vom Orient, aus Ungarn, selbst aus Rußland bis nach England verschickt. Der Chemie sind die neuen Aufbewahrungsarten von Nahrungsmitteln und zubereiteten Speisen der verschiedensten Sorten zu danken. So verzehren wir gebratenes und geräuchertes Conserven-Fleisch, das vor Monaten in Amerika auf dem Herd

gestanden. Der Fleisch-Extract vereinfacht die Bereitung kräftiger Suppen, der Milch-Extract ermöglicht den Milchgenuß auch in jenen Ländern, in denen an Weidegründen und Kühen Mangel ist. Die künstliche Eisfabrikation und die Erfindung von Eiskasten haben uns selbst in der heißesten Jahreszeit im Hinblicke auf die Kühlung von Speisen und Getränken von der Winterkälte vollkommen unabhängig gemacht. Eine weitere Errungenschaft der letzten Decennien ist die Verallgemeinerung des Gebrauches der natürlichen und künstlichen Kohlensäure haltenden Wässer. Dabei hat sich die Bedachtnahme auf die Bequemlichkeit der Consumenten so sehr gesteigert, daß wir auf Berghöhen von 2000 Metern und darüber, sowie in pfeilschnell dahinfliegenden Eisenbahnzügen, auf Dampfschiffen im Polarmeer wie am Aequator, ganz in derselben Weise bewirthet werden, wie in den Restaurants, deren die großen Städte eine so erstaunliche Menge zählen, daß man fast in jeder Gasse seinen Mittagstisch halten kann. Und doch ist es kaum mehr als 120 Jahre her, daß das Wort Restaurant noch unbekannt war. Es bezeichnete ursprünglich eine Kraftsuppe von der Art, wie sie für Entkräftete bereitet werden.

Um 1765 legte ein gewisser Boulanger diesen Namen einem Etablissement bei, das er in Paris in der Rue des Poulies (jetzt Rue du Louvre) errichtete und dem er die Devise gab: Venite ad me omnes qui stomacho laboratis et ego restaurabo vos.

Welch ein Gegensatz zwischen jenen Tagen und heute, da sich jede kleine Landstadt ihrer Restaurants rühmt. Während man heute fast zu jeder Stunde des Tages und der Nacht einen gedeckten Tisch findet, bestand im Jahre 1482 die Verordnung, daß die Wirthe während des Gottesdienstes bei Strafe eines Groschens Niemandem zu essen oder zu trinken geben sollten. Zu ungewohnter Zeit solle man Niemand zum Trinken aneifern, „wer aber hierinnen brüchig befunden, sowohl Wirth als Gast zehn Gulden an die Herrschaft zahlen soll." Wie sehr im Argen in früherer Zeit das Benehmen bei Tische gewesen sein mag, das beweisen die in Achatius' Tugendspiegel von 1643 enthaltenen Anstandsregeln: „Zu allererst schneide deine Nägel ab, daß sie nicht scheinen, als ob sie mit Sammet verbrämt wären, wasche die Hände, dann setze dich züchtig nieder. Schlürfe die Speisen, etwa die Suppe nicht hinein, wie ein Schwein; blase die Kost auch nicht, daß es allenthalben herumspritze. Schnaube nicht wie ein Igel. Trink und iß so viel, als dir Noth ist, darüber gethan gebiert Krankheit. Deine Hände müssen nicht lange auf dem Teller liegen. Schlenkere auch nicht mit den Füßen hin und her unter dem Tische wie ein Leinweber. So du trinkst säubere die Lefzen nicht mit der Hand, sondern mit einem Tüchlein. Trinke auch nicht weilen du die Speise noch im Munde hast. Stöchere die Zähne

nicht mit dem Messer, sondern mit dem Zahnstocher oder Federkiel, denn von dem Messer rosten die Zähne wie Eisen im Wasser. Halte jedoch die eine Hand vor den Mund, wenn du solches thust. Das Brod schneide nicht vor der Brust. Schmatze nicht wie eine Sau über dem Essen, kratze dein Haupt nicht. Fege auch nicht an der Nase. Oft nießen, sich schneuzen und husten, steht nicht wohl an." Die größte Subtilität legen die Engländer in die Eßkunst, und wenn man bedenkt, daß vor einigen Jahrzehnten eine in Wien etablirte Engländerin im eleganten Essen Unterricht ertheilte und dabei ihr Auskommen fand, so tritt der Contrast gegen die Sitten früherer Jahrhunderte scharf zu Tage.

Bedürfte es noch eines Beweises, daß die geschmackvolle Zubereitung der Speisen auf die Bezeichnung als Kunst Anspruch erheben darf, so wäre ein solcher darin zu erblicken, daß geistvolle, künstlerisch und wissenschaftlich gebildete Männer aller Zeiten es nicht verschmäht haben, sich sehr angelegentlich mit der Küche zu beschäftigen.

Manche der berühmten Maler waren nebenbei ganz treffliche Köche; so z. B. beschäftigte sich der Landschafter Gospard Poussin, dessen Vater ein Koch gewesen, in seinen Mußestunden mit der Kunst der Küche; und der Holländer Cornelius Engelbrecht verstand mit Kochlöffel und Kasserole eben so geschickt umzugehen wie mit Pinsel und Palette. Die Pasteten von Johann Brankhorst aus Harlem wurden seinerzeit fast ebenso geschätzt wie dessen Bilder. Johann Steen betrieb neben der Malerei das Wirthsgewerbe, wozu ihn namentlich die Vorliebe für einen guten Keller bestimmte. Den größten Theil seines Weines trank er selbst aus und wenn der Vorrath auf die Neige ging, so zog er sich in ein einsames Zimmer zurück und malte, wodurch er so viel erwarb, daß er in kurzer Zeit Küche und Keller von Neuem füllen konnte.

Auch ein Florentiner Künstler, der Maler Mariotto Albertinelli, galt für einen verdienstvollen Koch und verließ in späteren Jahren die Staffelei vollständig, um an der Porta San Gallo ein Gasthaus zu errichten, wo er den Gästen selbstbereitete Speisen vorsetzte. Alexander Menschikoff schwang sich vom Pastetenbäckerjungen zum allmächtigen Günstling des russischen Hofes, Feldmarschall und Reichsfürsten empor. Fürst Demidoff, der verstorbene Gemal der Prinzessin Mathilde Bonaparte galt für einen feinen Kenner in allen Kunstsachen, auch in denen der Küche; nach ihm wurden die Filets à la Demidoff benannt. Auch der verstorbene Maler Hans Canon that sich auf seine Kochkunst mit Recht etwas zu Gute. Giacomo Rossini war auf die Composition seiner, mit Trüffelpurée gefüllten Maccaroni fast ebenso stolz, als auf die Composition seiner berühmten Opern; und der Prager Compositeur Johann Kittel hat den Text zu seiner im Jahre 1848 und

später so beliebten Oper „die Franzosen von Nizza“, von Richard Wagner um ein Frühstück erstanden.

Zu den Classikern auf dem Gebiete der Kochkunstliteratur zählt vor allen Grimod de la Réynière, der sich ganz dem Studium der Gastronomie widmete und in den Jahren 1803 bis 1812 bei Macadan in Paris acht Bände des Almanach des Gourmands herausgab. Sein Nachfolger war der bekannte Brillat Savarin, dessen Physiologie dugout (Paris 1825) in und außerhalb der Grenzen Frankreichs viel Aufsehen machte und eine große Verbreitung fand. Diesen beiden reiht sich der Romancier Alexander Dumas mit seinen Grand Dictionnaire de cuisine (Paris 1873) würdig an. Unter den deutschen Schriftstellern auf diesem Gebiete nehmen Baerst und K. F. v. Ruhmor „Geist der Kochkunst“ u. a. m., einen hervorragenden Rang ein.

Die geistigen Getränke, die man schon im Mittelalter kannte, waren: Wein, Luthertrank, Bier, Meth, Obstwein und Brantwein. Letzterer, über dessen Erfinder die Angaben schwanken, der jedoch schon den Arabern bekannt gewesen sein soll, ward anfänglich nur in den Apotheken als Arznei bereitet, und zwar aus reinem Wein; er ward daher in Italien aqua vitae, Aquavit oder Lebenswasser benannt.

Als geistiges Getränke fing er erst im XV. Jahrhundert an, sich in Deutschland einzubürgern; schon um die Mitte das XVI. Jahrhunderts ward in der freien Reichsstadt Nordhausen Kornbrantwein gebrannt und im XVII. Jahrhundert hatte sich derselbe bereits über das ganze Reich verbreitet. Der Meth wurde aus Honig, Wein, Bier und anderen Stoffen bereitet und ist gleich dem Biere, sowie gleich dem Ale der Angeln und Sachsen uralt. Selbst als die Weinberge, die von den Römern in den Rhein- und Mosel-gegenden bepflanzt worden, in den Besitz der Deutschen gelangten, war der Wein nicht im Stande das Bier zu verdrängen, welches bis ins XII. und XIII. Jahrhundert das Lieblingsgetränk der Bewohner jener Länderstriche bildete; die ausschließliche Herrschaft aber übte es in den Gegenden von Thüringen und Ostfranken, wo der Wein im VIII. Jahrhundert fast ganz unbekannt war und auch im IX. nur spärlich getrunken wurde.

Hopfen wurde zur Bierbereitung — wenigstens am Oberrhein — erst 1324 angewendet; 1435 zählte man in Frankfurt am Main schon sieben Bierbrauereien. Der Preis der Maß Bier betrug in der Regel 4 Heller, ungefähr so viel wie 1 Kreuzer österreichische Währung; die Maß Wein kostete das doppelte.

Unter den vielen und starken Bieren, welche in Niederdeutschland gebraut wurden, genossen das Hamburger, Naumburger, Einbecker, Zerbster Ducksteiner und die Braunschweiger Mumme den größten Ruf. Der

Hamburger „Bräuhahn“ war besonders geschätzt und gab an berauschender Wirkung den feurigen Weinen wenig nach.

Die Weincultur, welche den Römern wahrscheinlich von den kleinasiatischen Griechen überkommen, ward von ihnen wieder nach Germanien, Gallien und Britannien verpflanzt. Die römischen Legionen, welche römische Sitte und Einrichtungen weit über die engeren Grenzen des Kaiserreiches getragen, brachten unter Kaiser Probus um 281 auch den Weinstock in die Rheingegenden und nach Britannien. Am Südabhang der rhätischen Alpen war die Rebe schon unter Augustus eingebürgert und an der Mosel stand sie im IV. Jahrhundert in voller Blüthe. Unter den Merovingern wurden mannigfache Gesetze zu ihrem Schutze erlassen, und im VI. und VII. Jahrhundert hob sich der Weinbau immer mehr und mehr, so daß im VIII. zahlreiche Schenkungen von Weinbergen an Stifter und Klöster erfolgen konnten. Die Klöster, die im Mittelalter Pflanzstätten der Wissenschaft gewesen, machten sich auch um den Ackerbau, die Obstzucht und den Weinbau verdient. Im Kloster St. Gallen, das ausgedehnte Ländereien besaß, war der Weinvorrath im X. Jahrhundert so sehr angewachsen, daß volle Weinfässer, von Hütern bewacht, unter freiem Himmel lagen und angesehene Leute den rothen Wein gar nicht mehr trinken wollten. Die Einführung des pfälzischen Ingelheimers wird Karl dem Großen zugeschrieben, der sich die Verbesserung der Weincultur sehr angelegen sein ließ. Die neuen, von ihm eingeführten Rebsorten nannte man insgemein fränkische, während die früheren hunnische genannt wurden.

Im Theilvertrag von Verdun 843, dem Deutschland eigentlich seine Entstehung verdankte, bedang sich Ludwig der Deutsche die noch jenseits des Rheines gelegenen Bisthümer Speier, Worms und Mainz (propter vini copiam) wegen der Fülle des Weinlandes. Des Rüdesheimer's wird schon 1074 gedacht und des Johannisbergers zu Beginn des XII. Jahrhunderts; während gegen Ende desselben, zu Barbarossa's Zeiten, die Mönche des Klosters Eberbach den Steinberger Weingarten anlegten. Die Hohenstaufen nahmen sich des Weinbaues nicht weniger an, als Karl der Große; sie schützten denselben durch Gesetze und Verordnungen und legten auf ihren Hofgütern wahre Musterwirthschaften an. Den Kreuzzügen, durch welche, wie wir bei dem Rückblick auf die Geschichte der Nahrungsmittel gesehen, manches Neue aus den Ländern des Orients nach dem Abendlande gebracht worden, war auch die Einführung mehrerer bisher unbekannter Rebsorten zu danken. Im großen Ganzen aber blieb bis ins XII. und XIII. Jahrhundert in Deutschland der Gerstensaft das am häufigsten genossene Getränk; auch von den Wohlhabenderen, und von den Weinen wurden die fremdländischen (aus Ungarn, Wälschland und Cypern), die verhältnismäßig hoch im Preise standen,

den einheimischen vorgezogen. Erst im XIV. Jahrhundert nahm der Wein neben dem Biere eine ebenbürtige Stellung ein, um im XV. Jahrhundert das Hauptgetränk der Deutschen zu werden und im XVI. und XVII. allgemeine Verbreitung zu erlangen. Dies letztere gilt namentlich von den süddeutschen Ländern, die man, im Gegensatze zu der großen Zahl der norddeutschen Bierländer, im XVI. Jahrhundert Weinländer nannte.

In dieser Zeit gedieh der Wein in solcher Fülle, daß man davon mit vollen Händen spendete. Kein Kauf, kein Vertrag wurde abgeschlossen, keine Kindstaufe, keine Hochzeit abgehalten, ohne daß der Käufer, der Advokat, der Priester für seine Rede mit Weinspenden bedacht wurden; der Arzt erhielt solche von seinen Patienten, die Magistratspersonen erhielten sie von jenen, die das Bürgerrecht empfangen hatten. Die Sitte der Libationen bei Leichenbegängnissen stammt noch aus dem Mittelalter, wo man geliebte Todte dadurch zu ehren pflegte, daß man ihre Gräber mit Wein begoß; dies thaten auch die Mainzer Frauen 1317 bei der Bestattung des Dichters Frauenlob. Der Landwein wurde vom Most angefangen in allen Stadien der Gährung bis zum einjährigen getrunken, weil er sich länger nicht hielt.

Die vorherrschenden Rebsorten in Süddeutschland waren die gallische oder französische und die ungarische; ihnen entsprechen die schon früher erwähnten, unter Karl dem Großen gebräuchlichen Bezeichnungen der zwei Sorten des Franken-Weines und des hunnischen Weines. Außerdem gab es Rheinwein und Elsasser; von ersterem waren gegen Ende des XV. Jahrhunderts außer den bereits genannten auch schon der Winckel und Hochheimer geschätzt. Von ausländischem Gewächs waren namentlich griechische Weine beliebt; so der Malvasier von Morea, der Romanij und der Muscateller, die man wie andere Delicatessen aus Venedig und Ulm oder Nürnberg bezog, die nicht humpen- sondern glasweise getrunken wurden und womit der Rath der Städte Fürsten und Bischöfe beschenkte.

Der aus Italien und Frankreich bezogene wälsche Wein hieß vinum latinum; eine besondere Sorte des ersteren war der Bassiner, aus der Gegend von Bassano und der Reynfan oder Reynfal aus Prosecco bei Triest.

Von den französischen Weinen waren die begehrtesten Burgunder und später Champagner. Burgunder durfte in Frankreich auf keiner vornehmen Tafel fehlen und auch in Deutschland wußte man diesem edlen Traubensaft so viel Geschmack abzugewinnen, daß Fürsten und Adelige sich bemühten, Burgunderreben in ihren Weingärten anzupflanzen; und heute noch darf man den Burgunder als den Stammvater der meisten rothen Weine in Deutschland betrachten. Unzweifelhaft rein ist in dieser Hinsicht der Stammbaum des Melnikers, der bis auf 1344 zurückgeführt werden kann, da Karl IV. in den Elbegegenden Böhmens Burgunder Reben anpflanzen ließ.

Die Herren des Stammlandes dieses Weines aber wußten, welch' köstliche Perle sie an der purpurrothen Traube besaßen und darum nannten sich die Herzoge von Burgund gegen Ende des XIV. Jahrhunderts „Seigneurs immédiats des meilleurs vins de la Chrétienté“ und die meisten Fürsten bezeichneten sie als: „Princes des bons vins“. In Frankreich hatten übrigens auch die Weine von Orléans und Artois im XV. und XVI. Jahrhundert ihren Werth. Der Champagner tauchte zuerst gelegentlich der Feste auf, die Karl VI. von Frankreich 1397 dem deutschen Kaiser Wenzel in Rheims gab; er mundete den beiden Fürsten und ihrem vornehmen Gefolge dermaßen, daß sie sich einen ganzen Monat lang dem Genusse dieses prickelnden Weines hingaben. Fast gleichzeitig wurde aus Spanien das Trüffelessen eingeführt, das jedoch anfangs entschiedene Gegner fand. Durch Jahrhunderte blieb der Champagner aber noch fast ausschließlich der Tafel der Könige und Pairs von Frankreich vorbehalten; erst im XVIII. Jahrhundert war er allgemeiner verbreitet und fand seinen Weg nach Deutschland und jenseits des Canals, wiewohl schon Heinrich VIII. von England denselben gern zu trinken pflegte und Ludwig XIV. von Frankreich 200 Faß Burgunder und Champagner dem Könige Karl II. von England als Geschenk übersendete. Manches Lobgedicht wurde auf diesen Wein gedichtet und im Laufe der Zeiten entspann sich manche medizinische Controverse über dessen Zuträglichkeit; doch fielen die letzteren fast durchgehends zu Gunsten des schäumenden Getränkes aus. Daß dasselbe häufig mit Wasser oder Eis gemischt und fast stets in Eis gekühlt genossen wird, ist keine neue Sitte. Schon die Römer pflegten jeden Wein in der Regel mit Wasser zu mischen und versetzten denselben im Sommer mit Eis oder Schnee; wie auch Eiswasser in der römischen Kaiserzeit ein gebräuchliches Getränk war. Der bei den Römern übliche Brauch des Räucherns der Weine, der darin bestand, daß man die geschlossene Amphora (den Weinkrug) in die Räucherkammer stellte und den Zweck hatte, die Stärke des Weines ein wenig zu mildern, hat sich allerdings wesentlich modificirt bis auf den heutigen Tag darin erhalten, daß wir den Bordeaux und andere Rothweine in temperirten Kellern aufzubewahren, oder vor dem Genusse mäßig zu wärmen pflegen. Selbst von den römischen Weinen, von denen Plinius 90 verschiedene Sorten anführt, unter denen er den Caekuber, Massiker und den von Horaz besungenen Falerner als die vorzüglichsten preist, wird von den Italienern der Gegenwart der letztere noch immer mit Vorliebe getrunken. Auch der mit Kräutern versetzte Kräuter- und medicamentöse Wein, wie Wermuth ꝛc. war den Römern schon bekannt; ja sie trieben darin die Verfeinerung so weit, daß sie ihn mit allerhand Wohlgerüchen versetzten und wie Apicius mittheilt, über duftende Veilchen und Rosen gossen. In Deutschland spielten die Würzweine, die namentlich als

Nachttrunk heiß genossen wurden, in früheren Jahrhunderten eine weit größere Rolle als in der Gegenwart. Man bereitete damals Alant-, Wermuth-, Absynth-, Konep-, Sponweine, Hippokras, Pigment, Sinopel, Claret und Luthertrank, die jedoch im Ganzen mehr der Apotheke als dem Keller angehörten.

Dies letztere galt insbesondere von dem Luthertrank oder Claret, der wohl zu unterscheiden ist von dem Lutern-Wein, womit man den weißen im Gegensatz zum rothen bezeichnete. Der Sitte, Waldmeister in den Wein zu thun, wird schon von Rembertus Dodonaeus, dem Botaniker und späteren Leibarzte Kaiser Maximilian II. gedacht, und zwar mit der Bemerkung, dies empfehle sich „um das Herz froh und die Leber gesund zu machen." Auch der Herbalist John Gerard erzählte dasselbe von deutschen Gebräuchen, und daß man das liebliche Kraut deshalb Leberkräutlein und „Hertzfreydt" nenne. Die Maibowle oder der Maitrank ist daher mehr als 300 Jahre alt. — Der Punsch stammt aus Indien und wurde von dort von den Engländern in Europa eingeführt. Der Name entstand aus dem Sanscrit Pantschan, worin sich ein Hinweis auf die fünf Bestandtheile des Getränkes findet: Wasser, Thee, Zucker, Rhum, Citrone.

Daß man in den guten alten und ältesten Zeiten die Weine nicht gefälscht habe, wäre eine ganz unrichtige Annahme. Diese Praxis war seit jeher in Uebung, und die strengsten Verbote und Strafdrohungen, wovon in Deutschland die älteste von 1391 datirt, vermochten nichts dagegen auszurichten, wiewohl man sich später darin nur auf Verbote von gesundheitswidrigem Wein beschränkte, so daß zum Beispiel Zusätze von Erde und Milch und seit dem XVI. Jahrhundert das Schwefeln gestattet waren. In Ulm mußte 1487 jeder Weinschenk schwören, daß seine Weine echt seien und weder er, noch sein Weib, noch sein Knecht noch sonst jemand in seinem Namen ein Gemächt von Weidaschen, weidaschiger Lauge, Kalk, Senf, Senfkorn, Speck, Scharlachkraut, Birn- und Aepfelmost, Bleiweiß, Queckfilber, Springkraut oder Vitriol gemacht habe. In einer früheren Verordnung von 1402 werden als gesundheitsschädliche Ingredienzien, deren Anwendung „zum Verbessern" des Weines verboten war, noch überdies folgende angeführt: Eier, Eiweiß, Weinstein, Salz, Brantwein, Mandelmich, Weizenmehl, Lehm, Ingwer, Reis, Alaun, Wachholderholz, geriebene Kieselsteine und so weiter. Auch das Zuschütten von Wasser und das Verbessern geringerer sauerer Sorten durch süße, war verboten, trotzdem wanderten 1720 die märkischen Weine nach Hamburg, um dort den französischen Weinen zugesetzt zu werden und als solche nach Berlin zurückzukehren.

1706 wurde der Weinvergifter Erni in Stuttgart öffentlich enthauptet, nachdem erwiesen war, daß sich mehrere Personen durch seinen Wein den

Tod getrunken. Die gefälschten Weine wurden gewöhnlich unter großem Volkszulauf auf dem Schinderkarren nach dem nächsten Flusse oder Teiche geschafft und dort den Fässern unter dem Jubel der zuschauenden Menge der Boden eingeschlagen. Auf den Fässern steckte ein rothes Fähnlein mit der Aufschrift: „Stummer Wein" (so hieß damals der gefälschte Wein, weil er keinen Anspruch hat auf Auge, Zunge und Herz); vor den Fässern aber ging der Stöcker, des Henkers nächster Vetter und ließ durch einen gewaltigen Schlag mit einem schweren Hammer auf das Faß die trübe Brühe in das Wasser laufen. Doch alle Maßnahmen gegen die Weinverfälschung blieben erfolglos.

Der Wein wurde schon im Mittelalter nicht nur von den Weinwirthen geschänkt, sondern auch von den Bürgern, die Weinbau trieben. In Wien hielten im XV. Jahrhundert eine Menge Bürger Weinhäuser und Tavernen. Beim Ausschänken selbstgezogener Weine wurden, wie noch heutzutage an der Hausthür Abzeichen, bestehend in einem grünen Busch, Zweig oder Strohbündel ausgesteckt; die temporären Schenken hießen Busch- oder Straußwirtschaften. In der Stadt gab es Trinkstuben oder Weinstuben für geschlossene Corporationen, Zünfte, für Vereine und für die Rathsherren; sie waren in der Regel stark besucht, mußten aber des Abends zu einer bestimmten Stunde verlassen werden. Das Zeichen gab hiezu die Weinglocke, auch letzte, oder lange Glocke genannt, da sie eine halbe Stunde geläutet wurde; sie „läutete die Letzten", was um 8 oder 9 Uhr geschah. Ueber die Straße durfte der Wirth bis Mitternacht Wein oder Bier geben. In den Trinkstuben kam auch die Unsitte des Wetttrinkens auf, in der es Viele zu einer bedenklichen Virtuosität brachten. Bei dem Züricher Frühlingsfeste, genannt das Sechseläuten, wurden für jeden Mann 16 Maß Wein gerechnet. Auch als Strafmittel im Krieg und Frieden diente der Wein, indem Lieferungen bestimmter Quantitäten ausgeschrieben wurden, und zwar nicht nur durch die Statuten der Zünfte und Stubengenossenschaften, sondern auch durch städtische Gesetze. Auch der Rath selbst schänkte Wein aus und der Rathskeller hatte bezüglich des Weines dieselbe Bedeutung wie der Marktplatz für die Lebensmittel. Aller Wein, den die Kaufleute in die Stadt brachten, mußte nämlich im Rathskeller abgeliefert werden, denn nur so war eine Controle über die Qualität und Echtheit desselben möglich. Aber auch zu geselligen Zwecken diente eines „Ehrbaren Rathskeller", indem in seinen kühlen Räumen Hochzeiten und festliche Gelage abgehalten wurden. Das vor und während solcher Anlässe übliche Weinprobiren nahm allmählig einen solchen Umfang an, daß rücksichtlich der Zahl der Koster bestimmte Beschränkungen statuirt werden mußten. Historische Bedeutung erlangten die Rathskeller von Bremen, Hamburg, Lübeck, Nürnberg ꝛc. Für eine gebräuchliche Sitte galt es schon

vom Mittelalter her, daß fürstlichen Persönlichkeiten und fremden Gesandten aus dem Rathskeller Wein zum Willkomm geboten wurde. Die Stadt Herzogenbusch verehrte Kaiser Max I. bei seiner Durchreise 1486 zwei mächtige Fässer mit Rheinwein. Viele Rathskeller befanden sich unter einer eigenen Verwaltung und Justiz mit einem eigens angestellten Personal und galten für ehrwürdige, geheiligte Stätten, an denen jede eigenmächtige Gewaltthat und Verletzung des Burgfriedens schwerer als anderswo geahndet wurde. Die Hauptvorräthe der alten Rathskeller bestanden in Rheinwein. Nicht selten ergaben die Einnahmen dieser Kellereien einen Ueberschuß, den der Rath mitunter zu eigenthümlichen Zwecken verwendete; wie jener zu Hamburg, der 1645 hievon um 46.531 Mark Kanonen und Mörser gießen ließ, welche die bezeichnende Inschrift trugen:

Bacchus Saft hat diese Kraft,
Daß er Mars die Waffen schafft.

Man trank in alten Zeiten zu jeder Stunde des Tages, selbst Abends vor dem Schlafengehen, oder im Bette, nahm man schon auf den Ritterburgen den zumeist aus Würzweinen bestehenden Schlaftrunk und aß Obst dazu. Dem ankommenden Gaste wurde von der Burgfrau, oder der Tochter des Hauses der Willkommtrunk gereicht, eine Sitte, die sich in mancher deutscher Familie, namentlich auf dem Lande bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der bis ins XVII. und XVIII. Jahrhundert quantitativ immer zunehmende Weinconsum hing mit der stärkeren Production, den häufigen guten Weinjahren und der Billigkeit des Getränkes zusammen. So kostete in Württemberg 1426 ein Eimer alter Wein 13 Kreuzer und 1484 konnte man eine Maß für ein Ei kaufen. Ja man war mitunter gezwungen, wenn man kein leeres Faß für ein volles erhalten konnte, den Wein in allerhand hiefür ungeeigneten Behältnissen aufzubewahren oder auf den Boden laufen zu lassen.

Tausend fünfhundert dreißig und neun
Galten die Faß mehr als der Wein.

In manchem der gesegneten Weinjahre des XV. Jahrhunderts mußte man zweimal ins Wirthshaus kommen, um für einen Heller trinken zu können und an mehreren Orten kam es vor, daß Leute, die gerade bauten, den Mörtel mit Wein statt mit Wasser anrühren ließen. Besonders gute Weinjahre waren in Deutschland 1328, 1420—1429, 1590, 1596, 1630, 1783 und in unserem Jahrhundert die Jahre 11, 22, 34, 46 und die letzten fünfziger Jahre; besonders schlechte 1469, 1529 und zu unserer Zeit 1864.

Von den Zechern und Trinkern früherer Jahrhunderte haben sich manche Züge in alten Chroniken und Ueberlieferungen erhalten, die uns einen Begriff von der Trinklust und Leistungsfähigkeit derselben geben. So wird

von dem letzten Sprößling des Görz'schen Grafenhauses erzählt, daß er zuweilen des Nachts aufstand, um seine Kinder zum Trinken anzutreiben und wenn diese dann geschlafen, habe er seiner Gemahlin erklärt, das seien nicht leibliche Kinder von ihm, weil sie eine ganze Nacht ohne Trinken zubringen könnten. Im Jahre 1540—1541 kamen in Würtemberg 400 Personen beim Zechen ums Leben und wenige Decennien später wurden in manchen Städten Süd-Deutschlands allmorgendlich Betrunkene schlafend auf den Straßen gefunden, und in Nürnberg hielt der Magistrat einen eigenen kleinen Wagen, worin die Betrunkenen nach Hause befördert wurden. Die Geschichte von den Mönchen des Prager Hibernerklosters, denen von einem Grafen Batthiány ein Faß Ungarwein verehrt worden und die in corpore vor das Stadtthor gezogen und die Spende dort ausgetrunken, um die Einfuhrsteuer zu ersparen, ist erst vor kurzem in einem Bilde verewigt worden. Die geistlichen Höfe gaben im Zechen den weltlichen wenig nach. Unter den letzteren zeichnete sich der kursächsische besonders aus; zumal unter dem Kurfürsten Christian II., bei dem 7 Stunden lang aus ungeheueren Humpen um die Wette getrunken wurde, wobei Serenissimus stets den Sieg davon trug. Als derselbe 1610 Kaiser Rudolf II. in Prag besuchte, dankte er bei dem Abschied seinem Wirthe mit den Worten: „Kaiserliche Majestät haben mich trefflich gehalten, also, daß ich keine Stunde nüchtern gewesen bin." Aber nicht an allen Höfen fanden sich in der Person des Herrschers oder der ersten Würdenträger so erprobte Zecher; da es jedoch einmal Sitte war, fremde Gäste durch Trinken auszuzeichnen, so hielt man eigens ein paar tüchtige Trinker, die den Gästen Stand zu halten vermochten. Einer Kellerordnung Herzog Ernst des Frommen von Sachsen-Gotha vom Jahre 1650 entnehmen wir nachstehende Bestimmungen: Der jungen Herrschaft und den Fräulein seines Hauses sollten bei jeder Mahlzeit zusammen 2 Maß Wein und 4½ Maß Bier gegeben, für den Mädchen- und Officiertisch aber auf jede Person 1 Maß Bier und 3½ Maß Landwein, sowie zum Frühstück und zum Vespertrunke „vor's gräfliche und adelige Frauenzimmer" 4 Maß Bier Morgens und 2 Maß Abends und endlich vor die Frau Hofmeisterin und zwo Jungfern, vor die Mädchen und anderen Diener, während des Sommers auf jede Person 1 Maß Bier Morgens und ebensoviel Abends gerechnet wurden. — Nach der Homburger Chronik tranken zwei Schwestern 1532 in einem Wirthshause zu Münkheim 32 Halbe Wein und gingen dann noch ganz ruhig von da nach dem eine Stunde entfernten Hall. Dagegen war in Rom zur Zeit der Könige den Frauen das Weintrinken gänzlich verboten; eine Vorschrift, die noch unter der Republik so streng gehandhabt wurde, daß das Trinken von ungemischtem Wein seitens der Frau dem römischen Bürger einen rechtlichen Ehescheidungsgrund bot.

Während des dreißigjährigen Krieges wurden von den Soldaten Unmengen von Wein verwüstet; was die rohen Söldner nicht austrinken konnten, ließen sie auslaufen, so daß oft die Keller ganz überschwemmt wurden; das Rebenland wurde ebenso wenig geschont, wie die Felder, und in der Folge trat Mangel an Wein ein; man war daher genöthigt nach dem Westphälischen Frieden neue Rebsorten einzuführen, ohne daß hiebei auf edleres Gewächs ein besonderes Gewicht gelegt wurde; die Qualität des Weines wurde demgemäß gegen früher eine schlechtere.

Die Geschichte der Universitäten ist fast seit ihrer Gründung mit jener des Zechens eng verknüpft; was im XIV., XV. Jahrhunderte, bis tief ins XVIII. hinein, in Jena, Tübingen und an anderen Pflanzstätten der Wissenschaft von den Söhnen der Alma mater im Trinken geleistet wurde, welche strenge Regeln und Ceremonien (Comment) diesbezüglich bestanden, wie sich eigene Bierstaaten bildeten und die Prediger, sowie die academischen Behörden vergeblich gegen den „Saufteufel" eiferten, davon wissen die historischen Arbeiten über das academische Leben Ausführliches und Haarsträubendes zu erzählen. Neben manchem bedeutenden Manne der Wissenschaft bildeten die Hochschulen auch manchen unverbesserlichen Säufer heran. So trank noch zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts ein würzburgischer Geheimrath täglich 10 Maß Burgunder und fünf dortige Bürger sollen es ihm gleichgethan haben. Dortige Gelehrte tranken Morgens einen Krug Bitterwein, Mittags eine Sündfluth Steinwein und Abends wieder Wein zum Kartenspiel.

Von der mit dem Trinken verbundenen Symbolik haben wir bereits des Willkommtrunkes gedacht. Ein seit Jahrhunderten in der katholischen Kirche bestehender Gebrauch war das Minnetrinken zum Gedächtniß eines Heiligen, das so überhand nahm, daß die Bischöfe die Zahl der Heiligen beschränken mußten deren Minne man trank. Bis auf unsere Tage erhielt sich die Johannis- und Stephani-Minne; letztere in der Schweiz, wobei der Priester am 26. December dem Gläubigen die kirchliche Weinspende mit den Worten darreicht: „Bibe fortitudinem St. Stephani". Als Patron der Trinker galt der heilige Martin, der namentlich zum Weinmost in Beziehung gebracht wurde, weshalb sein Gedenktag, der 11. November, der in früheren Jahrhunderten häufig mit dem Weinerntefest zusammenfiel, mit Trinkgelagen und Schmausereien, wobei die fette Gans die Hauptrolle spielte, gefeiert wurde. Sowie bei der Ankunft eines Gastes der Willkommbecher geboten wurde, so ward beim Abschied der Scheidetrunk dargereicht. Noch vor die Herberge ging der Wirth dem Gaste nach und schüttete aus zwei Flaschen rothen und weißen Wein zugleich in ein Bastglas, das die Tochter ihm hielt; erst wenn der Gast diesen Trunk bis auf die Neige geleert, konnte der Wunsch einer glücklichen Reise in Erfüllung gehen. Galt es doch früher beim

Zutrinken für eine Unhöflichkeit, wenn man ein Glas nicht gründlich bis auf den letzten Tropfen leerte. Alten Ursprunges ist das am Familientisch oder bei öffentlichen Festessen übliche Gesundheittrinken; nur ward es früher mit dem Bescheidthun weit strenger gehalten, als jetzt. Die deutschen Kaiser waren bei den Reichstagen ebenso gebunden, sich dieser Sitte zu fügen, wie jeder andere Mann. Als dieselbe immer mehr auszuarten begann, machten sie schwache und vergebliche Versuche derselben entgegen zu wirken. Eine der Anregungen hiezu ging von Johann von Schwarzenberg aus, der in seinem „Sendebrief der Stände der Hölle an die Zutrinker", dem Kaiser Maximilian I. die Abstellung dieses Brauches nahelegte. Die in unsere Sprache übergegangenen Worte Toast, toastiren stammen von den Engländern, bei denen die Trinksprüche seit jeher eine wichtige Rolle spielten. In alten Zeiten pflegten in England nämlich diejenigen, die eine Gesundheit ausbringen wollten, geröstete Brodschnitte in den vollen Becher zu werfen und wenn dieser geleert war zu essen. Diese Brodschnitte nannte man und nennt man noch heutzutage toast. — Schon die Römer kannten die Sitte des Gesundheittrinkens und hatten bei Tische einen eigenen magister bibendi, dem es oblag die Gesundheiten auszubringen. Dabei war es gebräuchlich, so viele Becher zu leeren, als der Name des Gastes, auf dessen Wohl man zu trinken hatte, Buchstaben enthielt; lange Namen konnten daher leicht unangenehm werden.

Was nun die Gefäße betrifft, aus denen im Laufe der Jahrhunderte getrunken wurde, so haben sich so viele derselben noch in den Museen und Sammlungen zahlreicher Alterthumsfreunde erhalten, und dürften ihre Formen den meisten der geneigten Leser bekannt sein, daß wir uns hier auf die Bemerkungen beschränken können, daß die Trinkhörner aus dem Horn des Ur's, einer ausgestorbenen Art des Auerochsen, die allerältesten sind, daß aber mancher germanische Stamm, zumal die Longobarden, sich großer Muscheln oder der ausgehöhlten, mitunter mit Gold gefütterten Schädel gefallener Feinde als Trinkgefäße bedienten, welche Schala hießen, woher auch unsere Trink- und andere Schalen den Namen ererbt haben. Später kamen dann Becher aus Zinn und Holz auf, und vom XV. Jahrhundert an bediente man sich auch silberner, oft kunstvoll gearbeiteter Becher; die schon damals als Hochzeits- und Pathengeschenke beliebt waren. Inzwischen hatte auch die Glasfabrikation Fortschritte gemacht, so daß sich sowohl die kunstvollsten mit Malereien gezierten, als die phantastischesten Formen in dem spröden Material herstellen ließen. Die grünen Römer für den Rheinwein waren schon 1650 in Gebrauch; die süßen Weine des Südens wurden aus silbernen Schalen, der Sekt aus kristallenen Gläsern getrunken; Fleuten nannte man nach unten spitzig zulaufende Gläser, die man nicht aufstellen konnte, so daß sie gefüllt in die Hand genommen, auch auf einen Zug geleert

werden mußten. Dienten letztere zumeist harmlosen Scherzen, so war das noch im vorigen Jahrhundert vorkommende Trinken aus dem Laufe einer geladenen Pistole, wobei der Hahn gespannt, der Finger auf dem Drücker gehalten und sofort nach dem Trunke der Schuß abgefeuert wurde, ein sträflicher Uebermuth. — Von den reich gezierten Riesenfässern, die da und dort in Schloß-, Kloster- und Rathskellern der Gaue des deutschen Reiches, inhaltsschwer ruhen, haben manche wie die zu Heidelberg, Königstein, Tübingen und in Oesterreich das in Klosterneuburg eine historische Berühmtheit erlangt; so manches trägt ein bezeichnendes Verslein als Inschrift und manches hat den deutschen Dichter zu einem heiteren Sange begeistert; wie ja der Wein überhaupt auch in der deutschen Poesie jederzeit eine wichtige Rolle gespielt hat; denn kein Volk hat mehr Trinklieder aufzuweisen, als das deutsche; nur die Epoche der Minnesänger bildet in dieser Richtung eine Ausnahme; aus dem ganzen XIII. Jahrhundert ist ein einziges, den Wein betreffendes Gedicht auf uns gekommen. Von den Ausdrücken in unserer Sprache aber, die auf den Zechergeist hinweisen, und deren es eine Menge gibt, seien beispielsweise nur einige wenige angeführt, wie: Rachedurst, Thatendurst, Wonnetrunken, Hopfen und Malz verloren, reinen Wein einschenken, schwefeln, Trinkgeld.

Die Reaction gegen das übermäßige Trinken machte sich in Verordnungen, zumal gegen den Mißbrauch mit dem Zutrinken geltend; solche erließen der Wormser Reichstag von 1495 und der Freiburger von 1498. In einem städtischen Erlasse aus dem XVII. Jahrhundert hieß es: „Wird ein Trunkener auf der Straße gesehen, so soll jeder Diener des Raths ermächtigt sein, ihn zu ergreifen und ins Gefängniß zu führen; und wo die Person aus dem Rathe wäre, soll sie mit doppelter Pön verfallen sein.“ — Von den deutschen Kaisern gingen die Habsburger, die sich im Allgemeinen durch ihre Nüchternheit auszeichneten, dem Volke mit gutem Beispiel voran. Friedrich III., der selbst ein Muster von Mäßigkeit gewesen, gründete zuerst einen Orden der Mäßigkeit, dessen Abzeichen er bei feierlichen Anlässen trug. Dasselbe bestand aus einem Kranz von zusammengefügten Kannen, in deren Mitte ein Marienbild hing; darunter befand sich ein Greif, der in seinen Klauen einen Zettel hielt, mit den Worten: Halt Maß. Noch enthaltsamer war sein Sohn Maximilian I., der sich wiederholt durch seine Reichsabschiede sehr entschieden gegen den Trunk aussprach. Unter der deutschen Ritterschaft that sich der Adel Steiermarks und Kärnthens durch Maßhalten hervor; besonders zu Beginn des XVI. Jahrhunderts, da Sigismund von Dietrichstein einen Mäßigkeitsorden unter den Namen St. Christophs Gesellschaft stiftete; einen gleichen Zweck verfolgte die 1524 von dem Kurfürsten Richard von Trier und dem Pfalzgrafen Ludwig zu Heidelberg gegründete Brüderschaft

der Enthaltsamkeit. Doch diese, wie andere ähnliche Vereine gingen im Laufe der Zeiten ein und alle gegen das Uebermaß des Trinkens behördlich decretirten Verordnungen und Strafandrohungen waren vergeblich. — Erst die Einbürgerung der warmen Getränke, der Chocolade, namentlich aber des Thee's und Kaffee's drückte gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts das Wein- und Biertrinken zu einem Schatten von dem herab, was es früher gewesen. Sowie der Deutsche anfing Schwert und Jagdspieß mit Buch und Feder zu vertauschen, sowie sich das Leben mehr in den Städten, in den Comptoirs und Studirstuben concentrirte, Künste und Wissenschaft einer neuen Blüthe entgegengingen, schränkten sich auch die Trink- und Zechgelage auf immer engere Kreise ein.

Der aus Afrika stammende Kaffee fand anfangs selbst in der Türkei heftige zelotische Gegner, die in der gerösteten Kaffebohne eine Art Kohle erblickten und den Genuß derselben für koranwidrig erklärten; nichts destoweniger bahnte sich dieselbe im Osmanenreiche rasch ihren Weg und ward durch europäische Reisende nach dem Abendlande gebracht; schon um 1591 war sie dem venetianischen Arzte Alpinus bekannt und 1615 berichtete darüber Pietro della Valle aus Constantinopel, indem er dem schwarzen Zaubertranke eine verjüngende Wirkung für alte Frauen und eine entnervende für Männer zuschrieb. In England wurde der Kaffee 1652 von einem englischen Kaufmann aus der Levante Namens Edwards eingeführt; um diese Zeit entstand auch in London das erste nach türkischer Art eingerichtete europäische Kaffeehaus, das „Virginia Coffeehouse", welches heute noch besteht. Alsbald erschien auch eine ganze Anzahl von Satiren und Pamphleten, anfangs in England, dann später auch in Deutschland, die gegen das neue Getränk gerichtet, demselben die nachtheiligsten Wirkungen auf die Entwicklung der kommenden Generationen zuschrieben; Aerzte, Philosophen und Legislatoren zogen gegen den Kaffee zu Felde. Inzwischen ward 1664 das erste französische Kaffeehaus in Marseille errichtet und 1672 eröffnete der Armenier Pascal das erste Kaffeehaus in Paris, wo Soliman Aga, der Gesandte Mohammed IV., das Kaffeetrinken in Mode gebracht hatte; am Ende des XVII. Jahrhunderts gab es dort schon 300 Kaffeehäuser. Das Jahr der Türkenbelagerung Wiens 1683 soll auch der österreichischen Kaiserstadt das erste Kaffeehaus gebracht haben, dessen Errichtung lange Zeit an den Namen des Polen Kolschitzki geknüpft wurde, der den Wienern als Spion diente. Diese Annahme ist jedoch nach neueren Forschungen Professor Eduard Wertheimers unrichtig. Derselbe führt einen Vortrag der Hofkanzlei vom 16. August 1747 an, in dem es heißt: „Nach der Belagerung Wiens hat ein gewisser Grieche Namens Theodat, welcher in der Zeit der Belagerung alle Brief aus- und eingetragen, zur billichen Belohnung

die Freyheit erhalten, den Kaffee in einem offenen Gewölb ausschänken zu mögen." Einige Griechen, die während der Belagerung ähnliche Dienste wie Theodat geleistet, berichtet Wertheimer weiter, baten um das gleiche Recht wie ihr Landsmann. In Folge dessen ertheilte Kaiser Leopold I. 1790 an vier Griechen das erste Privilegium „den Kaffee ordentlich auszuschänken". Nachdem jene Griechen den Kaffee öffentlich verkaufen durften, bewarben sich auch einige Wiener um dieses Recht; 1714 wurde dann festgesetzt, daß nicht mehr als 11 bürgerliche Kaffesieder in Wien bestehen sollten; die Zahl derselben vermehrte sich jedoch so rasch, daß es beim Ableben Maria Theresia's bereits 46, unter Joseph II. 64 und um 1791 hundert Kaffeehäuser gab. — Hamburg erhielt das erste Kaffehaus 1687, Regensburg und Nürnberg 1686 und Frankfurt am Main besaß deren 1698 bereits drei, die sich eines so guten Zuspruches erfreuten, daß sie eine jährliche Concessionsgebühr von 400 fl. aufbrachten. In demselben Jahre wurden behördliche Edicte gegen das zu lange Verweilen in Kaffee- und Theehäusern erlassen. In einer siebenbürgischen Stadt bestand 1755 eine Verordnung, die das Kaffeetrinken nach Tische bei 12 Gulden Strafe verbot. Während andere Staaten dem Genusse des Kaffee's durch hohen Eingangszoll zu steuern suchten, ward der öffentliche Verkauf dieses Getränkes in Oesterreich, wie wir gesehen, anfangs behördlich sanctionirt. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war der Kaffeegenuß schon so sehr verbreitet, daß beispielsweise in Kurbraunschweig auch die Bauern, sowie die niederen Klassen der Bevölkerung und die Dienstleute, täglich ein- oder auch wohl mehrmal dieses Getränk genoßen.

Die Chocolade wurde aus Mexiko in Europa importirt; zuerst in Spanien, dann in Italien getrunken, bis sie 1663 nach Paris kam, von wo sie ihren Weg durch den übrigen Theil des Continents machte und gegen Mitte des vorigen, bis Anfangs dieses Jahrhunderts auch in Deutschland als Frühstücksgetränk noch weit gebräuchlicher war, als jetzt.

Des Thee's hatte schon Marco Polo im XIII. Jahrhundert erwähnt. In den ersten Jahren des XVII. Jahrhunderts ward er wahrscheinlich von jesuitischen Missionären aus China und Japan nach Europa gebracht und bald darauf von den Holländern in reichlichen Mengen eingeführt; in Frankreich machte für seine Einführung 1636 der Kanzler Séguier eifrige Propaganda; in England erwähnt seiner eine Parlamentsacte von 1660. Großen Vorschub leisteten der Einbürgerung dieses Getränkes auch die Entdeckung des Blutumlaufes, welche eine übertriebene Schätzung des Werthes des Aderlasses und der warmen Getränke erzeugte, sowie die Schriften zweier Aerzte, namens Tulpius und Bontekoe; namentlich die Tendenzschrift des letzteren von 1667, worin derselbe behauptete, um gesund zu sein, müsse man täglich

100 bis 200 Tassen Thee trinken. Madame de Sevigné bemerkte in einem Briefe von 1680, daß die Marquise de la Sablière soeben den Gebrauch Thee mit Milch zu trinken, eingeführt habe. Gegen Mitte des XVIII. Jahrhunderts war der Thee in England bereits vollständig eingebürgert. Im Allgemeinen fanden die neu eingeführten warmen Getränke in den Weinländern viel schwerer Eingang, als in den Bierländern.

Noch manche Einzelheit ließe sich über Küche und Keller im Wandel der Jahrhunderte anführen. Doch dürfte das vorstehende gastronomische Culturbild genügen, unseren Lesern deutlich zu machen, daß die derbe, starkgewürzte Kost und der mächtige Weinhumpen jener Geschlechter, welche die Panzerhemden, Eisenhauben, die wuchtigen Schwerter, Streitäxte und Lanzen getragen haben, die sich in unseren Museen finden, durchaus nicht unserem verfeinerten Geschmacke und der Beschaffenheit unserer degenerirten Mägen angemessen wären. Mit der Entwicklung des Geistes hat auch die Verfeinerung des physischen Geschmackes und der Nahrung gleichen Schritt gehalten. Wir mögen uns immerhin mit einem Schimmer der alten Romantik umgeben, wir mögen uns erfreuen an den Rittertugenden, an der Poesie einer längstversunkenen Zeit, wie uns der Anblick verfallener Burgruinen stets ein malerisches Bild bieten wird. So wenig wir aber daran denken können, uns in den Einsturz drohender Mauern, über denen sich der blaue Himmel wölbt, wohnlich niederzulassen, so wohl werden wir daran thun, die Prosa jener romantischen Zeitepochen ruhig schlummern zu lassen in den Blättern der Culturgeschichte. *

* Bei vorstehendem Aufsatze wurden u. A. folgende Werke als Hilfsquellen benützt: Johannes Scherr, Deutsche Cultur- und Sittengeschichte; Otto Henne Am Rhyn, Culturgeschichte der neueren Zeit; Brillat Savarin, Physiologie du goût; K. F. v. Rumohr, Geist der Kochkunst; Dr. Rudolf Schultze, Geschichte des Weines und der Trinkgelage.

Gedichte

von

L. Foglar.

Die Schmiede.

Unabläſſig pocht der Hammer
In der Schmiede ab und zu,
Macht zur Hölle mir die Kammer,
Die verſprach mir Himmelsruh'. —

Und ich flüchte aus den Wänden
Weit hinaus zu See und Wald,
Zu den einſamſten Geländen
Folgt der Ton mir auch alsbald,

Jagt mich auf zu wildem Haſten,
Ueber Schlünde, Berg und Thal,
Mag ich noch ſo ferne raſten,
Er erreicht mich überall.

Böſe Schmiede! tief im Innern
Pochteſt Du ein Echo wach
Und dies ſchmerzliche Erinnern
Tönt mir ſtets und üb'rall nach.

Glück ertragen.

Das Glück will ſich erfragen
Ein Jeder ſpät und früh,
Er eilt, es zu erjagen,
Ob's auch am Wege blüh'—
Ob er es kann ertragen,
Er nimmt ſich keine Müh'!—
Da ſitzt am Weg ein Greis,
Von dem die Sage weiß,
Daß er ſeit jungen Jahren
Des Glückes viel erfahren.
Er trank in hellen Zügen
Den Becher ohn' Genügen
Und ohne Preis und Dank,
Er trank ſich müd und krank,
Abhold der Lebenskunſt
Und des Maßhaltens Gunſt.
In ſtolzen Prachtcaroſſen
Vorbeizieh'n die Genoſſen
Der einſt'gen Herrlichkeit —
Wer lernt in guten Tagen
Das Glück mit Würde tragen,
Iſt weiſe rechter Zeit?

Gedichte

von

S. G. Hartig.

So geht's.

Schön war der Tag, schön wie ein Lächeln Gottes,
Das neues Glück im Menschenherzen weckt,
Als Er zuerst in ihren Augensternen
Sein höchstes Glück und seinen Stern entdeckt.

Bewegt von tiefen, innigen Gefühlen
Sprach Er zu ihr in Worten treu und wahr,
Sie lauschte gern, wenngleich mit bangem Herzen,
Und schwieg sie auch, sprach doch ihr Auge klar.

Dann kam ein Tag an Schönheit jenem ähnlich,
Doch kalt die Luft und schneidend scharf der Wind.
Er stand vor ihr von tiefem Weh' umfangen:
„Der Abschied naht, Gott schütze Dich, mein Kind!"

Ein Druck der Hand, zwei tapf'rer Seelen Ringen,
Ein Lächeln dann, den Andern rings zur Schau.
„Sprich! bist Du krank? so bleich sind Deine Wangen!"
„Nein Mutter! ach, die Herbstluft ist so rauh!"

Im Hain.

Ich sah den Hain im schönen Mai
Als hundert Vögel sangen
Und aus den Büschen schimmernd rings
Die zarten Knospen drangen.
Ich schritt hindurch mit frohem Muth,
Mein Herz der Freude offen —
O Maienzeit, o Jugendsinn,
So reich an Glück und Hoffen!

Es wurde Herbst. — Zu Boden sank
Das Laub, die Vöglein schwiegen,
Der Blumen bleiche Blätter sah
In trüber Luft ich fliegen.
Und traurig zog auch ich einher,
Verstummt der Lippe Scherzen.
O Herbst! an welker Pracht so reich,
Wie gleichst Du meinem Herzen!

Treue Begleiter.

Blumen, lichte Frühlingskinder!
Gott der Herr dem Menschen gab,
Daß sie freundlich ihn begleiten
Von der Wiege bis zum Grab.

Blumen schmücken schon dem Kinde
Hell und bunt den Taufaltar,
Und die zarten Myrten schlingen
Lieblich sich der Braut in's Haar.

Blumen blüh'n in Kirchhofsmauern
An der stillen Grüfte Rand,
Immortellen, ernste Blüthen,
Letzter Gruß von treuer Hand.

Trennt von Jenen, die wir lieben,
Uns des Schicksals Macht, so spricht
Besser auch als wir es könnten,
Flehend ein — Vergißmeinnicht!

Storch und Kukuk.

Von

Theodor Elze.

Der Kapellmeister der Thierwelt ist noch nicht gefunden. Welche musikalische Kräfte ständen ihm zu Gebot! Die Löwen brüllen, die Bären brummen, die Wölfe heulen, die Eber schnauben und grunzen, die Pferde wiehern, die Esel iahnen, die Schafe blöken, die Lämmer blähen, die Ziegen meckern, die Hunde knurren, bellen und winseln, die Katzen mianen, maunzen und prusten, die Kater murren und schnurren, die Mäuse pfeifen, die Schlangen zischen, die Bienen summen, die Heimchen zirpen, die Frösche quaken und gluchsen, die Hähne krähen, die Hühner gackern, die Küchlein piepen, die Truthähne kollern, die Tauben gurren, die Elstern kittern, die Schwalben zwitschern, der Specht lacht, der Staar schwatzt, das Käuzchen schreit, der Rabe krächzt, die Wachtel schlägt, die Lerche trillert, die Nachtigall singt und schmettert, der Storch klappert, der Kukuk ruft. Mit diesem unerschöpflichen Reichthum von Tönen und Talenten könnte ein genialer Componist alles Vorhandene und Vergangene völlig in den Schatten stellen. Dieser zukünftige Orpheus müßte nur die Stimmen der Thiere, wie einst Haydn die Klänge der Kinder-Instrumente, in geistvoller und gemüthlicher Ordnung zu verwenden verstehen. Sonst freilich, wenn all' dieses Brüllen und Brummen, Heulen und Grunzen, Blöken und Meckern, Knurren, Schnurren und Murren, Pfeifen, Zischen und Zwitschern, Singen und Trillern, Schreien und Rufen, Krächzen, Quaken und Klappern wirr durcheinander oder gleichzeitig ertönen würde, so gäbe es ein so höllisches Concert, daß die grauenvollste Katzenmusik nichts dagegen wäre, und nichts übrig bliebe als — davonzulaufen.

Werden die einzelnen Musiker dieser Kapelle oder „Professori", wie der Italiener sagen würde, in Betracht gezogen, so scheint es fast, als ob gewisse Töne von eigenthümlicher Häßlichkeit, ähnlich wie das Rasseln der Trommeln, das Schrillen der Pfeifen, das Sausen, Surren und Pochen der Fabriken, vielfach eine größere Wirkung auf die Menschen ausüben, als die wohlklingendsten Gesänge und lieblichsten Klänge einer anmuthvollen, herrlichen Stimme. Woher käme es sonst, daß von allen Vögeln in Wiese und Wald gerade diejenigen bei uns die populärsten geworden sind, welche durch die Absonderlichkeit ihrer musikalischen Leistungen am meisten sich auszeichnen? Denn dazu gehört nicht etwa die Nachtigall, welche nur bei Dichtern und Verliebten in hohem Ansehen steht, aber von Millionen unbeachtet bleibt. Dazu gehört auch nicht die Lerche, obschon ihr Ruf in weitere Kreise gedrungen ist, als derjenige der Nachtigall. Diese Letztere ist endlich eben auch nur eine Sängerin, wie die Amsel, der Sprosser, das Schwarzblattl, wie die Catalani, die Grisi, die Lind. Und die Lerche weiß nichts weiter als ihre Triller, bloß Triller und immer nur Triller; das wird auf die Länge langweilig, eintönig, fast unausstehlich. Aber ganz anders als mit diesen beiden berühmten Sängerinnen steht es mit dem Storch und dem Kukuk; das sind allgemeine bekannte und geehrte Herren. Der Storch zischt und klappert, aber — Klappern gehört zum Handwerk. Der Kukuk ruft, ruft seinen eigenen Namen, immer und immer nur seinen eigenen Namen; doch das macht Eindruck auf die große Menge und ist vorzüglich geeignet, sich populär und berühmt zu machen, das ist die großartigste und erfolgreichste Reclame. Auf diese Weise gelang es vor fünfzig Jahren auch einem geheimnißvollen Unbekannten, wie ein Kukuk berühmt zu werden, indem er seinen eigenen, wohlklingenden Namen Kiselak mit Pinsel oder Meißel überall anbrachte, an den meerumbrandeten Felsen Norwegens und an den steilsten Felswänden der Schweizer Alpen in der Nähe des ewigen Schnees, an den Ufern der Wasserfälle des Niagara und in der Lava des feuerspeienden Vesuv, am Münsterthurme zu Straßburg und an den Pyramiden Aegyptens; und wenn eine nächste Nordpolexpedition noch jenseits des Franz Joseph-Landes im offenen Polarmeere eine neue Insel entdecken sollte, so dürfte sie dort unter Walrossen, Seehunden und Stockfischen vermuthlich auch eine Tafel mit dem Namen des Kukuk's Kiselak finden.

Jedoch, auch abgesehen vom Rufen und Klappern, haben Storch und Kukuk eine nicht unbedeutende Aufgabe für die Verhältnisse des Menschenlebens zu erfüllen. Denn der Storch bringt die Kinder, und wenn diese unartig sind, soll sie der Kukuk holen. Warum werden aber gerade diesen beiden Vögeln diese eigenthümlichen Dienstleistungen zugeschrieben? Warum nicht umgekehrt? Könnten wir nicht eben so gut sagen: der Kukuk

bringt die Kinder, und: hol' sie der Storch? Und wenn das nicht gefällt, warum beauftragen wir nicht die süßstimmige Frau Nachtigall oder die häuslich gewöhnte Madame Schwalbe, uns von ihren weiten Reisen in die Fremde die Kinderchen mitzubringen, wozu sie ja auch als weibliche Wesen viel geeigneter erscheinen als der Herr Storch? Allerdings könnten Beide für eine solche Aufgabe zu klein und schwach erachtet werden. Aber warum rufen wir gerade dem Kukuk, wenn wir im Unmuth wünschen, von etwas befreit zu werden? Verweilt doch derselbe nicht einmal stets bei uns, so daß es im Winter gar keinen Sinn hat zu sagen: hol' es der Kukuk! — denn der ist dann weit weg und kann uns nicht hören. Warum sagen wir nicht: hol' es die Krähe! — die ist freilich eine Dame und hat auch schon ein anderes Geschäft, sie muß die Augen aushacken. Oder: hol' dich der Rabe! — aber der ist in der alten germanischen Mythologie der allwissende Vogel Odins und hat seither eine andere Anstellung beim Kaiser Barbarossa am Kiffhäuser erhalten. Oder: hol' dich der Uhu! — die Eule! mit dem ganzen wilden, wüthenden Heer. Nur der Geier genießt die Ehre, mitunter der Stellvertreter des Kukuks zu sein, und dann gilt: hol' dich der Geier! gerade eben so viel als: hol' dich der Kukuk! — der Schinder! — der Teufel!

Da es auf dem Gebiete der Sprache so wenig als auf irgend einem anderen Zufälligkeiten und Willkürlichkeiten gibt, sind die Gründe für diese sonderbare Eigenthümlichkeit unserer Ausdrucksweise anderwärts und tiefer in der Natur der Dinge selbst zu suchen.

Der Storch ist von den ältesten Zeiten des Menschengeschlechts her bei allen Völkern, die ihn kennen, eine hochgeachtete und gerngesehene Persönlichkeit gewesen. Das zeigen seine Namen, gleichviel ob man ihn sich als einen Mann dachte, wie die Griechen („Pelargos") und die Germanen, oder als eine Frau, wie die Römer und Romanen („Ciconia", Cicogna", „Cicogne"), die Kroaten („Tschapla") und die Juden. Diese nennen ihn schon seit Jahrtausenden „Chasida", d. i. die Fromme, der fromme Vogel. Die Ableitung und Bedeutung des deutschen Namens „Storch" ist zwar unbekannt, aber sein Klang mag uns gern an das griechische Wort „Storge" erinnern, welches die Liebe, namentlich diejenige der Eltern zu den Kindern und der Kinder zu den Eltern bezeichnet. Auch dem altlateinischen Namen „Ciconia" liegt der Begriff des Zahmen, Milden zu Grunde. Schöner noch ist der andere alte deutsche Name dieses Vogels: „Adebar" oder „Odebar". Im alten Deutsch bedeutet „Od" soviel als: Besitz, Gut, Schatz, und „odebar" wäre also — wie fruchtbar: fruchttragend, lastbar, lasttragend — gleich: schatztragend, der Schatzbringer oder Glückbringer. Wir sind daher wohl berechtigt, in diesem lieblichen Namen selbst schon die Andeutung zu

finden, daß er, der Adebar, es ist, welcher die theuersten Schätze liebender Menschen, die Kinder, ins Haus bringt, wie ja noch jetzt zuweilen den fragenden Kindern über das neu angekommene Brüderlein oder Schwesterlein erzählt wird.

Schon die seltsame äußere Erscheinung des Storches ist ganz dazu angethan, die Aufmerksamkeit der Menschen auf ihn zu lenken. Sein Kleid trägt die Farben des neuen Deutschen Reiches: Schwarz-Weiß-Roth. Mit seinen langen, etwas steifen Beinen schreitet er langsam und gravitätisch über die Wiesen dahin. Selten einmal bückt er sich, um mit seinem ungewöhnlich langen Schnabel etwas zum Frühstück oder zum Vesperbrot zu erhaschen; Froschschenkel, auch ungebraten, behagen dem Gutschmecker. Bisweilen steht er in erhabener Ruhe und vollendetem Gleichgewicht auf einem Bein, das andere in die Höhe gezogen, den Kopf zurück auf den Rücken gelegt oder gar unter einen Flügel versteckt. So träumt er die süßesten Träume, oder er überläßt sich vielleicht der tiefsten philosophischen Speculation, oder er denkt heim an Weib und Kind im traulichen Storchennest. Wer kann es errathen, welche Gedanken über die weiten Himmelsräume, über die fernen Länder im warmen Süden, oder über seine Hauswirtschaft einem Storche in solchen Stunden der Siesta gerade durch den Kopf gehen?

Im Sommer bewohnt der Storch fast ganz Europa, im Osten bis tief nach Rußland hinein, wo dann das Reich seines Vetters, des schwarzen Storches beginnt. In England ist er höchst selten, in Griechenland wurde er während des Befreiungskampfes ausgerottet. In den Gebirgsgegenden Mitteleuropa's hält er sich nicht auf, am meisten bevorzugt er wasserreiche waldige Ebenen. Sein Nest bauet er zwischen die oberen Aeste alter, hoher Bäume, aber fast lieber noch auf die Dächer menschlicher Wohnungen und anderer Gebäude, zumal wenn die Ausgabelung des Dachfirsts ihm einigen Halt dafür bietet. Ohne ein Hausvogel zu sein, hält er sich doch, gleich der kleinen freundlichen Hausschwalbe, gern in der Nähe der Menschen auf. So haben diese schon in früher Zeit desto leichter Veranlassung und Gelegenheit gefunden, seine Lebensweise, sein Thun und Treiben, seinen Charakter zu beobachten. Sie bemerkten bald seine Anhänglichkeit an Haus und Familie, seine Gattentreue, seine Elternliebe, seine Sorgfalt in der Erziehung der Jungen, zumal wenn er, der Meister des Fluges, ihnen in dieser Kunst Unterricht ertheilt. Solche Erweisungen der Pietät erwarben ihm die allgemeine Achtung und Zuneigung, ja hie und da selbst eine abergläubische Verehrung der Menschen, und bei den alten Hebräern den Namen „Chasida". Seinerseits zeigt auch der Storch keine Furcht vor den wohlwollenden Menschen, welche ihm während seiner Abwesenheit gern sein Haus erhalten, ausbessern und befestigen. Auch thut er ihnen fast nirgends Schaden, sondern

ist ihnen nützlich und behilflich, indem er viel schädliches Ungeziefer, wie Mäuse und Maulwürfe, Schlangen und Eidechsen, Frösche, nackte Schnecken und Regenwürmer vertilgt. So erscheint er unter allen großen Vögeln allein als eine Art anhänglicher und gerngesehener Hausfreund, dem man zu seinem Sommerbesuche gern das alleroberste und luftigste Stockwerk des Hauses einräumt und wohl auch eine nähere Kenntniß der Geheimnisse des Lebens in den unteren Stockwerken zutraut.

Um die Mitte des März kommen die Störche zu uns, aber ihre Ankunft in ihrem alten Neste ist noch von Niemandem beobachtet worden. Sie hat etwas Geheimnißvolles. Eines schönen Morgens klappern die Störche wieder lustig oben auf dem Dache, als wollten sie sagen: „Guten Tag! Wieder da!“ Sie sind eben wieder da. Aber leider ist ihres Bleibens nicht gar lange. Um die Mitte des August, ehe die kühleren Herbsttage kommen, sammeln sie sich an bestimmten Sammelplätzen. Da kommen sie eines Nachmittags von allen Himmelsrichtungen in Schaaren von 10—20—30 herzugeflogen, begrüßen einander mit lautem, freudigen Geklapper, und ruhen sich noch einmal aus, bevor sie ihre weite Reise antreten. Man sagt auch, daß sie dann Gericht halten. Bei beginnender Abenddämmerung sind sie zu einer Karawane von 500—800—1000 Köpfen angewachsen; aber Morgens, ehe der Tag anbricht, sind sie alle still abgezogen, ohne daß Jemand es bemerkt hätte. Sie reisen im Fluge über die Alpen und das Mittelmeer, weit, weit weg in die heißen Länder Afrika's, zu den schwarzen Menschen, die sie auch gern haben, dorthin, wo die Palmen wachsen und die Lotosblumen blühen. Doch der Lotos berauscht und bezaubert sie nicht, und nie vergessen sie im Frühling wieder zu uns zu kommen.

Es ist eine alte Gewohnheit, den Hausgenossen, namentlich den Kindern, von Reisen etwas mitzubringen. Sollte denn Gevatter Adebar, der alte, liebe Hausgast, der fromme Kinderfreund, diese freudebereitende Sitte nicht auch mitmachen? Und kann er bei der Rückkehr von seiner Reise in jene fernen Wunderländer nicht geheimnißvoll und über Nacht so ein kleines Menschenkindlein mitgebracht haben? Ja gewiß, der Storch bringt die kleinen Kinder, kein Anderer.

Weit weniger geachtet als der Storch, aber weit mehr genannt als er, ist der Kukuk. Daß sein Name nicht mit dem Worte „gucken“ (d. i. neugierig schauen) zusammenhängt, sondern mit dem Klange seines Rufes, bedarf kaum der Bemerkung. Wir thaten ihm daher eigentlich unrecht, wenn wir sagten: er rufe seinen Namen; sein Name kommt von seinem Ruf, aber beide taugen nicht viel. Daher ist aber auch sein Name weit verbreitet in der Welt; er heißt in Sanscrit: Kokila, griechisch: Kokkúx, lateinisch: Cuculus, italienisch: Cucculo, französisch: Coucou, englisch: Cuckoo, slovenisch: Kukoviza,

kroatisch: Kukuriza, russisch: Kukuchka, armenisch: Gegu, hebräisch: Zayak. Ehe die Deutschen den jetzigen Namen des Kukuks aus dem Niederländischen: Koekoek aufnahmen, nannten sie diesen Vogel gewöhnlich: Gauch, althochdeutsch: Gouh oder Gouk, mittelhochdeutsch: Gouch, angelsächsisch: Gaec, nordisch: Gauke, schottisch: Gowk. Der alte Hans Sachs nennt ihn: Gutzgauch, und die Schwaben sagen: Guckigau. Mit diesen letzteren Namen ist der Nebenbegriff eines albernen, anmaßenden Thoren verbunden.

Trotz der geringen Achtung, in welcher also der Kukuk im Allgemeinen steht, wird seinem monotonen, in der Wonnezeit des Jahres erklingenden Rufe von den Deutschen, den Russen und anderen Völkern eine gewisse prophetische Kraft beigelegt. Narren reden ja — mitunter — die Wahrheit. Doch hat selbst Goethe in seinem allen angehenden jungen Eheleuten oder solchen, die es werden wollen, bestens zu empfehlenden Gedichte „Frühlingsorakel": „Du prophet'scher Vogel du, — Blüthensänger, o Kucku" u. s. w., mit seinem am Schlusse jeder Strophe sich wiederholenden, stets sich vermehrenden, und zuletzt „mit Grazie in infinitum" fortzusetzenden „Kucku!" nicht vermocht, diese angebliche Gabe des Kukuks zu besonderem Ansehen zu bringen.

Nicht weniger merkwürdig ist es, daß schon Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung die alten Griechen von einem unbekannten Lande redeten und fabelten, das sie „Wolkenkukuksheim" nannten. Allerdings gab der griechische Lustspieldichter Aristophanes um 420 v. Chr. zu Athen dasselbe in seinem satyrischen Lustspiel „Die Wolken" dem allgemeinen spöttischen Lächeln preis, und so verlor sich mit der Zeit die Kunde davon. Allein im Jahre 1516 n. Chr. entdeckte es der englische Kanzler Thomas Morus aufs Neue und nannte es „Utopia". Jedoch ist weder dieser neue, noch jener alte Name auf irgend einer Landkarte zu finden.

Wer jemals einen Kukuk gesehen hat, der kann von Glück sagen; das muß wirklich mit dem Kukuk zugegangen sein. Denn derselbe ist nicht nur mit seinem dunkelaschgrauen Gefieder im Dunkel des Waldes schwer erkennbar, sondern er gehört überhaupt zu den scheuesten Waldvögeln. Wenn man suchend seinem Rufe nachgeht, so schweigt er; dabei wechselt er unruhig und oft seinen Sitz, und ruft dann bald hier, bald dort. Du wendest dich bald nach dieser, bald nach jener Seite, bis du es endlich aufgibst ihn weiter zu verfolgen und unmuthig murmelst: „hol' dich der Kukuk!" Nur durch Zufall kommt man ihm gelegentlich nahe und erblickt ihn; doch nur für einen Augenblick, dann ist er wieder verschwunden. Dies hat seinen Grund darin, daß der Kukuk keinen bestimmten Standort hat, und den hat er darum nicht, weil er kein eigenes Nest baut, ja überhaupt kein Nest bewohnt. Er kennt kein Daheim, und somit gibt es nicht einmal auf Erden, geschweige in den

Wolken ein „Kukuksheim“. Aber auch dieses hat seine natürliche Ursache, und zwar in dem Umstande, daß das Kukuksweibchen nur in großen Zwischenräumen, etwa alle acht Tage, ein Ei legt, so daß das Ausbrüten der Eier durch die eigene Mutter unmöglich ist. Es ist allgemein bekannt, daß die Frau Kukukin deßhalb ihre Eier in fremde Nester legt, besonders gern in diejenigen der kleinen Grasmücken, welche dann ein fremdes mit den ihrigen ausbrüten. Mit treuer Liebe ziehen die Pflegeeltern das Findelkind auf, obwohl dieses bald an Größe und Gefräßigkeit die rechten Kinder des Hauses übertrifft und ihnen Raum und Nahrung wegnimmt. Um den nimmersatten Appetit des häßlichen kleinen Gauchs zu stillen, geben sich die Pflegeeltern alle Mühe, wobei ihnen sogar von den Nachbarn geholfen wird. Aber — wie man sagt — werden dennoch sie und ihre Kinder bisweilen ein Opfer des hungerigen Wechselbalges.

So erscheint der Kukuk von Jugend auf in einem ungünstigen Lichte, und als das gerade Gegentheil des Storches. Aus einem gefräßigen und undankbaren Jungen wird er ein unsteter und heimatloser, unthätiger und dummstolzer „Gauch.“ Er bauet kein Haus, er begründet keine Familie. Schon den alten Griechen erschien er als ein Ehebrecher, der die Sorge für seine Kinder Fremden überläßt. Nimmt man dazu seinen frühlingverkündenden Heroldsruf, der trotz oder vielmehr wegen des ewigen Einerlei seiner Melodie weltberühmt ist, ferner seine unheimliche Prophetengabe, seine menschenscheue Unnahbarkeit, das geheimnißvolle und mystische Dunkel, in das er sich zu hüllen versteht: ist es da ein Wunder, daß der Kukuk nicht gerade die beste Rolle unter den Vögeln spielt und sogar geeignet erscheint, gelegentlich selbst die Stelle des leibhaftigen Schwarzen, vor dem man drei Kreuze schlägt, zu vertreten? Denn wenn wir sagen: „Zum Kukuk!“, „Geh' zum Kukuk!“, „Hol's der Kukuk!“, so ist das doch nur eine euphemistische Ausdrucksweise für: „Geh' zum Teufel!“, „Hol's der Teufel!“, woran auch dadurch nichts geändert wird, daß dem stellvertretenden Kukuk bisweilen nochmals Vicestellvertreter, wie der Geier oder der Henker, untergeschoben werden.

Auch ist der Kukuk ein großer Herr wie der Teufel. Denn wie dieser oft von einem dienenden Geiste, etwa in Gestalt eines schwarzen Pudels, begleitet wird, so hat auch jener nicht bloß Unterstellvertreter, sondern auch einen dienenden Gehilfen, den er häufig mit sich führt, seinen — Küster, wie der Volksmund und die Dichter ihn nennen. Ja, nach Claudius tanzen auch „der Kukuk und sein Küster“ auf dem Blocksberge oder Brocken die Kreuz und Quer, gerade wie der Teufel mit den Hexen in der Walpurgisnacht. Auch Bürger erwähnt des Kukuks Küster, gibt aber leider keine nähere Auskunft über ihn. Doch kann ich es meinen Lesern verrathen, daß derselbe niemand Anderer ist als — der Wiedehopf. Zwar lehnt dieser

Name schon im alten Deutsch als: Wituhopfo oder Widuhoffo an Wid (d. i. Wald) und hopfen oder hüpfen sich an, aber ursprünglich ist er eine Tonnachahmung des Rufes, der diesem Vogel eigen ist. Daher begleitet er von Alters her den Namen des Kukuks durch fast alle Sprachen in Formen verwandten Klanges. Im Griechischen heißt er: Epops, im Altägyptischen: Kukupha, im Lateinischen: Upupa, im Italienischen ebenso, im Französischen: (la) Huppe, im Englischen: Hoopop oder bloß: Hoop und Whoop, im Südslavischen: Vdeb oder Hubkatsch. Aber nicht deßwegen heißt er „des Kukuks Küster", sondern das Volk gab ihm darum diesen Beinamen, weil es beobachtet hatte, daß er sich häufig in der Nähe des Kukuks aufhält. Dieser Umstand, so wie einerseits das fast einfärbig schwarzgraue Kleid des Kukuks, anderseits das mehr buntfarbige Gewand und die dunkel rostgelbe, schwarzgespitzte Federhaube des Wiederhopfs boten dem Volkswitz in Holstein Veranlassung, diesen des Ersteren „Koster" zu nennen. Von da sind dann der Kukuk und sein Küster in die hochdeutsche Sprache und Poesie übergegangen, wo sie auch bleiben werden, so lange es überhaupt noch Kukuke gibt, und der Kukuk nicht alle Küster geholt hat. — „Hol's der Kukuk!" — — „„Kukuk!""

Aus dem Sagenschatze der Insel Ruegen.

Von

Albert Weiß.

Ruegen.

Du Perle, von kreidigen Klippen
  Und waldigen Schluchten umhegt,
Dicht vor das Gestade der Ostsee
  Von Gott, wie ein Bollwerk gelegt,

Ob nimmer im Munde der Völker
  Dein Ruhm in die Fernen erschallt,
Den Blick mit entzückender Landschaft,
  Mir bannt deine Zaubergewalt!

Ob unter dem Dom ich von Buchen
  Der Tranitz, am Hertha-See
Ob auf der umbrandeten Kreide
  Der Stubbenkammer ich steh' —

Die Züge voll Anmuth und Hoheit
  Mir brauchst zu verhüllen du nicht,
Darfst, dankbar dem Schöpfer, mir zeigen
  Dein lächelndes Angesicht!

Wie hat Er dich, Ruegen, begnadet,
  Du Perle vom Eiland im Meer,
Du blinkst mir von fern wie das — Mondlicht
  Im — eilenden Wolkenheer!

Hertha-See.

I.

Im Schatten der Buchen zu baden
Die Glieder so blendend, wie Schnee,
Allnächtlich dir nahte die Göttin,
Du heiliger, tiefschwarzer See.

Auf dicht verschleiertem Wagen
Von Sclaven geleitet zum Ziel,
Gefolgt nur vom obersten Priester,
Wenn ihrer Gnad' es gefiel.

Doch sterben mußten so Sclaven,
Wie Priester tief drunten im See,
Die jemals erschaut in den Fluthen
Die Glieder so blendend wie Schnee.

In mondhellen Nächten noch heute
Das liebliche Götterweib
Huscht aus dem Dickicht, zu baden
Den sinnebestrickenden Leib.

Umringt von den Priesterinnen,
Leis plätschert sie drunten im See;
Gehüllt dann in wallende Schleier,
Verweht wie im Nebel die Fee.

Doch wehe dem nächtlichen Wand'rer,
Der je so die Göttin geseh'n;
Anlockt ihn die Fluth wie mit Zauber,
Und jäh ist es um ihn geschch'n.

Verloren ist, wer diesen Spiegel
Berührt mit dem Finger nur;
Versinkt er im moorigen Grunde,
Ist jählings verwischt seine Spur!

II.

Als Hertha, die Göttin, beherrschte
Noch Ruegen als Königin,
Voll üppiger Jugend und Schönheit
Ihr dient' eine Priesterin:

Die hatt' einem fahrenden Ritter
Ihr Herze zu eigen gemacht,
Gebrochen ihr heilig Gelübde
Im Schatten der Waldesnacht.

Der oberste Priester, erbittert,
Als er die Kunde vernahm,
Daß Eine der Priesterinnen
Gefrevelt ohn' alle Scham,

Führt Eine er nach der Andern
Zum grausigen Opferstein.
Und ließ mit entblößten Füßen
Darüber sie schreiten allein.

Die andern gehorchen ihm lächelnd,
Erbebend die — Schuldige nur;
Der Stein trägt neben der ihren
Eines — Kinderfüßchens Spur.

Kaum ward überführt sie der Sünde,
Belastend sie centnerschwer,
Stürzt von den kreidigen Klippen
Der Priester sie in das Meer.

Doch mit ihr fühlend die Göttin
Hernieder sanft gleiten sie läßt
Zum Nachen des harrenden Ritters,
Der treu in die Arme sie preßt.

Swantewit.

Wo heut' auf Arkona der Wand'rer
Nur uralten Erdwall betritt,
Stand einst, eh' zerstört ihn der Däne,
Der Tempel des — Swantewit!

Des Allerheiligsten Pforte
Dem Priester nur sich erschloß;
Nur er auch durfte berühren
Im Vorsaal das schneeweiße Roß,

Das heil'ge, der Gottheit geweihte
Alleinzig bestimmt dazu war,
Daß vor dem Kampfe der Priester
Weissage der Kriegerschar:

Bevor man auszog zum Kampfe,
Legt' über den Boden er quer
Neun Speere; dann ließ er schreiten
Das Roß darüber her.

Schritt es mit dem rechten Hufe
Voran, so winkte nur Sieg;
Doch streift' einen Speer nur der linke,
So galt als verloren der Krieg.

Im Vorsaal an allen Wänden
Hing Sattel, Zaum und Schwert
Des Gottes, prangten die Schätze
Von nah' und von fern ihm verehrt.

Bei allen slavischen Völkern
In Ansehn Gott Swantewit stand.
Einst hatt' ihm aus Böhmen Libussa
Kostbare Geschenke gesandt,

Nur um sein Bild zu erhalten,
Vor dem sie im Tempel zu Prag,
Errichtet dem Gotte zu Ehren,
Im Staub auf den Knien lag.

Ein Goldstück mußte ihm opfern
Jedweder, ob Weib oder Mann,
Den dritten Theil auch der Beute,
Wer jemals im Kriege gewann,

Und Alles, was man erobert
In Feindesland in der Schlacht,
Mit all' den dreihundert Rossen,
Die er sich zu eigen gemacht.

Das Allerheiligste zierlich
Mit Schnitzwerk und Malerei
Geschmückt war und barg im Innern
Des Gottes Conterfei:

Vier Köpfe zählt's und vier Hälse,
Gesichter mit struppigem Bart,
Zwei vorwärts und zwei rückwärts
Gerichtet nach Janus-Art.

Ein kostbares Horn hielt die Rechte,
Daraus in jeglichem Jahr
Zur Zeit der Ernte der Priester
Weissagte der gläubigen Schar:

Das Horn, wenn gefüllt noch vom Vorjahr
Mit Meth seinem Blick es sich bot,
Bedeutete — goldene Zeiten,
Das leere — nur Theu'rung und Noth.

Ausgoß er den Meth erst als Opfer,
Dann füllt er das Horn bis zum Rand,
Und leert' es und füllt' es auf's Neue
Und gab es dem Gott in die Hand.

D'rauf mahnt er das Volk, zu verehren
Die Gottheit bei Nacht und bei Tag,
Und lud es zu festlicher Feier
Bei Schmauserei und Gelag'.

Swantwitha.

I.

Vor Garz auf Ruegen drei Tempel
Im Dunkel der Heidenzeit
Den Göttern des Wetters, des Donners
Und Krieges waren geweiht.

Wo einstens am Burgwall Charenza
Ein Weiher die Tempel umfloß,
Erstürmten im Kampfe die Christen
Ein uraltes heidnisches Schloß;

D'rin hauste, so reich wie ein Krösus,
Ein König, von Herzen so hart,
Daß nimmer sich trennt' er von Schätzen,
Die schnöd' er zusammengescharrt.

Verschüttet zur Strafe der Habgier,
Verzaubert in — zottigen Hund,
Muß seine Schätze bewachen
Noch heut' er zu nächtlicher Stund!

Gepanzert, nur statt mit dem Helme,
Geschmückt mit der Krone voll Pracht,
Umgeht er auf schäumendem Rosse
Noch heut' zur — Johannisnacht.

Umgeht auch im Volke die Sage,
Daß nur eine — Jungfrau ihn kann
Aus seinem Zauber erlösen:
Vom Geiz und vom höllischen Bann,

Wenn seelenallein sie von — rückwärts
Erklimmt zur Johannisnacht
Den Burgwall, wo all' seine Schätze
Als — zottiger Hund er bewacht.

Die Erde dann jäh sich eröffnet,
Die Jungfrau gleitet hinein,
Und — schmückt sich mit all' seinen Schätzen
Von Gold und von edlem Gestein —

Nur darf sie kein Wort dabei sprechen,
Nicht rück- und nicht seitwärts sich dreh'n,
Sonst ist es um ihre — Ehre,
Wie auch um ihr Leben geschieht!

II.

Herrscht' einst auf Ruegen ein König
In Bergen zu Wasser und Land;
Viel mächtige Fürsten umworben
Swanwitha's, der Tochter Hand.

Sie aber sich Peter, den Erben
Des dänischen Thrones erkor;
Ein Freier, den auch sie verschmähte,
Zur Rache sich grimmig verschwor,

Um Ruf sie und Ehre zu bringen —
Der Bräutigam d'rob sie verließ;
Bethört durch die schnöde Verleumdung,
Sie selber der Vater verstieß:

Erbittert über die Tochter,
Die also ihn konnt' hintergeh'n,
Ließ in den Thurm er sie sperren,
Um nimmer sie wiederzuseh'n.

Da saß sie drei Jahre und d'rüber,
Da sann sie verzweifelt und sann:
„Erbarme Dich, Vater! Die Unschuld
Ich einzig beweisen Dir kann,

Wenn seelenallein ich von rückwärts
Erklimm' zur Johannisnacht
Den Burgwall, wo all' seine Schätze
Der heidnische König bewacht:

Die Erde dann mir sich eröffnet,
Als Jungfrau gleit ich hinein,
Und schmücke mich mit seinen Schätzen
Von Gold und von edlem Gestein;

Nur darf ich kein Wort dabei sprechen,
Nicht rück- und nicht seitwärts mich dreh'n,
Sonst ist es um meine Ehre
Wie auch um mein Leben geschieh'n."

III.

Der König gewährt ihr: Swanwitha
Erklimmt zur Johannisnacht
Den Burgwall und gleitet hernieder
Zum — Saale voll schimmernder Pracht:

Da funkeln im Strahle der Kerzen
Demanten in goldener Truh',
Und huldvoll lächelt vom Throne
Der heidnische König ihr zu.

Sie schmückt sich mit all' seinen Schätzen
Die Stirn und das goldige Haar,
Und wendet sich schweigend zum Rückweg —
Schon hat mit der dienenden Schar,

Die reich mit Juwelen beladen,
Ihr folgt' auf dem Fuße, sie stumm
Die Pforte zum Ausgang geöffnet,
Da — blickt sie nur einmal sich um,

Urplötzlich ist wieder der Heide
Verzaubert in — zottigen Hund,
Der sie mit versengenden Blicken
Verfolgt, und mit feurigem Schlund.

Sie aber versinkt in die Tiefe;
Die Kerzen erlöschen im Saal —
Da kauert sie manches Jahrhundert,
Verlassen in einsamer Qual:

Erlösen nur kann sie ein — Jüngling,
Der keusch sich zum Kuß zu ihr neigt,
Kein Wort dabei spricht, noch sich umblickt,
Nur schweigend den Ausgang ihr zeigt.

O, nah' ihr, Du rettender Jüngling!
Gelingt Dir dies Probestück,
Auf Erden erblüht in den Armen
Swanwitha's Dir himmlisches Glück!

Dubberworth.

Einst eine Riesin dem Fürsten
Auf Ruegen der Minne Glück,
Zu spenden erbot sich als Gattin —
Er aber wies kalt sie zurück.

Zu rächen sich an dem Spröden,
Der schnöde verschmäht ihre Hand,
Beschloß sie, mit ihren Mannen
Ihm zu verwüsten das Land.

Schon bis zum Strande vor Lietzow
Mit ihrem Kriegsvolk sie drang,
Da wehrt zwischen Jasmund und Ruegen
Die Bucht ihr den — Uebergang.

Den Landweg sich aufzuschütten,
Zur Stubbnitz vermessen sie eilt,
Und füllt dort die Schürze mit Steinen
Und — Erde sich unverweilt.

Doch riß schon vor Sagurd die Schürze:
Die Steine, sie rollten ihr fort
Und thürmten sich auf zu dem Hügel,
Dem heutigen — Dubberworth.

Die Erde, die bis zum Strande
Verloren sie mehr und mehr,
Zu Hügeln sich häufte, bis endlich
Die riesige Schürze leer.

So nur bis zum Strande vor Lietzow
Mit ihrem Kriegsvolk sie drang —
Noch heute führt über den Bodden
Kein Landweg als Uebergang.

Erinnerungen an Karl Beck.*

Von

Ignaz Torontal.

Ich stand mit Karl Beck von 1867 bis zu seinem Tode in fast ununterbrochenem freundschaftlichen Verkehr.

Er war gewohnt, es mit der Freundschaft ernst zu nehmen, war zuverlässig, bieder und treu. Vernachlässigung von Seite eines Freundes that ihm wehe; nichtsdestoweniger vergab er gern und leicht. Sein sittlicher Zorn richtete sich gegen frivole Verirrungen der Zeit in Kunst und Leben; aber er haßte keinen Menschen und beurtheilte jede Individualität mit Nachsicht. Die urkräftige Leidenschaft seiner Jugend hatte sich durch physische und psychische Leiden gemildert. Seine Unabhängigkeit wahren zu können und seinem ethischen Ideale poetische Gestaltung zu geben, unbekümmert um den Geschmack und die Mode des

* Karl Beck ist zu Baja in Niederungarn am 1. Mai 1817 als Sohn eines bemittelten Kaufmannes geboren. Er absolvirte daselbst das Gymnasium, wo er wegen seines, in lateinischen Versen verfaßten Gedichtes „Der Aetna" vom Erzbischofe von Kalocsa mit einem goldenen Kreuze ausgezeichnet wurde. Fast noch ein Knabe bezog er das Lyceum zu Pest — er war der beste Schüler der philosophischen Facultät — bald darauf die Universität zu Wien. Eine schwere Krankheit drängte ihn vom Studium der Medicin für immer ab; er kehrte nach Pest zurück, um ein halbes Jahr lang auf einem kaufmännischen Bureau zu practiciren und — Verse zu machen. Gegen den Willen seines practischen Vaters ging er nach Leipzig und zählte an der dortigen Universität zu den flottesten Studenten. Da erschienen Ende 1837 seine „Nächte", „Gepanzerte Lieder". Diese Sänge gingen mit der Lärmtrommel über Deutschland. Kühne, Mundt, Laube, Winnbarg feierten ihn; Gutzkow nannte ihn den deutschen Byron. Frau Ottilie v. Goethe lud ihn in das Dichterhaus zu ihren Söhnen Walter und Wolfgang nach Weimar. Dort schrieb er 1839 den „Fahrenden Poeten". Nach Leipzig zurückgekehrt, veröffentlichte er in rascher Folge: „Stille Lieder", das Trauerspiel „Saul" und den Roman in Versen „Janko".

Nunmehr, bald in Pest bei seinen Eltern, bald in Wien domicilirend, wo er mit Lenau innig verkehrte, zog es ihn 1844 nach Berlin, die Gesammtausgabe seiner „Gedichte" zu redigiren. Auf speciellen Befehl des Königs Friedrich Wilhelm IV. wurde das vom Obercensurgericht confiscirte Opus mit Hinweglassung von

Tages, war ihm Lebensziel. Im Umgange war er sanft und liebenswürdig. Kam ein fremdes, ihm nicht sympathisches Element hinzu, so versank er in tiefes Nachsinnen und nahm keinerlei Antheil an der Unterhaltung. Wurde er aber angeregt, dann floß es leicht und lieblich von seinen Lippen. Ernst und Scherz, Bedeutendes und Unbedeutendes erlangte in seiner Darstellung eine bezaubernde Gestalt. Leibhaftig, wie vor seinem inneren Auge, so war es, mit den Merkmalen charakteristischer Eigenthümlichkeit, auch den Zuhörern gegenwärtig.

So oft er mir nahte, entschwand mir diese Welt der Drangsale, der Unfreiheit und der niedrigen Bedürftigkeit; an ihre Stelle trat die reine Harmonie des Ideals. Er war nicht, wie so Viele, unter Anderem auch Dichter; er war Dichter ganz und gar und er war nichts Anderes als Dichter. Sein ganzes Wesen war von Poesie durchtränkt. Er hörte mit dem Ohre, er sprach mit der Zunge, er schaute mit dem Auge und er schwieg mit dem Gedanken des Dichters. Ihm war die Poesie nicht Mittel zum Zweck; sie war ihm Selbstzweck, Inhalt und Ziel seines Lebens. So lebt er fort in seinen Schöpfungen, in den scharf umrissenen, charakteristischen, von dem warm pulsirenden Blute ächter Naturwahrheit durchströmten Gestalten seines Genius; er lebt in dem lieblichen Wohllaut seines Verses, in dem plastischen Granite seines Strophenbaues und in dem anmuthigen Zauber seiner Reime.

Gern erzählte er von seinem Leipziger Studentenleben, von seinem Verkehr mit Kaufmann, mit Petöfy und Lenau. Wenn er in Kierling weilte, versäumte er nicht, das nahe gelegene Grab des Letzteren wiederholt zu besuchen und jedesmal brachte er eine Blumenspende mit. Im Sommer 1874 führte er mich an Lenaus Grab. Unterwegs sprach er ausschließlich von dem todten Freunde. Der einfache Grabstein trägt keine andere Inschrift, als den Namen „Lenau". Dieses Eine Wort, an dieser Stelle, machte auf mich einen unbeschreiblichen Eindruck.

Das Haus Goethes in Weimar, wo Beck eine Zeit lang im traulichen Vereine mit Goethes Familie weilen durfte, war ihm eine Stätte weihevoller Erinnerung.

sechzehn Seiten freigegeben. Die starke Auflage war binnen drei Wochen vergriffen. 1845 begab sich der Dichter auf Reisen, während zu Leipzig seine „Lieder vom armen Mann" mit überaus großem Erfolge in die Erscheinung traten. Ende 1848 in Wien, zog er sich vom Feuilleton des „Wiener Lloyd", der über Nacht retrograden Tendenzen verfiel, schleunigst zurück. Weihnachten 1849 führte er seine Julie Mühlmann heim. Sechs Monate später begrub er die junge Frau.

1852 publicirte er zu Breslau seine Gesänge: „Aus der Heimat", 1853 den Roman: „Mater Dolorosa". Herwegh lud ihn zu sich nach der Schweiz. 1857 stand er zu Wien an der Spitze eines belletristischen Wochenblattes. Auf Reisen berührte er wieder Weimar, wo 1861 seine „Jadwiga" entstand, welcher gewiegte Federn Ruben'sches Colorit nachrühmten. Vater und Bruder starben; zwei Jahre darauf starb auch seine Mutter. Wiederholt drängte es ihn nach Italien, München, Stuttgart und an den Bodensee, indem er 1868 „Oesterreich in zwölfter Stunde" und seine „Elegien", 1870 „Still und bewegt" herausgab.

1876 schloß er den Hochzeitsbund mit Friederike Meister. Seine Arbeit galt jetzt „Meister Gottfried", einem zweiten Theile des „Fahrenden Poeten", der ein Torso geblieben.

Nach längerer, schwerer Krankheit starb er zu Währing bei Wien am 9. April 1879 um Mitternacht.

Den Winter 1874—1875 wohnte er in Wien bei mir und ich verbrachte manche Stunden des Tages und fast alle Abende in seiner mir so lieb gewesenen Gesellschaft.

Vom Materialismus und von der Lehre Darwins wollte er, zu meinem Bedauern, nichts wissen. Hätte er, seinen Widerwillen bezwingend, sich mit der Entwicklungstheorie bekanntgemacht — sein starker Geist würde sich der darin enthaltenen Wahrheit kaum haben verschließen können. Was ich ihm von dem Beweismateriale vorzuführen wagte, bekämpfte er mit der ihm eigenen Ruhe, welche nicht zuließ, daß die Verschiedenheit der Meinungen sich zum schroffen Gegensatz erweiterte.

Seine religiösen Anschauungen waren von höchst absonderlicher Art. Er glaubte; aber was er glaubte, lag in Halbdunkel gehüllt, tief in seinem Gemüthe. Er duldete nicht, daß es ans Licht gezogen werde, ans Licht kritischer Untersuchung. Fürchtete er vielleicht, daß es sich da verflüchtigen könnte? Er glaubte an Gott; aber sein Gott hatte nicht die Eigenschaften, die ihm von den bekannten Religionen beigelegt waren. Wenn ich ihm sagte: „Kann ein Gott, welcher die der Gottheit zuerkannten Eigenschaften nicht besitzt, noch den Namen „Gott“ führen?“ so entgegnete er: „Auch auf den Namen kommt es nicht an“. Und wenn ich einwendete: „Gott ist die Vorstellung eines Wesens, das keine körperliche Wesenheit besitzt; sondern aus einer Vereinigung von Eigenschaften besteht. Nehmen wir nun die Eigenschaften und den Namen hinweg — was bleibt dann übrig?“ so erwiederte er: „Das Wesen bleibt übrig, dessen Eigenschaften uns eben unbekannt sind und auf dessen Namen es am wenigsten ankommt.“

Es ist bekannt, wie strenge der Dichter Beck gegen sich selbst war. In seiner Arbeit ging er nicht früher zur nächsten Strophe über, als bis die eine fertig war und zwar so fertig, daß er sich, um mich seiner eigenen Worte zu bedienen, sagen konnte: „In diesem Momente kann ich's nicht besser machen.“ Die Strophe kam nicht früher auf's Papier, bis sie im Geiste vollständig ausgearbeitet war. Das Niederschreiben war ein Zeichen eigener Billigung. Darum mögen sich in seinen Manuscripten wenig Correcturen finden. Die sich finden, stammen ohne Zweifel aus einer späteren Epoche. Die Form war ihm neben dem Inhalte fast gleichberechtigt. Wenn ein Opfer gebracht werden mußte, dann unterordnete er die Form dem Gedanken; aber wie schwer fiel ihm ein solches Opfer, wie mühte er sich ab, um es zu ersparen. Auf die Knappheit des Ausdruckes legte er höchsten Werth: ein Wort, welches nichts sagte, ein Epitheton, das kein anschauliches Bild hervorrief, vermied er auf's Sorgfältigste.

Was seinen Versen so viel Wohllaut und Zauber verlieh, war namentlich auch der meisterhafte Gebrauch der Cäsur. Wenn sie sich nicht früher

selbst einstellte, so sicherte er sich sie im zweiten Fuße. „Der Cäsuren", wiederholte er oft, „kann es nicht zu viele geben!" Aber sein für den Rhytmus überaus feines Gehör zeigte ihm immer die Stelle an, wo sie die schönste Wirkung hervorrief.

Die Kritik schätzte er hoch; bekannte aber, daß er selbst weder Talent noch Beruf dazu habe. Er las nicht viel; aber Lieblingsschriftsteller las er oft und immer wieder. Besonders hoch stellte er Walter Scott, fast so hoch wie Shakespeare. Ihm, dem Lyriker, imponirte die epische Objectivität und die wunderbar wahre Gestaltung der Charaktere des Ersteren. Schopenhauer's Hauptwerk, das ihm etwa ein Jahr vor seinem Tode zur Hand kam, machte einen mächtigen Eindruck auf ihn.

Die Dichtung „Meister Gottfried" stellt offenbar die Stufe höchster künstlerischer Reife in dem Entwicklungsgange Karl Beck's dar. In plastischer Erhabenheit tritt des Meisters Gestalt hervor: Das Ideal eines Menschen, der sich durch die Wechselfälle eines widerwärtigen Geschicks, zum Schönen, Guten und Wahren hindurchgerungen, zu einer Höhe, auf der es keine Geselligkeit gibt. Geläutert und weise steht er da, einsam, wie die ewigen Götter und wohlthätig wie sie. Ein Moment der Erregung läßt einen Blick in den düstern Abgrund seines Schicksals werfen, welcher genügt, um es zu ahnen und die Begierde erweckt, es kennen zu lernen. Die Mosaik, welche diese gigantische Gestalt umgibt, ist reizend. Realistische Lebenswahrheit im Gewande vollendeter Form.

Nach Vollendung seines „Meister Gottfried" hatte er die Absicht, mit dem Verse abzuschließen und zum Roman und zur Novelle überzugehen. Dieser gab er den Vorzug, weil sie sich, der beschränkteren Personenzahl und der engeren Begrenzung halber, zur dichterischen Composition mehr eigne. Er hatte ein besonderes Talent, Compositionen zu erzählen. Stoffe für Novellen und Romane trug er mehrere, bis in die Details ausgearbeitet, im Kopfe herum, ohne eine Zeile niedergeschrieben zu haben und theilte sie Freunden gern mit.

Karl Beck war auch ein sehr angenehmer Vorleser. Zu viel Colorit und Individualisirung verschmähte er dabei, weil dies, seiner Meinung nach, eine Beeinträchtigung des Dichters sei und die Aufmerksamkeit ungebührlich auf den Vortrag lenke. Er beschränkte sich darauf, das Vorzutragende dem Verständniß näher zu bringen, was ihm auch sehr wohl gelang. Das Entzücken, in das mich die Vorlesung zweier Gesänge des Einsiedlers versetzt hatte, wird mir stets eine liebe, eine erhebende Erinnerung bleiben. Von Zeit zu Zeit sah er mich während des Lesens mit seinem blauen Auge an, das immer leuchtender wurde, je mehr wir uns beide in den Gegenstand versenkten. Mir war es, als gelangte das Gedicht durch ein doppeltes Medium in

mein Bewußtsein: durch das Gehör und durch das Gesicht. Ich fühlte und begriff, was ich hörte und was ich zugleich in seinem Auge las, das immer strahlender wurde. Es schien mir, als ob ein elektrischer Strom daraus hervorquölle, um mir auch noch jenen geheimnißvollen Rest entgegenzubringen, der sich nicht schreiben und nicht lesen läßt. Es war ein Aufgehen in der Intuition, wie ich es nie erfahren hatte. Ich hörte nicht mehr und ich sah nicht mehr. Die Reihenfolge des Vortrages, das Nacheinander war aufgehoben und die Dichtung stand als klar angeschautes, scharf umrissenes Ganzes, an dem nichts fehlte, nichts unverstanden war, wie eine Offenbarung, vor meiner Seele.

Als er geendet hatte, schwiegen wir beide und schwiegen lange. Es gibt eine Bewegung, es gibt eine Stimmung, in welcher man wohl Worte finden mag; aber nimmermehr die rechten und in der Schweigen ausdrucksvoller ist, als jegliche Beredtsamkeit.

Wenn Beck in guter Laune war, so pflegte er einem kleinen Zirkel auch Anekdoten zu erzählen, die er anmuthig und belustigend zu gestalten verstand.

Vertrauten Personen erzählte er mit Vorliebe seine Träume, sich zumeist über die komischen Situationen verbreitend. Den Hörer mochte das erheitern, auch ihn selbst während der Recapitulation; während des Traumes aber war er das gequälte Opfer eines neckischen Dämons. Träumte er vom Reisen, so war sein Paß niemals in Ordnung und die Conflicte mit der Polizei nahmen kein Ende. Wurde er hohen Personen vorgestellt, so entdeckte er, wenn er seine Ansprache gerade beginnen wollte, daß er barfuß erschienen war. Das bange Gefühl vor einem Examen mochte ihn in der Kinderzeit oft mächtig ergriffen haben, denn die Träume des Sechzigjährigen versetzten ihn in die Kindheit zurück, ihm das Bild solcher Prüfungen unter gesteigertem Angstgefühl vorführend.

Karl Beck war von einem außergewöhnlichen Zartsinn. Immer bestrebt seine Freunde vor Leid zu bewahren, war er ein liebreicher und sanfter Tröster, wenn sie solches heimsuchte. Etwas mit diesem Gefühle Verwandtes erstreckte sich auch auf die Individualitäten seiner Dichtungen. Wie gern hätte er dem Helden in „Mater dolorosa", wie gern Jadwiga den Tod erspart. Da aber eine poetische Nothwendigkeit denselben forderte, so suchte er ihn so mild als nur immer möglich zu gestalten. Für das Wort Goethes: „Blut ist ein ganz besonderer Saft" hatte er seine eigene Deutung. Diese Schonung des Lebens wendete er auch den Thieren zu.

Um den Charakter Meister Gottfrieds in das richtige Licht zu setzen, erschien es geboten, daß dieser einer seiner beiden Ziegen durch den Tod beraubt werde. Aber Beck konnte sich lange nicht entschließen, die Ziege sterben zu lassen, suchte nach einem Auswege, hielt, wie sehr er auch sonst

nur seine eigenen Eingebungen ausführte, mit Freunden Rath und Gericht über das Leben der Ziege.

Ich erinnere mich nicht, ob die Sentenz vollstreckt wurde; aber ich weiß, daß es ihm hart ankam, wenn es geschah.

Er besaß ein Hündchen, ein zartes schönes Geschöpf. Ach wie sehr liebte er seine Diana! Wie verstand er die geheimsten Regungen ihrer Thierseele. Der Tod Dianens verursachte ihm einen großen lange nicht verwundenen Schmerz. Er sagte: er wolle keinen Ersatz für Diana, er wolle sich nie mehr einem Thiere anschließen, weil der Verlust so wehe, so eigenartig wehe thue.

Von Shakespeare sprach ein scharfsinniger Kritiker das bedeutungsvolle Wort aus: „Er wußte, wie es dem Menschen zu Muthe ist."

Auch Beck wußte, wie es dem Menschen zu Muthe ist. Er wußte es, weil er ein echter Dichter war und er wußte es, weil er die Freuden und Leiden des Erdendaseins in seiner Brust empfunden hatte.

Aber er wußte auch wie es den Thieren, ja wie es den Pflanzen zu Muthe ist. Er läßt uns in „Jadwiga" in das zerrissene Gemüth der Wölfin schauen und er zeigt uns in „Still und bewegt", wie die Rose ihr jüngstes Zwillingspaar am Mutterbusen säugt.

Der Erste allgemeine Beamtenverein

der österreichisch-ungarischen Monarchie,

seine Entwickelung und Thätigkeit im Jahre 1886.

Von

Dr. Rudolf Schwingenschlögl.

Bevor wir in den geschäftlichen Bericht über das Jahr 1886 — das zweiundzwanzigste Geschäftsjahr des Vereines — eingehen, müssen wir in Erfüllung einer traurigen Pflicht des schweren, unersetzlichen Verlustes gedenken, welchen im abgelaufenen Jahre die Verwaltung des Vereines und mit ihr der letztere selbst erlitten. Am 9. November 1886 verschied nämlich nach längerem Leiden Herr Carl Friedrich Fellmann, Ritter von Norwill, welcher der Verwaltung des Beamten-Vereines seit dem 13. Mai 1866 angehört und seit dem 10. Juli 1868 ununterbrochen als ihr Präsident fungirt hatte. Welch' hervorragende, unvergängliche Verdienste der Verewigte, welcher noch seinen Namen unter den letzten Rechenschaftsbericht setzte, sich um den Beamten-Verein, um den ganzen Beamtenstand erworben, ist in den weitesten Kreisen wohlbekannt, und wir dürfen uns daher enthoben halten, an dieser Stelle hievon eingehend zu sprechen. Sein Leben und Wirken, seine edle Gesinnung und innige Liebe zum Vereine, welche er in hochherziger Weise auch in seiner letzten Willenserklärung manifestirte, ist in der Nummer 46 der „Beamten-Zeitung" vom 12. November 1886 ausführlich geschildert worden, und wird dem dahingeschiedenen, von jedem Vereinsmitgliede hochverehrten Präsidenten gewiß ein ehrenvolles Andenken für alle Zukunft bewahrt bleiben! Dafür bürgen

die erhebenden, tiefrührenden Worte, welche in allen diesjährigen Local- und Consortial-Versammlungen der Mitgliedergruppen dem Verewigten gewidmet wurden, welche ein lautes Zeugniß davon geben, daß dem Präsidenten Fellmann in dem Herzen der Mitglieder des großen Vereines ein unzerstörbares Denkmal errichtet wurde!"

Diese von tiefsinniger Empfindung erfüllten Worte wurden vom Verwaltungsrathe seinem an die 22. ordentliche Generalversammlung erstatteten Gebarungsberichte pro 1886 vorangestellt, und der Vereinschronist kann nicht umhin, auch mit ihnen seine vorliegende historische Skizze zu beginnen.

Die letztere darf sich jedoch nicht auf obige Zeilen allein beschränken, sondern der Verfasser vorliegender Blätter hält es vom Standpunkte der jedes für den Verein bedeutungsvolle Ereigniß besprechenden Vereinschronik, im Hinblick auf das von jedem Leser der „Dioskuren", von jedem Mitgliede des Vereines dem letzteren und seiner Geschichte stets entgegen gebrachte Interesse, endlich mit Rücksicht auf die unvergängliche Pietät für den verewigten, allverehrten Vereins-Präsidenten als seine Pflicht, im chronologischen Berichte über das Trauerjahr alle mit der Todeskatastrophe verbundenen Episoden und auf sie Bezug habenden Ereignisse ausführlicher zu besprechen, auf daß unsere Vereins-Epigonen, wenn sie in späteren Tagen das Jahrbuch des Vereines zur Hand nehmen und in seiner Chronik blättern, des unvergeßlichen und unersetzlichen Präsidenten Fellmann mit dem Gefühle aufrichtiger Verehrung und innigen Dankes gedenken!

Wir benützen bei den folgenden Ausführungen jene Mittheilungen, welche in der ausschließlich dem traurigen Ereignisse gewidmeten oberwähnten Nummer 46 der „Beamten-Zeitung" vom 12. November 1886 enthalten sind.

„Das tückische Leiden, welches leider schon seit einigen Jahren an dem Lebensmarke des Präsidenten zehrte, und das, durch die sorgfältigste Pflege von Zeit zu Zeit scheinbar unterdrückt, immer wieder von Neuem auftrat, widerstand der ärztlichen Kunst und führte seinen Tod herbei.

Ein gütiges Geschick ließ Fellmann ein Alter erreichen, das nur wenigen Sterblichen beschieden ist, ließ ihn von Widerwärtigkeiten verschont bleiben, die das Leben häufig so qualvoll gestalten, und erhob ihn zu einer beneideten hervorragenden socialen Stellung. Wir sind der Vorsehung für diese Begünstigung unseres theuren Verblichenen zum größten Danke verpflichtet. Und doch erfüllt schmerzvolles, bitteres Weh unsere Herzen, weil mit seinem Leben eine Hoffnung zu Grabe getragen wurde, deren Verwirklichung der Beamten-Verein mit freudiger Sehnsucht entgegenblickte. Fellmann hatte sich vor Ausbruch seiner Krankheit einer unverwüstlichen Gesundheit und trotz seines hohen Alters einer Rüstigkeit zu erfreuen, die voraussetzen ließ, daß die von der Vereinsleitung und gewiß auch von allen Vereinsmitgliedern gehegte Lieblingsidee zur Wahrheit werden würde, daß nämlich das im Jahre 1889 (richtiger 1890) stattfindende fünfundzwanzigjährige Jubiläum des Beamten-Vereines, welches durch die Theilnahme des illustren, greisen Präsidenten Fellmann einen ganz besonderen Glanz und eine ganz besondere Weihe erhalten hätte, zugleich zu einem Ehrentage des Präsidenten, zu einem hohen Huldigungsfeste für letzteren gestaltet werden sollte. Die Vorsehung hat es anders gefügt.

Trauernd stehen die Vereinsmitglieder an dem Sarge ihres hochverehrten Präsidenten, der den Beamten-Verein mit kundiger, sicherer Hand trotz Klippen und Fährlichkeiten zu seiner heutigen großartigen Entwicklung geführt hat; tief

ergriffen blicken die Mitglieder des Verwaltungsrathes und des Ueberwachungs-Ausschusses auf die Hülle des entseelten Führers, der jedem ein wahrer und treuer Freund gewesen; mit aufrichtiger Betrübniß theilen dieses Weh der Vereinsverwaltung die Vorstände und die Directionen der Mitgliedergruppen, welchen seit langen Jahren die großen Verdienste des Dahingeschiedenen klar geworden; schmerzbewegt gedenken die Vereinsbeamten dieses edelsinnigen Vorgesetzten, welcher auch für sie jederzeit nur Wohlwollen und Güte im Herzen trug und dem sie viel, ja sehr viel zu verdanken haben: Alle, Alle fühlen, daß Fellmann's Tod für den Verein einen schweren, unersetzlichen Verlust bedeute, daß aber — es sind sich dessen auch Alle bewußt — Fellmann's Verdienste um den Beamten-Verein ewige, unvergängliche sind!

Die aus der Ferne erschienenen Genossen unseres Schmerzes geben uns die Gewähr dafür, daß die Macht des Raumes von der Freundschaft besiegt wird; so wollen wir denn auch hoffen, daß die Gewalt der Zeit an der Freundschaft zu Schanden werde, daß der allgeliebte Präsident Fellmann, wie er uns durch eine leider zu kurze Vergangenheit gehörte, mit seinem warmen Herzen und mit seinem hellen Blicke unter uns bleiben, daß sein Andenken zur Eintracht und zum Vorwärtsstreben uns und unsere Nachfolger aneifern werde für alle Zeiten!

Der Lebenslauf des dahingeschiedenen Präsidenten zeigt dem Beobachter eine ununterbrochene Kette glänzender Charakter-Eigenschaften: ein Ringen nach den höchsten Zielen, unterstützt durch ein bewundernswerthes Aufgebot des beharrlichsten Fleißes, die Bethätigung strengster Unparteilichkeit und Gerechtigkeitsliebe, die Förderung alles Guten und Schönen, aufrichtige Menschenfreundlichkeit und Nächstenliebe, makellose Uneigennützigkeit, unendliche Milde und Herzensgüte.

Kein Schatten unedler Denkungsart trübt das Bild dieses braven Mannes. Und mit welchem Ernste, mit welcher Hingebung oblag er den freiwillig übernommenen Pflichten! Verdient es nicht geradezu Bewunderung, wenn ein Mann in der bevorzugten socialen Stellung Fellmann's, versehen mit reichlichen Mitteln, die Zeit, welche er zur Erholung oder zum ruhigen Genießen verwenden könnte, dem Wohle seiner Mitmenschen, insbesonders seiner Standesgenossen widmet; wenn er Tag für Tag, selbst den Unbilden der Witterung Trotz bietend, im Bureau des Vereines erscheint, dort stundenlang emsig arbeitet und bei langen, oft bis in die Nacht andauernden Sitzungen des Verwaltungsrathes die höchst anstrengende Leitung der Verhandlungen führt; wenn er all dieses ohne die geringste Inanspruchnahme einer Entschädigung, ja nicht einmal seiner effectiven Auslagen thut, reichlich belohnt durch das sein warmes Herz beseligende Bewußtsein gemeinnützigen Wirkens, daher er auch nicht selten zur Linderung der Nothlage eines Vereinsmitgliedes aus Eigenem Hilfe brachte!

Kein Weg war ihm zu viel, keine Mühe zu groß, wenn es sich um den Beamten-Verein, um das Wohl seiner Mitglieder handelte. Unverdrossen, lediglich beseelt von der guten Sache, der es galt, und angespornt von dem stolzen Ehrgeize, den gewünschten Erfolg zu erreichen, trug er persönlich in zahllosen Fällen bei den Privatgesellschaften, bei Behörden und Aemtern die verschiedenen Anliegen des Vereines vor, vertrat dessen Sache in den Empfangssälen der Minister und hatte wiederholt das Glück, — es war dies für ihn stets ein hoher Festtag — persönlich eine Bitte des Vereines in die Hände Seiner Majestät, unseres Kaisers und Königs, legen zu dürfen. Wer sein leuchtendes Auge gesehen hat, wenn der Verein einen Erfolg zu erreichen hatte, oder ihm die Mitglieder des Verwaltungs-

rathes für sein Wirken ihren tiefgefühlten Dank ausdrückten, welchen er — der so sehr Bescheidene und Selbstlose — als seinen schönsten Lohn bezeichnete, wer Zeuge seines Kummers, seiner Sorgen war, wenn für den Verein ernste Tage und Stunden hereinbrachen, der mußte sofort von der unerschütterlichen Ueberzeugung durchdrungen werden, daß es keinen wärmeren, keinen treueren Freund des Vereines auf Erden gab, — als seinen nun für immer verstummten Präsidenten Fellmann!"

Mit dem für jedes Mitglied des Vereines, insbesondere für jeden Freund der Arbeit, des fleißigen Schaffens und der gewissenhaften Pflichterfüllung hoch interessanten Lebenslaufe des dahingeschiedenen Ehrenmannes, welcher uns das edle Bild und nachahmungswürdige Beispiel eines durch eigene Kraft von bescheidenen Anfängen an ein hohes Ziel gelangten self-made-Mannes zeigt, wurden die geehrten Leser des Vereins-Jahrbuches von dem Verfasser vorliegender Blätter, welchem der Verstorbene als Freund am nächsten stand, schon im zehnten Jahrgange der „Dioskuren" bekannt gemacht, daher ein näheres Eingehen hierauf heute wohl unterlassen werden kann."

Die „Beamten-Zeitung", welche ihren Lesern vorerwähnte Biographie nach den in den „Dioskuren" enthaltenen Ausführungen vorführt, fährt nach letzteren folgendermaßen fort:

„Müßte es nach der vorstehenden Schilderung nicht schon Jedermann klar sein, daß die Worte „unersetzlich" und „unvergeßlich" gegenüber Fellmann gewiß keine leere Phrase sind, so wird das hehre Bild unseres theuren Todten noch mehr verklärt durch die letztwilligen Verfügungen, die er für den Fall seines Ablebens getroffen.

In seinem eigenhändig geschriebenen und unterzeichneten, vom 15. März 1884 datirten Testamente, welches am 9. November d. J. um 12 Uhr Vormittags von dem k. k. Notar, Herrn Dr. Franz Foltanek, als Gerichtscommissär, in der Wohnung des Verstorbenen, und zwar in Gegenwart der Hausgenossen, sowie der Herren Verwaltungsräthe Karl Bertele v. Grenadenberg, Dr. Dominik Kolbe und Dr. Rudolf Schwingenschlögl, ferner des seither verstorbenen Vereins-Inspectors Herrn Johann Partisch publicirt wurde, setzte er den „Ersten allgemeinen Beamtenverein der österreichisch-ungarischen Monarchie" zum Erben seines Vermögens ein. Der nach Berichtigung der Legate verbleibende Betrag dieses Vermögens soll nämlich dem allgemeinen Fonde des Vereines, und zwar als besonderer „Fellmann v. Norwill"-Fond zufallen und eventuell das Object einer auch den Namen des Verstorbenen tragenden, besonders zu verwaltenden Stiftung bilden. Von dem Erbvermögen räumt der Testator theilweise bestimmten Personen den Nutzgenuß ein, und der nach Abschlag dieser Renten verbleibende Ertrag, beziehungsweise nach Ableben der Nutznießer der volle Ertrag des Erbvermögens soll zur Erfüllung der humanitären Zwecke des Beamtenvereines im Sinne des §. 44 der Vereinsstatuten verwendet werden.

Mit einer bis ans Aengstliche streifenden Präcision hat Fellmann alle hierauf Bezug habenden Bestimmungen — das Manuscript füllt 12 eng geschriebene Seiten — festgesetzt. (Der Wortlaut dieses unseren Lesern zweifellos sehr interessanten Testamentes ist unten abgedruckt.)

Diese letzte Willenserklärung zeigt so recht, daß dem „Präsidenten Fellmann" sein Beamtenverein im Herzen tief über Alles galt, und es dürfte ein ähnliches Testament wohl selten sein!

Der Beamten-Verein wird blutenden, aber dankbaren Herzens das Andenken seines besten Freundes segnen, wird die Intentionen des edlen Erblassers in heiliger Befolgung seiner Verfügungen stets gewissenhaft erfüllen, und unsere Epigonen werden noch in späten Jahren den Namen des einstigen Vereins-präsidenten Fellmann mit inniger Verehrung aussprechen.

Die düstere Fahne, welche in dieser Woche vom Giebel des Vereinshauses in der Kolingasse wehte, war das Zeichen einer allgemeinen, aufrichtigen Trauer, wie sie wohl selten nach dem Dahinscheiden eines Mannes zu Tage tritt, der im öffentlichen Leben wirkte, und daß all die ehrenhaften Kundgebungen des Beileids und Schmerzes dem Präsidenten unseres Vereines, unserem Fellmann gelten, mag die Brust jedes Vereinsmitgliedes mit Stolz schwellen, soll aber auch jedes Mitglied zur gleichen Liebe und zum gleichen Festhalten an dem Vereine auffordern!

Ueber die letzte Lebenszeit des Herrn Präsidenten haben wir zu berichten, daß derselbe sich im Monate Juni 1886 nach dem steierischen Bade Neuhaus begab, um dort Linderung seiner Leiden zu suchen, daß auch in der That sein Befinden während des dortigen Aufenthaltes besser zu werden schien. Ende August kehrte er, nachdem er noch einen kurzen Aufenthalt in Aflenz genommen hatte, nach Wien zurück. Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich jedoch bald nach seiner Rückkehr und von da ab war sein Dasein nur eine fortgesetzte Kette von Schmerzen und Leiden. Es trat eine fast vollständige Störung in der Verdauung ein; in den letzten drei Wochen konnte ihm kaum mehr die mindeste Nahrung beigebracht werden und mußten selbst die Versuche künstlicher Ernährung aufgegeben werden, so daß der früher wohlbeleibte Mann zum Skelete abmagerte. In den letzten 48 Stunden litt er entsetzliche Schmerzen durch eintretende Magenkrämpfe, sein jammervolles Schreien drang in die oberen Stockwerke seines Wohnhauses. Unter solchen Umständen war der Tod eine Erlösung von schwerem Leid, zumal — abgesehen von den erwähnten Schmerzen — die als Folge seines hohen Alters längst fühlbare Schwäche jede Hoffnung auf Besserung seit langer Zeit vernichtet hatte. Er hauchte am 9. November d. J. um 1 Uhr Morgens im 79. Lebensjahre seinen Geist aus.

* * *

Kaum war der Tod des Vereinspräsidenten — theils durch die von der Centralleitung abgesandten Telegramme und Zuschriften, sowie die noch am Todestage verschickten Parten, theils durch die Mittheilungen der Journale — bekannt geworden, so äußerte sich sofort die große Theilnahme an diesem schweren Verluste, welchen der Verein erlitten, durch die der Centralleitung zugekommenen Beileidsbezeugungen, welche theils im schriftlichen, theils im telegraphischen Wege einlangten.

Schriftliche Kundgebungen erhielt der Verein von: Seiner Excellenz dem Herrn Finanzminister Ritter v. Dunajewski, welcher eine Karte mit dem Ausdrucke des „aufrichtigen Beileids" sandte, von dem Spar- und Vorschuß-Consortium „Union" und der Wiener Vororte, sowie von den Consortien in Brünn, Feldkirch, Graz, Marburg, Mährisch-Ostrau, Neunkirchen, Pest, (Kanovics), Reichenberg, Währing und Wr.-Neustadt, ferner von den Versicherungsgesellschaften „Austria", „Donau", „Patria", der „Wiener Rückversicherung", und den beiden Gesellschaften „Azienda", sowie von mehreren Vereinsagenten.

Telegramme sandten: Der Landespräsident von Kärnten, Herr Franz Freiherr v. Schmidt-Zabiérow, seinerzeit erster Vicepräsident des Verwaltungsrathes, ferner die Localausschüsse in Brünn, Brüx, Essegg, Fiume, Hermannstadt, Jägerndorf, Innsbruck, Karansebes, Klagenfurt, Kronstadt, Olmütz, Prag, Preßburg, Proßnitz, Retz, St. Pölten, Temesvár, Trautenau, Triest, Znaim.

Außerdem haben viele Persönlichkeiten, welche im geschäftlichen Verkehre mit dem Vereine stehen, theils selbst im Vereinsbureau condolirt, theils ihre Karten abgeben lassen.

Das Leichenbegängniß fand am 11. November 1886 um halb 3 Uhr Nachmittags in der vom Verstorbenen testamentarisch festgesetzten und seiner socialen Stellung würdigen Weise statt, und gestaltetete sich zu einer imposanten, selbst für den an ein großartiges Gepränge gewohnten Bewohner der Residenz seltenen Feier.

Zu derselben waren von Seite des Beamtenvereines, und beziehungsweise der Centralleitung in Wien, sämmtliche Mitglieder des Verwaltungsrathes mit den beiden Vicepräsidenten, Herrn Sectionschef Johann Freiherr Falke v. Lilienstein und Ministerialrath Karl Huber an der Spitze, die Mitglieder des Ueberwachungsausschusses, die Oberbeamten, sowie das gesammte Beamtenpersonale erschienen.

Sämmtliche Spar- und Vorschuß-Consortien von Wien und Umgebung, sowie die Localgruppe der Wiener Privatbeamten waren durch Mitglieder ihres Vorstandes repräsentirt.

Von auswärtigen Mitgliedergruppen waren folgende Consortien und zwar: Brünn durch den Herrn Secretär Wilhelm Wuczkovsky, Graz durch seinen Obmann, Herrn Statthaltereirath Franz Zeidler, Pest durch die drei Functionäre seines Präsidiums, Herrn Präsidenten Alfred v. Kanovics und seine beiden Stellvertreter, Herrn Sectionsrath Bernhard Grünwald und Herrn Hauptcassier August Nagy, Preßburg durch seinen Präsidenten, Herrn Wilhelm Beck und das Directionsmitglied, Herrn Primararzt, Dr. Mathias Dobrovits, Triest durch den k. k. Sectionsrath Herrn Constantin Becher in Wien vertreten.

Von Seite der k. k. privilegirten Kaiser Ferdinands-Nordbahn wohnten der Leichenfeier der Präsident des Verwaltungsrathes, Herr Julius Ritter v. Herz und das Verwaltungsrathsmitglied, Herr Hofrath Josef Stummer Ritter v. Traunfels, ferner der Vorsitzende der Direction, Herr Hofrath Richard Zeitteles, der Regierungsrath und Centralinspector, Herr Dr. Anton Bezecný, der Herr Oberinspector Sachsl, der Inspector Herr Johann Vernay, sowie mehrere andere Oberbeamte, deren Namen nicht angegeben werden können, und eine größere Anzahl von Beamten bei.

Von Vertretern anderer Eisenbahnen waren Herr Dr. Eduard Sochor Ritter v. Friedrichsthal, k. k. Hofrath und Generaldirector der k. k. privilegirten Galizischen Karl-Ludwigsbahn, und Herr Dr. Angelo Ritter v. Kuh, k. k. Regierungsrath und Generaldirector der k. k. privilegirten Böhmischen Westbahn, erschienen.

Auch der k. k. Polizeipräsident von Wien, Franz Freiherr v. Krauß, der k. k. Oberst und Commandant der Artilleriezeugsfabrik, Herr Severin Streit, sowie mehrere Mitglieder des Verwaltungsrathes der Nadráger Eisenindustriegesellschaft beehrten die Leichenfeier mit ihrer Gegenwart.

Von einstigen Mitgliedern des Verwaltungsrathes des Vereines erschienen: der k. k. Generalprocurator, Herr Leopold Ritter v. Cramer, der k. k. Hofrath in Pension, Herr Josef Gugenmos, der Buchhalter und Cassier der k. k. privilegirten Ostrau-Friedländer Bahn, Herr Ferdinand Ritter v. Harnach, der k. k. Oberlandesgerichtsrath und Vicepräsident des k. k. Landesgerichtes in Wien, Herr Theodor Heinrich, der Controlor der österreichisch-ungarischen Bank in Pension, Herr August Keil, der k. k. Präsident des Kreisgerichtes in Korneuburg, Herr Dr. Ritter v. Maurer, der Generalinspector der privilegirten österreichisch-ungarischen Staatseisenbahn-Gesellschaft außer Dienst, Herr Wenzel de Laglio und der Oberinspector der Südbahn, Herr Eduard Mannheimer.

Außer den vorbenannten Persönlichkeiten wohnten dem Leichenbegängnisse die in Wien domicilirenden Vereinsärzte und Agenten, so wie eine sehr große Anzahl von Freunden und Bekannten des Verstorbenen bei, deren Namen der Vereinsleitung nicht bekannt sind. Daß selbst das im Vorstehenden mitgetheilte Verzeichniß der Vertreter von Behörden oder öffentlichen Anstalten keinen Anspruch auf Vollständigkeit macht und auch nicht machen kann, ist selbstverständlich, da es bei der colossalen Menschenmenge, welche dem dahingeschiedenen Präsidenten die letzte Ehre erwies, absolut unmöglich war, jede einzelne Persönlichkeit zu bemerken, und so mögen etwaige Lücken gütigst entschuldigt werden.

Diese zahlreiche Betheiligung muß als eine sowohl für den Verstorbenen, als auch für den Beamtenverein höchst ehrenvolle Manifestation bezeichnet werden. Sie constatirt, daß der dahingeschiedene Präsident in den weitesten Kreisen der Residenz als ein Ehrenmann hochgeachtet wurde.

Die Mitglieder des Verwaltungsrathes des Vereines hatten vereinbart, zum Beweise ihrer besonderen Verehrung für ihren unvergeßlichen Präsidenten dem Leichenwagen, welcher die entseelte Hülle des Verstorbenen führte, vom Sterbehause bis zur Kirche zu Fuße das Geleite zu geben. Ihnen schlossen sich die Repräsentanten der Kaiser Ferdinands-Nordbahn, die Vertreter der Wiener Consortien, so wie jene der auswärtigen Mitgliedergruppen, endlich das gesammte Beamtenpersonale des Vereines und eine große Anzahl von Freunden und Bekannten des Verstorbenen an. Es war ein imposanter, ernster Zug, welcher sich am Nachmittage des 11. November 1886 in der Praterstraße vom Hause Nr. 63 aus hinter dem von sechs Rappen gezogenen prachtvollen Leichenwagen in Bewegung setzte, und waren die Ersten schon in der Kirche, während die Letzten noch vor dem Sterbehause standen. Alle Fenster der Häuser in der Praterstraße waren von Schaulustigen besetzt, die Menschen in den Straßen bildeten Spalier, der Wagenverkehr war einige Zeit unterbrochen.

Einen herrlichen Schmuck des Sarges im Leichenwagen, so wie des dem letzteren vorfahrenden Blumenwagens, bildeten die vielen prachtvollen Kränze, welche in pietätsvoller Weise als letzte Liebesgabe dem theueren Todten gespendet wurde. Es wurden 36 Kränze im Sterbehause abgegeben; das Zimmer, in welchem der Leichnam aufgebahrt lag, sowie jenes vor demselben, glich einem wunderbar duftenden Blumengarten. Der Beamtenverein, die Mitglieder des Verwaltungsrathes und Ueberwachungsausschusses und die Beamten der Centrale, die Wiener Consortien: Alsergrund, Gegenseitigkeit, Josefstadt-Ottakring, Landstraße, Sechshaus, der Staatsbeamten, „Union", Währing, Wieden, „Erstes Wiener", die Localgruppe der Wiener Privatbeamten, die auswärtigen Consortien in Brünn, Graz,

Innsbruck, Klagenfurt, Prag, Preßburg, Pest (Kanovics), Proßnitz und Temesvár, ferner die k. k. privilegirte Kaiser Ferdinands-Nordbahn, die Nadráger Eisenindustrie-Gesellschaft und die Baugesellschaft des Beamtenvereines, deren Präsident der Verewigte seinerzeit war, sandten ihre Kranzspenden.

Diesen reihten sich die Blumengrüße von Freunden und Verehrern des Präsidenten an, worunter wir besonders jene des Herrn Sectionschefs Johann Freiherrn Falke v. Lilienstein, des Generalprocurators Leopold Ritter v. Cramer, des Verwaltungsrathes Dr. Rudolf Schwingenschlögl, des Generalsecretärs Mazal, der Familie Partisch, des Inspectors Vernay, des Dr. Trebitsch und seiner Frau, der Gebrüder David und Wilhelm Guttmann, sowie der Cousine und langjährigen Haushälterin des Präsidenten, Therese Urbanek, verzeichnen.

Einige dieser Kränze, wie jene des Beamtenvereins, des Verwaltungsrathes und Ueberwachungsausschusses, des Vereines der Kaiser Ferdinands-Nordbahn, der Nadráger Gesellschaft und des Pester Consortiums, sowie zwei von Freunden wurden auf den Sarg gelegt, während mit den anderen ein besonderer Blumenwagen geschmückt wurde.

Zu beiden Seiten des Sarges gingen außer den Fackel- und Wappenträgern der Leichenbestattungsgesellschaft „Concordia" Diener des Beamtenvereines, Diener und Conducteure der Kaiser Ferdinands-Nordbahn mit brennenden Kerzen.

Die kirchliche Einsegnung fand in der Pfarrkirche zum heiligen Johann von Nepomuk in der Praterstraße statt, und wurde von Seiner Hochwürden, dem Probstpfarrer der Kirche zum göttlichen Heiland (Votivkirche), Herrn Dr. Gottfried Marschall (welchen der Präsident schon bei Lebzeiten darum gebeten hatte), unter Assistenz der Pfarrgeistlichkeit in der oberwähnten Leopoldstädter Kirche vorgenommen. Die prachtvoll erleuchtete und mit den Wappenschildern des Verstorbenen geschmückte Kirche konnte kaum alle zur Leichenfeier Erschienenen fassen. Der testamentarischen Verfügung gemäß betheiligten sich an der kirchlichen Feier auch Barmherzige Brüder und Schwestern.

Nach vollzogener Ceremonie in der Kirche wurde der Leichnam auf den Centralfriedhof überführt und gaben ihm dahin die Mitglieder des Verwaltungsrathes, die Oberbeamten und die gesammten Beamten der Centralleitung des Vereines, die Vertreter der Wiener und obbenannte Repräsentanten der auswärtigen Consortien, die Hausgenossen des Verstorbenen, sowie eine große Anzahl von Freunden und Bekannten, endlich die Diener des Vereines — es war ein stattlicher Zug von 38 viersitzigen Wagen — das Geleite.

Nachdem der Sarg in das Grab hinabgelassen und das übliche Gebet gesprochen war, trat das vom Präsidium und Directionscomité diesfalls ersuchte Mitglied des Verwaltungsrathes, Herr Dr. Rudolf Schwingenschlögl, an welchem der Dahingeschiedene im Leben wie an einem jüngeren Bruder in aufrichtiger Liebe und Freundschaft hing, vor und widmete dem nun im Grabe ruhenden Vereinspräsidenten folgenden, in herzenswarmem, innig rührendem Tone gesprochenen Nachruf:

„Sie haben mir eine schwere Aufgabe gestellt! Ich soll unserem Führer, dessen Fahne wir seit beinahe zwei Decennien freudig gefolgt, ich soll dem Präsidenten des Beamtenvereines, welcher letzteren mit kundiger, sicherer Hand zu Ruhm und Ehren geleitet, im Namen des Vereines und seiner Verwaltung den letzten Gruß bringen. Ich

war wiederholt so glücklich, dem Präsidenten während seines Lebens die Huldigung der Vereinsleitung darbringen, im Namen der letzteren sprechen zu dürfen. Wie blickte uns da sein gutes Auge freundlich entgegen, wie drückte da innig seine Hand die unsere, in herzlichen Worten dankte uns seine Lippe!

Heute ist es anders. Gebrochen, geschlossen auf immer ist sein Auge, erstarrt die Hand, und verstummt, für immer verstummt die Lippe. Der Beamtenverein hat keinen Fellmann mehr!! Noch können wir es nicht fassen, nicht glauben, wenn uns gleich der Blick auf sein Grab von der traurigsten Wahrheit überzeugt.

So nimm denn, Du theurer, unvergeßlicher und unersetzlicher Freund, unseren letzten Gruß, unser letztes Lebewohl entgegen, das wir Dir in die Grube hinabsenden.

Dein Leben zeigt ein helleuchtendes Bild strengster Pflichterfüllung, rastlosen Fleißes und makelloser Uneigennützigkeit. Mit berechtigtem Stolze konntest Du im hohen Mannesalter auf die 31 Jahre zurückblicken, welche Du in gewissenhaftester Dienstestreue der großen Verkehrsanstalt in der Nordbahnstraße widmetest. Du schiedest von ihr, reich an Ehren! Doch schlossest Du damit Dein an arbeitreiches Wirken gewohntes Leben nicht ab, und schenktest dann erst noch fast zwanzig Jahre erfolgreichen Waltens und Schaffens uns — dem Beamtenvereine.

Was Du diesem Vereine warst, wie hochverdient Du Dich um diesen Verein gemacht, — das kann nicht hier am Grabesrand erzählt werden. Die Geschichte dieser Deiner Verdienste wird einst vom Verein mit goldenen Lettern in sein Buch geschrieben werden.

Aber vom tiefsten Schmerz erfüllt muß mit uns jedes Mitglied des Vereines, jeder Standesgenosse sein, — die Beamtenschaft hat ihren besten, treuesten Freund verloren.

Du ruhst nun aus, befreit von allem Weh und Leid dieser Erde. Die Götter haben Dir, als ihrem Liebling, ein hohes Alter beschieden, — um den Liebling der Menschen trauern die Herzen Aller, welche Dich je gekannt!

Schlummere, Du Edler, in Frieden den letzten Schlaf! Nimm o Freund mit dem goldenen Herzen, dem sein Wahlspruch: „Wahr und treu“ auch in der That der Leitstern seines Fühlens und Handelns war, nimm unseren innigen unauslöschlichen Dank für alle Liebe, für alle Freundschaft entgegen, die Du in so reichem Maße während Deines Lebens uns geschenkt. Wir können Dir diese Liebe nicht besser lohnen, nicht würdiger erwidern, als durch das Gelöbniß, in Deinem Sinne fortzukämpfen und fortzuwirken für das große Ganze, dem die letzten zwanzig Jahres Deines Lebens gewidmet waren, festzuhalten in unwandelbarer Treue an dem Beamtenvereine. Präsident Fellmann, Freund Fellmann lebe wohl!!!“

Der Sprecher, dessen Herz durch den Verlust seines langjährigen Freundes vom schweren Leid bewegt war, mußte oft, vom Schmerze übermannt, unter heftigem Schluchzen seine Rede unterbrechen und die Thränen der Anwesenden zeigten von der tiefen Rührung, welche seine aus warmen Freundesherzen kommenden Worte allgemein hervorriefen.

Die Gruft, in welcher die entseelte Hülle des Dahingeschiedenen auf dem Centralfriedhofe ruht, trägt die Nummer 46 in der zweiten Reihe der Gruppe 29.

Da nämlich in seinem Codicille die Verfügung enthalten ist, im „gemauerten“ eigenen Grabe beerdigt zu werden, für ein „eigenes Grab“ — wie es in dem I. Absatze des mitgetheilten Testamentes heißt — eine „Einmauerung“ nicht hergestellt wird, so mußte mit Rücksicht hierauf und im Hinblicke auf den in seinem Codicille für das Leichenbegängniß bestimmten Betrag die Beerdigung in einer Gruft erfolgen.

Er ruhe in Frieden!“

* * *

Der Wortlaut des Testamentes des verstorbenen Vereinspräsidenten Herrn Karl Friedrich Fellmann Ritter v. Norwill ist folgender:

Mein letzter Wille.

Motto: „Das Andenken an einen von dieser Welt Abberufenen lebt fort, selbst dann noch, wenn er längst zu Staub geworden, in den Werken, die er geschaffen, in den Thaten, welche er vollbracht. Am besten und würdigsten hat sonach Jener hier gelebt, der zur Veredlung, zur Hebung des materiellen und geistigen Wohles seiner Mitmenschen nach vollen Kräften beigetragen."

„Ob und in wie ferne ich diesem Grundgedanken, welcher mich von jeher aufs eifrigste beschäftigte, hier gerecht worden bin, dies mag, abgesehen von meiner langjährigen Wirksamkeit bei der Kaiser Ferdinands-Nordbahn (an deren Organisation ich schon im Jahre 1836 bei ihrem Entstehen lebhaften Antheil nahm), die Nachwelt insbesondere an dem Werke der großen Beamtenassociation, die ich seinerzeit mitschaffen und fördern half und welcher ich, von dem Vertrauen meiner Berufsgenossen getragen, nun seit vollen 17 Jahren als Präsident vorstehe, selbst ermessen. Daß es mir hiebei an regem Eifer und gutem Willen zur thunlichsten Durchführung dieser humanitären Aufgabe nie gebrach, dies werden wohl auch meine Zeitgenossen, in so weit sie Einblick in mein Wirken hatten, gerne zugestehen.

Und so scheide ich denn von dieser Welt mit dem tröstenden Bewußtsein, kein unnützes Glied der Gesellschaft, in der ich so liebreiche und wohlwollende Aufnahme fand, gewesen zu sein.

Wien, im März 1884.

Fellmann m. p.

Nach diesem allgemeinen Abschiedsgruß schreite ich nun mit erleichtertem Herzen zur Erfüllung einer Aufgabe, die sich mir um so dringender darstellt, als bei der Hinfälligkeit alles Irdischen auch meine Lebensuhr mit dem zunehmenden Alter viel rascher abzulaufen beginnt und es die Pflicht eines jeden ordnungsliebenden Menschen ist, bevor seine letzte Stunde schlägt, Alles in Ordnung zu bringen, namentlich über das zu hinterlassende Eigenthum bei vollem Gebrauche seines freien Willens die nöthigen Verfügungen und Anordnungen zu treffen. — Auf dieses gestützt, testire ich Endesunterzeichneter für den Fall meines Ablebens nach reiflicher Ueberlegung all der meiner Berücksichtigung anheimfallenden Umstände, wie folgt:

I.

Meine entseelte Hülle soll nach christkatholischem Gebrauche unter wohlgeneigter Intervention des hochwürdigen, mir mit besonderem Wohlwollen zugethan gewesenen P. T. Domprobstes der Heilands- (Votiv-) Kirche hier, Herrn Dr. Gottfried Marschall, Domherrn des Erzbisthums Wien ꝛc. und unter Assistenz der hochwürdigen Pfarrgeistlichkeit zu St. Johann in der Praterstraße nebst Begleitung der P. T. Barmherzigen Brüder und Schwestern in der Leopoldstadt feierlich eingesegnet und auf dem Centralfriedhofe hier nach der diesfälligen speciellen Verfügung in meinem Codicille im eigenen Grabe beerdigt werden.

Die Anzeige (Parte) über mein Ableben lege ich in Ermangelung naher Verwandten, die hiezu berufen wären, in die Hände meiner hochverehrten, lieben Collegen im Verwaltungsrathe des Ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie, von welchen ich unter wiederholter Dankesäußerung für die mir stets in so reichem Maße zugewendeten freundlichen Sympathien hiemit zugleich speciell den herzlichsten Abschied nehme, den ich auch auf meine unvergeßlichen Gönner und Freunde bei der Kaiser Ferdinands-Nordbahn, sowie überhaupt auf alle Jene ausdehne, welche mir hienieden ihre Zuneigung und Wohlwollen in was immer für einer Weise gütigst angedeihen ließen.

II.

Aus meinem Nachlasse sind zunächst die in meinem vorerwähnten Codicille bestimmten Leichen- und Beerdigungskosten, sowie die darin speciell aufgeführten Legate und Schenkungen, letztere gebührenfrei und schon vor Ablauf der im §. 684 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches vorgezeichneten Frist, also sobald als möglich nach meinem Ableben zu berichtigen. Als Ueberwacher und Vollstrecker dieser meiner letztwilligen, im Codicille näher bezeichneten Anordnungen ernenne ich die Herren: Karl Bringmann, derzeit Director der Bangesellschaft, des Ersten allgemeinen Beamtenvereins und Karl Mazal, Generalsecretär des Ersten allgemeinen Beamtenvereins der österreichisch-ungarischen Monarchie, welche diese Function zu übernehmen und auszuüben sich bereit erklärten.

III.

Was den, nach Abzug der in meinem Codicille detaillirt aufgeführten Leichen-, Beerdigungs- und sonstigen Kosten, sowie nach Abschlag der darin verzeichneten Legate, Schenkungen und wie immer gearteten Vermächtnisse, dann abzüglich der Steuern, Abhandlungsgebühren u. s. w. verbleibenden Rest meiner Hinterlassenschaft betrifft, so verfüge ich hiemit, daß dieser Rest unverkürzt dem „allgemeinen Fonde“ des Ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie in Wien (derzeit im IX. Bezirke, Kolingasse Nr. 15 und 17) als Widmung zu den nachfolgend näher bezeichneten humanitären Zwecken zufallen solle.

Hiebei habe ich insbesondere den §. 44 der gegenwärtig (nach dem Erlasse des hohen k. k. Ministeriums des Innern vom 8. August 1874, Z. 12040) in Kraft stehenden Vereinsstatuten im Auge.

Es werden daher vor Allem die Erträgnisse dieser Erbschaft, unbeschadet der im V. Absatze dieses Testamentes bezüglich des Fruchtgenusses getroffenen Specialbestimmungen, ausschließlich nur für die humanitären Aufgaben dieses Vereines zu verwenden sein. So lange der Erste allgemeine Beamtenverein der österreichisch-ungarischen Monarchie als solcher besteht, darf sonach dieses hiemit testirte Nachlaßvermögen, als besondere Dotation des allgemeinen Fonds, dieser meiner Widmung in keinem Falle entzogen werden.

IV.

Jener Theil meiner Hinterlassenschaft, welcher eventuell bei meinem Ableben nicht schon in solchen Papieren bestehen sollte, die zu einer sicheren Anlage

ganz geeignet erscheinen, ist zu den möglichst günstigen Bedingungen zu veräußern, und sind dafür andere, größere Sicherheit darbietende Papiere anzukaufen. Was die in meinem Besitze befindlichen Nordbahnactien betrifft, welche ich gleichsam als einen Talisman stets treu bewahrt habe, so sind dieselben, insolange nicht zwingende Umstände dazu hindrängen, nicht zu veräußern, denn ihr Werth liegt in dem Objecte selbst, das bisher in Oesterreich-Ungarn unerreicht dasteht, und welches Papier sonach zu den besten Anlagen zählt. Wegen der 300 Stück volleingezahlten Actien der Baugesellschaft des Beamtenvereines (zum Nominalpreise von fl. 100 per Stück), welche sich dermalen in Verwahrung des Verwaltungsrathes dieser Gesellschaft, deren Präsident ich zugleich bin, als mein vollkommen unbelastetes, frei verfügbares Eigenthum befinden, sowie ferner 10 Stück Actien der Nadráger Eisenindustrie-Gesellschaft à fl. 200 Einzahlungsbetrag per Stück, welche ich statutenmäßig als Vorsitzender des Verwaltungsrathes der genannten Actiengesellschaft bei der dortigen Cassa deponirt habe und die gleichfalls ganz unbelastet sind, so ersuche ich, jedenfalls vor deren Veräußerung die Wohlmeinung von verläßlichen Experten, insbesondere aus der Mitte dieser beiden Verwaltungskörper (d. i. der Baugesellschaft des Beamtenvereines und der Nadráger Eisenindustrie-Gesellschaft) einzuholen und darnach vorzugehen. Das Ergebniß, welches aus einer etwaigen Realisirung dieser vorgenannten, oder auch anderer aus meinem Nachlasse dem Beamtenvereine zukommenden Effecten erzielt wird, ist sodann in solche Werthpapiere, welche eine größere Sicherheit oder ein entsprechenderes Erträgniß darbieten, umzuwechseln und gleich den sonstigen, aus meinem Nachlasse dem Vereine eventuell zufallenden Papieren bei der k. k. priv. österreichisch-ungarischen Bank oder wo sich überhaupt die in Börseeffecten bestehenden Prämienreserven des Beamtenvereins in sicherer Verwahrung befinden, zu hinterlegen.

V.

Der Fruchtgenuß von dem dem Ersten allgemeinen Beamtenvereine der österreichisch-ungarischen Monarchie zu seinen humanitären Zwecken hiemit testirten Erbvermögen hat vor Allem gebührenfrei den in dem anruhenden Verzeichniß-Allegat (A) namhaft gemachten Personen, und zwar in dem darin bezeichneten Verhältnisse und auf die bei jeder derselben angegebene Zeitdauer zuzukommen, wobei ich zugleich bestimme, daß bezüglich jener Fruchtgenuß-Quoten, welche durch das Ableben eines Fruchtnießers, oder durch den Ablauf der Zeit seines Fruchtgenußrechtes erlediget werden, ein Zuwachsrecht (falls nicht bei einer oder der anderen Person in dem Verzeichnisse ausdrücklich ein solches bedungen sein sollte) nicht stattfindet, sondern, daß jede in dieser Art erledigte Fruchtgenußquote, in so weit nicht nach Ablauf der diesfalls festgesetzten Zeit einem Fruchtnießer ein Capitalsantheil speciell zugedacht erscheint, sofort ganz oder theilweise in das Verfügungsrecht der Beamtenvereins-Verwaltung übergeht. In dem Falle, wenn etwa seinerzeit, nach der bezüglichen Aufforderung in den Zeitungen, würdige, dem Beamtenstande angehörende oder von Beamten abstammende, durch Urkunden sich legitimirende Verwandte von mir, als Bewerber um einen Widmungsbeitrag bittlich einschreiten sollten, haben dieselben unter den gleichen Verhältnissen das Vorrecht zu genießen, sind aber sonst an die vom löblichen Verwaltungsrathe bezüglich der Verleihung festgesetzten Bedingungen gebunden. Die Fruchtnießer haben kein Recht, dem Beamtenvereine gegenüber auf gerichtliche Verwahrung des

Fruchtgenußcapitals oder auf pfandweise Sicherstellung desselben zu dringen, sondern ist es Sache des geehrten Verwaltungsrathes, sowohl während der Daner des Bestehens des Fruchtgenußrechtes, als auch später darüber sorgfältig zu wachen, daß einer Entwerthung oder einem wie immer gearteten Verluste dieses meines Erbcapitals durch eine rechtzeitige Veräußerung etwa im höheren Maße sinkender Werthpapiere und durch entsprechenden Ankauf anderer sicherer Papiere, sowie durch verläßliche Verwahrung derselben vorgebeugt werde. Nicht minder wird es zur Obsorge des Verwaltungsrathes gehören, daß durch die Geschäftsleitung des Vereines die Detachirung der Coupons von den betreffenden Werthpapieren und die zeitgemäße Einlösung derselben besorgt und die Fruchtgenußbeträge an die Berechtigten kostenfrei von der Vereinscassa zeitgemäß erfolgt werden.

VI.

Sollte der Erste allgemeine Beamtenverein der österreichisch-ungarischen Monarchie sich, wie wohl nicht voraussichtlich, aus was immer für Gründen auflösen, oder sollte nur die Versicherungsabtheilung desselben fortbestehen, so bleibt es dem löblichen Verwaltungsrathe des Beamtenvereines überlassen, für diesen Fall jene Bestimmungen sofort zu beschließen, nach welchen mit dem von mir stammenden Vermögen im Sinne der humanitären Aufgaben, die sich der Verein laut des §. 2 seiner gegenwärtig bestehenden Statuten gestellt hat, unter Beobachtung der nöthigen Obsorge, weiterhin vorgegangen werden soll. Es ist jedoch mein ausdrücklicher Wunsch, daß das vorerwähnte Vermögen in diesem Eventualfalle nur einem solchen Zwecke wieder gewidmet werde, welcher die Erreichung gleicher oder mindestens ähnlicher humanitärer Aufgaben, im Interesse der Beamtenschaft anstrebt, wie sie eben derzeit der Beamtenverein statutenmäßig zu erfüllen hat.

Um nun die Erreichung meiner Absichten in dieser Beziehung zu sichern, verfüge ich, daß von dem Zeitpunkte der Auflösung des Beamtenvereines oder seiner Umwandlung in eine bloße Versicherungsanstalt an das fragliche, von mir stammende Nachlaßvermögen zum Objecte einer besonderen Stiftung im Sinne meiner vorstehend näher ausgesprochenen Absichten gemacht werde.

Eine jede in Gemäßheit der vorstehenden Bestimmungen vom löblichen Verwaltungsrathe des Beamtenvereines getroffene Disposition kann selbstverständlich nur von jenem Momente an in Kraft treten, in welchem sämmtliche im V. Absatze und dem hier allegirten Verzeichnisse speciell bezeichneten Fruchtgenußrechte erloschen sind, da diese Rechte in keiner Weise beeinträchtigt werden dürfen, wofür zeitgemäß entsprechende Fürsorge zu treffen ist.

VII.

Um meinen Intentionen, welche mich bei dieser Widmung leiteten, präcisen Ausdruck zu geben, und um insbesondere in unserem großen Vereine, dessen Präsident zu sein ich mir zur besonderen Ehre schätze, die Erinnerung an meine langjährige Wirksamkeit in demselben, sowie die von mir oft ausgesprochene Bitte um ein einträchtiges inniges Zusammengehen auf dem selbstgebahnten Wege dieser einzig dastehenden Beamtenassociation wach zu erhalten, sowie nicht minder, um unsere Collegen und Nachkommen zu einem gleichen Vorgange für die Folge thunlichst anzuspornen, wünsche ich, daß das aus meinem Nachlasse dem Beamten-

verein zugegangene Erbvermögen unter dem Titel des „Fellmann von Norwill-Fonds“ abgesondert geführt und derart auch abgesondert in Evidenz gehalten werde.

Es ist weiter mein Wunsch, daß der geehrte Verwaltungsrath des Vereines sich mindestens semesterweise in seinen Plenarsitzungen von dem sicheren Bestande und der vorschriftsmäßigen Verwendung der Erträgnisse dieses „Fonds“ nähere Ueberzeugung verschaffen möge.

VIII.

Als Curatorium bezüglich dieser meiner Widmung an den Beamtenverein (sonach mit Ausschluß der anderweitigen, in meinem Codicille getroffenen Verfügungen und Anordnungen) ernenne ich das Präsidium, d. i. den jeweiligen Herrn Präsidenten und die beiden Herren Vicepräsidenten des Ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Im Falle als Einer hievon verhindert oder nicht geneigt wäre, sich dieser Aufgabe zu unterziehen, so ersuche ich, daß ein Mitglied des geehrten Verwaltungsrathes durch dessen Wahl hiezu designirt werde, und eben so, daß auch der jeweilige Generalsecretär oder dessen Stellvertreter aus geschäftlichen Rücksichten diesem Curatorium mit berathender Stimme mit angehöre.

IX.

Jede Verfügung über die Verwendung der Erträgnisse des „Fellmann v. Norwill-Fonds“, sowie über den letzteren selbst im Falle der im VI. Absatze vorgedachten Eventualität, kann, wie darin bereits bestimmt, nur vom Verwaltungsrathe des Beamtenvereines, in seiner Plenarsitzung, auf deren Tagesordnung der betreffende Gegenstand zu verzeichnen ist, getroffen werden. Was den Verkauf von Werthpapieren dieses Fondes und den Ankauf anderer Papiere in dem sub Absatz V. angeführten Falle betrifft, so kann, wenn die Entscheidung hierüber eine dringende ist, die letztere auch von dem geehrten Directionscomité (eventuell von dem, an Stelle dieses Comités etwa später tretenden, einen anderen Namen führenden Organe) gegen nachträgliche Berichterstattung an das Plenum erfolgen. Die Mitglieder des im Absatze VIII. eingesetzten Curatoriums sind aber selbstverständlich einer solchen Sitzung des Directionscomité oder des an dessen Statt tretenden Körpers oder auch des Verwaltungsrathes beizuziehen und um ihr Votum zu befragen. Ist eine Einigung aller Anwesenden zu einem einstimmigen Beschlusse nicht zu erreichen, so muß die Angelegenheit zum Gegenstande der Tagesordnung einer Verwaltungsraths-Sitzung gemacht werden, welche nur dann beschlußfähig erscheint, wenn mindestens die Hälfte der sämmtlichen Mitglieder des Verwaltungsrathes anwesend ist, und kann der von der Versammlung gefaßte Beschluß nur dann vollzogen werden, wenn demselben, falls er nur mit absoluter Stimmenmehrheit gefaßt wurde, der Vorsitzende mit seiner Stimme ausdrücklich beitritt, oder wenn sich mindestens zwei Drittel aller Anwesenden in ihm einigen.

Im Gegenfalle hat die betreffende Disposition zu unterbleiben.

X.

In allen Fällen, wo etwa ein näheres Einvernehmen mit den im Codicille näher bezeichneten Vollstreckern meiner sonstigen letztwilligen Anordnungen und

Verfügungen seitens des Curatoriums, des Directionscomités oder des Verwaltungsrathes des Ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie als wünschenswerth oder erforderlich erachtet werden sollte, ersuche ich, dieselben zu den bezüglichen Berathungen und Entscheidungen pro informatione beiziehen zu wollen.

XI.

Schließlich erlaube ich mir, an meine verehrten Collegen im Verwaltungsrathe noch eine Bitte zu richten, die mir sehr am Herzen liegt.

Es betrifft dies nämlich die mir an meinem siebenzigsten Geburtstage sowohl von den P. T. Mitgliedern des Verwaltungsrathes und Ueberwachungsausschusses, als auch von einer großen Anzahl meiner liebwerthen Vereinsgenossen, in so splendider, wahrhaft aufopfernder Weise gespendete, prachtvoll ausgeführte Chatouille sammt Piedestal, enthaltend die mit tausenden von Unterschriften versehenen Glückwunsch-Adressen aus allen Gauen der österreichisch-ungarischen Monarchie, darunter die illustren Namen vieler der höchsten Staatswürdenträger und hervorragenden Vertreter öffentlicher Anstalten und industrieller Kreise.

Ich glaube nun, daß diesem ein wahrhaftes Unicum bildenden, sehr schätzbaren Andenken an meine bescheidene Wirksamkeit im Vereine wohl kein geeigneterer und passenderer Platz angewiesen werden könne, als eben an dem Centralpunkte, von wo aus die mich hochehrende Idee ausgegangen und verkörpert wurde, das ist im Vereinshause selbst.

Ich erlaube mir demnach an den geehrten Verwaltungsrath die ergebenste Bitte zu richten, dieses mir sehr theuere und werthvolle Kleinod nach meinem Ableben geneigtest in Empfang zu nehmen und demselben ein bescheidenes Plätzchen an der Stätte der gemeinsamen Vereinsthätigkeit gefälligst anweisen zu wollen.

XII.

Sollte aus irgend einem Grunde dieses mein Testament zum Gegenstand einer journalistischen oder sonstigen publicistischen Mittheilung gemacht werden, so ist es wohl selbstverständlich, daß ich einen besonderen Werth darauf lege, in diesem Falle die Veröffentlichung bloß auf das Thatsächliche beschränkt zu wissen, ohne von den darin vorkommenden, namentlich zu einer Betheiligung aus dem Widmungscapitale in der allegirten Consignation bezeichneten Personen irgendwie Erwähnung zu machen, da sich dies als eine rein interne Angelegenheit darstellt, die mit der Oeffentlichkeit nichts zu thun hat.

Dasselbe gilt auch bezüglich jener personalen Verfügungen, wie sie aus meinem Codicille näher hervorgehen, welche sich ihrer Natur nach als Privatsache gleichfalls einer Veröffentlichung discreterweise ganz entziehen.

Urkund dessen habe ich diese meine letzte Willenserklärung eigenhändig geschrieben und unterschrieben, so wie mit meinem Siegel versehen.

Wien, am 15. März 1884, schreibe fünfzehnten März Eintausend Achthundert achtzig vier.

Carl Friedrich Fellmann Ritter v. Norwill m. p.

Präsident des Ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie, Generalsecretär der ausschl. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn i. P. u. s. w.

Für die officielle Kenntnißnahme von dem Ableben des Vereinspräsidenten und dem vorstehend mitgetheilten Wortlaute seines Testamentes wurde eine besondere Plenarsitzung des Verwaltungsrathes, und zwar am 13. November 1886 abgehalten und berichtet die „Beamten-Zeitung" hierüber Folgendes:

„An Stelle des dienstlich verhinderten ersten Vice-Präsidenten, Herrn Sectionschef Baron Falke v. Lilienstein, eröffnete der zweite Vice-Präsident, Hofrath Karl Huber, in Anwesenheit beinahe sämmtlicher Mitglieder des Verwaltungsrathes, der drei Mitglieder des Ueberwachungs-Ausschusses und aller Oberbeamten, ferner der Obmänner der Spar- und Vorschuß-Consortien des Beamten-Vereines in Graz und Pest, nämlich der Herren Franz Zeidler und Alfred v. Kanovics, sowie des Obmann-Stellvertreters des Consortiums Josefstadt-Ottakring in Wien, des Herrn Obercommissärs Jakob Wohl, die Sitzung, welcher auch der für den verstorbenen Präsidenten in den Verwaltungsrath einberufene nächste Ersatzmann, Herr Dr. Karl Zimmermann, bereits anwohnte. Der Vorsitzende leitete mit einem in schlichten, aber erhebenden Worten gehaltenen herzlichen Nachrufe die Mittheilung von dem Ableben des Herrn Vereinspräsidenten v. Fellmann ein, wobei er insbesondere der außerordentlichen, unvergänglichen Verdienste des Verstorbenen um den Beamtenverein und die Beamtenschaft gedachte und schließlich dem Mitgliede des Verwaltungsrathes, Herrn Dr. Rudolf Schwingenschlögl, für all' die Liebe und Treue dankte, welche derselbe während der letzten Wochen und insbesondere bei Besorgung der Leichenfeier dem verstorbenen Präsidenten erwiesen. Hierauf verlas Herr Dr. Rudolf Schwingenschlögl den Wortlaut des Testamentes, bemerkte, daß in Bezug auf das Leichenbegängniß und die Beerdigung genau nach den letztwilligen Anordnungen des Verstorbenen vorgegangen wurde und beantragte, daß dem Protokolle der heutigen Sitzung ein Exemplar der Nummer 46 der „Beamten-Zeitung", welche den Nekrolog und die Biographie des verewigten Präsidenten, sowie die Beschreibung der Leichenfeier und den Wortlaut des Testamentes enthält, angeschlossen werde, welchem Vorschlage die Anwesenden zustimmten. Der verlesene Wortlaut der letztwilligen Verfügungen des verewigten Präsidenten hatte einen tiefen Eindruck auf die Versammlung hervorgebracht. Herr Dr. Dom. Kolbe stellte mit Bezug auf den Inhalt des Testamentes im Namen des Directionscomités den Antrag, der Verwaltungsrath wolle beschließen, daß die Erbschaft nach Herrn C. F. Fellmann Ritter v. Norwill vom allgemeinen Beamtenvereine unter dem Vorbehalte des Inventars angetreten werde, und rechtfertigte diesen Antrag damit, daß Werth darauf gelegt werden müsse, eine mit dauernder Glaubwürdigkeit ausgestattete Basis für die weitere Gebarung mit dem gewidmeten Vermögen durch genaue gerichtliche Constatirung desselben zu gewinnen. Diesem Antrage wurde vom Verwaltungsrathe durch Erheben von den Sitzen einhellig zugestimmt. Der Vorsitzende nahm sodann das Wort zu einer kurzen Schlußrede, in welcher er wiederholt die unvergänglichen Verdienste des Verewigten um den Beamtenverein hervorhob, sowie den Gefühlen des Dankes für das dem Vereine in großmüthiger Weise testirte Vermögen Ausdruck verlieh. Er theilte auch mit, daß der Sitz des Verstorbenen in Sitzungssaale des Vereines aus inniger Verehrung bis zur Neuwahl eines Präsidenten unbesetzt und sein Platz am Tische bis dahin mit einem Lorbeerkranze geschmückt sein werde; ebenso werde die im Saale befindliche Marmorbüste des Verewigten mit einem Trauerflor verhüllt bleiben. Endlich dankte er noch den Localausschüssen und Consortien

des Vereines und jener großen Anzahl von Persönlichkeiten, welche dem Vereine aus Anlaß dieses traurigen Falles in irgend einer Form die Theilnahme ausgedrückt, oder sich durch Kranzspenden oder persönlich an der Leichenfeier betheiligt hatten, und spricht insbesondere seinen Dank den Herren v. Kanovics und Zeidler aus, welche ihren Aufenthalt in Wien verlängerten, um als Zeichen ihrer Verehrung für den Verstorbenen der heutigen Sitzung anwohnen zu können."

Was nun den geschäftlichen Bericht über das Vereinsjahr 1886 betrifft, so constatiren wir, daß letzteres zu den besten der bisherigen Geschäftsjahre gehört. Die nachfolgenden Ausführungen werden den Beweis dieser erfreulichen Thatsache liefern.

I. Allgemeine Angelegenheiten.

Am Schlusse des Jahres 1885 waren 82.100
Mitglieder ausgewiesen.
Im Jahre 1886 kamen 3.865
neue Mitglieder hinzu, so daß die Gesammtzahl jener Standesgenossen, welche bis zum Schlusse des Jahres 1886 dem Vereine beitraten, sich auf 85.965 beläuft.

Die Zahl der Localausschüsse betrug Ende 1885 96
(irrig im letzten Berichte mit 97 bezeichnet) und am Schlusse des Jahres 1886 94

Es hat sich nämlich im Laufe des Berichtjahres der Localausschuß in Kolin aufgelöst und jener in Königgrätz seine Geschäfte an das dort bestehende Spar- und Vorschuß-Consortium übertragen.

Die Zahl der Vereinsbevollmächtigten und Agenten stieg von den Ende des Jahres 1885 ausgewiesenen 1.306
Ende 1886 auf 1.344
und die Zahl der Vereinsärzte von den zu Ende 1885 bestandenen . 1.560
Ende 1886 auf . . . . . 1.590.

Auf dem Gebiete der humanitären Thätigkeit des Vereines nehmen wieder vor Allen der allgemeine und der Unterrichts-Fond unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Der allgemeine Fond des Vereines ist am 31. December 1886 mit . . . . . 466.087 fl. 23 kr.
ausgewiesen, während er am Ende des Jahres 1885 nur . . 436.067 „ 11 „
betrug, ist daher im Jahre 1886 um . . . . . 30.020 fl. 12 kr.
gewachsen.

Nach der vom Verwaltungsrathe vorgelegten und von der 22. Generalversammlung am 30. April 1887 genehmigten Bilanz bestand das Vermögen des allgemeinen Fondes Ende 1886 aus:

a)	der außerordentlichen Reserve der Lebensversicherungs-Abtheilung per	145.272 fl. 07 kr.
b)	dem Specialvermögen des allgemeinen Fondes per . .	45.021 „ 67 „
c)	der Coursgewinnreserve dieses Fondes per	13.643 „ — „
d)	dem Garantiefonde für belehnte Antheilseinlagen der Consortien per	1.361 „ 32 „
e)	dem Fonde für Witwen- und Waisenhäuser per . . .	144.840 „ 47 „
	und	
f)	dem Pensions- und Altersversorgungsfonde für die definitiv Angestellten des Vereines per	115.948 „ 70 „
	welche Ziffern zusammen den obigen Betrag per	466.087 fl. 23 kr.

ergeben.

Die aus dem allgemeinen Fonde im Jahre 1886 ertheilten Unterstützungen an bedürftige Beamte und deren Angehörige umfaßten 407 Einzelnposten und betrugen zusammen . . . . . 7.329 fl. 60 kr., in welcher Summe mit Rücksicht auf die Beschlüsse der 21. Generalversammlung ein Betrag von 500 fl., welcher den durch den großen Brand in Stryj geschädigten Standesgenossen bewilligt wurde, und ein der Wiener Poliklinik zugewendeter Betrag von 250 fl. inbegriffen sind.

Außerdem wurden im Jahre 1886 aus den Zinsen des allgemeinen Fondes an mittellose kranke Vereinsmitglieder Curstipendien verliehen, und hiezu ein Betrag von . . . 4.900 „ — „ verwendet, daher im Jahre 1886 an bedürftige Vereinsmitglieder und Standesgenossen im Ganzen . . . . . 12.229 fl. 60 kr. (gegenüber 11.895 fl. im Jahre 1885) aus dem allgemeinen Fonde vertheilt wurden.

Bezüglich der Curstipendien ist noch zu erwähnen, daß für das Jahr 1886 die stattliche Zahl von 246 Gesuchen einlangte, wovon 91 Gesuche, und zwar 73 für Stipendien und 18 für Reise- und Krankenkosten-Beiträge günstig erledigt wurden. Letztere Beiträge, zusammen per 450 fl. sind in den oben angeführten 7329 fl. 60 kr. enthalten.

Dem Vereine standen ferner — wie in den Vorjahren — noch einige, theils ganze, theils partielle Freiplätze in mehreren Curorten zu Gunsten armer Vereinsmitglieder zur Verfügung, wie insbesondere in der Kaltwasser-Heilanstalt des Herrn Dr. Gustav Nový in St. Radegund, in der Curanstalt des kaiserlichen Rathes Herrn Heinrich Mattoni, im Kaiserbad in Franzensbad, in den Badeorten Gleichenberg, Luhatschowitz, Neuhaus, Römerbad, Rohitsch, Roncegno und Rožnau.

Endlich hatten auch im Jahre 1886 über Ersuchen der Vereinsleitung die Verwaltungen vieler Badeanstalten und Curorte für mittellose Mitglieder des Beamtenvereines Begünstigungen für den Curgebrauch gewährt, und zwar insbesondere die Verwaltungen der Cur- und Badeanstalten in: Aussee, Baden, Bozen-Gries, Karlsbad, Franzensbad (Badehaus der Stadt Franzens-

bad, Stadt Egerer Badehaus, Kaiserbad und Dr. Cartellieri's Bäderverwaltung), Freiwaldau, Gießhübel-Puchstein, Gleichenberg, Görz, Ischl (Gemeindevorstehung und Ritter v. Wirer'sche Badestiftung), Krapina-Töplitz, Lesina, Lipik, Luhatschowitz, Marienbad, Meran, Pistyan, Pyrawarth, Römerbad, Rohitsch, St. Radegund, Roncegno, Rožnau, Steinerhof bei Kapfenberg, Tátra-Füred, Teplitz (Böhmen), Trencziu, Ullersdorf, Voitsdorf, Vöslau und Wildbad-Gastein. Von den betreffenden Begünstigungen machten 135 Vereinsmitglieder Gebrauch.

Bezüglich des speciellen, oberwähnten Fondes für Witwen- und Waisenhäuser ist zu constatiren, daß derselbe Ende 1885 die Höhe

von . . . . . 141.909 fl. 17 kr.

erreichte und durch die Zinsenerträgnisse im Jahre 1886

per . . . . . 3.697 fl. 90 kr.

abzüglich 5 Percent Zinsen für das Darlehen aus dem Specialvermögen des allgemeinen Fondes per . . . . . 766 „ 60 „

im verbleibenden Reste von . . . . . 2.931 „ 30 „

auf . . . . . 144.840 fl. 47 kr.

stieg.

Diesem Betrage stehen die Kosten der drei Häuser in Wien (Währing), Budapest und Graz per . . . . . 159.207 „ 34 „ gegenüber.

Den Mehrbetrag der Kosten per . . . . . 14.366 fl. 87 kr.

schuldet, wie den geehrten Lesern aus früheren Berichten schon bekannt sein dürfte, der Witwen- und Waisenhausfond an den allgemeinen Fond, und gelangt diese Schuld durch die Erträgnisse der bezeichneten drei Häuser successive zur Tilgung.

Der Unterrichtsfond des Vereines betrug mit Ende des vorigen Jahres (1885) 93.526 fl. 02 kr. und ist im Jahre 1886 durch die von der 21. ordentlichen Generalversammlung genehmigte Zuweisung von 5.000 fl. aus dem Gebarungsüberschusse der Lebensversicherungs-Abtheilung und anderweitige Zuflüsse auf 102.589 fl. 49 kr. angewachsen.

Zu den letzterwähnten Zuflüssen wurden auch Beiträge von 11 Vereinsconsortien, nämlich „Alsergrund", „Ersten Wiener", „Gegenseitigkeit", „Wieden", „Union", „Bielitz-Biala", „Fiume", „Graz", „Kronstadt", „Pancsova" und „Pilsen" gespendet.

Im Jahre 1886 wurden aus den Mitteln des Unterrichtsfondes 252 Unterrichtsstipendien und Lehrmittelbeiträge im Gesammtbetrage

von . . . . . 7.094 fl. — kr.

(gegenüber 220 per 5469 fl. im Jahre 1885) gewährt, so daß also mit Hinzurechnung der aus dem allgemeinen Fonde verwendeten oberwähnten . . . . . 12.229 „ 60 „

im Jahre 1886 auf dem Gebiete humanitären Wirkens vom Vereine . . . . . 19.323 fl. 60 kr.

verausgabt wurden.

Gleiche Zwecke wie der Unterrichtsfond des Vereines, verfolgt auch der mit letzterem in geschäftsfreundlichen Beziehungen stehende „Schulverein für

Beamtentöchter". Dessen Vermögen bezifferte sich am 31. December 1886 auf 18.741 fl. 72 kr., die von ihm für das Schuljahr 1886/87 bewilligten Stipendien betrugen 1620 fl. und verlieh der Verein außerdem 55 Freiplätze an verschiedenen Unterrichtsanstalten Wiens. Das Specialvermögen des von diesem Vereine gegründeten „Beamtentöchter-Heim" (an welchem der Beamtenverein einen jährlichen Freiplatz per 400 fl. stiftete) belief sich Ende 1886 auf 21.979 fl. 35 kr.

Was die Wahrung und Vertretung der socialen und materiellen Standesinteressen betrifft, so war es leider im Jahre 1886 der Vereinsverwaltung nicht möglich, in eine beachtenswerthe Action auf diesem Gebiete zu treten. Die im Jahre 1885 der hohen Regierung überreichten Petitionen um baldigste Erlassung eines Pensionsgesetzes für die k. k. Staatsbeamten und deren Witwen und Waisen, sowie um vorläufige Eintheilung verschiedener Dienstesstellen in die der Rangsclasse entsprechende Kategorie der charaktermäßigen Witwenpensionen ruhen in den Bureaux der Ministerien, und harren auf die erbetene Erledigung. Lautlose Stille herrscht auch leider noch immer in Bezug auf die von der Vereinsverwaltung wiederholt angestrebte Dienstpragmatik. Ja, wir befürchten, daß — wie die „Beamten-Zeitung" am 28. Mai 1886 schreibt — der lange Traum bezüglich der Erlassung einer Dienstpragmatik sein Ende genommen hat. Denn in der Sitzung des Dienstpragmatik-Ausschusses im österreichischen Abgeordnetenhause vom 24. Mai 1886 erklärte Seine Excellenz, der Herr Ministerpräsident Graf Taaffe, daß die gesetzliche Regelung der Disciplinargewalt über die Staatsdiener, welche nicht Richter sind, gar nicht zu dem Wirkungskreise des Reichsrathes, sondern lediglich in den Bereich der Verordnungsgewalt der Regierung gehöre.

Dieser Ansicht trat zwar der Ausschuß in einem von seinem Referenten, Herrn Hofrathe Baron Scharschmid verfaßten Berichte, welcher als eine auf zahlreiche gesetzliche Bestimmungen basirte eindringliche staats- und beamtenrechtliche Studie die größte Anerkennung und den wärmsten Dank verdient, energisch entgegen und können wir die schon in der „Beamten-Zeitung" ausgesprochene Hoffnung nicht unterdrücken, daß die hohe Regierung, sobald sie zu einer neuerlichen Ueberprüfung ihrer mitgetheilten Erklärung schreitet, den gewichtigen wider letztere geltend gemachten Gegengründen volle Beachtung schenken wird.

Nicht unerwähnt dürfen wir lassen, daß sich der steiermärkische Beamtenverein zufolge Beschlusses seiner Mitgliederversammlung vom 11. Juni 1886 der Petition des Beamtenvereines bezüglich der Regelung des Pensionswesens (abgesehen von einem abändernden Antrage für elternlose Waisen) anschloß und dem Verwaltungsrathe den Dank votirte.

Bezüglich der Lage der Privatbeamten können wir leider auch keine namenswerthe Besserung verzeichnen. Ein Schritt vorwärts zur Lösung der Privatbeamten-Frage ist allerdings geschehen, und zwar in Wien durch die im December 1885 constituirte, in der letzten chronologischen Skizze schon erwähnte Privatbeamten-Localgruppe des Vereines. Neben dieser Gruppe hat sich seither noch ein specieller Wiener Privatbeamten-Verein gebildet, dessen Constituirung erst im Jahre 1887 erfolgte.

Die vorerwähnte neue Vereinsgruppe hat folgendes Programm aufgestellt:

1. Schaffung eines Vereinigungspunktes für die bisher jeglichen Contactes mit ihren Standesgenossen entbehrenden Privatbeamten;

2. Stellenvermittlung;

3. Schaffung eines Unterstützungsfondes;

4. Altersversorgung und Krankenunterstützung;

5. Witwen- und Waisenversorgung;

6. Erlangung gesetzlichen Schutzes für die Dienst- und Pensionsbezüge der Privatbeamten;

7. Wahrung und Förderung der Interessen der Privatangestellten überhaupt.

Der Weg, den die Leitung der Gruppe zur Erreichung dieser Zwecke einzuschlagen beschlossen hat, ist ein durchaus angemessener und zielbewußter. Die Centralleitung des Vereines war auch nach Kräften bestrebt, die vorerwähnte Gruppe durch Zuweisung entsprechender Beiträge zu ihren Fonden und unentgeltliche Einräumung eines Bureaulocales im Vereinshause zu unterstützen.

Die Lösung der Versorgungsfrage der Privatbeamten liegt jedoch nicht allein in Händen der letzteren selbst, sondern hängt auch zum großen Theile von den Dienstgebern, von den Chefs und leitenden Persönlichkeiten der verschiedenen gewerblichen, industriellen und Verkehrsunternehmungen ab, und verdient in dieser Beziehung das hochherzige Testament des am 9. December 1886 verstorbenen Fabriksbesitzers, des Herrn Franz Freiherrn v. Liebig verehrungsvollen Dank jedes Menschenfreundes. Baron Liebig hat nicht nur von seinem Vermögen per zehn Millionen Gulden den bedeutenden Betrag von 2½ Millionen für Legate und wohlthätige Zwecke gewidmet, sondern auch angeordnet, daß alljährlich von dem Reingewinne seines Geschäftes ein ausreichender Betrag abgesondert werde mit der Bestimmung, die Altersversorgung sämmtlicher Beamten und Arbeiter seiner Unternehmungen durchzuführen, und sei diese edle That eines Dienstherrn, der keine theoretischen Studien über Socialpolitik getrieben, dafür aber einen gesunden klaren Blick und ein wohlwollendes Herz für das Los seiner Beamten und Arbeiter besaß, zur Nachahmung wärmstens empfohlen.

Der Personalstand der Centralleitung, wie er sich insbesondere mit Rücksicht auf das Ableben des Präsidenten Fellmann und auf die Ergebnisse der Generalversammlung des Jahres 1887, beziehungsweise auf die nach dieser Versammlung erfolgte Constituirung des Verwaltungsrathes darstellt, ist aus der Tabelle III. des Anhanges zu entnehmen.

Das am 9. November 1886 erfolgte Dahinscheiden des Herrn Präsidenten C. F. Fellmann Ritter v. Norwill ergab die Nothwendigkeit, diesen Ehrenposten im Vereine wieder zu besetzen und wurde die bezügliche Wahl in der am 24. December 1886 abgehaltenen Sitzung des Verwaltungsrathes vorgenommen. Das Resultat war, daß der bisherige erste Vicepräsident, der Sectionschef im k. und k. Ministerium des Aeußern Herr Johann Freiherr Falke v. Lilienstein mit allen gegen seine Stimme zum Präsidenten des Verwaltungsrathes gewählt wurde. Dieses Wahlergebniß fand, wie die Beamtenzeitung schreibt, bei der ganzen Versammlung die beifälligste Aufnahme und nahm das Verwaltungsraths-Mitglied Herr Dr. Dominik Kolbe das Wort zu einer längeren Ansprache an den Gewählten, in welcher er einen Rückblick auf das bisherige Wirken des Herrn Sectionschefs Baron Falke seit dem Bestehen des Vereines warf, wobei er

namentlich dessen außerordentliche Thätigkeit bei den Statuten-Revisionen, bei der Gründung des ersten Wiener Spar- und Vorschuß-Consortiums (Baron Falke war dessen erster Obmann), bei der Redaction und Herausgabe des Vereinsjahrbuches: „Die Dioskuren", bei den vielen Petitionen des Beamten-Vereines in Angelegenheiten des Beamtenstandes u. s. w. rühmend hervorhob und auch der Liebenswürdigkeit und strengen Objectivität des Gewählten bei allen Verhandlungen gedachte. Die Wahl des Herrn Baron Falke zum Präsidenten des Verwaltungsrathes, welchem er seit dem Bestehen des Vereines mit Ausnahme der Jahre 1868 und 1869 ununterbrochen angehört, muß entschieden als eine für die Leitung des Vereines und für letzteren selbst sehr glückliche begrüßt werden und wurde auch als solche sowohl von den Mitgliedergruppen des Vereines, als auch außerhalb desselben erkannt. Die vorbesprochene Wahl hatte nun selbstverständlich die Neuwahl der beiden Vice-Präsidenten des Verwaltungrathes zur Folge, und wurde in derselben Sitzung der bisherige zweite Vicepräsident Herr Karl Huber, k. k. Hofrath im Finanzministerium (welcher dem Verwaltungsrathe seit dem Jahre 1874 angehört), zum ersten und der Oberinspector der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft, Herr Anton Aichinger (welcher seit dem Jahre 1868 Mitglied der Verwaltungsrathes ist), zum zweiten Vice-Präsidenten, und zwar auch mit allen gegen ihre Stimmen gewählt. Auch zu diesen Wahlen kann mit Rücksicht auf die durch viele Jahre bewährte hervorragende Thätigkeit der beiden gewählten Functionäre im Interesse des Vereines letzterer wärmstens beglückwünscht werden. Es wurden auch sämmtliche drei neugewählte Mitglieder des Präsidiums neuerlich in dasselbe nach der Generalversammlung des laufenden Jahres vom Verwaltungsrathe berufen.

Die wegen Ablauf ihres Mandates im Jahre 1886 (beziehungsweise zur Zeit der über die Gebarung dieses Jahres im Jahre 1887 stattgefundenen Generalversammlung) zum statutenmäßigen Ausscheiden berufenen 10 Mitglieder des Verwaltungsrathes, das ist die Herren Dr. Ruppert Angerer, Em. Ad. Eichler, Georg Görgey v. Görgö und Toporcz, Karl Anton Haas, Julius Kaan, Franz Kopetzky, J. M. Lachner, Dr. Leopold Fl. Meißner, Dr. Ferdinand Pohl und Josef Stiasny wurden bis auf drei (nämlich den am 16. April 1887 verstorbenen Herrn J. M. Lachner, dann die Herren Em. Ad. Eichler und Julius Kaan) wieder- und statt dieser letzteren die Herren Dr. Adalbert Hofmann, Ministerialrath im k. k. Handels-Ministerium, Richard Zeitteles, k. k. Hofrath, Director der Kaiser Ferdinands-Nordbahn, und Hans Kargl, Generaldirections-Rath der k. k. Staatsbahnen, neugewählt. Herr Ministerialrath Dr. Adalbert Hofmann nahm jedoch die auf ihn gefallene Wahl nicht an, um dem Verwaltungsrathe sein hochverdienstvolles Mitglied, den Herrn Regierungsrath Julius Kaan, welcher seit dem Bestehen des Vereines dem Verwaltungsrathe angehörte und zum ersten Ersatzmanne gewählt wurde, zu erhalten. Herr Eichler, seit dem Jahre 1872 ununterbrochen dem Verwaltungsrathe angehörig gewesen, wurde zum vierten Ersatzmanne gewählt.

Aus dem Ueberwachungsausschusse mußte wegen Ablaufes der dreijährigen Functionsdauer der verdienstvolle Obmann desselben, Herr Ignaz Tobisch, k. k. Militär-Oberintendant i. P. ausscheiden und wurde an dessen Stelle von der Generalversammlung Herr Ludwig Eisner, Buchhalter des Kohlen-Industrievereines in den Ueberwachungsausschuß berufen.

Im Jahre 1886 wurden zwei um den Verein hochverdiente Persönlichkeiten zu Ehrenmitgliedern des Vereines ernannt, nämlich (wie schon im letzten chronologischen Berichte erwähnt wurde) der frühere hochverehrte zweite Vicepräsident des Verwaltungsrathes, der Generalprocurator am k. k. Obersten Gerichts- und Cassationshofe, Herr Leopold Ritter v. Cramer, welcher mit Rücksicht auf die Obliegenheiten seines neuen Amtes sich leider zur Resignation auf seine Stelle als Mitglied des Verwaltungsrathes veranlaßt fand, und der langjährige landesfürstliche Commissär des Vereines, Herr Adolf Ritter v. Pitner, k. k. Hofrath in Pension, welcher mit Rücksicht auf seine leidende Gesundheit um seine Enthebung angesucht hatte. An die Stelle des Herrn Hofrathes Pitner, welcher durch ein Decennium die Function eines Vertreters der hohen Staatsverwaltung bei unserem Vereine ausübte und dem letzteren stets als ein aufrichtiger, wohlwollender Freund zur Seite stand, wurde von seiner Excellenz dem Herrn Statthalter von Niederösterreich der k. k. Statthaltereirath Herr Ferdinand v. Raimann berufen.

Endlich müssen wir an dieser Stelle jener um den Verein verdienten Persönlichkeiten gedenken, welche im Jahre 1886 aus dem Leben schieden.

An erster Stelle ist der hochverehrte Vereinspräsident, Herr Karl Friedrich Fellmann Ritter v. Norwill zu erwähnen, welchem höchst betrübenden Ereignisse die dem geschäftlichen Berichte vorangehenden Ausführungen gewidmet sind.

Am 15. August 1886 starb Herr Dr. Emil Lange v. Burgenkron, k. k. Regierungsrath und Chef der dritten Abtheilung der k. k. General-Inspection der österr. Eisenbahnen, welcher vom Jahre 1867 bis zum Jahre 1882 dem Verwaltungsrathe als Mitglied angehörte, im letztgenannten Jahre sich jedoch infolge der ihn vollauf in Anspruch nehmenden Berufsgeschäfte leider genöthigt sah, auf seine Stelle verzichten zu müssen. Er war auch Mitglied des früher bestandenen engeren Comités, beziehungsweise später des Directionscomités und hat sich, da er seine Aufgabe mit edler Begeisterung erfaßte und in rastloser Thätigkeit für den Verein wirkte, um letzteren hohe Verdienste erworben.

Endlich können wir nicht umhin, auch des am 22. November 1886 verstorbenen Centralinspectors, des Vereines des Herrn Franz Kirchlehner, zu gedenken, welcher seit dem Jahre 1871 bis zu seinem Lebensende für den Verein unermüdlich thätig war. Während seiner fünfzehnjährigen Wirksamkeit im Vereinsdienste hat er beinahe die sämmtlichen Provinzen Oesterreichs von einem Ende zum andern bereist, zahlreiche Beamte dem Vereine als Mitglieder zugeführt und bedeutende Versicherungsabschlüsse erzielt, sowie zur Bildung von Localausschüssen und Vorschuß-Consortien des Vereines Wesentliches beigetragen.

Bezüglich des finanziellen Verkehres des Vereines im Jahre 1886 erlauben wir uns Folgendes anzuführen.

Im Jahre 1886 wurde von der Hauptcassa des Vereines in Wien

a) eingehoben in 6945 Posten ein Betrag von . . . 3,274.096 fl. 35 kr.
und
b) ausbezahlt in 4447 Posten ein Betrag von . . . 3,237.445 „ 96 „

so daß das Revirement der Hauptcassa im Jahre 1886 6,511.542 fl. 31 kr. betrug. Zu berücksichtigen ist ferner

Fürtrag . 6,511.542 fl. 31 kr.

Uebertrag . 6,511.542 fl. 31 kr.

c) der Verkehr des Vereines mit dem k. k. Postsparcassenamte, es wurden bei letzterem von den Vereinsconsortien, Localausschüssen und Agenten mittels 4931 Erlagscheinen . 1,028.849 fl. 65 kr.
und mit Hinzurechnung des Saldo per 1. Jänner 1886 per . . . . . 7.187 „ 67 „

bis Ende 1886 . . . . . 1,036.037 fl. 32 kr.
für Rechnung des Vereines erlegt.

Dagegen wurden mit 1950 Cheques nach allen Theilen Cisleithaniens Zahlungen geleistet und Behebungen bei der Cassa des k. k. Postsparcassenamtes vorgenommen, wodurch ein Betrag von . . . . . 1,012.008 „ 58 „
zur Verwendung gelangte. Die Summe der Einlagen und Kündigungen bei dem k. k. Postsparcassenamte

stellte sich demnach auf . . . . . 2,048.045 „ 90 „
und betrug somit die gesammte Cassabewegung des Vereines im Jahre 1886 . . . . . 8,559.588 fl. 21 kr.

Durch die Prämiencassa am Sitze der Centralleitung gelangte im Jahre 1886 ein Betrag von 163.681 fl. 53 kr. mittelst 29.952 Stück Quittungen (Polizzen) zur Einhebung, und erreichte die Zahl der von der Prämienabtheilung im Jahre 1886 ausgefertigten Quittungen die bedeutende Zahl von 419.123 Stücken.

Endlich sei noch erwähnt, daß im Jahre 1886 an der Cassa des Vereines 11.536 Badekarten der verschiedenen Badeanstalten Wiens zu ermäßigten Preise verkauft wurden.

Schließlich sei es uns gestattet, bei Besprechung der allgemeinen Angelegenheiten des Vereines einer sehr beachtenswerthen Broschüre zu erwähnen, welche im Manz'schen Verlage in Wien im Jahre 1886 unter dem Titel: „Adel und Beamtenthum Oesterreichs mit besonderer Bedachtnahme auf eine Dienstpragmatik für Staatsbeamte" erschien. Dem Verfasser dieses hochinteressanten vom größten Wohlwollen für das Beamtenthum und wärmsten österreichischen Patriotismus durchwehten Schriftchens, Herrn Ministerialrath außer Dienst Dr. Gotthard Freiherrn v. Buschmann, welcher in der Bureaukratie ebenso wohlbekannt als hochgeachtet ist, steht (wie wir einer journalistischen Besprechung entnehmen) aus seiner langjährigen Beamtenlaufbahn ein reicher Schatz von Erfahrungen zu Gebote, weshalb er denn auch den von ihm behandelten Stoff vollkommen beherrscht. Diese lesenswerthe und hinsichtlich ihrer Ausführungen

bezüglich der Dienstpragmatik jedem Staatsbeamten empfohlene Publication enthält auf Seite 43 auch ein Urtheil über den Ersten allgemeinen Beamtenverein der österreichisch-ungarischen Monarchie, welches (wie das erwähnte Journal, dessen Namen wir leider nicht angeben können, bemerkt) verdient, in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Dasselbe lautet:

„Am Schlusse dieses hauptsächlich von einem höheren als dem gewöhnlichen Beamtenstandpunkte der Einbeziehung des österreichischen Beamtenstandes in die Formen des constitutionellen Rechtsstaates gewidmeten Abschnittes sei noch dem „Allgemeinen österreichisch-ungarischen Beamtenverein" der wärmste Dank für die Beharrlichkeit, Umsicht und Geschäftskenntnisse ausgesprochen, mit welchen er, abgesehen von seiner Wirksamkeit als Finanzinstitut, durch das Organ der „Beamten-Zeitung" jahrelang sowohl die materiellen, als auch nicht materiellen Interessen des Staatsbeamtenstandes im Sinne des Rechtsstaates vertritt und hiedurch nicht nur bereits wesentlich zum Zustandekommen des Besoldungserhöhungs-Gesetzes beigetragen hat, sondern auch noch fortwährend auf die Regelung des Pensionswesens und die Erlassung einer Dienstpragmatik mit hoffentlich ebenso gutem Erfolge hinwirkt. Dieser Eifer für die gute Sache ist umso anerkennenswerther, als der Beamtenverein sich nicht allein mit der Staatsbeamtenschaft, sondern im Gegentheile mit dem Beamtenthum im weiteren Sinne des Wortes beschäftigt und infolge dessen auch die überwiegende Mehrzahl seiner Mitglieder nicht aus cislethanischen Staatsbeamten besteht."

Indem wir dem hochgeehrten Verfasser für vorerwähnte sehr freundliche und ehrenvolle Anerkennung der Bestrebungen unseres Vereines hiemit verbindlichst danken, drängt es uns, dessen publicistisches Organ, die „Beamten-Zeitung", neuerlich der gütigen Aufmerksamkeit unserer geehrten Leser wärmstens zu empfehlen.

II. Versicherungsabtheilung.

Im Jahre 1886 hat der Verein insbesondere auf dem Gebiete seiner Lebensversicherungs-Abtheilung sehr erfreuliche Fortschritte erzielt und ist die Abschlußziffer des Jahres 1886 die größte, welche der Verein seit seinem Bestande zu verzeichnen hat, so daß die Summe der in Kraft stehenden Versicherungen auf nahezu 50 Millionen Gulden angewachsen ist.

Es constatirt diese Thatsache einerseits in erfreulicher Weise, daß die Wohlthat und der Segen der Lebensversicherung immer mehr erkannt wird, und andererseits die zunehmende Beliebtheit, deren sich die Versicherungs-Abtheilung des Vereines in den weitesten Kreisen der Bevölkerung erfreut. Es ist eigentlich gar nicht zu begreifen, daß die Lebensversicherung selbst in intelligenten Kreisen leider noch viele Gegner besitzt, und es kann daher nie oft genug von berufener Seite den total das ethische und wirtschaftlich segensvolle Wesen der Versicherung verkennenden und für das Volkswohl geradezu gefährlichen Ansichten entgegen getreten werden. Diese Aufgabe übernahm unter Anderen der berühmte französische Gelehrte Laplace, in dessen Werke „Ueber die Wahrscheinlichkeiten" (übersetzt von Schwaiger, 1886) wir folgende Stelle fanden: „Unter den auf die Wahrscheinlichkeiten des menschlichen Lebens gegründeten Anstalten sind diejenigen die besten, in

denen man mittels eines geringen Opfers von seinem Einkommen sich seine Existenz und die seiner Familie für eine Zeit versichert, wo man fürchten muß, daß man der Bestreitung der Bedürfnisse nicht mehr gewachsen ist. So unmoralisch das Spiel ist, ebenso vortheilhaft sind diese Anstalten für die Sitten, indem sie die schönsten Triebe der Natur begünstigen. Die Regierung soll sie also ermuthigen und sich ihrer in den Unbeständigkeiten des öffentlichen Lebens annehmen; denn, da sich die durch sie dargestellten Hoffnungen auf eine ferne Zukunft erstrecken, so können sie nur dort gedeihen, wo ihnen gegen jede Unsicherheit in Betreff der Dauer ihres Bestandes Schutz gewährt wird."

Die Propagirung der Lebensversicherung ist daher auch eine permanente Hauptaufgabe der Centralleitung des Vereines. Es verlassen jährlich mehrere von letzterem herausgegebene, dem vorerwähnten Zwecke gewidmete Broschüren die Presse, um in vielen Tausenden Exemplaren unentgeltlich verbreitet zu werden, und ist in dieser Beziehung die rastlose Thätigkeit des Generalsecretärs Herrn Karl Mazal lobend hervorzuheben. Im Jahre 1886 waren es besonders zwei solche Publicationen, in welchen die Centralleitung in sehr populärer Weise das Wesen der Lebensversicherung darstellte, deren verschiedene Formen erörterte und diese Belehrungen theils durch kleine anziehende Erzählungen aus dem täglichen Leben, theils durch zahlreiche Beispiele zu unterstützen bestrebt war. Es waren dies die Broschüren „Schatzkästlein fürsorglicher Frauen" und „Wie bringt man Vermögen in die Familie", und es dürfte die Mittheilung für unsere geehrten Leser nicht ohne Interesse sein, daß selbst im Auslande den kleinen Schriftchen des Vereines ein für letzteren gewiß schmeichelhafter Werth beigelegt wird. So ersuchte Herr Schmidt, Postdirector a. D. in Magdeburg und Vertreter der Gothaer Lebensversicherungsbank für Deutschland, die Centralleitung unseres Vereines, zu gestatten, daß die beiden Exposés des ersten vorerwähnten Büchleins „Des Hofraths Namenstag" und „Was Frauen wissen sollten" von ihm in seinen Kreisen verbreitet werden können, da sie derartig zeitgemäß und populär geschrieben sind, daß dieselben weiteste Verbreitung verdienen.

Höchst erfreulicherweise constatiren auch in neuerer Zeit die Entscheidungen der Gerichte, daß sie dem Versicherungswesen erhöhte Aufmerksamkeit schenken und ihm somit den von Laplace gewünschten Schutz zu gewähren bestrebt sind. So hat der k. k. Oberste Gerichts- und Cassationshof am 10. März 1886 ad Z. 2555 eine für das Lebensversicherungswesen hochwichtige (in der Nummer 20 der „Beamten-Zeitung" bekannt gegebene) Entscheidung getroffen, welche wir hier mitzutheilen uns verpflichtet halten. Das oberste Rechtstribunal sprach nämlich folgende, dem Wesen und dem Zwecke der Versicherung vollkommen entsprechende Grundsätze aus:

1. Die Versicherungssumme gehört nicht in den Nachlaß des verstorbenen versicherten Schuldners.

2. Auf die liquide Versicherungssumme kann ein Gläubiger des verstorbenen versicherten Schuldners, beziehungsweise der Nachlaßmasse, nicht Execution führen.

3. Die Versicherungsgesellschaft ist nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, die fällig gewordene Versicherungssumme dem Besitzer der auf den Ueberbringer lautenden Polizze auszubezahlen.

4. Der Versicherungsnehmer kann zu seinen Lebzeiten mit der Polizze nach Belieben verfügen.

5. Der Besitzer einer auf den Ueberbringer gestellten Polizze ist nach §. 1339 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches als Eigenthümer derselben anzusehen.

Bevor wir noch in die ziffermäßigen Details des Jahres 1886 bezüglich der Lebensversicherungs-Abtheilung des Vereines eingehen, sei es gestattet, der vom Referenten dieser Abtheilung, Herrn Dr. Friedrich Hönig, unseren Lesern schon aus früheren Berichten sehr vortheilhaft bekannt, verfaßten, in der Beamtenzeitung mitgetheilten Zusammenstellung über den Stand der österreichisch-ungarischen Lebensversicherungs-Gesellschaften im Jahre 1885 folgende, höchst beachtenswerthe Daten zu entnehmen.

Die Anzahl der Versicherungs-Gesellschaften hat sich im Jahre 1885 gegen das Vorjahr nicht geändert. Es wurde zwar das Lebensversicherungs-Geschäft der Entreprise de pompes funèbres nicht mehr aufgenommen, weil es einerseits sich über das Niveau einer reinen Sterbecasse nie erhob, und andererseits deren Portefeuille ganz an die Niederländische Lebensversicherungs-Gesellschaft in Rückdeckung übergeben wurde. Dagegen wurden die Daten des Gisela-Vereines, der sich lediglich mit der Versicherung von Aussteuercapitalien befaßt, berücksichtigt. Zwar weichen die Schlußziffern des inländischen Geschäftes weit ab von jenen des Geschäftes der anderen großen Culturvölker, allein dieses Zurückbleiben ist in den speciellen Verhältnissen begründet. Wir haben es in unserer Monarchie noch mit einem verhältnißmäßig sehr jungen Geschäftszweige zu thun; der Betrieb der Lebensversicherung in unserem polyglotten Staate gestaltet sich ungleich schwieriger und erheischt infolge dessen einen ungleich größeren Aufwand; ferner vollzieht sich bei dem übergroßen Vorwiegen der landwirthschaftlichen Bevölkerung das Eindringen in die breiten Schichten der Einwohnerschaft nur sehr allmälig, endlich kommt in Betracht zu ziehen die Parallelaction der Sparcassen, worüber wir in unserem letzten Berichte uns schon äußerten.

Trotz all dieser eine rasche Entwicklung der Lebensversicherung mehr oder minder beeinträchtigenden Factoren ist doch im Jahre 1885 ein günstiger Verlauf des Versicherungsgeschäftes zu constatiren.

In Bezug auf die Hauptversicherung, nämlich die Capitalsversicherung auf den Ablebensfall standen (ohne Bedachtnahme auf die Rückversicherungen) in Kraft:

Ende 1880	242.690	Versicherungen	über	273,210.612 fl.
„ 1881	253.632	„	„	290,766.164 „
„ 1882	257.040	„	„	306,703.415 „
„ 1883	257.728	„	„	322,708.680 „
„ 1884	244.463	„	„	336,584.657 „
„ 1885	253.402	„	„	357,195.584 „

In der vorstehenden Zusammenstellung ist seit dem Jahre 1884 der Versicherungsstand der „Entreprise“ weggelassen worden, daher sich die Verminderung gegen das Vorjahr, so wie die Differenz gegen die bezügliche Ziffer in dem letzten chronologischen Berichte erklärt. Nach Abschlag aller Erlöschungen und Storni stellt sich der reine Zuwachs im Jahre 1885 auf 20,610.927 fl. in 8558 Einzelnversicherungen gegen 17,732.776 fl. in 5590 Posten im Jahre 1884, und es beziffert sich der Versicherungsstand mit Ende 1885 auf 357,195.584 fl. in

253.402 Versicherungen. Es entfällt demnach im Jahre 1885 auf eine Versicherung der Betrag von 1409 fl. gegen 1330 fl. im Jahre 1883 und 1377 fl. im Jahre 1884.

Außerdem sind per Ende 1885 ausgewiesen:

80.582 Verträge über . . . . . 134,637.937 fl.
Capital für Erlebensversicherungen und
4586 Verträge über . . . . . 1,235.220 fl.
versicherte Jahresrenten.

Wenn man die Capitalsversicherungen allein ins Auge faßt, so standen Ende 1885 333.984 Verträge über . . . . . 491,833.521 fl. in Kraft.

Vergleicht man den Stand der Capitalsversicherungen in Deutschland, Frankreich und Oesterreich Ende 1885, so waren

in Deutschland . 3.049,932.623 Mark oder 1.524,966.311 fl.
in Frankreich . . 2.939,499.135 Francs oder 1.175,799.965 fl. und
in Oesterreich . 491,833.521 Gulden

versichert.

Welch' kolossale Ziffern weisen dagegen England und Amerika auf! So entnehmen wir z. B. einem volkswirthschaftlichen Blatte über die Arbeiter-Versicherung bei einer englischen Assecuranz-Gesellschaft folgende Mittheilung:

„Während man aus der akademischen Erörterung der Arbeiter-Versicherungsfrage auf dem Continente gar nicht hinauskommt und von socialreformischer Seite dem Staate zugemuthet wird, diesen Zweig der Lebensversicherung auf eigene Gefahr zu cultiviren, ist diese Frage in England — dem classischen Lande der Assecuranz — schon längst in wahrhaft bewundernswerther Weise gelöst, und zwar: nicht durch das Eingreifen des Staates, sondern durch die Privatversicherung. Man kann getrost behaupten, daß diese letztere in der englischen Arbeiter-Versicherung einen ihrer höchsten Triumphe feiert. Wir wollen hier nur von einer einzigen, diesen Zweig zur höchsten Blüthe bringenden englischen Anstalt sprechen, wir meinen die rühmlichst bekannte Prudential Assurance Company in London, deren staunenswerthe Erfolge selbst die Bewunderung der gesammten europäischen Fachwelt erregen. Mit jedem Jahre, wenn man ihren letzten Rechenschaftsbericht liest, glaubt man, die Anstalt habe bereits den Zenith ihrer Entwicklung erreicht, allein ihre Erfolge wachsen weiter, in geradezu riesigen Dimensionen. Die „Prudential" ist, trotz ihres ungeheueren Rechnungs-Materiales, immer eine der ersten englischen Gesellschaften, welche ihre Rechnungsabschlüsse publicirt; auch der für das Jahr 1886 liegt bereits vor und überrascht uns abermals durch die ins Treffen geführten großspurigen Daten. Mit Schluß des Jahres 1886 waren bei der „Prudential" 7,111.828 (1885: 6,695.890) Polizzen in Kraft. Daraus folgt, daß durchschnittlich auf jeden fünften Einwohner Großbritanniens eine Polizze entfällt. Das versicherte Capital erreichte die Höhe von circa 67 Millionen Pfund Sterling. Für Prämien und Zinsen wurden in diesem Jahre über 3 1/10 Millionen Pfund Sterling eingenommen und für fällige Versicherungen 1 1/10 Millionen Pfund Sterling bezahlt, wobei wir bemerken, daß nicht weniger als 135.000 Todesfälle zu liquidiren waren. Diese wenigen Daten genügen, um die Bewunderung zu rechtfertigen, welche man diesem in seiner Art einzigen Institute entgegenbringt."

Aus dem Titel der Erfüllung der Versicherungsverbindlichkeiten wurden im Jahre 1885 von den österreichisch-ungarischen Versicherungs-Gesellschaften 9,273.837 fl. bezahlt; für die Erfüllung der abgeschlossenen Verträge haftet außer der Jahresprämie, welche im Jahre 1885 sich auf 16.205.509 fl. belief, ein vorhandenes Vermögen von 92,508.161 fl. und dessen Zinsenertrag.

Interessant ist die Thatsache, daß auch für das Jahr 1885 eine Abnahme im Stande der Associationszeichnungen constatirt werden muß. Dieselben betrugen

Ende	1883	68,507.825 fl.
„	1884	63,198.431 „
und „	1885	57,337.087 „

Herr Dr. Hönig bemerkt, er habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß er das Eindringen dieses französischen Geschäftszweiges als für die Entwicklung des eigentlichen Lebensversicherungsgeschäftes abträglich erklärt habe, und der Verlauf der Assecuranzgeschichte ihm Recht gegeben hat. Je eher sich die Gesellschaften von der Fessel, welche ihnen die Association gelegt, befreit haben, desto rascher sind die Ziffern der Geschäftsabschlüsse in der Assecuranzbranche gewachsen, und desto mehr suchen die einzelnen Institute die Associationen ganz einzustellen.

Herr Dr. Hönig bespricht ferner in seiner erwähnten Zusammenstellung eingehend das Wesen der von amerikanischen Gesellschaften eingeführten sogenannten „Tontinen" und die verlockenden Versprechungen, welche in dieser Richtung gemacht wurden. Es würde nun weit über den Rahmen vorliegender Skizze hinausgehen, wollten wir die bezüglichen Ausführungen vollständig hier aufnehmen, so interessant sie auch sind; allein wir können es uns doch nicht versagen, einige Stellen daraus hier zu reproduciren.

Herr Dr. Hönig theilt mit, daß in neuester Zeit der Versuch gemacht wurde, das österreichische Publicum durch eine Art Spieles (er meint damit die „Tontinen"), welches auf das gesunde System der Lebensversicherung aufgepfropft werden soll, zu confundiren, und bestrebt sich dann, darzuthun, wie weit die Versprechungen der „Tontine" von der Wirklichkeit entfernt sind. Er bedauert es sehr, daß in der Lebensversicherung das Interesse des Publicums für Momente wachgerufen wird, welche mit der Versicherung als solcher nichts gemein haben, insbesondere bei der Lebensversicherung, welcher ganz exacte Grundlagen in den Sterblichkeitstafeln zur Verfügung stehen. Mit Staunen sieht man, wie mitunter Gesellschaften sich gegenseitig anfeinden, ob ihrer höheren an die Versicherten gegebenen Dividenden, ob der angeblichen Vorzüge des einen oder anderen Dividendenplanes, wie die Vermittler die seither vorhandenen Dividendensätze in den Vordergrund stellen, als ob die ganze Lebensversicherung ein Unternehmen wäre, das so wie Industrie-Unternehmungen nur auf die Erzielung bedeutender Gewinne hinarbeiten würde. Wo bleibt da der hohe ethische Zweck der Lebensversicherung? Man versichert ja doch nur, um nach seinem Ableben die Hinterbliebenen gegen Noth und Elend zu schützen, um seinen Kindern eine Aussteuer sicherzustellen oder um für sein Alter eine Rente sich zu begründen. Wenn daher Gesellschaften nach Dotirung der nothwendigen Prämienreserven, nach Zuwendung angemessener Beträge zu den verschiedenen Superreserven jährlich Ueberschüsse zeigen, welche sogar bis 44 Procent der Jahresprämien-Einnahmen betragen, so beweisen sie hiedurch nur, daß ihre Prämienraten um diesen Procentsatz zu hoch sind. Der Popularisirung der Lebensversicherung würde aber ein ungleich größerer Dienst

erwiesen, wenn die betreffenden Gesellschaften ihre vertragsmäßigen Prämien entsprechend reduciren wollten. Dies wird denn auch seitens der Gesellschaften gefühlt und um dem Bedürfnisse des Publicums, welches nach einer Veringerung der Prämie mit zunehmendem Alter gerichtet ist, gerecht zu werden, sollen die Ueberschüsse statt jährlich gleichmäßig zur Vertheilung zu gelangen, theilweise zurückbehalten werden, um später in einer von Jahr zu Jahr steigenden Quote dem Versicherten zu gute zu kommen.

Der Beamtenverein hat die Todfallsversicherung mit von Jahr zu Jahr sich vermindernder Prämie unter unseren heimischen Gesellschaften zuerst eingeführt, indem er einen Tarif aufstellte, wonach die Prämie vom zweiten Jahre ab um je zwei Procent der erstjährigen Prämie abfällt. Trotzdem also die Bedingung eine vertragsmäßige, weil rechnungsmäßige, ist, so sehen wir, daß die Prämiensätze von den Sätzen der gewöhnlichen Lebensversicherung anderer Gesellschaften nicht sehr abweichen. Allerdings war dies nur dadurch zu erreichen, daß sich der Beamtenverein dem Bedürfnisse des versicherungsnehmenden Publicums thunlichst angepaßt hat. Wie der letzte Rechenschaftsbericht unseres Vereines darthut, wird von dem neuen Tarife ziemlich umfassender Gebrauch gemacht.

Hinsichtlich der Gebarung der Lebensversicherungs-Abtheilung des Vereines im Jahr 1886 theilen wir nun unseren geehrten Lesern folgende ziffermäßige Daten mit.

Im Laufe des Berichtsjahres lagen

7628 Anträge über einen Betrag von . . . . . 7,917.869 fl.
Capital und . . . . . 69.358 „
Jahresrenten zur Erledigung vor.

Hievon gelangten zum Abschlusse:

1. auf den Ablebensfall:
4634 Verträge über . . . . . 4,969.025 „
2. auf den Erlebensfall:
1014 Verträge über . . . . . 987.994 „
3. auf Jahresrenten:
303 Verträge über . . . . . 56.710 „

Nach Abzug aller Ausscheidungen standen Ende 1886 beim Vereine in Kraft:
48.824 Verträge über . . . . . 48,962.015 fl.
Capital und
1.300 Verträge über . . . . . 225.517 „
Jahresrente.

Es erfuhr im Jahre 1886 die Versicherung im Vergleiche gegen Ende 1885 eine Steigerung von
2.955 Verträgen über . . . . . 3,325.310 fl.
Capital und
168 Verträgen über . . . . . 27.020 „
Jahresrente.

In Bezug auf die Storni ragt der Beamtenverein gegenüber den anderösterreichisch-ungarischen Lebensversicherungs-Gesellschaften sehr vortheilhaft hervon

Es betrug nämlich bei unserem Vereine der Abgang an Versicherungen bei Lebzeiten der Versicherten

im Jahre 1884 . . . . . 4·23%
„ „ 1885 . . . . . 3·85% und
„ „ 1886 . . . . . 3·82%

vom mittleren Versicherungsstande.

Auch die Sterbefälle bewegen sich in mäßigen Grenzen, und beträgt der natürliche Ausfall an Versicherungen, in Procenten des mittleren Versicherungsstandes ausgedrückt, 1·43% pro 1886.

Die gesammten Storni betragen sonach circa 5½%, was einer durchschnittlichen Versicherungsdauer von 20 Jahren entspricht. Das ist ein minimer Abgang, wie er von keiner andern österreichisch-ungarischen Versicherungsgesellschaft nachgewiesen werden kann. Die Storni der übrigen Anstalten bewegen sich zwischen 6 und 23 Procent, welch' letzterer Satz einem etwas mehr als vierjährigen Bestande der Versicherungen entspricht. Es ist hiebei zu bemerken, daß der Procentsatz der Storni bei jüngeren Gesellschaften ein größerer ist und ein größerer sein muß, als bei älteren Anstalten, weil neu eingegangene oder nur kurze Zeit bestehende Versicherungen leichter aufgegeben werden, als solche, welche längere Zeit in Kraft bestehen.

Betrachtet man die Versicherungen des Jahres 1886 nach der Höhe des versicherten Capitales, so haben

1. 2001 Personen Versicherungen zu je 1000 fl. abgeschlossen, was einen Gesammtbetrag von 2,001.000 fl. ergibt;

2. 1779 Personen sind Versicherungen unter 1.000 fl. (durchschnittlich zu 436 fl.) im Gesammtbetrage von 775.603 fl. eingegangen, während

3. 841 Personen sich auf mehr als 1000 fl. im Gesammtbetrage von 2,180.385 fl. versichern ließen.

Hieraus ergibt sich, daß die Mehrzahl der Versicherungswerber Verträge zu 1000 fl. abschlossen, den Grundstock unserer Versicherungen bildet nun schon nicht mehr das Geschäft von 1000 fl. und darunter, sondern von 1000 fl. bis 2000 fl. Und dies mag eine gewisse Beruhigung bieten; denn in der richtigen Vertheilung der Risken liegt die Bürgschaft, daß nicht allzu große Schwankungen in dem Fälligwerden der versicherten Beträge eintreten. Jede Versicherungsgesellschaft soll daher trachten, daß sie in Bezug auf das Maximum, mit welchem sie eine Person in Versicherung nimmt, die Grenze nur successive und in mäßiger Weise unter Berücksichtigung des Grundstockes erweitere, wie es eben beim Beamtenvereine bisher der Fall war. Bei denjenigen Gesellschaften, welche diese Vorsicht außer Acht lassen, ist die Gefahr vorhanden, daß in einem Jahre viele hoch Versicherte sterben, wodurch der Anstalt eventuell Verlegenheiten bereitet werden können.

Die in effectiver Valuta beim Vereine abgeschlossenen Versicherungen stellten sich Ende 1886 auf:

16 Verträge über 83.300 Mark Capital,
49 „ „ 148.500 Francs Capital und
1 Vertrag „ 108 „ Rente.

Bezüglich der Rückversicherungen erinnern wir an die im letzten chronologischen Berichte gebrachte Mittheilung, daß die wechselseitigen Versicherungsgesellschaften Oesterreich-Ungarns einen Verein — den sogenannten Theilungsverein — gegründet haben, der den Zweck hat, diejenigen Versicherungen seiner

Mitglieder, welche den bei jeder Gesellschaft zulässigen Höchstbetrag übersteigen, zur gemeinsamen Rückversicherung zu übernehmen. Es wird hiebei nicht die Bruttoprämie, sondern die dem Risicocapitale entsprechende steigende Nettoprämie in Rechnung gestellt, wodurch bewirkt wird, daß die Prämienreserve bei der die Rückversicherung gebenden Gesellschaft bleibt, so daß die letztere jederzeit in der Lage ist, die Rückversicherung zurückzuziehen. Der erzielte Reinertrag wird unter die Compaciscenten vertheilt. Auf diese Weise haben die wechselseitigen Gesellschaften unleugbar sich eine größere Actionsfähigkeit bei vollkommen rationellem Rückversicherungsmodus gesichert. Die Statuten des Theilungsvereines wurden am 1. Juni 1886 genehmigt, und begann der Verein seine Wirksamkeit am 20. Juni 1886.

Ende 1886 standen an Rückversicherungen beim Beamtenvereine
250 Verträge über . . . . . 533.013 fl. Capital,
(wovon 4 Verträge über 38.461 fl. an den Theilungsverein abgegeben waren) und
27 Verträge über . . . . . 4.552 fl. Rente
in Kraft.

In Bezug auf die Kriegsversicherung erlauben wir uns folgende Bemerkungen.

Der letzte chronologische Bericht enthielt schon die Mittheilung, daß die Frage der Kriegsversicherung mit Rücksicht auf das am 6. Juni 1886 erschienene Landsturmgesetz, welches ja die Wehrkraft des Volkes weit über ihre bisherige Grenze ausdehnt, einen Gegenstand ernsten Studiums von Seite der Lebensversicherungs-Anstalten zu bilden berufen sein wird.

Am 28. Juni 1886 fand auch schon zu diesem Behufe über Einladung der drei Herren: des Generaldirectors Colditz (Donau), des Directors Dr. Koziol (Anker) und des Generalsecretärs Mazal (Beamtenverein) eine Conferenz der Delegirten von 12 österreichisch-ungarischen Lebensversicherungs-Gesellschaften statt, in welcher folgende Resolutionen einstimmig gefaßt wurden:

1. Das Landsturmgesetz involvirt eine erhebliche Erhöhung der Haftpflicht der Gesellschaften; die Frage kann nicht vom Opportunitätsstandpunkte des Geschäftes betrachtet werden, sondern berührt die versicherungstechnische Grundlage der Lebensversicherung, und zwar dies um so mehr, als schon hinsichtlich der Zulänglichkeit der bestehenden Sterblichkeitstafeln die Gesellschaften auf die Ausgleichung der durch die älteren Risken bedingten Uebersterblichkeit durch das günstigere Verhältniß bei den jüngeren Risken angewiesen seien.

2. Die ganze Frage des Kriegsrisico ist einheitlich zu behandeln.

Leider blieb die Durchführung der letzteren Resolution ein frommer Wunsch, es kam zu keiner Einigung unter den Versicherungsanstalten und sohin mußte jede Gesellschaft ihren eigenen Weg gehen.

Für die Centralleitung des Beamtenvereines war insbesondere die Frage zu erwägen, ob der §. 73 ihrer Statuten auch den geänderten Verhältnissen entspreche, das heißt inwieferne derselbe auf die Landsturmpflichtigen Anwendung finden könne und wie hoch die Kriegsprämie für dieselben zu bemessen sei.

Die Lösung der Frage der Kriegsversicherung ist, wie die „Beamten-Zeitung" schreibt, nach vielen Seiten hin eine sehr schwierige. Bei der Prämienbemessung

kommen nämlich die Anzahl der an der Kriegsgefahr betheiligten Versicherten, die Wahrscheinlichkeit, nach wie viel Jahren je ein Krieg geführt wird, und die Sterbenswahrscheinlichkeit infolge des Krieges in Betracht, also Momente, für die man gegenwärtig noch keinen genauen ziffermäßigen Ausdruck gefunden hat, und welche bei dem heutigen Aufgebote an Menschenmateriale und bei der mörderischen Wirkung der durch alle Künste der Mechanik vervollkommneten Schußwaffen kaum berechenbar sind. Bei dieser Unsicherheit der Grundlagen für die Prämienbemessung kann also einerseits zur Sicherung des Institutes, das die Kriegsgefahr übernimmt, und andererseits im Interesse der Versicherten, welchen für die Uebernahme des Kriegsrisico keine übermäßig hohe Prämie berechnet werden soll, nur dahin gestrebt werden, zu verhindern, daß Leistung und Gegenleistung in einem allzu grellen Mißverhältnisse stehen, und daß die Fehlergrenze, innerhalb welcher sich das Maximum der für die übernommene Gefahr zu zahlenden Prämien und der nach den bisherigen Erfahrungen und den gegenwärtigen Verhältnissen als wahrscheinlich anzunehmenden Auszahlungen infolge der Uebernahme des Kriegsrisico bewegen soll, weder zu Gunsten noch zu Lasten des einen Theiles weit überschritten werde, wobei von der Erzielung eines Gewinnes aus diesem Geschäfte gänzlich abgesehen wird. Dieses Princip leitete auch die Centralleitung des Beamtenvereines bei Aufstellung der neuen Bestimmungen über die Kriegsversicherung. Nebstdem mußte auch darauf Rücksicht genommen werden, daß die Aenderung des §. 73 bereits erworbene Rechte nicht tangire, und daß ein Modus geschaffen werde, bei welchem es möglich ist, im Falle neuerlich nothwendig werdender Abänderung der Kriegsversicherungs-Bestimmungen nicht den schwerfälligen Weg einer Statutenänderung betreten zu müssen.

Die bezüglichen Verhandlungen wurden jedoch erst in den ersten Monaten des laufenden Jahres abgeschlossen, daher sie erst in dem chronologischen Berichte über das Vereinsjahr 1887 mitgetheilt werden und ihre volle Würdigung finden können, wenn gleich die geehrten Leser das Resultat in Bezug auf die Abänderung des §. 73 der Vereinsstatuten aus den unten über die 22. Generalversammlung beigefügten Mittheilungen schon jetzt zu entnehmen in der Lage sind.

Zurückkehrend zu den Ziffern des Jahres 1886, so standen am Ende desselben 1581 Polizzen mit 1,386.950 fl. Capital und 6500 fl. Ueberlebensrente für die Kriegsgefahr in Kraft.

Zur Bestreitung der Verwaltungsauslagen des Vereines wurden im Jahre 1886 von der Versicherungsabtheilung verwendet brutto 303.790 fl. 18 kr., wovon

a) an Abschlußprovision . . .	55.321 fl. 71 kr.	und
b) an Incassoprovision	56.248 „ 31	„
c) an Aerzte-Honorar	17.105 „ 79	„
zusammen .	128.675 fl. 81 kr.	

verausgabt wurden.

Nach Abzug der Rückempfänge für Regie per . . . 45.975 „ 16 „

resultirt ein Netto-Verwaltungsaufwand per . . . . . 257.815 fl. 02 kr.
das ist 16·72 Procent der Jahresprämieneinnahme gegen
17·04 Procent im Jahre 1885.

Vergleicht man (wie stets in den letzteren Berichten) die Regiekosten eines früheren Jahres, z. B. des Jahres 1871 mit jenen des Jahres 1886, so ergibt sich hieraus wieder eine Verminderung der Regiekostenprocente.

Es betrugen nämlich:

a) die Personalkosten, berechnet nach der Prämieneinnahme: im Jahre 1871 8·51 Procent, im Jahre 1886 nur 6·90 Procent;
b) die Personalkosten, berechnet nach der Gesammteinnahme: im Jahre 1871 7·66 Procent, im Jahre 1886 nur 5·41 Procent;
c) die gesammten Verwaltungskosten, einschließlich der Abschluß- und Incassoprovision, sowie der ärztlichen Honorare, berechnet nach der Gesammteinnahme: im Jahre 1871 21·05 Procent, im Jahre 1886 nur 15·46 Procent.

Die Prämieneinnahme betrug im Jahre 1886 . 1,558.672 fl. 35 kr.
Hievon wurden an die rückdeckenden Gesellschaften abgegeben 17.191 „ 02 „
so daß für Rechnung der eigenen Versicherungen des Vereines . . . . . 1,541.481 fl. 33 kr.
eingingen.

Im Jahre 1885 betrug die Einnahme . . . . . 1,431.481 „ 58 „
daher die Prämieneinnahme eine Steigerung erfuhr um . . 109.999 fl. 75 kr.

Das Incasso war im Jahre 1886 ebenso exact, wie in den Vorjahren, da von der Gesammtsumme per 1,558.672 fl. 35 kr. nur 48.911 fl. 10 kr. oder 3·14 Procent mit Ende 1886 unverrechnet waren.

Die Prämienreserve betrug mit Ende des Jahres 1886 . . . . . 7,539.838 fl. — kr.
wovon auf die rückversicherten Beträge eine Reserve von . 126.651 „ — „
entfällt, daher die Prämienreserve zu Lasten des Vereines sich mit . . . . . 7,413.187 fl. — kr.
beziffert.

Ende 1885 betrug die Reserve . . . . . 6,738.755 „ — „
daher eine Zunahme von . . . . . 674.432 fl. — kr.
zu constatiren ist.

Der Durchschnitt der Anfangs- und Endreserve, die sogenannte mittlere Jahresreserve (inclusive des mittleren Jahresbetrages der Kriegsfallreserve) stellt sich auf den Betrag von 7,131.333 fl. 81 kr. und dieser kann nach dem Geschäftsberichte des Verwaltungsrathes als derjenige angesehen werden, welcher die in den Büchern des Vereines als Netto-Zinsenerträgniß der Capitalsanlagen der Lebensversicherungs-Abtheilung ausgewiesenen 366.884 fl. 32 kr. abgeworfen hat, was einer Verzinsung von 5·14 Procent pro anno entspricht.

Der Gebarungsüberschuß der Lebensversicherungs-Abtheilung pro 1886 beträgt . . . . . 103.991 fl. 75 kr.
und besteht aus:

a) dem bei Einlösung von gezogenen Werthpapieren realisirten Cursgewinne von . . . . . 36 „ 72 „

Fürtrag . 36 fl. 72 kr.

	Uebertrag .	36 fl. 72 kr.
b)	dem Mehrwerthe der mit Schluß des Jahres 1885 im Vereinsbesitze verbliebenen Werthpapiere von . .	23.344 „ 94 „
	und	
c)	dem Betriebsergebnisse der Lebensversicherung selbst per	80.610 „ 09 „
	macht obige .	103.991 fl. 75 kr.
	Hievon hat die Vereinsleitung einen Theilbetrag von .	70.000 „ — „
	zur weiteren Erhöhung der Reserve für Capitalsanlagen von 430.000 fl auf 500.000 fl. verwendet, so daß noch . . . erübrigten, worüber am 30. April d. J. von der Generalversammlung die an einer andern Stelle mitgetheilten Beschlüsse gefaßt wurden.	33.991 fl. 75 kr.

Hinsichtlich der Anlage der Capitalien der Lebensversicherungs-Abtheilung weiset die von der letzten Generalversammlung genehmigte Bilanz pro 1886 aus, daß das Vermögen der vorerwähnten Abtheilung in folgenden Werthen seine Bedeckung fand, und zwar:

a)	in Realitäten im Gesammtwerthe von		1,204.561 fl. 83 kr.
b)	in Darlehen, und zwar:		
aa)	an die Spar- und Vorschußconsortien des Beamtenvereines per	572.102 fl. 44 kr.	
bb)	auf eigene Polizzen per .	843.596 „ 50 „	
cc)	auf Dienstescautionen per	408.466 „ 18 „	
dd)	auf Werthpapiere per . .	15.496 „ 24 „	
ee)	auf Hypotheken per .	2,663.641 „ 17 „	4,503.302 „ 53 „
c)	in Effecten (und zwar größtentheils in Prioritäten, Grundentlastungsobligationen, Rente und Schuldverschreibungen der k. k. Staatsbahnen) zum Cursswerthe des 31. December 1886 per		2,414.115 „ 97 „
	welche Beträge zusammen .		8,121.980 fl. 33 kr.

ergeben.

Aus dem Titel der Erfüllung vertragsmäßiger Verpflichtungen wurden für im Jahre 1886 fällig gewordene Versicherungen vom Vereine, und zwar:

a)	für Todfallscapitalien	585.874 fl. 99 kr.
b)	„ Jahresrenten	17.664 „ 98 „
c)	„ Aussteuercapitalien	187.260 „ — „
	und	
d)	„ rückerstattete Prämien infolge Ablebens von auf Aussteuerbeträge versicherten Personen	6.580 „ 18 „
	somit zusammen .	797.380 fl. 15 kr.
	und seit dem Beginne der Vereinsthätigkeit	6,444.787 fl. — kr.

ausbezahlt.

Für die Erfüllung der dem Vereine aus dem Betriebe des Lebensversicherungs-Geschäftes obliegenden Verpflichtungen haften außer den künftig eingehenden Prämien:

a) die rechnungsmäßige Prämienreserve per . . . . 7,413.187 fl. — kr.
b) die Reserve für Capitalsanlagen einschließlich des Realitäten-Amortisationsfondes und des Gewährleistungsfondes für Cautionsdarlehen per . . . . 570.323 „ 02 „ und
c) die außerordentliche Reserve im allgemeinen Fonde per 145.272 „ 07 „

Bezüglich der letzteren Reserve ist zu erwähnen, daß jährlich aus dem Gebarungsüberschusse nach Beschluß der Generalversammlung ein aliquoter Betrag diesem außerordentlichen Sicherheitsfonde zugewiesen wird, welcher den im §§. 44 der Vereinsstatuten bestimmten Zwecken zu dienen berufen ist. In seinem Capitalbestande darf er nur zu Gunsten der Lebensversicherungs-Abtheilung angegriffen werden und bildet daher diese Reserve den „eisernen" Fond für Fälle außerordentlichen Bedarfes.

Was speciell die Cautionsdarlehen betrifft, so wurden zu Dienstcautionen bis Ende 1886 an 2291 Beamte 990.960 fl. dargeliehen, darunter im Jahre 1886 allein 89.630 fl. Mit Ende des Berichtjahres haftete der Darlehensbetrag von 408.466 fl. aus und betrug der für eventuelle Verluste aus diesem Geschäfte angesammelte Gewährleistungsfond 29.580 fl. 25 kr.

Das Sterblichkeitsverhältniß war unter den Versicherten des Vereines im Berichtjahre ein sehr günstiges und erreichte die Sterblichkeit ungeachtet der im Jahre 1886 gegen 1885 erhöhten Auszahlungssumme bei weitem nicht die Grenzen der mathematischen Sterbenswahrscheinlichkeit.

Es war nämlich nach der den Tarifberechnungen zu Grunde liegenden Sterbenswahrscheinlichkeit bei den Versicherungen des Tarifes I. zu erwarten die Auszahlung einer Summe von . . . . . 709.731 fl. — kr.
wogegen thatsächlich infolge Ablebens außer Kraft getreten sind Versicherungen im Betrage per . . . . . 599.800 fl. — kr.

Hievon sind abzurechnen:

a) für 3 Selbstmorde innerhalb fünfjähriger Versicherungsdauer 3000 fl., respective nach Vergütung des Reservewerthes . 2.900 fl. 02 kr.
b) für Reducirungen wegen unrichtiger Altersangabe bei 16 Versicherungen 171 „ 99 „
c) für Rückempfänge von den rückdeckenden Gesellschaften 10.853 „ — „

13.925 „ 01 „

Fürtrag . 709.731 fl. — kr.

Uebertrag .	709.731 fl.	— kr.
so daß an Todfallszahlungen factisch zu leisten waren . .	585.874 „	99 „
daher sich zu Gunsten des Vereines eine Differenz von . .	123.856 „	01 kr.

herausstellt.

Es dürfte gewiß nicht ohne Interesse für unsere geehrten Leser sein, wenn wir ihnen mittheilen, daß unter den im Jahre 1886 verstorbenen Versicherten des Vereines auch dessen erster Versicherter sich befindet. Am 6. März 1886 starb nämlich zu Prag im 87. Lebensjahre Herr Ferdinand Mühlstein, jubilirter k. k. Kreisgerichtspräsident, Besitzer der Lebensversicherungspolizze Nr. 1 des Beamtenvereines vom August 1865. Der Verstorbene war das Muster eines tüchtigen, kenntnißreichen und eifrigen Beamten; in seinem Nachlasse befanden sich, wie die Beamtenzeitung schreibt, nicht weniger als 43 Belobungs- und Anerkennungsdecrete hoher und höchster Behörden über vielseitige mit außerordentlicher Umsicht, Energie, gepaart mit Rechtlichkeit und Humanität, geleistete Dienste und über seine seltene Gesetzeskenntniß, wobei auch eine von ihm ins Leben gerufene Klöppelschule in Joachimsthal und eine Kleinkinderbewahranstalt in Eger erwähnt werden. Als bezeichnend für die außerordentlich emsige Amtsthätigkeit des Verstorbenen sei hervorgehoben, daß derselbe von den bei dem k. k. Kreisgerichte in Böhmisch-Leipa vom 2. Mai 1855 bis Ende December 1865 vorgekommenen 1359 Straffällen bei 1251 Fällen die Verhandlungen persönlich geleitet hat. Mühlstein war Ehrenbürger von Böhmisch-Leipa und mehreren anderen Städten, er war Gründer und erster Obmann des Localausschusses in Böhmisch-Leipa, wirkte höchst eifrig für die Verbreitung des Beamtenvereines und seiner Versicherungsabtheilung und wurde (wie den geehrten Lesern der Dioskuren schon mitgetheilt wurde) für seine diesfälligen Verdienste zum Ehrenmitgliede des Beamtenvereines ernannt.

An Selbstmordfällen sind im Jahre 1886 unter den beim Vereine Versicherten 19 Fälle eingetreten, womit eine Versicherungssumme von 30.350 fl. in Abfall gekommen ist; hievon wurden 27.350 fl. zur Auszahlung gebracht, da die betreffenden Versicherungen eine Bestanddauer von mehr als 5 Jahren hatten, wogegen für die übrigen 3000 fl. nur der Reservewerth vergütet wurde.

Auf dem Gebiete der Krankengeldversicherung ist zu constatiren, daß Ende 1886 in Kraft standen 146 Verträge über ein versichertes wöchentliches Krankengeld per 1186 fl. mit einer jährlichen Prämieneinnahme von 1931 fl. 21 kr., daß im Jahre 1886 an Krankengeldern der Betrag von 1602 fl. 36 kr. ausbezahlt wurde, und der Reservefond dieser Abtheilung 8350 fl. 40 kr. beträgt.

Die in Bezug auf die Versicherung von Invaliditätspensionen von der Vereinsleitung im Jahre 1886 fortgesetzten Bemühungen, die Kreise jener Angestellten, welchen eine Versorgung für den Fall der Erwerbsunfähigkeit nicht gewährleistet ist, mit dem Wesen dieser Versicherungsart vertraut zu machen, hatten allerdings nicht den gewünschten Erfolg. Allein es liegen doch erfreuliche Anzeichen dafür vor, daß der regeren Betheiligung an der vorerwähnten Vereinsabtheilung die Wege geebnet sind. Als wichtigstes Moment, welches zu dieser Annahme berechtigt, hebt der Bericht der Vereinsverwaltung pro 1886 hervor, daß, wie die bei Besprechung der allgemeinen Angelegenheiten erwähnte Privatbeamten-Localgruppe des Vereines constatirt, die Privatbeamten selbst nun dieser, für

sie so hochwichtigen Angelegenheit näher getreten sind. Mögen sich die Hoffnungen der Vereinsleitung im Interesse der Privatbeamten erfüllen!

Mit Ende des Jahres 1886 waren 109 Versicherungen in Kraft, von denen zwei mit einer Jahrespension von 435 fl. 20 kr. flüssig geworden sind.

Zur Bildung neuer Pensionen wurden im Berichtjahre 3858 fl. 21 kr. eingezahlt; der gesammte Anspruch auf Invaliditätspensionen beziffert sich mit 14.835 fl. 36 kr.; der Werth dieser Verbindlichkeit stellt sich auf 34.963 fl. und das vorhandene Vermögen repräsentirt die Summe von 37.454 fl.

Wir glauben hinsichtlich der geschäftlichen Erfolge des Vereines auf dem Gebiete der Lebensversicherung, gleichwie im Vorjahre, zu der Hoffnung berechtigt sein zu dürfen, daß die geehrten Leser das ehrliche Bestreben der Vereinsleitung, all ihre Kräfte für das Gedeihen der Lebensversicherungsabtheilung des Vereines einzusetzen, anzuerkennen sich veranlaßt finden werden.

III. Spar- und Vorschußconsortien.

Auf dem Gebiete des geschäftlichen Gebarens der Spar- und Vorschußconsortien, ist im Jahre 1886 erfreulicherweise fast bei allen Positionen eine beträchtliche Erhöhung eingetreten.

Es vermehrten sich nämlich:

1. die Gesammtzahl der Consorten von 28.771 auf 29.801,
2. die Antheilseinlagen von . . . 5,935.978 fl. auf 6,533.419 fl.
3. die neu ertheilten Vorschüsse von 4,664.538 „ „ 4,775.490 „
4. die aushaftenden Vorschüsse von 7,619.053 „ „ 8,356.492 „
5. die nicht haftungspflichtigen Spareinlagen von . . . . . 645.696 „ „ 799.323 „
6. die Reservefonde von . . . . . 337.412 „ „ 361.670 „

Dagegen verminderte sich die Summe der aufgenommenen Darlehen von . . . . . 689.202 „ „ 672.567 „

In Bezug auf die Mitglieder- (Theilhaber- oder Consorten-)Zahl entfällt durchschnittlich auf ein Mitglied:

a) von den Antheilseinlagen ein Betrag von . . . . . 219 fl.
b) „ „ Passivcapitalien „ „ „ . . . . . 49 „
c) „ „ Vorschüssen „ „ „ . . . . . 280 „
d) „ „ Reservefonden „ „ „ . . . . . 12 „
e) „ dem Reingewinne „ „ „ . . . . . 15 „
f) „ den Verlusten „ „ „ . . . . . 0·5 „

Vorstehende Ziffern, welchen wir noch beifügen, daß seit dem Bestehen der Consortien 214.729 Vorschüsse im Gesammtbetrage von 49,175.000 fl. ertheilt wurden, constatiren wieder einen anerkennenswerthen Fortschritt gegenüber den Ergebnissen der Vorjahre. Ebenso ist im Jahre 1886 eine successive Reduction des Zinsfußes für gewährte Vorschüsse bei einigen Consortien eingetreten, wie nachfolgende Zusammenstellung darthut.

Es wurden nämlich für ertheilte Vorschüsse bezahlt:

Im Jahre 1879:			Im Jahre 1885:			Im Jahre 1886:		
bei 5	Consortien	6%	bei 17	Consortien	6 %	bei 18	Consortien	6 %
„ 4	„	7%	„ 4	„	6½%	„ 6	„	6½%
„ 14	„	8%	„ 24	„	7 %	„ 22	„	7 %
„ 6	„	9%	„ 3	„	7½%	„ 3	„	7½%

Im Jahre 1879:		Im Jahre 1885:		Im Jahre 1886:	
bei 21 Consortien	10%	bei 31 Consortien	8 %	bei 29 Consortien	8 %
„ 20 „	12%	„ 1 Consortium	8½%	„ 1 Consortium	8½%
		„ 7 Consortien	9 %	„ 9 Consortien	9 %
		„ 6 „	10 %	„ 6 „	10 %
		„ 2 „	12 %	„ 1 Consortium	12 %

In diesen Zinssätzen sind jedoch die bei einzelnen Consortien üblichen Beiträge zum Regie-, beziehungsweise zum Reservefonde nicht inbegriffen. Dreißig Consortien hoben im Jahre 1886 solche Beiträge neben den Zinsen überhaupt nicht ein.

Die Differenz in der Gesammtzahl der bei dem Zinsfuße angeführten Consortien (95) gegenüber der factisch vorhandenen Zahl von 77 Consortien erklärt sich aus den bei einzelnen Consortien je nach der Deckungsmodalität der Vorschüsse eingeführten verschiedenen Zinsfüßen.

Zu Ende des vorigen Jahres wurde von der Centralleitung im Interesse der Vereinsconsortien, beziehungsweise jener Vereinsmitglieder, welche einem Spar- und Vorschußconsortium beitreten und sich über das Consortialwesen die wünschenswerthen Aufklärungen verschaffen wollen, eine kleine Schrift, „Die Spar- und Vorschußconsortien des Beamtenvereines", publicirt.

In dieser Schrift nun wird auch wieder die Zinsfußfrage, und zwar sehr eingehend erörtert, und haben auch einzelne Consortien einen Theil der bezüglichen sehr instructiven Ausführungen in ihren Geschäftsbericht pro 1886 aufgenommen und denselben aus dem Gebiete ihrer praktischen Erfahrungen sehr schätzenswerthe Bemerkungen beigefügt. Am ausführlichsten that dies, soweit uns bekannt ist, das Spar- und Vorschußconsortium Landstraße in Wien, und können wir es uns nicht versagen, die diesfälligen Stellen aus dem Rechenschaftsberichte dieses Consortiums für das abgelaufene Jahr hier zu reproduciren.

Der Vorstand des Consortiums Landstraße berichtet an seine Mitglieder bezüglich der Zinsfußfrage Folgendes:

„Im verflossenen Jahre erschienen in verschiedenen Zeitungen gegen die Consortien des Beamtenvereines mehrfache Angriffe, in welchen so irrthümliche Argumente zu Tage gefördert wurden, daß es unbedingt nothwendig erscheint, von berufener Seite darüber ein besonnenes Wort zur Aufklärung zu sprechen."

„Der Zinsfuß für Vorschüsse an Angestellte wird in ganz ungerechtfertigter Weise mit dem Procentsatze für Darlehen auf Realitäten und Werthpapiere verglichen. Den Zinsfuß für die von den Consortien ertheilten Vorschüsse bestimmen nach Ort- und Zeitverhältnissen (ohne jede Einflußnahme von Seite der Centralleitung des Beamtenvereines — heißt es in der oberwähnten Schrift) die Generalversammlungen der (autonomen) Consortien, also die Mitglieder der letzteren selbst. Deßhalb ist auch der Vorschußzinsfuß bei den verschiedenen Consortien ungleich, er ist im Allgemeinen höher, als jener Procentsatz, welcher bei den Sparcassen, den Bank- und Creditinstituten für die Escomptirung von Wechseln, Belehnung von Realitäten und Werthpapieren, somit beim Hypothekar- und Lombardcredit üblich ist. Dies liegt aber in der Natur der Sache. Der auf ein fixes, jedoch beschränktes Einkommen Angewiesene ist in der Regel kein Capitalist oder Geschäftsmann, er besitzt kein Waarenlager, keine Realitäten und keine Werthpapiere, kann also kein vollkommen sicheres Pfand anbieten, er genießt nur den sogenanten Personalcredit, das ist auf seinen

Gehalt. Weil aber der Gehalt eines Angestellten nicht nur in Bezug auf die Person, sondern auch in der Sache doch allerlei Störungen und Fährlichkeiten ausgesetzt ist, durch Reducirung, Quiescirung, Pensionirung, oder gänzliche Einstellung der Bezüge, so ergibt sich von selbst, daß der Personalcredit nicht unter allen Umständen verläßlich ist."

„Andererseits besteht das Betriebscapital der Consortien zum weitaus größten Theile aus den Antheilseinlagen der Mitglieder. Diese Einlagen können nicht wie bei den Sparcassen jederzeit herausgenommen, beziehungsweise nach Ablauf einer kurzen Kündigungsfrist zurückgezogen werden, sie sind vielmehr der gesetzlichen Haftpflicht unterworfen. Daraus folgt, daß sich die Mitglieder nur dann zur Bildung von Antheilseinlagen herbeilassen, wenn dieselben am Jahresschlusse eine größere Verzinsung (Dividende) erhalten, als sie durch Anlage ihres Geldes bei Sparcassen oder in Werthpapieren erzielen. Unter 6 bis 7 Procent wird die Dividende der Consortien für die Dauer kaum je herabgehen können".

„Wenn nun die Consorten selbst 6 bis 7 Procent erwarten, wenn — wie dies ja thatsächlich der Fall ist — die Consortien hohe Steuern und Gebühren zahlen, Verluste decken, den Reservefond dotiren und Regiekosten bestreiten müssen, und wenn dies Alles aus den einfließenden Vorschußzinsen bestritten werden muß, so leuchtet wohl von selbst ein, das der Vorschußzinsfuß gewöhnlich mehr als 6 bis 7 Procent betragen müsse, weil sonst die Consortien nicht bestehen könnten, und damit die hauptsächlichste Creditquelle der Beamten versiegen müßte".

„In Wien kommen derzeit noch pupillarisch sichergestellte erste Hausätze sammt der den Schuldner treffenden Einkommensteuer im Zinsfuße auf 5½ bis 6 Procent zu stehen. Dabei handelt es sich zumeist doch um größere, ja oft um sehr große Darlehen, mit deren Ertheilung gar kein anderes Risico, als jenes verbunden ist, daß das in einem solchen Geschäfte gebundene Geld durch eine längere Zeit einer etwa günstigeren Verwendung entzogen sein kann, womit keine Gefahr eines Verlustes, sondern nur Zinsengewinn und nur sehr geringe Verwaltungskosten verbunden sind. Die Personalcredite der Banken werden aber nur einem sorgfältig auserwählten Kreise von Kunden gegen mehrfaches und sehr gutes Giro auf kurze Frist von 3 bis 6 Monaten eingeräumt, während in diesem Termine die den Credit zur Zeit seiner Ertheilung rechtfertigenden Umstände kaum eine erhebliche Aenderung erfahren können. Man weiß in diesen Banken fast jedesmal, in welchem gewinnbringenden Unternehmen das gewährte Darlehen verwendet, und daß es nach Ablauf der Creditperiode zurückgeflossen sein wird".

„Ganz anders stellen sich die Verhältnisse bei den Vorschüssen der Consortien des Beamtenvereines".

„Die Darlehen auf den Personalcredit der Beamten beziffern sich in den meisten Fällen auf einige hundert, vielleicht auf einige tausend Gulden und werden gewöhnlich auf eine längere Reihe von Jahren, rückzahlbar in Monatsraten von wenigen Gulden, ertheilt. Die lange Rückzahlungsdauer erhöht in bedeutendem Maße die Verlustgefahr, weil sich die Güte sowohl des Debitors als auch der Bürgen für so lange Zeit hinaus mit Sicherheit nicht ermessen läßt und die große Zersplitterung der ratenweise rücklaufenden Valuta nothwendig eine hohe Regie mit sich führt. Und doch ist gerade die Vertheilung der Rückzahlung auf eine größere Zahl von Monaten für Beamtenverhältnisse eine unabweisbare Nothwendigkeit, weil sie allein die successive Raugirung eines Beamten möglich macht. Es kommen doch auch ungeachtet aller Vorsicht bei den ertheilten

Vorschüssen Verluste vor, und gerade deßhalb muß der Vorschußzinsfuß für etwaigen Schaden vorsorgen. Unter solchen Verhältnissen erscheint also ein Vorschußzinsfuß von 8 oder 9 Procent nur als ein mäßiger, ja dieser Zinsfuß ist eine Wohlthat gegenüber den Forderungen, welche private Geldverleiher an die Beamten stellen. Unsere Genossenschaft war wiederholt in der Lage, Consorten aus Wucherhänden zu befreien, welche 3, ja 5 Procent, in zwei Fällen sogar 12 Procent per mese angerechnet hatten. Und dennoch wird von manchen Uneingeweihten den Consortien bei einem Vorschußzinsfuße von 8 oder 9 Procent pro anno, dieses Procentsatzes wegen, der Titel „Wucherinstitute" entgegengeschleudert. Nach den gesetzlichen Bestimmungen treibt derjenige Wucher, welcher die Nothlage eines Anderen dazu benützt, um ihn zu ruiniren und sich selbst zu bereichern."

„Auf wirthschaftlichem Gebiete entscheidet die Logik der Thatsachen. So lange der allgemeine Zinsfuß für allerbeste Capitalsanlagen in der jetzigen Höhe bleibt, werden auch die Consortien von ihrem heutigen Zinsfuße nicht nachlassen können. So lange den Consortien kein billigeres Geld zur Verfügung steht, so lange wird ihr Vorschußzinsfuß seine jetzige Ziffer behaupten."

„Aus dem Umstande, daß die Beamten doch nur wieder bei den Consortien Credit suchen und finden, folgt klar, daß sonst Niemand dem Angestellten das Geld unter günstigeren Bedingungen borgt. Nicht im Zinsfuße, sondern in den bequemen und niederen Rückzahlungsraten liegt der Vortheil; denn nur derjenige Credit kann ein wirklich rationeller genannt werden, welcher dem Schuldner unter solchen Bedingungen gewährt wird, daß die Rückzahlungsfristen mit der Art der Wiederherstellung des Capitales im richtigen Verhältnisse stehen. Die Organisation eines solchen Credites muß dann diesen Bedürfnissen angepaßt, und darf nicht, wie es heute versucht wird, umgekehrt verlangt werden, daß der Personalcredit dem bestehenden Creditsysteme der Banken und Sparcassen untergeordnet werde."

„Bei den Consortien zahlt der Schuldner den angesetzten Zinsfuß gar nie von dem ganzen Capitale, sondern nur immer von dem allmonatlich sich vermindernden Schuldreste. Nach der gewöhnlichen Interessenberechnung würde man versucht sein, zu glauben, daß ein Consorte für entlehnte 120 fl. bei einem Zinsfuß von 10 Procent jährlich 12 fl. Zinsen zu zahlen hätte. Dem ist jedoch nicht so. Die Consortien gestatten oder stellen die Bedingung, das Capital in Monatsraten zurückzuzahlen. Wäre in diesem Falle eine Capitalsabstattung monatlicher 10 fl. vereinbart, so erscheint die Schuld von 120 fl. nach einem Jahre getilgt und der Consorte entrichtet hiefür nicht 12 fl., sondern nur 6 fl. 46 kr. Zinsen. Der Schuldner hat also nur die Hälfte der vermeintlich hohen Zinsen bezahlt und das Consortium von demselben auch nicht mehr gefordert. Es können die Schuldsummen größer, der Zinsfuß niedriger oder höher, die Rückzahlungsraten andere sein, das Endergebniß bleibt immer dasselbe. Die Polizze und der Geschäftsantheil bleiben nach Begleichung des Darlehens Eigenthum des Versicherten, weshalb die Einrechnung der Prämien in den Zinsfuß nur einer absichtlichen Entstellung gleicht."

„Den Vorwurf der Wucherinstitute müssen die Beamtenvereins-Consortien mit Entschiedenheit zurückweisen."

Die in vorstehenden, sehr sachgemäßen Expositionen enthaltene Bemerkung, daß die Consortien hohe Steuern und Gebühren zahlen, illustriren wir durch die Mittheilung, daß von den österreichischen Consortien während der Jahre 1873

bis 1886 an Steuern 328.289 fl. 79 kr. und an Gebühren 18.625 fl. 26 kr. bezahlt wurden, und entheben uns diese Ziffern wohl jedes weiteren Wortes.

Hinsichtlich der von der Centralleitung an die Consortien ertheilten Darlehen aus den Geldern der Lebensversicherungsabtheilung sind folgende Daten zu verzeichnen:

Am 1. Jänner 1886 betrug der Darlehensstand .	591.333 fl. 8 kr.
Im Jahre 1886 wurden Darlehen per	492.696 „ 9 „
ertheilt, was die Summe von	1,084.029 fl. 17 kr.
ergibt.	
Im Jahre 1886 wurden	511.926 fl. 73 kr.
rückbezahlt, so daß sich am 31. December 1886 ein Dar=	
lehensstand per	572.102 fl. 44 kr.
herausstellt.	

Seit dem Bestande des Vereines, beziehungsweise der Consortien, wurden an letztere von der Lebensversicherungsabtheilung Darlehen im Gesammtbetrage von 4,347.128 fl. 9 kr. ertheilt.

Gekündigte Antheilseinlagen wurden im Jahre 1886 in 45 Fällen mit 7551 fl. 84 kr., im Ganzen seit dem Jahre 1876 in 542 Fällen mit 88.611 fl. 80 kr. belehnt.

Der Consortialdelegirten=Ausschuß hielt im Jahre 1886, gleich dem Vorjahre, nur Eine Sitzung, nämlich am 20. März 1886 und beschäftigte sich größtentheils mit den Vorlagen an den Consortialtag.

Am 29. April 1886 fand der vierzehnte Consortialtag unter dem Vorsitze des k. k. Ministerialrathes und Centralgewerbeinspectors Herrn Dr. Franz Migerka statt, und lagen demselben folgende Angelegenheiten zur Erledigung vor:

1. Mittheilung der vom Verwaltungsrathe am 23. Februar 1886 beschlossenen, mit 1. Juli 1886 ins Leben tretenden Herabsetzung des Zinsfußes für Darlehen an die Consortien aus dem Fonde der Lebensversicherungsabtheilung.

Der Verwaltungsrath gestand eine Ermäßigung der bisherigen 6 Procent, von welchen der Verein die gesetzmäßige Einkommensteuer sammt Zuschlägen zu entrichten hatte, in der Weise zu, daß die Consortien ab 1. Juli 1886 nur 5 Procent Zinsen, jedoch auch die auf dieselben entfallende Einkommensteuer sammt Zuschlägen zu leisten haben.

Ueber Antrag des Directionspräses des Pester Consortiums, Herrn Alfred v. Kanovics, wurde jedoch beschlossen:

„Die Vereinsleitung sei neuerdings anzugehen, den Zinsfuß für Consortien aus den Lebensversicherungsreserven zu ertheilende Darlehen auf 5½ Procent herabzusetzen und die Giltigkeit dieser Herabsetzung vom 1. Jänner 1886 an zu bestimmen.“ Dabei hätte wieder der Verein die Einkommensteuer zu tragen; da dieselbe jetzt 13 Procent beträgt, so würde der Verein von den erwähnten Darlehen nur 4·78 Procent Zinsen genießen, und wir verweisen auf unsere hierauf bezüglichen Ausführungen im letzten chronologischen Berichte, welche darlegten, daß es mit Rücksicht auf die den Prämien und der Prämienreserve des Vereines zu Grunde liegende fünfprocentige Verzinsung eine Hauptsorge der Vereinsverwaltung sein muß, im Durchschnitte eine

reine Verzinsung der Capitalsanlagen von mindestens fünf Procent pro anno zu erzielen.

2. Ueber die Frage der Dividendenauszahlung vor abgehaltener Consortial-(General-)Versammlung wurde über Antrag des Herrn Referenten Dr. Steindler die Resolution gefaßt:

„Der Consortialtag erklärt, es sei unstatthaft, dass eine Dividende, wenn auch nur theilweise, vor der Feststellung durch die Generalversammlung zur Vertheilung gelange."

3. Ueber Antrag des Herrn Alfred von Kanovics wurde beschlossen:

a) Die Verhandlungen der Consortialtage sind, wie bisher, in Druck zu legen, und an die Consortien im Verhältnisse zu ihrer Mitgliederzahl in entsprechender Menge unentgeltlich hinauszugeben.
b) Die Anzahl der Mitglieder des Consortialdelegirten-Ausschusses ist von 12 auf mindestens 21 zu erhöhen.
c) Die Wahl in den Consortialdelegirten-Ausschuß hat von nun an auf Consortien und nicht auf Individuen zu lauten und seien die §§. 108 und 114 der Bestimmungen über den Consortialverband entsprechend abzuändern.

4. Schließlich wurde das Ersuchen an die Consortien gestellt, dieselben mögen nicht zugeben, daß der innige Contact, welcher zwischen den Consortien und der Versicherungsabtheilung des Vereines besteht, irgendwie gelockert werde.

Zu Mitglieder des Delegirtenausschusses wurden nachbenannte Herren aus den beigefügten Consortien gewählt, und zwar:

Wilhelm Beck (Preßburger Consortium),
Dr. Ludwig Edler v. Geiter (1. Wiener Consortium),
Dr. Haubner (Prager Consortium),
Alfred v. Kanovics (Pester Consortium),
J. Kurz (Wiener Vororte-Lehrer-Consortium),
Franz Kopetzky (Wien, Consortium Landstraße),
Theodor Leibenfrost (Wien, Consortium „Gegenseitigkeit"),
Franz Richter (Consortium Krems),
Ferdinand Edler v. Rueber (Wien, Consortium für Bankbeamte),
Dr. Leopold Steindler (Wien, Consortium „Union"),
Alexander Schramm (Wien, Consortium Alsergrund),
Franz Zeidler (Consortium Graz).

Zum Obmanne des Ausschusses wurde vom Verwaltungsrathe Herr Dr. Franz Migerka, zu dessen Stellvertreter Herr Dr. Dominik Kolbe gewählt.

In das ständige Comité wurden vom Delegirtenausschusse die Herren: Dr. Ludwig Edler v. Geiter, Franz Richter, Ferdinand Edler v. Rueber und Dr. Leopold Steindler gewählt.

Endlich wurde vom Consortialdelegirten-Ausschusse die Wahl eines engeren, aus drei Mitgliedern bestehenden Comités vorgenommen, welches die Revision der Musterstatuten für die österreichischen und ungarischen Consortien, so wie des neu aufzulegenden Consortialhandbuches vornehmen und hierüber an den Ausschuß berichten soll. In dieses Comité wurden mit dem Rechte einer allfälligen Cooption berufen die Herren:

Alfred v. Kanovics, Ferdinand Edler v. Rueber und Dr. Leopold Steindler.

Auf dem Gebiete von Personalien in der Consortialabtheilung müssen wir auch heuer zu unserem innigen Bedauern eines dahingeschiedenen Consortialobmannes gedenken. Es starb nämlich im Jahre 1886 der k. k. Landesgerichtsrath, Herr Bernard Eifler, welcher durch lange Jahre Obmann des Consortialvorstandes in Leitmeritz war und sich als solcher große Verdienste erworben hatte.

Bezüglich des Verkehres der Consortien mit der Centralleitung des Vereines im Jahre 1886 kann der Chronist mit Vergnügen die im letzten Berichte gemachte Mittheilung, daß derselbe sich im Berichtsjahre in derselben angenehmen und für beide Theile ersprießlichen Weise wie in den Vorjahren bewegte, wiederholen.

Die Zahl der Ende 1886 bestandenen Spar- und Vorschuß-Consortien beträgt, wie Ende 1885, 77 und vertheilen sich diese Consortien folgendermaßen:

1. Auf die im Reichsrathe vertretenen Länder mit 53, wovon

auf Wien und Umgebung	14
„ das flache Land von Niederösterreich	4
„ Oberösterreich	1
„ Salzburg	1
„ Tirol	1
„ Vorarlberg	1
„ das Küstenland	1
„ Dalmatien	1
„ Kärnten	1
„ Krain	1
„ Steiermark	2
„ die Bukowina	1
„ Galizien	3
„ Schlesien	4
„ Mähren	7
„ Böhmen	10

entfallen.

2. Auf die Länder der ungarischen Krone mit 24, wovon auf Ungarn und Siebenbürgen (darunter auf Budapest 3) 20
auf Croatien und Slavonien 4
entfallen.

Im Jahre 1886 haben die Spar- und Vorschußconsortien in Neunkirchen, Reichenberg, Stuhlweißenburg und Teplitz das erste Decennium ihrer geschäftlichen Thätigkeit vollendet. (Das Consortium in Teplitz bestand zwar schon im Jahre 1872, löste sich jedoch 1874 auf und constituirte sich neu im Jahre 1877).

Am 30. April 1887 fand im großen Saale der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien die zweiundzwanzigste ordentliche Generalversammlung des Vereines, unter dem Vorsitze des neugewählten Präsidenten des Verwaltungsrathes, Herrn Johann Freiherrn Falke v. Lilienstein, Sectionschefs

im k. und k. Ministerium des Aeußern statt. Es waren 304 Vereinsmitglieder, welche 1709 Stimmen repräsentirten, anwesend.

Der Vorsitzende hatte, nachdem er sich bei der Generalversammlung zunächst als vom Verwaltungsrathe neugewählten Präsidenten eingeführt hatte, die traurige Pflicht, seines für immer entschlummerten unvergeßlichen Vorgängers zu gedenken, und er entledigte sich dieser pietätvollen Aufgabe in so inniger, so rührender Weise, daß wir glauben, seine diesfällige Ansprache unseren geehrten Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. Herr Baron Falke richtete an die Versammlung folgende Worte:

„Meine erste Aufgabe ist es nun heute, Ihnen den Scheidegruß meines in die Ewigkeit gegangenen Vorgängers und Freundes zu überbringen, den letzten Gruß unseres theueren, im Schoße der Erde schlummernden Präsidenten Fellmann, welchen er den Mitgliedern des Vereines in seinem Testamente entboten hat. An dieses Lebewohl knüpfte Fellmann seine letztwilligen Anordnungen und Verfügungen. Den Hauptgegenstand seines letzten Willens bildet die Bestimmung, daß der nach Abzug einiger Legate und Schenkungen, sowie gewisser Kosten, Steuern und Gebühren verbleibende Rest seiner Hinterlassenschaft dem allgemeinen Fonde des Beamtenvereines als Widmung zu den humanitären Aufgaben des Vereines zufallen soll. Diese Widmung, welche der unauslöschlichen Vereinstreue des Verewigten, seinem innigen Mitgefühl für die hilfsbedürftigen Standesgenossen und zugleich der Anerkennung der humanitären Zwecke und Bestrebungen des Vereines entstammt, und sein langjähriges ausgezeichnetes Wirken im Beamtenvereine, für dessen Gedeihen und für dessen Aufblühen Fellmann viele Jahre seines Lebens eingesetzt hat, die er in behaglicher Ruhe, frei von Sorgen und entrückt den Aufregungen des Geschäftslebens, zur Erholung und zum Genusse hätte verwenden können, geben dem Verstorbenen ein Anrecht, daß sein Name und seine Verdienste kommenden Geschlechtern ebenso in der Erinnerung bleiben wie uns, die wir seine ersprießliche Thätigkeit, seine herrlichen Charaktereigenschaften und sein hervorragendes Wissen mit eigenen Augen beobachten konnten. Zerfallen wird mit der Zeit die ins Grab gebettete Hülle des Dahingeschiedenen; zerbröckeln wird der Leichenstein, der uns seine Begräbnißstätte bezeichnet; an unserer Stelle werden längst andere Männer getreten sein, die sich des Glanzes, den der Beamtenverein ausstrahlt, erfreuen werden; denn alles Irdische ist vergänglich und wird durch die Macht der Zeit zerstört. Nur durch hervorragende Thaten kann der Mensch verhindern, daß sein Weilen auf dem Erdball ohne Spuren verschwindet. Das Andenken an unsern Präsidenten Fellmann wird aber erhalten bleiben immerdar! Denn sein Bild ist in unsere Herzen gezeichnet, seine Verdienste sind mit ehernen Lettern eingegraben in die Chronik des Beamtenvereines, seinen Namen hat er selbst verewigt durch die Stiftung, welche als Fellmann-Stiftung so lange bestehen wird, als der Beamtenverein!

„Es gibt wohl kein beredteres Zeugniß für die Beliebtheit unseres Präsidenten Fellmann, die der allseitigen Anerkennung seines Wirkens entsprossen ist, als die große Theilnahme, welche auf die Kunde von dem Ableben desselben Ausdruck erhielt. Insbesondere erhebend waren die Nachrufe, die bei den Jahresversammlungen der Mitgliedergruppen laut wurden. Der Verwaltungsrath sagt Ihnen Allen hiefür seinen besten, aufrichtigsten Dank, und erlaube ich mir, Sie, hochverehrte Herren, gleichzeitig einzuladen, die tiefe Trauer, die uns auch heute noch beherrscht, das treue Gedenken an unseren unvergeßlichen Präsidenten

v. Fellmann durch Erheben von Ihren Sitzen bekunden zu wollen." (Die Versammlung erhebt sich von den Sitzen.)

Ueber Antrag des Herrn Alfred v. Kanovics wurde ferner, und zwar unter Zeichen lebhaften Beifalles, beschlossen, in dem Protokolle der Generalversammlung das Andenken des hochverehrten Präsidenten Herrn Karl Friedrich Fellmann Ritter v. Norwill zu verewigen und dem tiefsten Schmerze der Generalversammlung über dessen Dahinscheiden Ausdruck zu geben.

Hierauf gab der Vorsitzende dem Bedauern des Verwaltungsrathes über das am 16. April 1886 plötzlich erfolgte Hinscheiden seines Mitgliedes, des Herrn J. M. Lachner, Bureauchefs der Südbahngesellschaft a. D., warmen Ausdruck und erhob sich die Versammlung zum Zeichen ihrer Theilnahme von den Sitzen.

Die Generalversammlung nahm, nachdem ihr der neue Vertreter der hohen Staatsverwaltung, der k. k. Statthaltereirath Herr Ferdinand Ritter v. Raimann vorgestellt, das Bureau constituirt und die Wahl den Scrutatoren vorgenommen war, und sie den Dank für alle dem Vereine im abgelaufenen Jahre zu Theil gewordenen hochherzigen Spenden und anderweitigen Unterstützungen ausgedrückt hatte, den Geschäftsbericht des Verwaltungsrathes, sowie die von ihm vorgelegten Rechnungsbeschlüsse für das Jahr 1886 zur genehmigenden Kenntniß und ertheilte über Antrag des Ueberwachungsausschusses dem Verwaltungsrathe für das Jahr 1886 das Absolutorium.

Der Gebarungsüberschuß der Lebensversicherungs-Abtheilung für das Vereinsjahr 1886 beläuft sich nach Vornahme der erforderlichen Abschreibungen auf . . . . . 103.991 fl. 75 kr.

Hievon hat der Verwaltungsrath zur Erhöhung der Reserve für Capitalsanlagen von 430.000 fl. auf 500.000 fl., wie schon bei Besprechung der Lebensversicherungs-Abtheilung bemerkt wurde, einen Theilbetrag von . . . . . 70.000 „ — „ zugewiesen, was von der Generalversammlung genehmigt wurde,

so daß sonach . . . . . 33.991 fl. 75 kr. verblieben.

Hievon wurden nach Beschluß der Generalversammlung:

a) 5000 fl. dem Unterrichtsfonde zur weiteren Erhöhung seines Capitales auf 107.589 fl.,
b) 3000 fl. behufs Erhöhung der Mittel zur Verleihung von Stipendien und Lehrmittelbeiträgen für das Schuljahr 1887/88,
c) 3000 fl. zur Vermehrung der Mittel für Unterstützungen pro 1887,
d) 5000 fl. zur weiteren Dotirung des Pensionsfondes der Vereinsbediensteten, und
e) der dann noch verbleibende Rest per 17.991 fl. 75 kr. dem außerordentlichen Sicherheitsfonde der Lebensversicherungsabtheilung im allgemeinen Fonde zugewiesen.

Sodann genehmigte die Generalversammlung die vom Verwaltungsrathe bezüglich Abänderung der §§. 22, 73 und 74 der Vereinsstatuten gestellten Anträge, worüber Folgendes zu bemerken ist:

a) Bisher sollten in jedem Monate zwei Sitzungen des Verwaltungsrathes stattfinden. Der Abänderungsantrag bezweckt die nur einmalige Abhaltung

einer Verwaltungsrathssitzung in jedem Monate. Bei dem bereits geregelten Verwaltungsapparate und der vollendeten Organisation des Vereines müssen sich einerseits die dem Verwaltungsrathe zur Beschlußfassung vorbehaltenen Gegenstände immer mehr vermindern, während anderseits die Verpflichtung zur Abhaltung von zwei Sitzungen während der Sommermonate sehr oft unerfüllbar ist.

b) Der §. 73 der Vereinsstatuten betrifft die Kriegsversicherung, bezüglich deren vorzugsweise den durch das Landsturmgesetz neu geschaffenen Verhältnissen Rechnung getragen werden mußte.

Der Verwaltungsrath beantragte nun folgende neue Fassung des §. 73:

„Die Versicherungen auf den Todesfall (Tarif Ia bis g, Tarif IIc und d und IVa bis d) können auch für die Kriegsgefahr ausgedehnt werden.

Die Kriegsgefahr gilt als eingetreten von dem Tage an, an welchem der Heerestheil, dem der Versicherte angehört, mobilisirt wird, beziehungsweise an welchem der letztere zu einer mobilisirten Heeresabtheilung einrückt, und endet mit dem Tage der Rückversetzung des Betreffenden in das Friedensverhältniß.

Geht kriegerischen Actionen eine förmliche Mobilisirung nicht voraus, so gilt die Kriegsgefahr als eingetreten von dem Tage an, an welchem der Versicherte in den Genuß der militärischen Bereitschaftsgebühr oder der Feldzulage tritt, und als beendet mit dem Tage der Einstellung dieser Gebühren.

Desgleichen gilt für alle jene Versicherten, welche, ohne der bewaffneten Macht anzugehören, infolge militärischer Verfügung oder freiwillig auf dem Kriegsschauplatze den Aufenthalt nehmen, während der Dauer dieses Aufenthaltes die Kriegsgefahr als vorhanden.

Die Ausdehnung der Geltung einer Versicherung für den Fall der Kriegsgefahr findet nach den vom Verwaltungsrathe hiefür festgesetzten oder noch festzusetzenden Bestimmungen statt.

Denjenigen Versicherten, deren Versicherungen bereits vor dem Tage der Genehmigung des abgeänderten §. 73 der Statuten durch die hohe Regierung in Kraft getreten waren, steht es frei, die Versicherungen für die Kriegsgefahr nach dem bezüglichen vom Verwaltungsrathe festgesetzten Regulativ oder nach dem vorher in Geltung bestandenen §. 73 der Statuten auszudehnen.

Wird die Ausdehnung der Versicherung auf die Kriegsgefahr nicht verlangt oder die Kriegsgefahrprämie nicht geleistet, so bleibt die Versicherung vom Tage, an welchem der Versicherte in die Kriegsgefahr eintritt, und selbst dann, wenn der Verein die Zahlung der Prämien für die Hauptversicherung in Unkenntniß der Sachlage angenommen hätte, sistirt, derart, daß, wenn der Tod des Versicherten während der Kriegsgefahr erfolgt, an den Bezugsberechtigten nur der Ablösungswerth der Polizze nach Abzug von 10 Procent (§. 75) bezahlt wird.

„Ueberlebt aber der Versicherte die Dauer des Kriegsgefahrzustandes, so kann die Versicherung gegen Fortzahlung der ursprünglich bedungenen Prämie wieder in Kraft treten, wenn die ärztliche Untersuchung den Gesundheitszustand des Betreffenden unbedenklich findet und die für die Dauer des Kriegsgefahrzustandes entfallende gewöhnliche Prämie sammt 6 Procent Verzugszinsen an den Verein entrichtet wird. Im Gegenfalle gilt die Versicherung im Sinne des §. 75 als gänzlich aufgelöst."

Der Antrag des Verwaltungsrathes wurde von der Generalversammlung zum Beschlusse erhoben.

Der Verwaltungsrath hatte auch unter Einem den zur Generalversammlung erschienenen Vereinsmitgliedern einen Abdruck des von ihm verfaßten Kriegsversicherungsregulatives einhändigen lassen. Bezüglich des letzteren wurde jedoch, da sowohl über die Form, als auch über den Inhalt desselben von Seite einzelner Mitgliedergruppen, insbesondere von jenen in Brüx, Pest (Kanovics) und Proßnitz, Meinungsverschiedenheiten zu Tage getreten waren, die Erklärung abgegeben, daß der Verwaltungsrath das erwähnte Regulativ, und zwar unter Zuziehung von Delegirten der genannten drei Localausschüsse neuerdings in Berathung ziehen wolle.

Die näheren Mittheilungen über den Verlauf der bezüglichen Verhandlungen, so wie über das Kriegsversicherungsregulativ selbst wird die chronologische Skizze des Vereinsjahres 1887, in welches die ganze Angelegenheit eigentlich fällt, enthalten.

c) Bezüglich des §. 74 der Statuten beantragte der Verwaltungsrath, nach dem ersten Absatze dieses Paragraphes folgenden Zusatz einzuschalten:

„Wenn jedoch die Versicherung schon fünf Jahre in Kraft war, so erlischt für den Verein das Recht, den Versicherungsvertrag aus dem Grunde unrichtiger Angaben über Punkte des Versicherungsantrages für ungiltig zu erklären. Wurde aber das Alter der Person unrichtig angegeben, so wird die Verpflichtung des Vereines nur in dem Betrage erfüllt, welcher nach den bei Abschluß des Vertrages geltend gewesenen Tarifen der gezahlten Prämie mit Rücksicht auf das richtige Alter des Versicherten entspricht."

Dieser Antrag, welcher dem Principe, die Verweigerungsgründe beim Fälligwerden einer Versicherung thunlichst einzuschränken, Rechnung trägt, und eigentlich nur die vom Verwaltungsrathe längst geübte Praxis zum statutenmäßigen Ausdrucke bringt, bedarf wohl keiner näheren Motivirung und wurde auch einstimmig von der Generalversammlung angenommen.

Ein Antrag der Mitgliedergruppe in Reichenberg wegen Theilnahme der Versicherten an dem Gebarungsüberschusse nach einer im voraus zu bestimmenden Anzahl von Jahren, wurde wegen vorgerückter Zeit von der Tagesordnung abgesetzt und der nächsten Generalversammlung zur Entscheidung vorbehalten.

Dem Vorsitzenden wurde über Antrag des Statthaltereirathes und Obmannes des Consortiums in Graz, Herrn Franz Zeidler, in sehr warmen, vom Herzen kommenden Worten der innige Dank der Generalversammlung für die Leitung der Versammlung votirt und ein dreimaliges Hoch ausgebracht, worauf Herr Baron Falke folgende, wiederholt von Zeichen lebhaften Beifalles unterbrochene Schlußrede an die Versammlung hielt:

„Bewegten Herzens danke ich für diese freundlichen Worte, die von einem mit mir durch eine Jahrzehnte lange Freundschaft verbundenen Manne kommen, der daher mir gegenüber etwas voreingenommen sein mag. Das Recht, mich bereits heute als neuen Präsidenten anerkannt und so sympathisch begrüßt zu sehen, kann ich nicht in Anspruch nehmen; denn Sie müssen erst im Laufe der Jahre die Ueberzeugung gewinnen, inwieweit ich in der Lage bin, Ihren ehemaligen Präsidenten zu ersetzen und ob ich mit dem wünschenswerthen Erfolge mein Amt versehen werde. Das mir bereits heute entgegengebrachte Vertrauen nehme ich als eine Art Darlehen an. Sie können mich in späteren Jahren, wenn ich noch an

diesem Platze zu stehen die Ehre haben sollte, daran erinnern und mich fragen, inwieweit ich das Darlehen gut verwaltet habe, und ich hoffe, Ihnen dann Antwort stehen zu können.

Am Schlusse der heutigen Versammlung kann ich Sie nur vom Herzen beglückwünschen. Sie haben in einer für den Verein so überaus wichtigen Frage mit Ernst und Objectivität einen Beschluß gefaßt, der Sie hoffentlich nie gereuen wird, da er mit den vitalen Interessen unseres Vereines im Einklange steht. Sie haben aus dem heutigen Rechenschaftsberichte einen Ueberblick über das gewinnen können, was der Verein bisher geleistet hat.

Ziffern, wie 49 Millionen, welche durch ihre Mitwirkung den Beamtenfamilien im Falle des Absterbens der Familienväter sichergestellt wurden, wie fl. 6,400.000, welche durch den Verein an Witwen und Waisen bereits ausgezahlt wurden, wie fl. 127.000, mit denen Sie ihren bedrängten Genossen beigesprungen sind, dürften genug für sich sprechen.

Es sind dies Erfolge, die in Ihnen wohl die Ueberzeugung wachrufen werden, daß in unserem Vereine wirklich ein Stück socialen Lebens sich abspielt. Das war bis jetzt; aber von heute ab hat Ihr Verein ein anderes Gesicht bekommen. Seit der Zeit, wo alle Vereinsmitglieder, wenn sie nicht bereits in einem höheren Alter stehen, gewärtig sein müssen, jeden Augenblick mit Gut und Blut einzustehen für die Vertheidigung des geliebten Vaterlandes, seit der Zeit, wo fast keiner, der eine Familie gegründet, sicher ist, daß er nicht unverhofft seiner Familie entrissen wird, hat das Versicherungswesen des Vereines eine Bedeutung gewonnen, die über die bisherige weit hinausreicht. Heute, wo die meisten Familienväter einem Ungewissen gegenüber stehen, ist es ihre heilige Pflicht, durch die Versicherung für ihre Angehörigen Sorge zu tragen, und ich bin überzeugt und hoffe, so schwer auch dieser Gedanke in den großen Massen durchdringt, so schwer speciell bei uns in Oesterreich das Gefühl der Pflicht sich geltend macht, daß es durch Sie in die großen Kreise hinausgetragen werden wird. Ich empfehle Ihnen daher wärmstens, in dieser Beziehung mitzuwirken, und Sie können gewiß sein, daß Sie alsdann Großes leisten werden, nicht nur für den Beamtenstand, sondern für den Staat selbst.

Ich erlaube mir, Ihnen noch für Ihre Geduld, Ausdauer und Objectivität bei unseren heutigen Verhandlungen zu danken und schließe mit dem Wunsche, unser Verein möge auch fürderhin gedeihen und blühen."

Wien, im Juni 1887.

Anhang.

(3 Tabellen.)

1. Zwei Tabellen über die Geschäftsentwicklung des Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie in den Jahren 1865 bis inclusive 1886.

   Tabelle I. Allgemeine Vereins-Angelegenheiten. Spar- und Vorschuß-Angelegenheiten.

   Tabelle II. Versicherungs-Abtheilung. Cautions-Darlehen.

2. Tabelle III. Personal-Stand der Centralleitung des Beamten-Vereines nach der XXII. ordentlichen General-Versammlung im Jahre 1887.

Geschäfts-Entwickelung

des

Ersten allgemeinen Beamten-Vereines der österreichisch-ungarischen Monarchie in den Jahren 1865—1886.

Tabelle I.

Allgemeine Vereins-Angelegenheiten. — Spar- und Vorschuß-Consortien.

Allgemeine Angelegenheiten													Spar- und Vorschuß-Consortien							
Vereins-Jahr	Mitglieder	Local- und Consortial-Ausschüsse	Zahl der Vereins-			Gründungs- und Netto-Verwaltungskosten	Allgemeiner Fond	Unterrichts-Fond	Gewährte Unterstützungen	Unterrichts-Stipendien		Gebarungs-Ueberschuß	Zahl der		Antheils-Einlagen	Im Laufe des Jahres vom Centrale genährte Darlehen	Vorschüsse			Reservefond
			Bevollmächtigten	Agenten	Aerzte	Gulden				Zahl	Gulden		Consortien	Theilhaber	Gulden		Zahl der im Laufe des Jahres ertheilten	Betrag der im Laufe des Jahres ertheilten	Aushaftend am Ende des Jahres	
																		Gulden		
1865	5.500	25	54	48	45	10.176	11.290	.	.	.	.	297	7	335	2.630	.	132	.	.	.
1866	7.600	40	74	86	73	10.652	2.549	.	.	.	.	1.061	16	958	23.947	.	647	32.445	.	.
1867	9.150	39	69	229	117	15.311	3.367	.	.	.	.	4.258	22	1.623	56.272	2.760	1.459	33.183	60.040	747
1868	10.529	47	91	296	231	19.880	10.030	.	.	.	.	13.375	25	2.117	97.665	16.020	2.218	176.291	116.851	2.206
1869	12.540	49	91	417	311	27.995	21.143	2.403	.	7	96	22.002	30	3.025	188.116	19.904	3.017	277.721	216.721	3.215
1870	16.130	59	100	502	374	32.396	29.046	7.873	570	10	379	11.051	37	4.823	418.143	80.207	4.424	647.592	539.203	7.232
1871	21.156	69	88	669	472	41.646	36.068	8.738	1.976	12	635	20.255	46	7.683	896.075	87.283	5.445	1,155.412	1,090.923	14.647
1872	27.927	87	86	803	547	39.491	45.758	10.855	2.947	15	692	14.997	63	8.978	883.638	107.730	6.569	1,110.140	1,092.206	13.650
1873	34.430	101	88	1.018	613	53.261	396.726	12.941	1.859	12	614	19.791	74	12.285	1,337.140	180.560	9.364	1,529.798	1,643.378	19.116
1874	39.581	104	91	1.021	666	65.510	357.480	15.013	3.921	20	720	24.176	73	14.837	1,799.908	185.400	8.591	1,911.070	2,282.680	35.506
1875	45.193	110	96	1.137	573	76.457	206.573	18.042	4.177	32	821	13.887	83	17.380	2,340.694	146.700	9.711	2,260.100	2,948.619	35.484
1876	50.107	115	96	1.142	595	81.971	203.867	20.365	2.663	32	1.213	9.912	82	20.070	2,637.151	310.519	11.878	2,670.417	3,604.006	81.692
1877	53.732	109	96	1.189	650	82.982	222.985	21.311	3.034	49	1.386	13.580	81	19.281	2,789.755	179.794	10.031	2,707.468	3,947.527	98.480
1878	56.737	109	1.345		683	89.576	227.236	22.395	2.925	51	1.745	7.064	81	20.757	3,085.882	185.049	12.945	2,824.085	4,153.794	116.112
1879	60.403	106	1.108		850	91.344	242.068	25.313	4.419	56	1.713	74.265	79	21.763	3,476.316	159.194	14.053	3,087.713	4,556.416	147.032
1880	64.030	105	896		1.126	91.408	309.825	27.943	4.789	62	1.795	10.224	78	23.216	3,913.118	188.878	12.839	3,393.047	5,059.720	176.301
1881	67.478	105	1.152		1.245	97.249	328.475	30.564	7.744	65	1.884	29.673	78	24.743	4,372.502	285.928	14.228	3,898.690	5,785.274	214.330
1882	70.899	100	1.148		1.373	96.513	351.492	43.768	8.436	95	2.232	30.375	77	25.868	4,724.259	359.082	17.352	4,016.592	6,346.763	278.049
1883	74.421	95	1.190		1.482	110.646	391.830	56.285	*9.270	105	2.739	22.659	73	26.260	5,162.645	365.635	16.152	3,840.792	6,354.930	269.285
1884	78.437	96	1.363		1.482	114.533	409.890	69.235	*10.462	140	3.380	39.631	74	27.439	5,477.746	410.055	16.788	4,183.369	6,870.033	293.646
1885	82.100	96	1.306		1.560	122.203	436.067	93.526	*11.895	220	5.469	27.805	77	28.771	5,935.978	583.734	18.400	4,664.538	7,619.053	337.412
1886	85.965	94	1.344		1.590	129.139	466.087	102.589	*12.230	252	7.094	33.992	77	29.801	6,533.519	494.058	18.486	4,775.490	8,356.492	361.670
Summe	.	.	.	.	.	.	.	.	93.317	1.235	34.607	.	.	.	.	4,348.490	214.729	49,195.953	.	.

* In diesen Beträgen sind auch die Curstipendien der Jahre 1883, 1884, 1885 und 1886 enthalten.

Tabelle II.

Versicherungs-Abtheilung. — Cautions-Darlehen.

Vereins-Jahr	Lebens-Versicherung: In Kraft stehende Verträge	Lebens-Versicherung: Versichert – Capital (Gulden)	Lebens-Versicherung: Versichert – Rente (Gulden)	Lebens-Versicherung: Prämien-Einnahmen nach Abzug der Rückdeckungen (Gulden)	Lebens-Versicherung: Ausbezahlte Versicherungs-Beträge (Gulden)	Lebens-Versicherung: Prämien-Reserve für Versicherungen im eigenen Risico (Gulden)	Lebens-Versicherung: Special-Reserve im allgemeinen Fonde (Gulden)	Aufrecht erhaltene Versicherungen für den Kriegsfall: Zahl der Verträge	Aufrecht erhaltene Versicherungen für den Kriegsfall: Versichert wurden an – Capital (Gulden)	Aufrecht erhaltene Versicherungen für den Kriegsfall: Versichert wurden an – Witwen-Rente (Gulden)	Aufrecht erhaltene Versicherungen für den Kriegsfall: Kriegs-Prämien-Reserve (Gulden)	Krankengeld-Versicherung: Zahl der Verträge	Krankengeld-Versicherung: Versichertes wöchentliches Krankengeld (Gulden)	Krankengeld-Versicherung: Prämien-Einnahme (Gulden)	Krankengeld-Versicherung: Ausbezahlte Krankengelder (Gulden)	Krankengeld-Versicherung: Prämien-Reserve (Gulden)	Versicherung von Invaliditäts-Pensionen: Zahl der Theilhaber	Versicherung von Invaliditäts-Pensionen: Erworbener Renten-Anspruch (Gulden)	Versicherung von Invaliditäts-Pensionen: Werth dieses Anspruches (Gulden)	Versicherung von Invaliditäts-Pensionen: Vermögen der Abtheilung (Gulden)	Cautions-Darlehen: Die im Laufe des Jahres gewährten Darlehen – Zahl	Cautions-Darlehen: Die im Laufe des Jahres gewährten Darlehen – Betrag (Gulden)	Cautions-Darlehen: Stand der aushaftenden Darlehen Ende des Jahres (Gulden)	Cautions-Darlehen: Gewährleistungs-Fond – Voller Stand (Gulden)	Cautions-Darlehen: Gewährleistungs-Fond – Abschreibung (Gulden)
1865	549	442.400	1.500	3.240	.	2.039	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
1866	2.416	2,019.000	6.738	50.014	12.900	29.147	.	.	.	.	.	54	253	349	81	249	.	.	.	.	.	.	.	.
1867	3.215	2,575.750	10.459	84.911	16.665	76.236	1.061	.	.	.	.	63	268	359	126	461	.	.	.	.	.	.	.	.
1868	4.155	3,250.384	11.478	108.851	27.533	133.880	5.319	.	.	.	.	62	284	420	225	657	.	.	.	.	.	.	.	.
1869	5.538	4,435.664	13.155	130.727	31.985	195.519	11.108	.	.	.	.	75	422	523	150	1.030	.	.	.	.	.	.	.	.
1870	8.552	7,101.198	18.538	189.502	50.769	301.485	19.182	.	.	.	.	105	668	964	258	1.707	.	.	.	.	.	.	.	.
1871	12.754	11,010.868	32.144	303.385	96.168	455.720	22.174	.	.	.	.	155	1.050	1.410	1.035	2.076	10	281	341	352	.	.	.	.
1872	17.340	15,260.877	36.454	418.217	146.626	668.485	28.900	.	.	.	.	183	1.225	1.938	623	3.026	18	1.308	1.815	1.845	.	.	.	.
1873	21.113	18,811.419	41.616	534.478	253.106	930.816	38.857	.	.	.	.	200	2.213	2.094	1.262	3.477	26	2.096	3.000	3.056	156	60.783	58.410	944	.
1874	23.793	21,539.593	45.634	613.946	202.023	1,239.521	39.226	93	100.300	700	1.041	181	1.781	3.185	2.120	3.853	36	2.937	4.423	4.519	99	38.454	88.795	2.325	46
1875	25.982	23,950.214	49.569	698.424	239.199	1,576.915	47.403	577	498.000	1.700	6.007	186	1.770	2.985	1.665	4.634	47	3.918	6.015	6.350	120	55.473	134.959	4.646	204
1876	27.774	25,901.223	51.431	768.759	289.255	1,900.202	51.526	830	716.000	3.200	13.268	178	1.603	2.683	2.033	4.886	47	4.832	7.629	8.011	132	56.681	170.961	7.742	230
1877	29.080	27,234.037	53.878	822.370	332.750	2,295.999	60.499	1.051	945.420	2.550	20.847	160	1.461	2.239	1.696	5.119	46	5.601	9.124	9.560	138	49.325	198.262	11.481	639
1878	30.465	28,659.718	56.109	874.439	364.276	2,716.576	59.765	1.206	1,077.670	2.650	34.117	155	1.354	2.367	1.824	5.296	48	6.677	11.150	11.663	194	75.500	246.781	7.233	1.117
1879	32.418	30,700.803	70.751	943.595	360.726	3,208.074	128.463	1.179	1,031.870	2.350	32.014	161	1.346	2.185	1.235	6.290	51	7.571	13.098	14.902	205	75.785	281.497	9.761	573
1880	34.485	32,742.257	77.651	1,002.027	394.031	3,716.032	151.254	1.189	1,017.970	1.950	34.633	152	1.288	2.118	1.131	7.182	53	8.314	14.908	16.911	228	95.350	338.570	12.679	426
1881	36.489	34,787.549	99.200	1,076.134	477.545	4,227.558	216.479	1.325	1,133.070	1.650	37.593	146	1.239	2.026	1.544	7.453	56	9.115	16.973	18.926	261	105.121	394.042	16.161	338
1882	39.269	37,332.386	121.570	1,162.369	429.096	4,838.952	291.152	1.569	1,346.570	2.353	41.500	152	1.260	2.043	1.665	7.607	58	9.851	19.176	21.136	195	81.727	416.436	19.438	1.091
1883	41.667	39,934.749	150.498	1,241.219	587.897	5,435.331	371.527	1.199	1,001.500	4.430	45.523	149	1.216	1.981	2.106	7.664	64	10.400	22.375	24.313	142	66.154	401.511	22.617	1.133
1884	44.564	42,945.216	166.849	1,333.547	601.208	6,073.396	469.186	1.278	1,091.300	4.730	49.155	139	1.171	1.886	1.596	8.198	82	11.686	25.749	29.222	141	70.944	402.709	26.547	502
1885	47.001	45,600.705	198.497	1,431.482	733.649	6,738.755	564.218	1.388	1,191.100	5.330	52.374	146	1.200	1.896	1.978	8.146	92	12.897	30.115	33.898	113	70.031	402.052	29.450	1.436
1886	50.124	48,926.015	225.517	1,541.481	797.380	7,413.187	645.272	1.581	1,386.950	6.500	58.352	146	1.186	1.931	1.602	8.350	109	14.835	34.963	37.454	167	89.630	408.466	29.580	4.051
Summe	.	.	.	15,333.117	6,444.787	.	.	.	.	.	.	.	.	37.582	25.955	.	.	.	.	.	2.291	990.958	.	.	.

Tabelle III.

Personal-Stand der Centralleitung

des

Ersten allgemeinen Beamten-Vereines

der

österreichisch-ungarischen Monarchie

nach der XXII. ordentlichen General-Versammlung im Jahre 1887.

I. Verwaltungsrath.

Präsident:

Herr **Johann** Freiherr **Falke** von **Lilienstein,** Sections-Chef im k. und k. Ministerium des Aeußern, Ritter des St. Stephan-Ordens 2c. 2c.

Vice-Präsidenten:

Herr **Karl Huber,** k. k. Hofrath im k. k. Finanz-Ministerium.

„ **Anton Aichinger,** Ober-Inspector der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Landesfürstlicher Commissär:

Herr **Ferdinand** Ritter von **Raimann,** Statthaltereirath bei der k. k. niederösterr. Statthalterei 2c.

Verwaltungsräthe:

„ Dr. **Rupert Angerer,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Sechshaus".

„ **Karl Bertele** von **Grenadenberg,** k. k. Ministerialrath i. P., Ritter des Franz Joseph-Ordens.

„ **Karl Bringmann,** Verwaltungsrath der Bau-Gesellschaft des Beamten-Vereines, Obmann des „Ersten Wiener Spar- und Vorschuß-Consortiums".

„ **Georg Görgey** von **Görgö** und **Topporcz,** Inspector und Abtheilungs-Vorstand der priv. österr. Nordwestbahn.

„ **Karl Anton Haas,** k. k. Rechnungs-Rath im Finanz-Ministerium.

„ Dr. **V.** Ritter v. **Haslmayer** zu **Grassegg,** Hofrath des k. k. Obersten Gerichts- und Cassationshofes, Mitglied des k. k. Reichsgerichtes.

„ **Andreas Hofmann** von **Asperuburg,** Inspector der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft i. P., Verwaltungsrath mehrerer Wirthschafts-Genossenschaften.

„ **Richard Jeitteles,** k. k. Hofrath, Vorsitzender, Director und Sections-Vorstand der k. k. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn.

„ **Julius Kaan,** k. k. Regierungsrath und Leiter des versicherungstechnischen Bureau im k. k. Ministerium des Innern, emerit. Ober-Inspector der k. k. priv. Staats-Eisenbahn-Gesellschaft, Ritter des Ordens der Eisernen Krone und des Franz Joseph-Ordens.

„ **Hanns Kargl,** Generaldirectionsrath der k. k. Staatsbahnen.

„ Dr. **Dom. Kolbe,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien.

„ **Franz Kopetzky,** Bürgerschuldirector, Obmann des Consortiums „Landstraße" (Wien).

Herr Dr. **Leop. Fl. Meißner,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Währing".
„ Dr. **Franz Migerka,** k. k. Ministerialrath im Handels-Ministerium und Central-Gewerbe-Inspector, Ritter des kais. österreichischen Leopolds-Ordens und anderer hoher Orden, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Gegenseitigkeit" (Wien) und des Consortial-Delegirten-Ausschusses.
„ Dr. **Ferdinand Pohl,** Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Wieden" (Wien).
„ **Benjamin** Edler von **Possaner-Ehrenthal,** Sections-Chef im k. k. Finanz-Ministerium, Ritter des Ordens der Eisernen Krone II. Classe.
„ **Franz Richter,** Professor, Reichsrathsabgeordneter.
„ **Hermann Schmidt,** Inspector und Vorstand des commerciellen Bureau der k. k. priv. Kaiser Ferdinands-Nordbahn, Obmann des Spar- und Vorschuß-Vereines der Nordbahn-Bediensteten, Ritter des russischen St. Annen-Ordens.
„ **Carl Schneider,** k. k. Staats-Centralcassen-Controlor, kaiserl. Rath, Obmann des Staatsbeamten-Consortiums.
„ **Alexander Schramm,** k. k. Rechnungs-Revident im Ackerbau-Ministerium.
„ **Eduard Schnöcker,** k. k. Ober-Rechnungsrath im Handels-Ministerium.
„ Dr. **Rudolf Schwingenschlögl,** Präsidial-Secretär der Anglo-Oesterr. Bank a. D.
„ **Friedrich Setz,** Ober-Inspector der k. k. Direction für Staats-Eisenbahnbauten, Ritter des Franz Joseph-Ordens, Obmann des Spar- und Vorschuß-Consortiums „Alsergrund" (Wien).
„ **Josef Stiasny,** Ober-Ingenieur der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.
„ **Karl Werner,** Central-Inspector und Ober-Buchhalter der k. k. priv. österr. Nordwestbahn.
„ Dr. **Mathias,** Ritter von **Wretschko,** k. k. Landesschul-Inspector, Ritter des Ordens der Eisernen Krone III. Classe.
„ Dr. **Karl Zimmermann,** Hof- und Gerichtsadvocat in Wien.

Directions-Comité:

Herr **Karl Bertele** von **Grenadenberg.**
„ **Georg Görgey** von **Görgö** und **Topporcz.**
„ **Julius Kaan** (zugleich mathem. Consulent des Vereines).
„ Dr. **Dom. Kolbe** (zugleich Rechtsconsulent des Vereines).
„ Dr. **Rudolf Schwingenschlögl.**
„ **Karl Werner.**

II. Uebermachungs-Ausschuß.

Herr **Friedrich August Kirk,** Ober-Inspector der k. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.
„ **Ludwig Eisner,** Buchhalter des Kohlen-Industrie-Vereines.
„ **Mathias Pöchmüller,** Hofrath des k. k. Obersten Gerichts- und Cassationshofes.

III. Geschäftsleitung.

Herr **Karl Mazal,** General-Secretär.
„ Dr. **Friedrich Hönig,** General-Secretärs-Stellvertreter und Referent für die Versicherungs-Abtheilung.
„ **Engelbert Keßler,** Referent für die Spar-, Vorschuß- und Genossenschafts-Abtheilung.

Chef-Arzt.

Herr Med. Dr. **Eduard Buchheim.**

Anzeigen

empfehlenswerther Firmen.

Vom Erfinder, Herrn Prof. Dr. Meidinger ausschließlich autorisirte Fabrik für

Meidinger-Oefen

H. Heim, Döbling bei Wien.

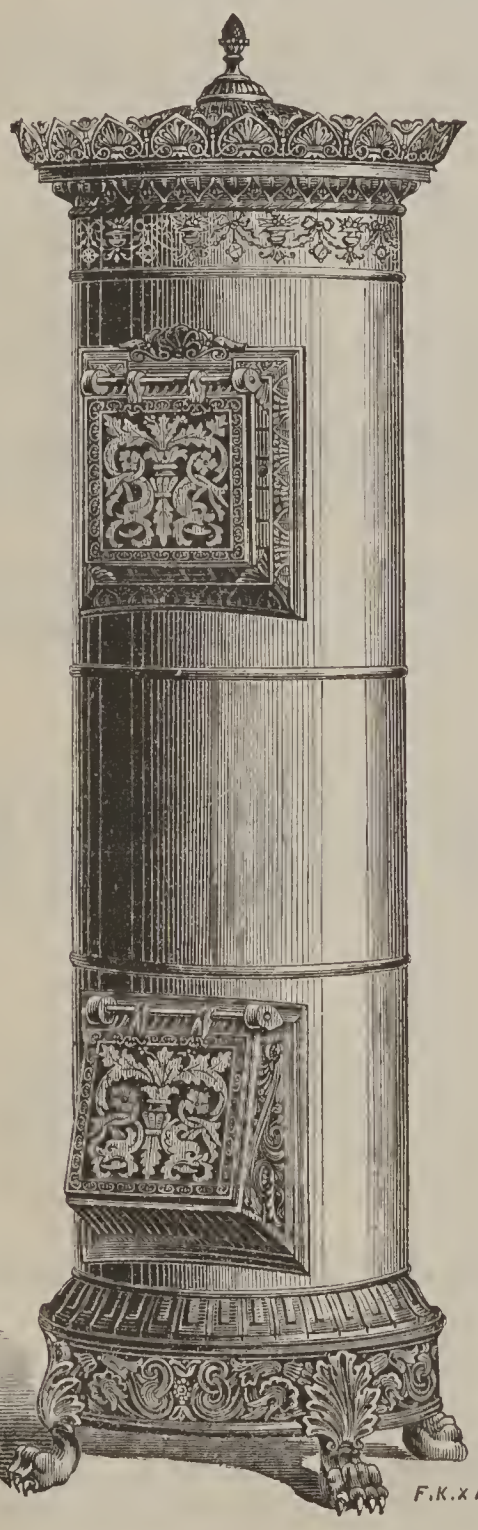
☞ K. und k. ausschließliches Patent 1884. ☜

Niederlagen:

Wien, I., Michaelerplatz Nr. 5,

früher Wien, I., Kärnthnerstraße Nr. 40/42.

Budapest, Thonethof. **Mailand,** Corso Vitt. Emanuele 38.



Mit ersten Preisen prämiirt: Wien 1873, Cassel 1877, Paris 1878, Sechshaus 1877, Wels 1878, Teplitz 1879, Wien 1880, Eger 1881, Triest 1882.

Vorzüglichste Regulir-Füll- und Ventilations-Oefen für Wohnräume, Schulen, Krankenhäuser, Humanitäts-Anstalten, Bureaux und Fabriksräume. **Heizung mehrerer Zimmer durch nur Einen Ofen.** Ueber 1000 derlei Einrichtungen in Function.

Die große Beliebtheit, deren sich unsere Meidinger-Öfen überall erfreuen, hat zu vielfachen Nachahmungen Anlaß gegeben. Wir warnen deßhalb das P. T. Publikum in seinem eigenen Interesse vor Verwechslung unseres rühmlichst bekannten Fabrikates mit Nachahmungen, mögen dieselben als Meidinger-Öfen oder als verbesserte Meidinger-Öfen anempfohlen werden. Unser Fabrikat hat auf der Innenseite der Thüren unsere Schutzmarke:

MEIDINGER-OFEN
H. HEIM

eingegossen.

„Vesta"

Regulir-Füll- und Ventilations-Ofen mit Doppelmantel.

Patente angemeldet.

Die Mäntel können behufs Reinigung von Staub entfernt werden, ohne den Ofen zerlegen zu müssen. Geräuschlose Füllung. Beliebig lange Brenndauer bei Cokefeuerung, bis 24stündige Brenndauer bei Steinkohlenfeuerung. Staubfreie Entfernung von Asche und Schlacke.

„Helios"

Rauchverzehrender Kamin oder Ofen mit sichtbarem Feuer.

Patente in allen Staaten angemeldet.

Ein Kamin oder Ofen kann zur unabhängigen Beheizung mehrerer Räume dienen. Beliebig lange Brenndauer bei Coke-, Stein- oder Braunkohlen-Feuerung. Geräuschlose Füllung. Staubfreie Entfernung von Asche und Schlacke.

Central-Luftheizungen f. ganze Gebäude. Trockenanlagen für gewerbliche u. landwirthschaftliche Zwecke. Waggonöfen.

Prospecte und Preislisten gratis u. franco.

Czerny's „Tamingene"

ist das beste bleifreie, garantirt unschädliche

Haarfärbe-Mittel

für **graue, weiße, rothen. mißfarbige Haare** (Kopf- u. Barthaare sowie Augenbrauen), welche bei nur einmaligem Gebrauche desselben eine tadellose, glänzende **braune** oder **schwarze** Naturfarbe erhalten, die weder durch Waschen mit Seife noch im Dampfbade abfärbt. **Preis fl. 2.50.**

Czerny's berühmte Original

Orientalische Rosenmilch

verleiht einen so zarten, blendend weißen

jugendlich frischen Teint

wie er durch kein **anderes** Mittel erzielt werden kann; ausgezeichnet gegen **Leberflecke, Sommersprossen, Wimmerln, Mitesser, unschöne Gesichtsröthe, Sonnenbrand,** alle Blüthen und Unreinigkeiten der Haut; beseitigt jeden gelben oder braunen Teint und eignet sich gleich gut für alle Körpertheile (absolut unschädlich). **1 fl. — Balsaminenseife** hiezu 30 kr.

Anton J. Czerny, Wien, I., Wallfischgasse 5.

Niederlagen: Wien, in den **Apotheken:** Neustein, Plankengasse 6; Haubner, Am Hof 6; Mitlbach, Hoher Markt; Pleban, Stefansplatz 8; Herbabny, Kaiserstraße 90; Scharrer, Mariahilferstraße 72; Zeidler, Sechshauser Hauptstraße 16. **Provinz,** in den meisten Apotheken und Parfümerien.

Nur **echt,** wenn mit dem Namen **Anton J. Czerny,** versehen.

Ausführliche **Prospecte** über meine **sämmtlichen Specialitäten** werden auf Verlangen **gratis** und **franco** zugesendet.

Früchte- Gemüse- Fleisch- Conserven

empfiehlt in bester Qualität die

Conserven-Actien-Gesellschaft,

vormals

Josef Ringler's Söhne, k. k. Hoflieferanten,

Bozen (Südtirol).

Preis-Courante gratis und franco.

Obige Fabrikate sind in den meisten größeren Delicatessen-Handlungen vorräthig.

Die k. k. privilegirte Versicherungs-Gesellschaft

„Oesterreichischer Phönix in Wien"

mit einem Gewährleistungsfonde von

Zwölf Millionen Gulden österr. Währ.

übernimmt nachstehende Versicherungen:

a) gegen Schäden, welche durch Brand oder Blitzschlag, sowie durch das Löschen, Niederreißen und Ausräumen an Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, Fabriken, Maschinen, Einrichtungen von Brauereien und Brennereien, Werkzeugen, Möbeln, Wäsche, Kleidern, Geräthschaften, Waarenlagern, Vieh-, Acker- und Wirthschaftsgeräthen, Feld- und Wiesenfrüchten aller Art in Ställen, Scheuern und Tristen verursacht werden;
b) gegen Schäden, welche durch Dampf- und Gasexplosionen herbeigeführt werden;
c) gegen Schäden in Folge zufälligen Bruches der Spiegelgläser in Magazinen, Niederlagen, Kaffeehäusern, Sälen und sonstigen Localitäten;
d) gegen Schäden, welchen Transportgüter und Transportmittel auf der hohen See, zu Lande und auf Flüssen ausgesetzt sind. — Seeversicherungen sowohl per Dampfer als per Segelschiff von und nach allen Richtungen;
e) gegen Schäden, welche Bodenerzeugnisse durch Hagelschlag erleiden können, und endlich
f) Capitalien und Pensionen, zahlbar bei Lebzeiten des Versicherten auch nach dem Tode desselben, sowie auch Kinderausstattungen, zahlbar im 18., 20. oder 24. Lebensjahre.

☞ Beispiel zur einfachen Lebensversicherung: ☜

Die Prämie zur Versicherung eines nach dem wann immer erfolgenden Ableben auszuzahlenden Capitales von ö. W. fl. 1000 beträgt vierteljährig für einen Mann von

30 Jahren	35 Jahren	40 Jahren	45 Jahren
nur ö. W. fl. 5·80,	ö. W. fl. 6·70,	ö. W. fl. 7·80,	ö. W. fl. 9·40.

Vorkommende Schäden werden sogleich erhoben und die Bezahlung sofort veranlaßt.

Prospecte werden unentgeltlich verabfolgt und jede Auskunft mit größter Bereitwilligkeit ertheilt im

Central-Bureau: I., Riemergasse Nr. 2, im ersten Stock,

sowie auch bei allen

General-, Haupt- und Special-Agenten der Gesellschaft.

Der Präsident: Hugo Altgraf zu **Salm-Reifferscheid.** Der Vice-Präsident: Ch. **Heim.** Die Verwaltungsräthe: Franz **Klein,** Freiherr von **Wiesenberg,** Johann Freiherr von **Liebig,** Karl Gundacker Freiherr von **Sultner,** Ernst Freiherr von **Herring,** Marquis **d'Auray de St. Pois,** Dr. Albrecht **Hiller,** Marquis **de Chateaurenard,** Graf M. **Bombelles.**

Der General-Director: Louis **Moskovicz.**
Der Director: Louis **Hermann.**

KAIS. KÖNIGL. LANDESPRIVIL.

Brückenwaagen- u. Maschinen-Fabrik

C. Schember & Söhne

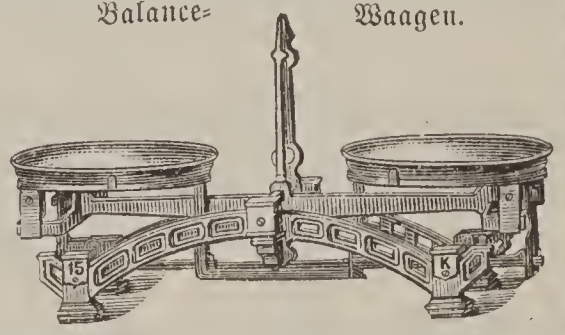
k. k. Hof-Lieferanten,

Wien,

I., Kärntnerring Nr. 1.

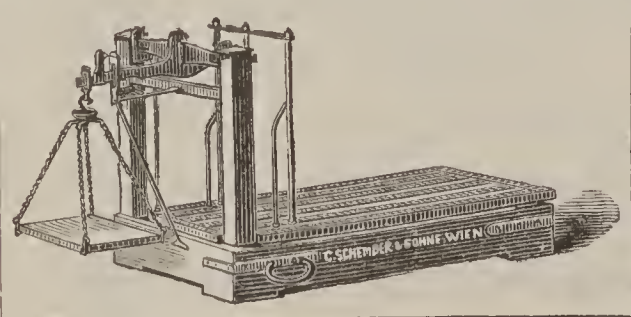
Analysenwaagen.
Analytische Gewichte.
Apothekerwaagen.
Brückenwaagen.
Centimalwaagen.
Decimalwaagen.
Eisenbahnwaagen.
Fleischwaagen.
Fruchtwaagen.
Garnsortirwaagen.
Haushaltungswaagen.
Hüttenwaagen.

Balance-Waagen.

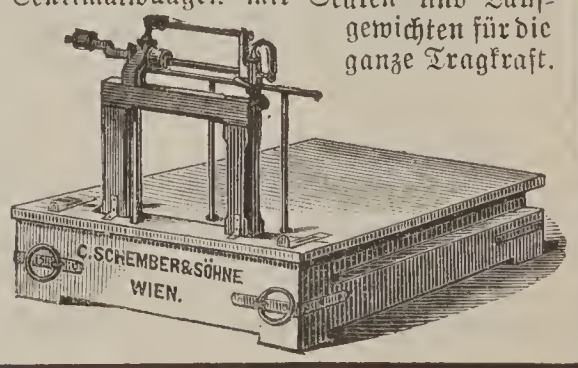


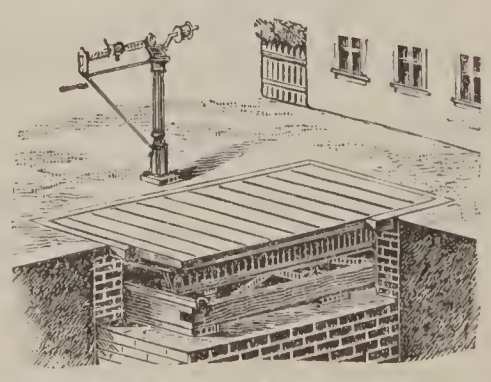
Kinderwaagen.
Kohlenwaagen.
Locomotivwaagen.
Oekonomiewaagen.
Papierwaagen.
Personenwaagen.
Silberwaagen.
Straßenfuhrwerks-waagen.
Tarawaagen.
Viehwaagen.
Waggonwaagen.

Schember's Decimalwaagen mit doppelten Zugstangen.



Centimalwaagen mit Scalen und Laufgewichten für die ganze Tragkraft.





Schember's stabile Centimal-Brücken-waage auf Mauerwerk ruhend, zum Abwiegen von beladenen Straßenfuhrwerken, mit Patentauslösung, Scalen und Laufgewichten für die ganze Tragkraft.

K. k. priv.

Allgemeine Assecuranz in Triest

(Assicurazioni Generali).

Gesellschaft für Elementar-Versicherungen gegen Feuer-, Transport-, Hagel- und Glasbruchschäden

und

für Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherung.

Errichtet im Jahre 1831.

Grundcapital und Garantiefonds 35 Millionen Gulden.

General-Agentschaft in Wien. — Assecuranz-Bureau im Hause der Gesellschaft.

Stadt, Bauernmarkt Nr. 2, im ersten Stock.

Die Gesellschaft versichert:

a) Capitalien und Renten in allen möglichen Combinationen auf das Leben des Menschen. — Ferner versichert dieselbe:
b) gegen Feuerschäden bei Gebäuden, beweglichen Gegenständen und Feldfrüchten;
c) gegen Hagelschäden bei Bodenerzeugnissen;
d) gegen Elementarschäden bei Transporten zu Wasser und zu Land.

Geleistete Entschädigungen:

Im Jahre 1886 9,814.465 fl. 52 kr. in 41.018 Schadenposten.
Seit dem Bestehen der Gesellschaft 197,280.155 fl. 20 kr. in 639.174 Schadenposten.

Die Gewährleistungsfonds der Gesellschaft bestehen laut dem Bilanz-Abschlusse per 31. December 1886 aus:

2,550.000	fl. — kr.	Grundcapital;
3,140.639	„ 63 „	Gewinnst- und sonst verfügbaren Reserven;
1,055.768	„ 40 „	Immobilien-Reserve;
1,333.284	„ 05 „	Reserve für Coursschwankungen der Werthpapiere;
22,918.436	„ 68 „	baren Reserven für schwebende Risken;
961.481	„ 21 „	Schaden-Reserven;
428.539	„ 07 „	Gewinnantheilen der Lebensversicherten;
35,088.149	fl. 04 kr.	Gewährleistungsfonds,

und waren dieselben am 31. December 1886 folgendermaßen angelegt:

1. Grundeigenthum und Hypotheken	9,688.319	fl. 66 kr.
2. Darlehen auf Lebensversicherungs-Polizzen	2,120.556	„ 94 „
3. Darlehen auf hinterlegte Staatspapiere	162.228	„ 97 „
4. Werthpapiere	16,629.339	„ 38 „
5. Wechsel im Portefeuille	247.483	„ 16 „
6. Conti correnti und Debitoren für verschiedene Titel nach Abzug der Creditoren	513.061	„ 07 „
7. Bar-Cassabestand bei der Anstalt und bei Banken	2,112.159	„ 86 „
8. Garantirte Schuldscheine der Actionäre	3,675.000	„ — „
	35,088.149	fl. 04 kr.

A. Prämienscheine und in späteren Jahren einzuziehende Prämien aus der Feuerbranche 22,462.483 fl. 38 kr.

B. Der ausgewiesene Versicherungsstand der Lebensversicherung belief sich am 31. December 1886 auf 97,782.853 fl. 96 kr. Capital.

Philipp Haas & Söhne

Wien.

Kaiserl. Königl.

Hoflieferanten, Möbelstoff- und Teppichfabrikanten.

Waarenhaus:

Stadt, Stock-im-Eisenplatz,

empfehlen ihr großes Lager in **Möbelstoffen, Teppichen, Tisch-, Bett-** und **Flanelldecken, Läufteppichen** in **Wolle, Bast** und **Jute, weißen Vorhängen** und **Tapeten,**

sowie das große Lager von

Orientalischen Teppichen und Specialitäten.

Filial-Niederlagen:

Budapest, Giselaplatz (eigenes Waarenhaus).
Prag, Graben (eigenes Waarenhaus).
Graz, Herrengasse.
Lemberg, Ulica Jagiellonska.
Linz, Franz Josephs-Platz.
Bukarest, Callea Victoriae.
Mailand, Domplatz (eigenes Waarenhaus).
Neapel, Piazza S. Ferdinando 52.
Genua, Via Roma.
Rom, Via del Corso ed angolo Via Condotti.

Fabriken:

Wien, VI., Stumpergasse.
Ebergassing in Niederösterreich.
Mitterndorf in Niederösterreich.
Hlinsko in Böhmen.
Bradford in England.
Lissone in Italien.
Aranyos-Maróth in Ungarn.

„Azienda“

österr. - franz. Elementar - und Unfall - Versicherungs - Gesellschaft | österr.-franz. Lebens- und Renten-Versicherungs - Gesellschaft

Direction: Wien, I., Wipplingerstraße 43.

Das eingezahlte Actiencapital und die sonstigen Garantiemittel der Gesellschaft betragen über

2 Millionen Gulden ö. W. | **9 Millionen Gulden ö. W.**

Die Gesellschaft leistet Versicherungen

gegen Schäden, welche durch **Brand** oder **Blitzschlag,** durch Dampf- und Gas-Explosionen, sowie durch das Löschen, Niederreißen und Ausräumen an Wohn- und Wirthschafts-Gebäuden, Fabriken, Maschinen, Mobilien und Einrichtungen aller Art, Waarenlagern, Vieh, landwirthschaftlichen Geräthen und Vorräthen verursacht werden;

gegen Schäden durch **Feuer** oder Blitzschlag während der Erntezeit an Feld- und Wiesenfrüchten in Scheuern und Tristen;

gegen Schäden durch **Hagelschlag,** an Boden-Erzeugnissen verursacht;

gegen Schäden während des **Transportes** zu Wasser und zu Lande.

auf das Leben des Menschen in allen üblichen Combinationen, als:

Versicherungen auf den Todesfall, sofort nach dem Ableben des Versicherten zahlbar an dessen Hinterbliebene oder die sonstigen Begünstigten;

Versicherungen auf den Erlebensfall, Altersversorgung, Kinderausstattung, zahlbar bei Erreichung eines bestimmten Alters an den Versicherten selbst;

Versicherung von Leibrenten, Witwenpensionen und Erziehungsrenten

zu den billigsten Prämien und unter den coulantesten Bedingungen, unter den letzteren speciell **Unanfechtbarkeit** der Polizzen und **Kriegsversicherung.**

Repräsentanzen der Gesellschaft:

in Budapest, Wienergasse Nr. 3 und Schiffgasse Nr. 2,
„ Graz, Albrechtsgasse Nr. 3,
„ Innsbruck, Colingasse Nr. 2,
„ Lemberg, Marienplatz Nr. 8 neu,
„ Laibach, Schellenburggasse Nr. 3,
„ Prag, Wenzelsplatz Nr. 54,
„ Triest, Via S. Nicolo Nr. 4,
„ Wien, I., Hohenstauffengasse Nr. 10.

In allen Städten und namhaften Orten der österreichisch-ungarischen Monarchie befinden sich Haupt- und Districts-Agentschaften, welche Auskünfte bereitwillig ertheilen, Antragsbögen sowie Prospecte unentgeltlich verabfolgen und Versicherungs-Anträge entgegennehmen.

Etablirt 1760.

Weltausstellung 1873.
Fortschritts-Medaille.

k. k. ldsbf.

Weltausstellung 1873.
Verdienst-Medaille.

Gold- und Silber-Militär-Uniformsorten-Fabrik

des

Franz Thill's Neffe,

Seiner k. und k. apost. Majestät Kammer- und k. k. Hoflieferant, Lieferant der Gesellschaft „vom rothen Kreuze".

Alle Arten **Uniform-Sorten** für **k. k. Generäle, Officiere, Beamte,** sowie für **Geheim-Räthe, Kämmerer, Truchsesse, Consule** und das **diplomatische Corps** und **Livréen;** Lager aller Gattungen Pferderüstungs-Sorten, Waffen und Fechtrequisiten, Specialität in modernen Prunkwaffen.

Wien, VIII., Josefstädterstraße Nr. 69.

Niederlage: I., Kohlmarkt Nr. 11.

k. k. priv. wechselseitige

Brandschaden-Versicherungs-Anstalt in Wien

im eigenen Hause, I., Bäckerstraße 26,

gegründet im Jahre 1825,

versichert

Gebäude und Mobilien.

Gesammt-Versicherungswerth mit Ende 1886	356,867.880 fl.
Theilnehmer	93.028
Vorschußfond	2,036.631 fl. 91 kr.
Special-Reservefond	308.887 „ 89 „

Commandite für Galizien: **Lemberg;**

Sammel- und Incasso-Stellen für Ungarn: **Budapest, Preßburg, Kesmark, Tyrnau, Oedenburg, Raab, Neusohl und Eperies.**

In Nieder-Oesterreich wird die Geschäftsführung in der Regel durch die P. T. Herren Gemeinde-Vorstände besorgt.

Alexander Karl,
General-Director, Abt des Stiftes Melk, lebenslängliches Mitglied des Herrenhauses, Landtagsabgeordneter, k. Rath ꝛc. ꝛc.

Rudolf Bayer,
General-Secretär.

Kwizda's Gicht-Fluid

seit Jahren erprobtes vorzügliches Mittel gegen

Gicht, Rheuma und Nervenleiden

Dasselbe bewährt sich auch vortrefflich zur Stärkung vor und Wiederkräftigung nach großen Strapazen, langen Märschen 2c. 2c., sowie im vorgerückten Alter und bei eintretender Schwäche.

Kwizda's Gicht-Fluid

ist **echt** zu beziehen durch **fast sämmtliche Apotheken,** en gros durch alle größeren Droguenhandlungen, welche zeitweise durch die Provinz-Journale veröffentlicht werden. Um Verwechslungen vorzubeugen, bitten wir das **P. T. Publicum,** beim Ankauf dieses Präparates stets

Kwizda's Gicht-Fluid

zu verlangen und darauf zu achten, daß sowohl jede Flasche, als auch der Carton mit obiger Schutzmarke versehen ist.

Preis einer Flasche 1 fl. ö. W.

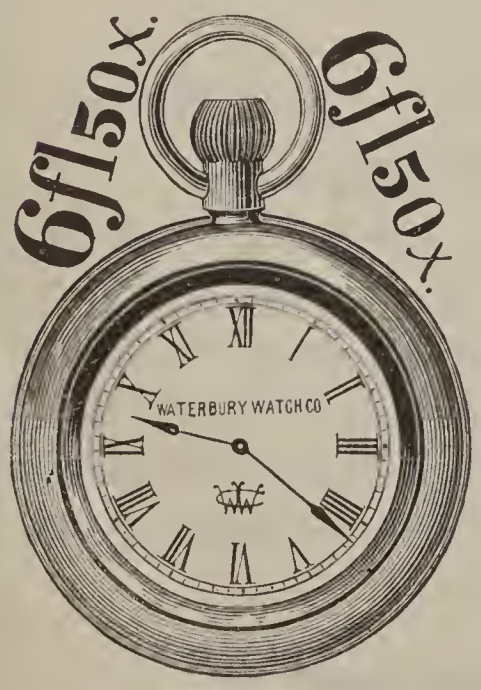
Hauptdepot: Kreisapotheke in Korneuburg.

Allgemeine Sensation erregt die amerikanische

Waterbury-Remontoir-Taschenuhr.

3 Jahre Garantie.

Neueste Uhren-Construction, genau gehend, dauerhaft, zuverlässig.



Gehäuse ist aus vernickeltem Neusilber, welches beim Gebrauch stets glänzend bleibt. Die Waterbury-Uhr geht nach einmaligem Aufziehen 28 Stunden und differirt in Monaten nicht um eine Minute. Ist selten reparaturbedürftig und werden eventuelle Reparaturen meistens umsonst, jedenfalls aber zu äußerst billigen Preisen besorgt, z. B. eine neue Feder für nur 35 kr.

3 Jahre Garantie.

Die **Waterbury-Taschenuhren-Fabrik** (Capital incl. Reserve zwei Millionen Gulden; täglich Production über 1600 Uhren) ist das größte und best eingerichtete Etablissement in der Uhrenbranche. Verkauf in England und Deutschland je 6000 Stück pro Monat und daselbst von den hohen Militär-, Eisenbahn- und Postbehörden vielfach eingeführt. Die Waterbury ist eine Strapazir-Uhr und passt wegen ihrer vorzüglichen Eigenschaften und ihres billigen Preises, nur fl. 6·50 per Stück, für Jedermann. Zu beziehen durch:

Harry Hedding & Co., Wien, IX., Kolingasse 5,

General-Depot und Reparatur-Werkstätte der Waterbury-Taschenuhren-Fabrik.

Detail-Verkauf in eigenen Läden: I., Kärntnerstr. 45 u. VI., Mariahilferstr. 91.

K. K. priv.

Milly-Kerzen-, Seifen- und Glycerin-Fabrik

von

F. A. Sarg's Sohn & Comp.

Liesing bei Wien.

Milly-Kerzen. | Stella-Kerzen.
Stearin-Weihnachts-Kerzchen. | Milly- und Kern-Seife.

Neue Patent-Milly-Nachtlichter in Blechkapseln. Ceresin (Milly-Wachs) und Ceresin-Producte.

Glycerin.

Glycerin-Toilette-Artikel:

Toilette-Glycerin, Flüssige Glycerin-Seife, Honig-Glycerin-Seife, Toilette-Carbol-Glycerin-Seife, Glycerin-Crême, Transparente Glycerin-Seife, Medicinal-Carbol-Glycerin-Seife, Sanitas-Glycerin-Seife, Chinin-Glycerin-Pomade, Krystall-Seife, Wiener Transparent-Seife, Glycerin-Seife in Stangen.

Neuestes:

„Kalodont",

amerikanische Glycerin-Zahn-Seife in Tuben.

Sanitätsbehördlich geprüft.

Die **Glycerin-Toilette-Artikel** dieser Fabrik erfreuen sich der **Gunst und Verwendung** bei:

Ihren Majestäten der Kaiserin-Königin von Oesterreich-Ungarn und der Kaiserin von Russland, Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit dem Kronprinzen von Oesterreich-Ungarn, Ihren Kaiserlichen Hoheiten den Frauen Erzherzoginnen Gisela und Maria Valeria von Oesterreich-Ungarn, Ihren Majestäten der Königin von Griechenland und der Königin von Neapel, Ihren Kaiserlichen Hoheiten der Grossfürstin Constantin von Russland und der Prinzessin Fedorowna etc. etc.

Comptoir: Wien, IV., Schwindgasse 7.
Haupt-Niederlage: Wien, I., Neuer Markt 2.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 104399990